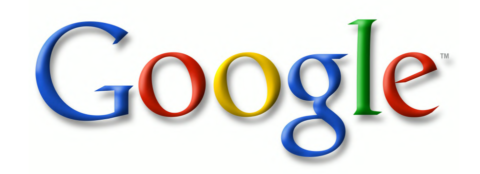
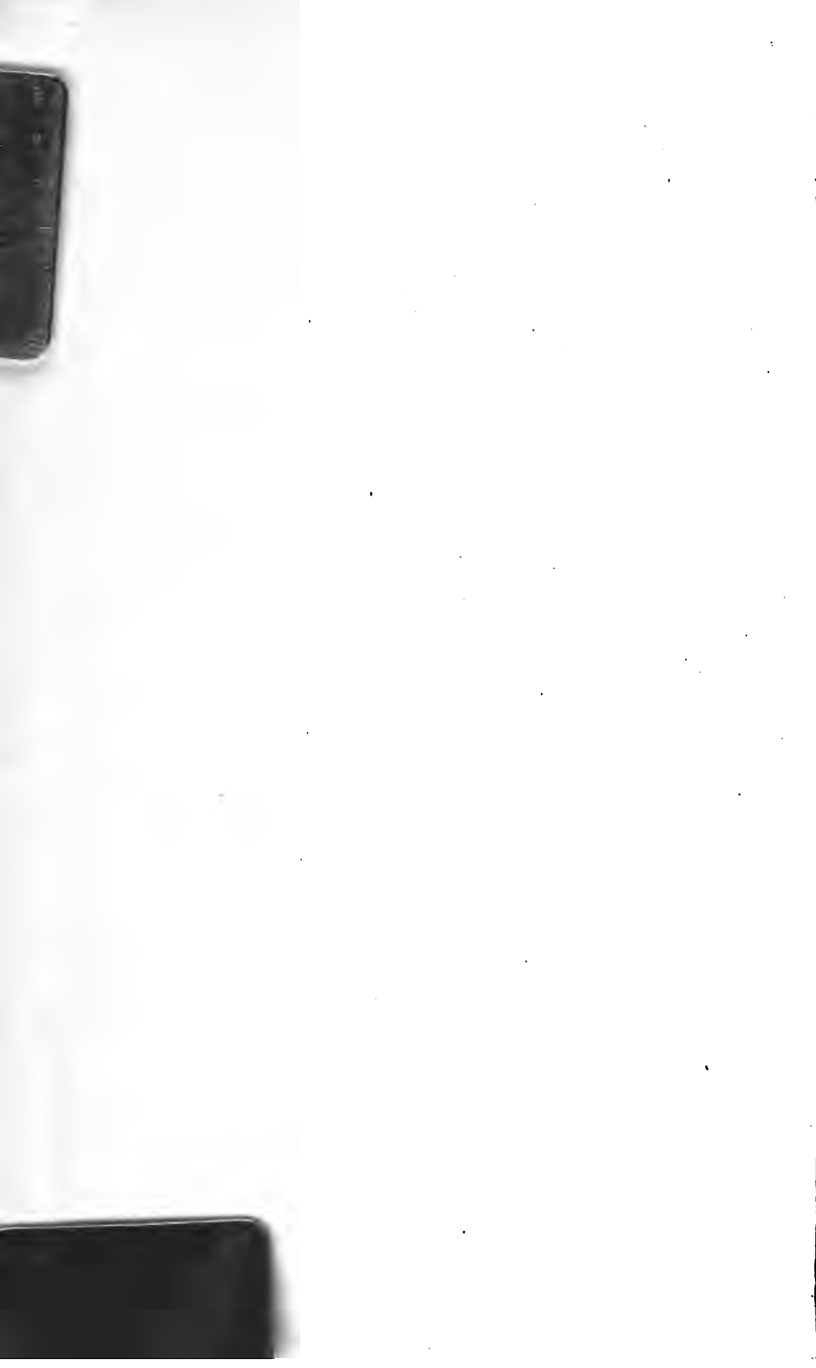


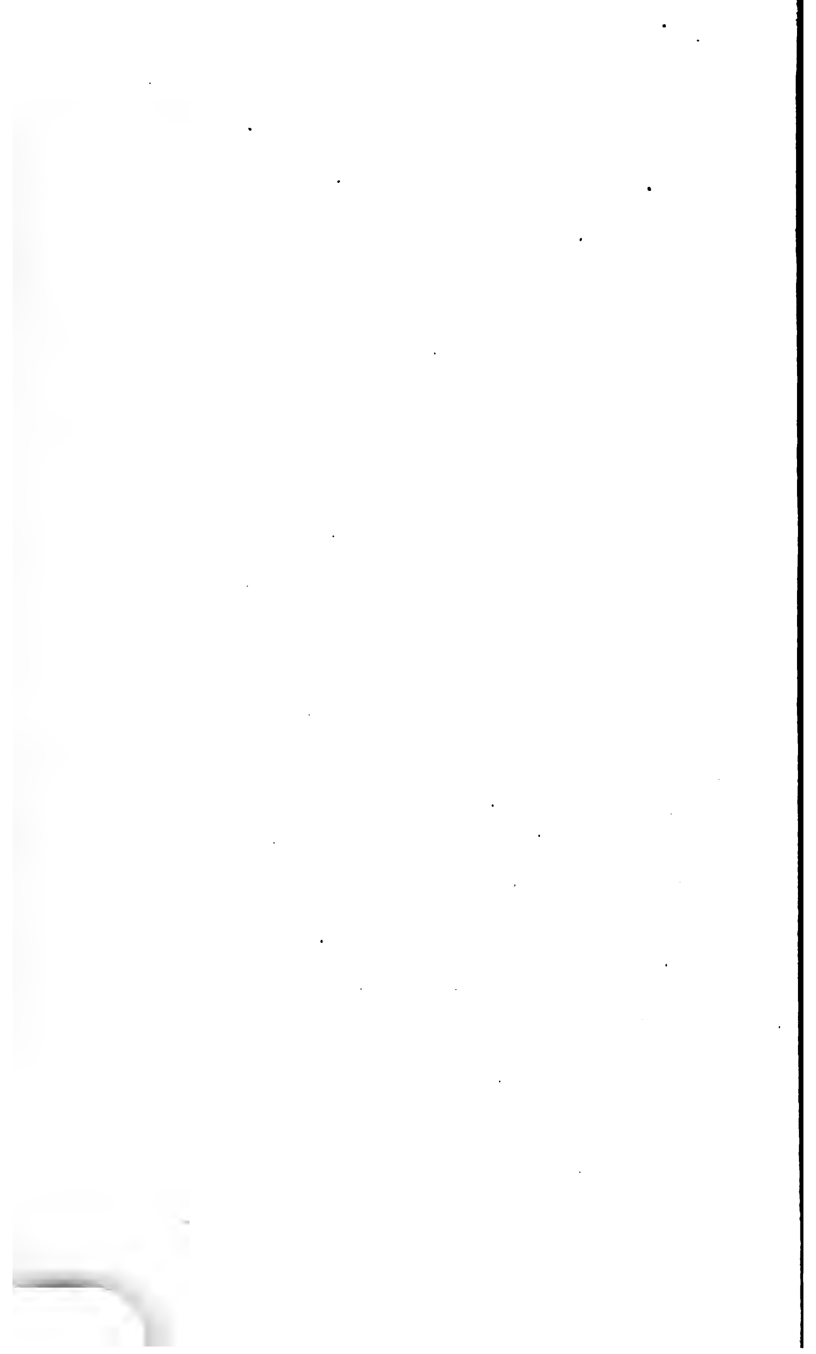


N.A.

Neue









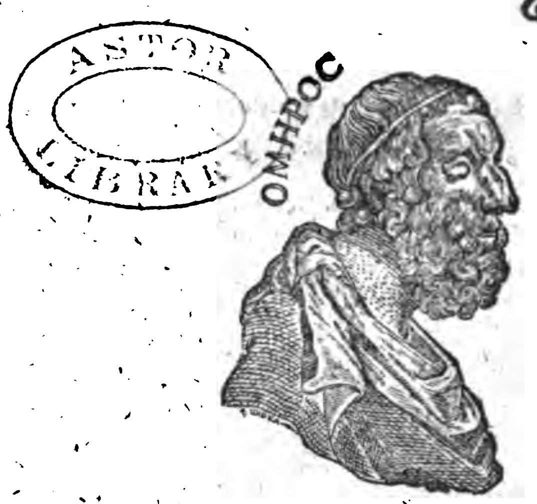


Benedict Maria Werkmeister

Pfarrer zu Steinbach, im Würtembergi-
schen; ehemals kathol: Hofprediger zu Stuttgard.

geb. zu Füssen im Allgau 1745 d. 22 Oct.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Herrn Pfarrer Werkmeister zu Steinbach.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig ein-
gelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt
hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im ersten Stücke des zwey u. achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Romane.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

K. C.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Romane.

VII. Schöne und bildende Künste.

VIII. Theater.

IX. Mathematik.

Leit-

X. Forst- und Jagdwissenschaft.

XI. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XII.

XII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIV. Handlungswissenschaft.

XV. Haushaltungswissenschaft.

XVI. Vermischte Schriften.

Mora-

Register
über das Intelligenzblatt
zum ersten Stücke des zwey und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Antikritiken.

4. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

5. Todesfälle.

6. Chronik deutscher Universitäten.

7. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

8. Anzeige kleiner Schriften.

9. Anfragen.

10. Reichs-

10. Reichstagsliteratur.

11. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die älteste Theodicee, oder Erklärung der drey ersten Kapitel des ersten Buchs der vormosaischen Geschichte. Von D. Wilhelm Abraham Teller. Jena, bey Frommann. 1802. 7 Bogen. 8. 10 gr.

Eine Unterredung mit dem bereits verewigten Geheimen Kriegsrath Müller in Leipzig, gab dem Verfasser, der hier seinem Freunde, ein Edler dem Edlen, ein Denkmal setzt, die Veranlassung zu dieser Schrift. Der Verf. war um seine Meinung von den verschiedenen Erklärungen der Erzählung des Falles Adams gefragt, und der Geh. Kriegsrath Müller, dem er das Wesentlichste, der hier ausgeführten Auslegung des Sinnes jener Erzählung mitgetheilt hatte, fand sie annehmlich; nur schien sie demselben eine Philosophie über den Menschen vorauszusetzen, die in dem Zeitalter der Erzählung kaum so gereift erwartet werden könne. Das Gespräch ward unterbrochen, und der Verfasser entschloß sich, seine Gedanken schriftlich seinem Freunde mehr aus einander zu setzen. Müller jedoch erlebte die Mittheilung dieser Schrift nicht, die nun dem gemeinschaftlichen Freunde Müllers, und des Verfassers, Herrn Generalsuperintendenten Rosenmüller in Leipzig, zugeschrieben ist, und in der die Zuschrift als Denkmal der Freundschaft dreyer so verdienstvoller Männer bemerkt zu werden verdient.

Der Hauptsache nach führt diese Schrift die Ansicht der drey ersten Kapitel der mosaischen Schriften weiter aus, die der Verfasser schon in seinem Wörterbuche des Neuen Testaments unter dem Artikel: Schlange, und in seiner Ausgabe des Turretin de S. S. interpretatione S. 185 f. eröffnet hatte. Er sieht die drey ersten hier erläuterten Kapitel nicht als eine Geschichte im engsten Sinne des Wortes; sondern als eine lehrende Dichtung an, welche der Darstellung wegen die Wahrheit, welche sie lehren wollte, in das Gewand einer Erzählung hüllte, wie seit Jerusalem und Herder die meisten neueren Ausleger mit ihm über diese Kapitel geurtheilt haben. Seiner individuellen Vorstellung nach, soll das erste Kapitel, dem alten Wahne von zwey Grundwesen, einem guten und einem bösen, entgegengesetzt, den einzigen Schöpfer des Weltganzen, den Höchsten, als höchstmächtig, weise und gütig darstellen; das dritte Kapitel aber, anstatt des allegorischen Gewandes des ersten, in ein mehr hieroglyphisches Gewand der Darstellung eingekleidet seyn. Unstreitig ist die vorangeschickte Bemerkung, daß die Zeichensprache älter ist, als die Wortsprache, die Bilderschrift älter, als die Buchstabenschrift. Einleuchtend ist dem unbefangen nachdenkenden Forscher die Bemerkung, daß die Erzählung von Adams Fall gleichsam die Geschichte jedes Sündenfalles, jeder Verführung zum Bösen und Unrecht, gleichsam der Spiegel ist, worin ein Jeder sich selbst beschauen kann und soll. Wahr und klar leuchtet aus der ganzen Erzählung die Absicht hervor, zu lehren, daß der Mensch, als ein moralisches Wesen, sich durch Vernunft selbst bestimmen, und die Sinnlichkeit, die ihm als Organ für die Sinnenwelt unentbehrlich war, beherrschen solle, und daß sein Wohl von dieser vernünftigen Selbstbestimmung und Beherrschung der Sinnlichkeit abhänge, daß er hingegen selbst Schöpfer seines Elends, Störer seines inneren Friedens, Urheber des drückendsten Ungemachs für sein Leben werde, wenn er den verführerischen Lockungen der sinnlichen Lust Gehör gebe, und die Stimme der Vernunft nicht hören wolle. Es ist so wahr, daß Paulus Lehre vom Widerstreit des Fleisches und des Geistes, der Sinnlichkeit, die den Menschen beherrscht, und doch dienen sollte, wider die Vernunft, und Jacobus Lehre von der Versuchung durch die eigene Lust, gleichsam der Kommentar ist zu der vormosaischen Erzählung. Es ist so unverkennbar

tref-

treffend gezeigt, daß eine buchstäbliche Auslegung dieser Erzählung jeden Augenblick anstoßen, und sich in Widersprüche mit sich selbst verwickeln müsse. Wissen gleich steife Anhänger der ältern Deutung auf alle Fragen des Verfassers aus ihrem Kompendium zu antworten; so können die Antworten doch dem Parteylosen, dem vorurtheilsfreyen Denker nicht genügen. Ganz auffallend wird diesem die Schlange das Bild eines jeden Verführers, einer jeden Reizung und Lockung zum Bösen seyn. Die Schlange war ja in der ältesten Dichtung, und ist bis auf unsre Zeit, das natürliche Bild dieses Gegenstandes. Ganz beystimmen wird er dem Verfasser, wenn er die Einfälle verwirft, daß die Schlange vor Adams Fall aufrecht gegangen sey, u. s. w. und sie selbst bloß zur Darstellung rechnet; oder wenn er bemerkt, daß das Paradieß selbst bloß zur Dichtung und Einkleidung gehöre; daß der Stand der Unschuld bloß wie bey Kindern, die noch nicht wissen, was Recht oder Unrecht ist, zu denken sey, und daß die Menschen sich vom Anfange an in einem Stande der Uebung und Prüfung befunden haben, u. s. w.

Zweifeln aber dürfte Mancher, ob denn gerade, wie der Verf. mit Philo annimmt, die Frau die personificirte Sinnlichkeit, der Mann der personificirte Verstand seyn sollte? Warum dürften nicht Adam und Eva als von dem alten Religionslehrer, der seine Lehre in diese Parabel einkleidete, zu dem Zwecke gewählt, und in derselben redend und handelnd eingeführt gedacht werden, desto treffender durch ihr Beyspiel zu lehren, was von allen Menschen, wie von den geglaubten Urmenschen gelte, wie gefährlich allen Menschen die Reizung der Sinnenlust, und was die Folge der Unterwerfung der Vernunft unter dieselbe sey? Verkennen darf man dennoch nicht die kunstlose Wahrheit der Dichtung, die das Weib zuerst verführt werden läßt, weil sich die Hebräer dasselbe als leichter verführbar, überhaupt als schwächer als den Mann dachten, und weil es das in der Regel auch ist. — — Ueber das Zeitalter der Entstehung der Erzählung, und ob damals noch der Ackerbau ungewöhnlicher, und es die Absicht gewesen sey, denselben zu empfehlen, dürften auch Manche nicht mit dem Verf. einstimmen. So früh die Entstehung derselben anzunehmen, ist unnöthig und schwierig, und die Absicht dürfte eher eine

Theodicee wegen der Uebel des Lebens seyn, die sich die alte Welt als Strafe der Sünde zu denken gewöhnt war. Ob der Dualismus ferner so alt sey, als der Verf. ihn hält, und ob nicht zuerst die Menschen auf viele gute, und böse Wesen riethen, die die Urheber der Güter und Uebel in der Welt seyn, möchte man auch bezweifeln, und eben so die Muthmaaßung, daß aus dem hebräischen Eden der Griechen Adonis und ἡδόνη, aus dem hebräischen Hallelujah das Eleleu der Priester im Gesange auf den Apollo, und aus dem hebräischen Namen Enoch, der griechische Name des Inachus beym Herodot entstanden sey, oder daß die Erzählung vom Paradiese zu der Tradition von den Gärten der Hesperiden, wo goldene Aepfel wüchsen, die ein feuriger Drache bewachte, gegeben habe, daß der Cherub mit dem flammenden Schwerdte in einen feuerspeyenden Drachen verwandelt, und der Name Hesperus, des Vaters der Hesperiden, aus dem Hebräischen עץ פרי, Ezperi, entstanden sey. Ein Gedächtnißfehler scheint die Bemerkung veranlaßt zu haben, daß der Mensch zuerst Mensch, und erst nach der Verführung Adam, der Irdene, genannt werde. Er heißt in der Erzählung vom Anfange an Adam. Von ähnlicher Art ist die Bemerkung, daß nicht von einem Garten in Eden, sondern von einem Garten Eden, das ist, von einem Lustgarten, einer goldenen Aue, wie man wohl im Deutschen sage, die Rede sey. 1. Buch Mos. 2, 8. 10. ist Eden klar der Name der Landschaft, worin die anmuthige Gegend gelegen haben soll, in welcher sich die Semiten den Aufenthalt der ersten Menschen dachten; vermuthlich weil die ältesten unter ihren Vorfahren, bis auf welche die Familiensagen hinauf reichten, in dieser Gegend gelebt hatten. — Die richtige Bemerkung, daß das Alter der Welt nicht aus diesen Kapiteln bestimmt werden kann, dürfte wohl nicht darauf zu gründen seyn, daß unter den sechs Tagen nicht eigentliche Tage, sondern Zeiten, Zeiträume zu verstehen seyn. Die Tage sind als ordentliche Tage, ausdrücklich von einem Abend bis zum andern gerechnet; doch gehören die Angaben der Tage und Tagewerke bloß zur Darstellung, nicht zur Lehre.

1. Buch Mos. 2, 2. 3. 10—15. 3, 24. hält der Verfasser für später eingerückte Randglossen. Später als die Bearbeitung des Schöpfungsgemäldes, durch welche dassel-

be

be in sechs Tagewerke abgetheilt wurde, dürfte 1. Buch Mos. 2, 2. 3. nicht entstanden seyn; da gerade der Nachtrag in diesen Versen den siebenten Tag nach jeden sechs Tagen der Erde, als das natürliche Schöpfungsfest auszeichnet. 1. Buch Mos. 2, 4 — 25. dürfte vielleicht als eine aus mehreren Sagen zusammengesetzte Einleitung zu der 1. Buch Mos. 3, 1 — 19. eingerückten Parabel zu betrachten, und 1. B. Mos. 3, 20 — 24. gleichfalls ein Nachtrag aus Sagen zu jener Parabel seyn. Wenigstens findet Rec. 1. B. Mos. 2, 5. und 15. nicht im Widerspruch, und daß alte Sagen den Ursitz der Urmenschen angaben, nicht unwahrscheinlich. Die Aehnlichkeit zwischen 1. B. Mos. 3, 23 u. 24. scheint dem Rec. auch kein Grund, den letzten Vers für einen jüngeren Zusatz zu halten. Ungebildete Erzähler sind es gewohnt, sich hie und da zu wiederholen, und übersetzt man: So vertrieb, u. s. w.: so ist der Vers der natürliche Schluß der Erzählung, die nach dem Sinne des Bearbeiters derselben anzeigen sollte, wie die Verbannung der Urältern aus dem Paradiese, und der Anfang eines mühevolleren Lebens für sie erfolgt sey. Doch sind dieß Kleinigkeiten, über welche die Meinungen verschieden bleiben mögen, wenn man gleich in der Hauptsache mit dem ehrwürdigen Veteran unter den besseren Exegeten völlig einstimmig ist. Die Idee, daß der Schöpfer die Uebel des Lebens dem sinnlichen Menschen als Gegengewicht gegen den Hang der Sinnlichkeit zu folgen, und zur warnenden Strafe bestimmte, setzt gewiß keine eigentliche Philosophie voraus.

A.

Predigten für die häusliche Erbauung, auf alle Sonn- und Festtage, von J. W. F. Mehliß, Superintendenten und Pastor zu Rehburg. Erster Theil. 1801. 517 Seit. Zweyter Theil. 1802. 517 Seiten. gr. 8. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 2 Rthl. 16 gr.

Diese Predigten sind zwar hauptsächlich, doch nicht ausschließlich der häuslichen und Familienandacht gewidmet. Der Verf. suchte sie so einzurichten, daß sie auch zugleich

zum Vorlesen in den Kirchen auf dem Lande möchten gebraucht werden können. Er band sich daher nicht an eine Art der Perikopen; sondern nahm bald die Evangelien, bald die Episteln, je nachdem sie ihm am zweckmäßigsten zu seiner Bearbeitung schienen. Doch behielt er im Ganzen die Perikopen bey, eben, damit sie auch zum Vorlesen in Landkirchen dienen könnten. »Auf weitläuftige Erklärungen der »Texte (sagt der Verf. in der Vorrede,) habe ich mich aus »eben dem Grunde (dieser zwiefachen Bestimmung) nicht »eingelassen, sondern meistens nur das gesagt, was nöthig »war, um den Vortrag selbst aus dem Texte herzuleiten.«

Der Predigten des ersten Theiles sind vom Neuenjahrstage an, bis zum fünften Sonntage nach Trinitatis 37, folgenden Inhalts: 1) Die Abwechselung unsrer Schicksale, als Mittel unsrer Erziehung für die Ewigkeit. 2) Was muß das Bewußtseyn unsrer Besserung in uns wirken? 3) Wie machen Aeltern die Verbindung mit ihren Kindern zu einer Quelle der Freude? 4) Rathschläge, das Glück des ehelichen Lebens zu sichern. 5) Vom rechten Gebrauch der Leiden der Unsrigen. 6) Verhalten des Christen bey feyerlichen und schrecklichen Auftritten in der Natur. 7) Ueber das anscheinende Glück mancher böser Menschen. 8) Die Welt kein Jammerthal. 9) Wie so wenig wir Ursache haben, unzufrieden mit dem zu seyn, was Gott im Irdischen uns schenkt. 10) Gute Rührungen und Empfindungen sind noch kein Beweis der Tugend. 11) Entschließungen bey dem Andenken an die Beschwerden des Alters. 12) Wachsthum an Erkenntniß, ein Hauptstück der künftigen Seligkeit. 13) Von den Versuchungen zur Zeit der Noth. 14) Gedanken für Aeltern, die ihrer Kinder wegen mit Last und Sorgen zu kämpfen haben. 15) Welche Scherze geziemen einem Christen nicht? 16) Wichtige Vorrechte dessen, der ein gutes Gewissen hat. 17) Tugend macht den Menschen in jedem Stande achtungswerth. 18) Bey eurer Tugendübung blickt unverwandt auf Jesu Beyspiel hin. 19) Was verpflichtet jeden Christen zur Feyer des heiligen Abendmahls? 20) Wie uns Jesus die Kunst lehret, in Friede zu sterben. 21) Werth des Andenkens an Jesum den Auferstandenen. 22) Von der nöthigen Beherrschung trauriger Empfindungen. 23) Wie werden wir in unsrer Religion gewiß? 24) Hüte dich, Christ! vor selbstverschuldeten Leiden!

den! 25) Von der Hoffnung des Wiedersehns in jener Welt. 26) Versündigung beym Zorn. 27) Warnung vor unnützen Beschäfftigungen mit der Religion. 28) Wichtige Ermunterung für den Himmel zu leben. 29) Dringende Bewegungsgründe, andern Menschen, wo wir können, zu dienen. 30) Warnung vor Spöttereyen mit der Religion. 31) Unterschied der Beschwerden im Dienste der Tugend und des Lasters. 32) Die Ehrfurcht gegen Gott, geweckt durch die Geheimnisse in der Natur. 33) Der Mensch legt hier den Grund zu seinem Schicksale in der Ewigkeit. 34) Ueber die Hartherzigkeit. 35) Von der nöthigen Verbindung des Vertrauens auf Gott mit der eignen Thätigkeit im Leiden. 36) Fromme Entschließungen bey dem Anblick so vieler Leiden auf Erden. 37) Ueber die zunehmende Gleichgültigkeit gegen Beschäfftigungen mit der Religion.

Nicht weniger ausgezeichnete und fruchtbare Themata, sind den Predigten des zweyten Theiles zu Grunde gelegt. Rec. glaubte die des ersten Theils hier namhaft machen zu müssen, um schon daraus urtheilen zu lassen, daß hier mehr als gewöhnliche Kanzelvorträge für die Presse bestimmt worden sind, welches in Zeiten, wo ein Jeder, der eine Predigt halten kann, schon Beruf findet, sie auch drucken zu lassen, ein gutes Vorurtheil erweckt. Für den Inhalt des zweyten Theils erlaubet die Gränze einer Anzeige keinen Raum.

Nachdem Rec., als Rec., die ersten Predigten gelesen hatte, las er die folgenden bis zu Ende, nicht mehr von Amtswegen, und aus Recensentenpflicht, — eine, in der That oft sehr drückende Pflicht, — sondern: sich zu erbauen; und sich an der eindringenden, prunklosen, doch lebhaften, erwärmenden und herzlichen Sprache des Verf., für die Tugend, und für thätiges Christenthum, wie unser Verf. es vom Herzen zu Herzen empfiehlt, zu erwärmen; und nichts ist ihm aufgestoßen, was dieser durch das Lesen der ersten Predigten erregten Erwartung widersprochen hätte. Freylich kann in einer so ansehnlichen Sammlung nicht jeder einzelner Gedanke gleich eindringend und bedeutend seyn; aber doch ist der Aufmerksamkeit des Rec. nirgends ein unpassender, übertriebener, schiefer, oder ganz vernachlässigter Gedanke oder Ausdruck vorgekommen.

Rec. wünscht solchen Predigten viele Hörer und Leser; denn er hofft, daß sie Niemand hören oder lesen werde, ohne fürs Gute dadurch erwärmt zu werden.

Die 5te 6. 10. 14. 24. 30. 31. 33ste Predigt des ersten Theils, und mehrere des zweyten haben R. vorzüglich gefallen.

Es gab eine Zeit, wo die Hälfte einer Predigt aus biblischen Sprüchen bestand. Das mochte wohl nicht viel taugen, und es konnte dabey kein fließender und eindringender Vortrag des Kanzelredners Statt finden. Zudem las man damals die Bibel viel in den Familien, und die Bekanntschaft mit ihr ließ sich voraussetzen. Kann man jetzt die Bekanntschaft mit der Bibel auch so voraussetzen? und sollte es wohl viel taugen, wenn man, außer dem Text, fast gar keinen biblischen Ausspruch von der Kanzel hört? Sollte es jetzt, bey so bekannter Abnahme des häuslichen Bibellesens — worüber unser Verf. selbst Seite 507. klagt — nicht mehr als je Bedürfniß seyn, die oft so vortrefflichen Kernsprüche, deren es eine große Anzahl in der Bibel giebt, mit dem Vortrage der Predigt, bald als Bestätigung des Gesagten, bald als Ermunterung zu verbinden? und sie so dem Gedächtnisse der Zuhörer zu erhalten? Jetzt, da die religiöse Unterhaltung sich immer mehr auf die Kirche beschränkt, und vielleicht bald ganz allein auf die Kirche beschränken wird; wo man bald alles, nur die Bibel nicht, lesen wird; wo man bey zufälligem Antreffen eines biblischen Kernspruchs, bald kaum noch wissen wird, daß er der Bibel angehört; bald nicht mehr wird glauben können, daß in der Bibel so etwas Gutes, wohl gar Vortreffliches stehe? — Sollte es jetzt nicht mehr als je nöthig seyn, so viel als möglich von der Kanzel herunter, die Bekanntschaft zwischen Bibel und Christen zu unterhalten? bald, um der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Vortrefflichen dieses ehrwürdigen Dokumentes unsrer Religion entgegen zu arbeiten, und dem Zuhörer zu verstehen zu geben, daß was er im Roman, oft mit großem Aufwande von Worten, schön, »göttlich schön« gesagt findet, in der Bibel, mit wenig Worten, oft weit schöner gesagt wird? bald, dem Zuhörer ein, vielleicht sehr nöthiges Wort des Trostes, der Ermunterung, vielleicht auch der Erschütterung, durch einen Kernspruch der Bibel in Gedächtniß und Herz zu legen? —

Pm.

1. Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Episteln, und über freye Texte (oder nach einem andern Titel: über die in der neuen Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten epistolischen Texte,) bearbeitet von M. D. J. W. Olshausen, Prediger zu Hohenfelde in Holstein. Schleswig, bey Röhß. 1802. Zweyten Theils dritter Band. 176 S. Vierter Band. 184 S. Dritten Theils erster Band. 199 S. gr. 8. 2 Rl.

2. Allgemeines homiletisches und liturgisches Archiv, von einer Gesellschaft bearbeitet, und herausgegeben von D. J. L. W. Scherer, Prediger zu Echzell im Hessen-Darmstädtischen. Frankfurt am Main, bey Jäger. 1801. Drittes Stück. 156 Seit. Viertes Stück. 140 S. gr. 8. 1 Rl.

3. Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Fest- und Feyertagsevangelien. Herausgegeben von D. J. W. Rau, öffentl. ordentl. Lehrer der Theologie rc. in Erlangen. Erlangen, bey Palm. 1802. Fünfter Band. 524 S. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Es ist hinreichend, diese drey Fortsetzungen mit wenigen Worten anzuzeigen.

1. Das hom. Handbuch behauptet im Ganzen seine Brauchbarkeit. Es ist reich an Winken und Skizzen für Prediger, und führt auf manchen Gedanken, der weiter entwickelt und bearbeitet zu werden verdient. Aber viele Entwürfe sind doch unstreitig auch so mager, oder so alltäglich, daß man sich wundert, wie ihnen der Verf. eine Stelle einräumen konnte, und zuweilen sind sie auch wohl so speciell, daß es beynahe bloß an den paar numerirten Ideen genügt; denn sie zu einer vollständigen Predigt auszuspinnen, würde oft unmöglich, wenigstens höchst langweilig seyn. — Dem vier-

vierten Bande des zweyten Theils ist übrigens wieder ein dreyfaches Register angehängt, das sich über den ganzen Theil erstreckt, und den Gebrauch des Werks sehr erleichtert.

2. In dem allg. Archive wechseln wieder Abhandlungen, ausgeführte Predigten, Homilien, Kasualreden, Predigtentwürfe und liturgische Formulare mit einander ab. Fast alles recht gut und nützlich; aber nichts, was eine weitläuftigere Anzeige nöthig machte. Das dritte Stück erwähnt (S. 143.) einer psychologischen Merkwürdigkeit. Zu Florstadt in der Wetterau nämlich soll ein Knabe seyn, der ein solches beyspielloses Gedächtniß hat, daß er die ganze Bibel wörtlich auswendig hersagen kann; noch mehr — der auch, wenn man nach einem Verse in diesem oder jenem biblischen Buche fragt, solchen richtig hersagt, die Parallelstellen der Evangelisten mit der größten Präcision bemerkt, und endlich weiß, wie viele Kapitel jedes biblische Buch, und wie viele Verse jedes Kapitel enthält. Der Vater dieses Knaben ist ein Maurer. Eine mehr detaillirte Nachricht von ihm, und besonders von dem Verhältnisse, worin die anderweitigen Seelenkräfte desselben zu seinem Gedächtnisse stehen, würde ohne Zweifel sehr interessant seyn, und könnte auch ihm selbst vielleicht nützlich werden.

3. Die Materialien reichen mit diesem Bande bis zum 27. Sonntage nach Trinitatis. Ein sechster und letzter Band, welcher entweder auf einmal, oder in zwey Abtheilungen geliefert werden soll, wird sich über die noch unbearbeitet gebliebenen evangelischen Texte ausbreiten, und zugleich ein vollständiges Sachregister über alle sechs Bände enthalten. Die Einrichtung und der Werth dieses Werks ist übrigens bekannt. Nach einer kurzen Erläuterung und neuen Uebersetzung des Textes, wird das Skelet mancher Predigt bis auf die kleinsten Theile, meist regelmäßig, vorgezeichnet, und es kommt nachher nur noch darauf an, ihm eine lebendige Form zu geben. Hin und wieder, aber nur selten, stößt man auch wohl auf einen ungewöhnlichen Stoff. Dahin gehört z. B. auch die Empfehlung der Schutzpockenimpfung (S. 274.), die jedoch hier, was doch schlechterdings erforderlich war, nicht durch moralische und religiöse Gründe, sondern bloß durch Aufzählung bekannter Thatsachen unterstützt wird, und wobey die Vorurtheile dagegen,

die

die doch unter dem großen Haufen noch so sehr in Umlauf sind, unbestritten bleiben.

We.

Die höchste Angelegenheit des Menschen mit ihren festen Gründen in seiner Natur, ohne alle äußere Stützen. Ein Erbauungsbuch für die gebildeten Stände, von J. E. Schmidt, Prediger zu Crussow in der Uckermark. Berlin, bey Maurer. 1801. 14 Bogen. 8. 16 gr.

Der Verf. hat, wie er in der Vorrede sagt, die Entwickelungen der neuen Philosophie, worunter er die Kritische verstehet, in dieser Schrift benutzt. Er ist aber doch hier und dort davon abgewichen, weil er sie, wie er selbst einräumt, vielleicht nicht recht verstanden, oder es doch für Pflicht gehalten. Er hat diese Schrift für gebildete Leser bestimmt, um sich daraus über die wichtigste Angelegenheit des Menschen zu belehren und zu erbauen. Diese Angelegenheit bestehet darin, daß, da wir einmal leben, wir auch wissen müssen, wozu wir leben, um recht zu leben. Der Inhalt dieser Schrift betrifft also mit andern Worten die Bestimmung des Menschen, und ist der Hauptsache nach folgender.

Die erstern Gegenstände setzen den Menschen und vornehmlich seine Sinnlichkeit in Thätigkeit. Er unterscheidet das, was ihm angenehm ist, von dem, was ihm unangenehm ist; fängt an, das erstere zu wünschen und darnach zu trachten, und das Unangenehme zu scheuen und zu fliehen. Der Verstand lehret ihn hierauf die Mittel anwenden, um zu dem, was ihm angenehm ist, zu gelangen, und in dieser Hinsicht beobachtet er die Pflichten, welche ihm die Klugheit vorschreibt. Er bemerkt aber bald, daß ihm die Anwendung dieser Mittel, und die Beobachtung dieser Pflichten nicht immer, und auch nicht sicher zu seinem Wohlseyn führen, und am allerwenigsten seine innere Gemüthsruhe und Zufriedenheit befördern. Hierauf kommt die Vernunft, und sagt ihm, was er überall und immer thun soll, der Erfolg

durchaus nicht der Fall,) und mit der Unterhaltung fürs Herz steht es dann schlecht aus. Die heilige Schrift ist auch wohl kein philosophisches Kompendium. Die Materien stehen da auch nicht immer nach logischer Ordnung; und doch ist sie das beste Buch, welches wir über die Theologie, über die Sittenlehre, und über unsre künftigen Erwartungen haben.« Atqui — ergo. — Was S. 59. den kritischen Philosophen Schuld gegeben wird; sie schneiden den Leuten alle himmlische Freuden und jenseitige Belohnungen ab, indem sie die Aussicht darauf aus dem Register gültiger Ermunterungsgründe zur Tugend wegstreichen, ist eine Aufbürdung in der Hitze des Eifers, und eine unwahre Folgerung. »Nichts, heißts da, bekömmst du dafür, daß du nichts Böses thatest. Das ist ohnehin deine gesetzmäßige Schuldigkeit. Die Ueberwindung, die es dir kostete, muß dir Lohn seyn; sonst ist deine Handlung nicht gut gewesen. — Wahrlich die Herren Philosophen sollten doch lieber Griechisch, Arabisch und Hebräisch schreiben, und ihre Weisheit vor der Hand für sich und unter sich behalten, bis die Menschen das helle blendende Licht erst vertragen können. Es ist nicht fein, daß sie das so deutsch, und das dazu in so schwerem Deutsch, dahin schreiben. Wäre es noch leicht zu lesen und zu verstehen: so würde bey Manchem nicht so viel Verwirrung entstehen.« Im vierten Brief legt der Verf. sein Glaubensbekenntniß von der Lebensart der Himmelsbewohner ab, wo er ihnen der Reihe nach Naturkunde, Mathematik, Chemie, Geschichte, schöne Künste, Malerey, Dicht- und Tonkunst, als Beschäfftigung und Unterhaltung anweiset. Wie leicht er sich die Beweisführung für seine Behauptungen macht, davon mag sich der Leser aus folgender Probe überzeugen. Daß wir uns dort gewiß wiedersehen und erkennen werden, wird aus 1. Thess. 4, 17. also dargelegt. S. 209. »Der Apostel bestimmt »hier mit ganz klaren Worten, daß wir allezeit werden »bey dem Herrn seyn. — Was zeigen aber diese Wor»te anders, (?) als daß nach unserm Tode die süßen Ban»de der Freundschaft und Liebe sollen wieder angeknüpft, so »fest geknüpft werden, daß sie selbst die Ewigkeit nicht wer»de trennen können.« Die Diktion ist sehr vernachlässigt, und Druckfehler kommen ohne Zahl vor, von welchen wir hier nur einige nachweisen. S. 29. L. 18. muß statt rauben, zu rauben gelesen werden; S. 128. L. 13. statt ver-

mag,

mag, vermögen, S. 144. L. 16. statt menschenfreundlich, menschenfeindlich; und welch eine verwirrte Periode. S. 78. »Es scheint oft, als ob unsre guten Thaten, oder, die Aeußerungen unsers guten Willens, gleich einem Kapital, das wir auf Zinsen ausgeliehen, oder in eine sichere Bank geleg. hätten; von welchem wir aber die Zinsen erst zu einer gewissen Zeit einnehmen dürfen, daß jene erst später Genuß versprechen.« Auch redet Niemand, wie S. 60. geschieht, von einer ewigen Bestimmung des Menschen; sondern von einer Bestimmung desselben für die Ewigkeit. Das beygegebene Kupfer — denn unser Exemplar enthält nur eines — ist unter aller Kritik schlecht.

Bl.

Die vier Evangelien zu synthetischen Homilien skizzirt, von Johann Jakob Friedrich Vogelgesang, Hochfürstl. Oettingischem Kirchenrath, und Pfarrer zu Trochtelfingen. Nördlingen, bey Beck. 1801. 284 S. 8. 16 gr.

Als eine vorläufige Empfehlung für diese Bearbeitung der vier Evangelien zu synthetischen Homilien, bemerkt der Verfasser in der Vorrede zweyerley: 1, Der Recensent seiner Predigtentwürfe über die Leidensgeschichte Jesu, in den neuen homiletisch-kritischen Blättern, habe gewünscht, daß er fortfahren möge, im homiletischen Felde zu arbeiten. Diesem Verlangen gemäß, liefere er also mit Vergnügen diese Skizzen. 2. Keine Unterscheidungslehre, und überhaupt keine Dogmatik sey darin aufgenommen worden, um ihnen auch für Religionslehrer, von einem andern Glaubensbekenntniß, Brauchbarkeit zu geben. — Keine Unterscheidungslehre? — Sehr wohl! Aber überhaupt auch keine Dogmatik? Das ist in der Eil doch wohl etwas zu viel gesagt. Giebt es denn keine Dogmatik, worin alle Religionspartheyen mit einander völlig und sämmtlich übereinstimmen. Z. B. Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit? Kann und soll es denn aber etwa gar Verdienst seyn, von unsern Kanzelvorträgen auch selbst diese auszuschließen? Das kann wohl nicht die Meinung des Verfassers gewesen seyn, da dem Inhalte seiner Skizzen diese Dogmata oft genug

zum Grunde liegen. War nun aber das nicht seine Meinung: so hätte er auch lieber so etwas gar nicht sagen sollen. Denn so wie es hier gesagt wird, nimmt es gerade sich so aus, als ob es seinen Skizzen zu einer besondern Empfehlung gereichen sollte, die es doch aber gewiß nicht seyn kann. Es würde zu weitläuftig seyn, diese Skizzen hier noch einmal zu skizziren. Nur soviel also! Man kann leicht denken, daß dergleichen kurze Entwürfe nicht alle von gleichem Werthe seyn können; aber auch für die Kanzel sind sie nicht alle von gleicher Brauchbarkeit und Schicklichkeit. Z. B. S. 1.: »Ueber Familien und Stammbäume.« — Das Ganze hat an sich schon für die Kanzel wenig Praktisches, und wenn es S. 2. heißt: »Viele Familien sterben aus; ist denn aber eine Gruft, die nicht mehr geöffnet werden darf, etwas trauriges?« — so ist nicht recht abzusehn, was der Verfasser damit eigentlich sagen wollte, und was für ein Trostgrund für eine aussterbende Familie darin liegen soll. Ferner, S. 146. »Ueber schwangere Frauen.« Welcher Prediger würde es wohl wagen dürfen, vor einem solchen gemischten Haufen, dergleichen er doch immer vor sich hat, öffentlich auf der Kanzel über einen solchen Gegenstand zu reden, ohne besorgen zu müssen, daß er anstößig werden, und besonders bey jungen Leuten, Lachen und Spott erregen würde? Uebrigens aber enthalten diese Skizzen manche gute Gedanken, und leiten oft auf nicht gemeine Ansichten, die wohl verdienen, weiter, aber von geschickten Bearbeitern, bearbeitet zu werden. S. 262. heißt es: »Wer zu sterben weiß, der darf nicht trostlos seyn.« — Dieser hier so kurz nur gleichsam hingeworfene Satz dürfte so, wie er da steht, wohl leicht einer sehr großen Zweydeutigkeit und Mißdeutung unterworfen seyn. Auch mancher fremden Wörter, die der Prediger auf der Kanzel nicht gebrauchen darf, z. E. masquiren, censiren, suspendiren, Komplimente, u. a. m., hätte der Verfasser in einer Schrift, die zum Gebrauche für die Kanzel bestimmt ist, wohl billig sich enthalten sollen.

Wd.

Alexander Gerard's, weiland Doktors und Professors der Theologie an der Universität, und dem

Königl.

Königl. Kollegium zu Aberdeen, Königl. Großbritannischen Hofkaplans, Vorlesungen über die Führung des Pastoralamtes. Aus dem Englischen übersetzt, von Michael Feder, Prof. zu Würzburg. Würzburg, bey den Gebrüd. Stahel. 1803. 508 Seiten. 8.

Die Absichten, warum diese englische Pastoraltheologie ins Deutsche übersetzt wurde, giebt D. Feder in der Vorrede an. »Katholische Kandidaten des Pastoralamtes sowohl, »als wirkliche Pastoren sind, leider, nur zu oft in dem »Falle, daß sie glauben, die Forderungen, welche von »katholischen Lehrern an sie gemacht werden, seyen zu »strenge. Diese mögen sich aus der Lektüre (Lesung) dieses »Werkes überzeugen, daß ein in Schottland aufgestellter, »größtentheils den (m) Lehrbegriff (e) der reformirten Kir»che folgender, Lehrer keine gelindere Forderungen an künf»tige und wirkliche Pastoren mache.« Die zweyte Absicht soll seyn, den künftigen Pfarrern zu zeigen, »wie gewisse, »der katholischen Kirche eigenen, Anstalten und Lehren von »akatholischen Parteyen angesehen und beurtheilet wer»den.« Beyde Absichten könnte zwar der katholische Kandidat des Pfarramts, ohne diese ausländische Arbeit zu kennen, eben so leicht, und noch besser erreichen, wenn er die Pastoralanweisungen; welche **Baumgarten**, **Seidel**, **Spörl**, **Miller**, **Rosenmüller**, **Jacobi**, **Semler**, **Niemeyer**, **Leß**, **Nitsch**, **Teller**, **Pfeiffer**, **Beyer**, **Ziegler**, **Witting**, u. a. m. in Deutschland geschrieben haben, lesen wollte. Dessen ungeachtet verdiente dieses Werk eines Schottländers, die wohlgerathene Uebersetzung, die D. Feder dem deutschen Publikum liefert. Das Original ist zu London im Jahre 1799 von Gilbert Gerard, des Verf. Sohne und Nachfolger im Lehramte, herausgegeben worden. Es zerfällt in drey Theile; der erste handelt von der Wichtigkeit des Pastoralamtes; der zweyte von den Pflichten des Pastoralamtes; der dritte von den, zur Erfüllung der Pastoralamtspflichten nöthigen Erfordernissen. Manche Gegenstände sind zu kurz abgefertigt worden, z. B. der Abschnitt vom Katechisiren S. 259. der nur sieben Seiten einnimmt. Der Verf. findet die Sokratische Methode

 Luc.

Luc. I, 4. Apostelg. XVIII, 25. im Worte κατηχημενον schon erwähnt; da doch κατηχεω von jedem Unterrichte, ohne Rücksicht auf die Methode, von guten Griechen, und im N. T. gebraucht wird. D. Jeder würde sich ein bleibenderes Verdienst erworben haben, wenn er, statt einer trockenen Uebersetzung, berichtigende Anmerkungen und Zusätze gegeben, und das Ganze zum Gebrauche seiner Kirche bearbeitet hätte; welches ihm, bey dem großen Vorrathe deutscher Vorarbeiten, nicht schwer würde gewesen seyn.

Mw.

Ueber Gottesverehrung und kirchliche Reformen, mit besonderer Hinsicht auf die von Friedrich Wilhelm III. dem preußischen Oberkonsistorium abgeforderten Vorschläge, zur Belebung eines echt religiösen Volkssinnes. Von D. Jenisch in Berlin. Berlin, bey Braun. 1803. 16½ Bogen. 8.

Es ist bekannt, daß ein religiöser Sinn etwas sehr Seltenes zu unsern Zeiten ist, und daß eben deßhalb gegen die öffentliche Verehrung Gottes, oder wie man sich ehedem ausdrückte, gegen den öffentlichen Gottesdienst, eine Gleichgültigkeit, eine Nichtachtung herrschet, welche einem, der nicht von dem Geiste dieser Zeit angesteckt ist, und die Folgen davon besonders für den großen Haufen bedenkt, höchst auffallend und niederschlagend ist. Denn der Schade davon ist größer und unübersehbarer, als man insgemein glaubt. Eine vernünftige Religion ist die Hauptstütze des Staats, und der Hauptquell der Volksglückseligkeit von jeher gewesen, und wird es bleiben so lange die Welt stehet, und die Menschen, Menschen sind. Ist nun auch ein öffentlicher Kultus schlechterdings nothwendig: so wird er auch von einem jeden Vernünftigen, er sey Regent oder Staatsbürger, geschätzt werden müssen. Und wenn dieser öffentliche Kultus zweckmäßig ist: so sollte sich der Aufgeklärte nicht für zu aufgeklärt, der Weise nicht für zu weise, und der Gutgesinnte nicht für zu gutgesinnt halten, um daran Theil zu nehmen. Aber es wehet jetzt ein Geist, der die Menschenherzen, wie in den Lüften nach ganz andern Regionen führet,

ohne

ohne daß sie selbst wissen oder überlegen — wohin? Der König hat deßhalb von dem Berlinischen Oberkonsistorium Vorschläge gefordert über die Mittel, dem gesunkenen religiösen Volkssinn wieder empor zu helfen. Der Verf. obgleich nicht dazu aufgefordert, findet sich dennoch berufen, hier dergleichen Vorschläge zu thun, und äußert dabey, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn von Andern bessere geschehen, (obgleich er hierzu kein großes Vertrauen zu haben scheint, da er selbst Hand ans Werk legt, ohne diese abzuwarten,) nur wünscht er, daß sie bald geschehen.

Man kann es freylich keinem Geistlichen verdenken, wenn er in einer so allgemein wichtigen, und ihn selbst interessanten Sache seine Meinung sagt, und diese Meinung der allgemeinen Prüfung unterwirft, zumal wenn dieses ohne Anmaaßung, ohne gehässige Seitenblicke, und mit Bescheidenheit geschiehet. Indessen wird diese Meinung doch immer nur dann von einem vorzüglichen Gewicht seyn, wenn sie von einem Mann kommt, der nicht bloß wegen seiner Kenntnisse, sondern auch wegen seiner durch vieljährige Erfahrung gereiften Einsichten, und wegen seiner allgemein anerkannten Rechtschaffenheit, in einer allgemeinen und gegründeten Achtung stehet. Wer wird in dieser Sache nicht lieber die Meinung des Berlinischen Oberkonsistoriums, oder wenn von einzelnen Personen die Rede ist, die eines Spaldings, Tellers, rc. als die eines jeden Andern hören? Ueberdieß könnte diese Schrift doch auch leicht den Verdacht erwecken, daß der Verfasser derselben auf seine Vorschläge einen sehr großen Werth setzt, und glaubt, daß er der Mann sey, der vor allen Andern gehört zu werden verdiene, weil er der erste ist, der hier Vorschläge thut, und unaufgefordert im Publikum damit auftritt.

Doch dieß bey Seite gesetzt: so kommt es doch immer vornehmlich auf die Vorschläge selbst an. Diese schränken sich bloß auf die Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrungen, und auf die zweckmäßigere Einrichtung derselben ein, wodurch der Verf. allein das Uebel zu heben glaubt. Er will, daß verschiedene neue Feste, welche sich auf die Hauptbegebenheiten des menschlichen Lebens beziehen, eingeführet; daß der Hauptsatz, worüber geprediget wird, wie die Lieder, auf die Tafeln geschrieben werde; daß man sich

nicht an die Evangelien binden, sondern auch andere Texte nehmen soll; daß der Gottesdienst Vormittags, und Nachmittags später angehen, nicht bloß die Episteln, sondern auch andere Schriftstellen, oder Gebete und Betrachtungen vorgelesen, und Manches zur Erklärung hinzugefügt, Anderes weggelassen werden soll; auch nicht das Evangelium erst abgesungen, und hernach wieder vorgelesen werden soll. Auch schlägt er vor, einen größern liturgischen Gebrauch von der Musik zu machen, die Predigt bisweilen durch Gesang zu unterbrechen, die geübten Schulkinder und die Gemeine mit dem Gesang bisweilen abwechseln zu lassen, (wie bey den Herrnhuthern und Methodisten,) und insonderheit für gute Vorsänger zu sorgen. Bey dem Abendmahl sollen nach seiner Meinung immer zwey und zwey, z. B. Frau und Mann, oder Mutter und Tochter hinzutreten, und zugleich das Abendmahl empfangen; im Winter soll es seltener gehalten werden; auch ist er nicht abgeneigt, in manchen Fällen die besondere Beichte wieder anzurathen. Bey der Taufe will er, daß die gewöhnliche Formel in wenigen Worten, welche man dazwischen schielt, erklärt werde, und daß bey der Besprengung mit Wasser, und bey dem Auflegen der Hände auch zugleich an die Bedeutung dieser symbol. Handlung kurz erläutert werde. Bey den Katechisationen soll man von der Naturlehre und Naturgeschichte zwar im Allgemeinen Gebrauch machen; aber doch nicht zu sehr in das Einzelne und Besondere gehen. Zu der öffentlichen Konfirmation soll man den Sonntag wählen, und von dem reden, was dahin gehöret; auch soll man gewisse symbolische Vorstellungen oder Handlungen nicht verschmähen, (die aber hier nicht angezeigt werden.) Die Predigt soll nicht bloß mit Würde, sondern, welches die Hauptsache ist, mit Herzlichkeit gehalten, und nicht vom Papier gelesen werden.

Alle diese Vorschläge sind nun zwar nicht neu; sondern sie sind größtentheils bekannt, und von Andern sogar schon eingeführt oder befolgt; aber sie sind vernünftig und zweckmäßig. Es könnten aber noch andere hinzugefügt werden. Die Kirchen müßten anständiger und geschmackvoller, auch in Hinsicht auf Logen, Stühle und Sitze eingerichtet und dekorirt werden, da sie jetzt oft einem Pferdestall ähnlicher sehen, als einer Kirche. Es müßte von der Policey verboten werden, während des Gottesdienstes ein Geräusch zu

machen, Waaren feil zu haben, u. dgl. Es müßte der Hof in der Regel Sonntags Vormittags in der Kirche seyn. Die Einkünfte der Prediger müßten vermehrt werden, damit nur Männer von Einsicht, und von einem unbescholtenen Rufe dazu gewählt werden könnten. Und so wie man vormals den geistlichen Stand so viel wie möglich von allen übrigen Ständen trennte: so sollte man ihn jetzt im Gegentheil mehr mit den übrigen zu verbinden suchen, und die Prediger zu Aufsehern der Waisenhäuser, Hospitäler, geistl. Stiftungen, Armenanstalten, Gymnasien, Schulen, Mitgliedern der Landeskollegien, Policeyaufsehern auf den Dörfern und in den kleinen Städten rc. bestellen, und überhaupt den Predigern Nebenbedienungen geben, wozu sie tüchtig wären, und die sie in ihrer Amtsverwaltung als Prediger nicht hinderten.

Allein Rec. zweifelt doch sehr, daß, wenn auch alle diese Vorschläge zur Ausführung kommen, dadurch das Uebel gehoben werden wird. Es liegt offenbar tiefer, und es müssen also auch noch mehrere Veranstaltungen getroffen werden, wenn der religiöse Volkssinn, wieder hergestellet, oder doch weiter verbreitet werden soll. So wenig man ein moralisch guter Mensch werden kann, wenn man nicht in der Kindheit und in der Jugend dazu ist gebildet worden, eben so wenig kann man auch ein religiöser Mensch werden, ohne die gehörige Bildung dazu in den Jahren der Kindheit und der Jugend. Die Hauptsache wird also doch am Ende immer zwar keine bigotte, aber doch eine vernünftig religiöse Erziehung seyn. Und ist das nun unsere gegenwärtige? Man mag einen auch noch so großen Werth darauf setzen, oder noch so sehr dafür eingenommen seyn: so wird man das mit Grund doch nicht behaupten können, man müßte denn, wie es bey manchen Schriftstellern jetzt die Gewohnheit ist, mit dem Worte Religion bloß spielen wollen. So viel wir auch durch die neuere Erziehungsmethode, an Vielfachheit der Kenntnisse, an Bildung des Verstandes, Schärfung des Urtheils, und richtigern und allgemeinern Gebrauch der Vernunft, in der Untersuchung der Wahrheit gewonnen haben: so wenig ist doch gewonnen worden, wie die Erfahrung zeigt, in Ansehung des moralischen Sinnes, und besonders in Ansehung des religiösen Sinnes, der doch auch in dem Menschen liegt,

und nur geweckt und gestärkt werden darf. Dieser religiöse Sinn ist seit 30 Jahren nicht nur weniger als vormals geweckt und gestärkt, sondern er ist sogar hier und dort unterdrückt, und es ihm oft, ohne daß man es selbst wußte, oder daran dachte, entgegen gearbeitet worden. Sonst war der Religionsunterricht in allen Gymnasien, Erziehungsanstalten, Bildungsinstituten, Schulen, die Hauptsache; und jetzt ist er Nebensache. Sonst sprach der Lehrer in den grossen und kleinen Schulen, und der Professor auf Universitäten mit Achtung von der Religion; und jetzt oft in einem leichtsinnigen oder spöttelnden Ton, der denn auch seine Wirkung thut. rc. Wenn das nun schon seit 30 Jahren so fortgedauert hat: darf man sich nun noch wundern, daß es in dem gegenwärtigen Zeitalter an diesem religiösen Volkssinn fehlet, und daß sich nun die Folgen davon zeigen? Es müßte also in den großen und kleinen Schulen, rc. ein höherer Werth auf den Religionsunterricht gesetzt, vernünftigere und zweckmäßigere Lehrbücher eingeführt, die Religion zu einer wahren Herzensangelegenheit gemacht, und von dem Lehrer jederzeit mit Ernst und Achtung, und wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, mit Wärme und mit Herzlichkeit davon gesprochen werden. Denn was vom Herzen kommt, das geht auch wieder zu Herzen.

An diese so wichtige Sache, an eine vernünftig religiöse Erziehung, hat aber der Verfasser kaum gedacht, indem er der Erziehung überhaupt nur beyläufig, und als eines unzulänglichen Mittels erwähnt. Uebrigens trägt auch diese Schrift die Spuren einer großen Eilfertigkeit an sich. So wie der Verf. in einer seiner vorigen Schriften durch König Friedrich II. so oft die Franzosen schlagen ließ: so läßt er hier S. 13. den Weltumsegler Cook durch die Otaheiter ermorden. Eben dieser Eilfertigkeit ist es unstreitig auch zuzuschreiben, daß er in dem Abschnitte von der Liturgie schon von den Predigten, und in dem Abschnitte von den Predigten wieder von der Liturgie redet. Es ist zwar sehr rühmlich, wenn er sagt: »Ich klage keinen meiner Amtsbrüder an, ich hasse keinen, ich schätze einen großen Theil »derselben, und die übrigen kenne ich nicht.« Allein nach dem Ton, der in dieser Schrift durchaus herrscht, und nach verschiedenen Aeußerungen in derselben, sollte man gerade das Gegentheil vermuthen. Hr. J. will keinen seiner Amtsbrü-

der

her anklagen; und was sind die vielen zum Theil ärgerlichen Anekdoten, welche er von manchen derselben erzählt, doch wohl anders, als öffentliche Anklagen vor dem Richterstuhle des Publikums? Er hasset keinen, — nun so muß es wohl die *Liebe* seyn, die ihn gedrungen hat, diese Anekdoten im *Publikum* durch seine Schrift zu verbreiten. Sonst deckt die *Liebe* die Fehler des Nächsten zu; aber hier deckt sie diese *Fehler* auf, und bleibt doch Liebe. Man sollte aber doch *beynahe* glauben, sie hätte das nicht nöthig gehabt, und *hätte* doch ihre Vorschläge zum allgemeinen Besten thun *können*. Er schätzet einen großen Theil seiner Amtsbrüder, — nun das werden denn wohl seine Amtsgehülfen seyn; von denen er aber vermuthlich mit der wenigsten Hochachtung hier die kleinsten Differenzen und Streitigkeiten erzählt, welche *zwischen ihm und ihnen* vorgefallen sind. — Was soll doch wohl *daraus* werden, wenn Männer von Talenten, wie der Verf., das Publikum mit dergleichen Armseligkeiten unterhalten, und sich dabey gefallen wollen? Kommt dadurch der Predigerstand etwa in Achtung, oder gewinnt der Verfasser dabey? Ist er ein Heiliger, an dem kein Makel haftet, von dem keine ihm nachtheilige Anekdote erzählt werden kann? S. 217. sagt er: »Ich wünschte »St. Evremonts bedeutungsvolles Wort,« (daß das Volk nur mit Eifer an Gott glauben werde, wenn man demselben einigen Aberglauben, sollte wohl heißen, einige nicht durchaus richtige Vorstellung gestattet,) »auf die Thüre so manches stürmisch-aufklärenden Konsistoriums,« (welches Konsistorium ist das? der Rec. sieht sich in Gedanken, in ganz Deutschland um, und kann kein Konsistorium finden, das *stürmisch hätte aufklären wollen*,) »als auf »einer Warnungstafel geschrieben zu sehen.« Wenn er nun fortfährt: »Der Dresdner Oberhofprediger Reinhard scheint »mir den hohen Sinn dieses Worts weiser zu beherzigen, »als unsere berühmtesten Theologen:« so kann man ihm dieses von vielen vernünftigen Leuten abweichende Urtheil schon zu gute halten. Wenn er nun aber hinzufügt: — »aber die »Knaben, (die berühmtesten Theologen) verstehn den Mann »nicht:« so weiß man doch in der That nicht, was man dazu sagen soll. Sind die berühmtesten Theologen hier Knaben, was sollen die übrigen unberühmten seyn? Der Rec. befürchtete auch, der Herr Oberhofprediger Reinhard würde dieß unerwartete Lob des Herrn Jenisch allenfalls gern

entbehrt haben. Eben so wird mit einer besondern Würde S. 81. gesagt, daß manche Prediger ihre Themata darum so allgemein fassen, damit sie auf einen jeden Sonntag, wie eine Ohrfeige auf einen jeden Backen, passen. Wenn der Verfasser endlich darüber unwillig wird, daß einer seiner älteren Amtsgehülfen seine Erinnerungen in Ansehung seines öffentlichen Katechisirens nicht annehmen will, und deßhalb in diesem Unwillen sagt: — »aber allein weise und »allein gelehrt, fährt er immer noch fort so zu katechesi»ren:« so fiel dem Rec. durch eine unwillkührliche Verknüpfung der Ideen der Rath des großen Luthers ein, den er hier auch Hrn. Jenisch zu geben wagt: — »in seinen eig»nen Busen zu greifen, und zu fühlen, ob er nicht Fleisch »und Blut habe.«

Cz.

Katholische Gottesgelahrheit.

Vorschlag, wie in der deutschen katholischen Kirche die Priesterehe allmählig eingeführt werden könnte. Nebst Materialien zu einem künftigen deutschen Konkordate. 1803. S. 60. 8.

Der Verf. dieser kleinen, aber wichtigen Schrift, sieht, nach der Vorrede, die Akten über den Cälibat für geschlossen an. »Die Vertheidiger desselben, besonders der Exjesuit »Zaccaria, haben alles gesagt, was zu seiner Ehrenrettung gesagt werden konnte. Die (katholischen) Gegner »des Cälibats haben ihn ebenfalls von allen Seiten her so »beleuchtet; seinen unbiblischen Ursprung, seine fanatische »Verbreitung, seine widerrechtliche Einführung so deutlich »dargestellt, und seine physische, ökonomische, politische »und moralische Schädlichkeit so offenbar gezeigt, daß eine »neue Untersuchung dieses Gegenstandes überflüssig wäre.« Der Verf. verweiset hierüber seine Leser an des ehemaligen Benediktiners Schubbauer, »dringende Vorstellungen an »Menschheit und Vernunft, um Aufhebung des ehelosen »Standes der katholischen Geistlichkeit. München 1782.« an die drey Hefte, worin ein Plan vorgelegt wird, wie

der

der Kriegsschaden in Schwaben, zum größten Vortheile der Religion, wieder ersetzt werden kann, 1801. (ebenfalls von einem gewesenen Benediktiner;) an die Abhandlungen in den Freyburger Beyträgen, Heft 2. 3 und 4. und an das Kirchenrecht von Gmeiner, Professor zu Grätz, II. Th. wo die Verwerflichkeit dieses despotischen Kirchengesetzes hinlänglich bewiesen werde.

In der Voraussetzung, daß der Cälibat, das scheußliche Thier, wie es Gleim nennt, von allen vernünftigen Katholiken verabscheuet werde, thut der Verf. zur Aufhebung desselben folgende Vorschläge: I. Der Landsherr soll das Ehehinderniß, welches sonst mit dem Cälibate verknüpft war, aus eigener Macht aufheben. Dadurch erhält jeder Priester die Vollmacht, in den Laienstand zurückzutreten, und zu heyrathen. Daß aber die weltliche Landesherren die Gewalt haben, das mit dem Cälibate verbundene Ehehinderniß aufzuheben, beweiset der Verf. S. 10. aus Gmeiners Kirchenrechte, und aus Werkmeisters Beyträgen zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland. Ulm 1789. I. Heft. II. Der Landesherr soll den geistlichen Professoren auf katholischen Universitäten und Gymnasien erlauben, Frauen zu nehmen, und ihnen dabey befehlen, ihre geistliche Funktionen, das Predigen, Beichthören, Messelesen ꝛc. fortzusetzen. Da der Gottesdienst in den Universitätskirchen bloß von gebildeten Katholiken und wohlunterrichteten Akademikern besucht wird; so wird der verehlichte Priester ohne Hinderniß seine Verrichtungen darin fortsetzen können. III. Der katholische Landesherr soll seine Hofgeistlichen heyrathen lassen. Da die Hofleute in allen Stücken ihrem Herrn folgen; so werden sie kein Bedenken tragen, die Predigt oder Messe eines Mannes zu hören, welcher mit einem würdigen Weibe getrauet ist, und bey seinem Fürsten in Ansehen stehet. IV. Wenn das Beyspiel des Fürsten und des Adels einige Jahre auf die Volksklasse gewirkt, und das Auge des Pöbels an verehelichte Priester gewöhnt hat, darf der Landesherr auch solchen Pfarrern die Erlaubniß zum Heyrathen geben, die ihre Gemeine hinlänglich dazu vorbereitet haben. Dieses alles kann der Landesherr ohne den Papst; der Verf. glaubt aber, daß der Papst auch einwilligen werde, wenn die Minister der deutschen Fürsten dem römischen Hofe

sie zu verstehen geben, daß man, im Falle der Weigerung, die Sache ohne ihn zu Stande bringen werde. V. Diesen Maaßregeln alles Anstößige zu benehmen, soll man kleinere Schriften über die Verwerflichkeit des Cälibats unter das Volk gratis austheilen lassen. VI. Man soll eine Sammlung von Geschichten, welche die schädlichen Folgen des Cälibats anschaulich darstellen, für das Volk veranstalten. VII. Man soll der Jugend keine Mönchsheiligen, sondern tugendhafte Eheleute, als Muster der Keuschheit vorstellen, und die elenden Gebetbücher, in denen ehelose Schwärmer gepriesen werden, dem Volke aus den Händen spielen. VIII. Man soll die Aufhebung des Cälibats zu einem Punkte des Konkordats machen, welches die deutsche Nation mit dem Papste schließen wird. Der Verf. bringt folgende Vergleichspunkte für dieses Konkordat in Vorschlag.

a) In Betreff der Bischöffe. Die Bischöffe sollen von ihren Landesherren gewählt werden, und ihre Bestätigung vom deutschen Primas erhalten. Sie legen nicht dem Papste, sondern dem Landesherrn, den Eid der Treue ab; beschränken ihre Gerichtsbarkeit auf bloß geistliche Gegenstände, und üben auch diese nicht ohne das Placetum des Landesherrn aus. Sie geben die nöthigen Dispensationen selbst, und aller Rekurs nach Rom hört auf. Die Appellationen gehen nicht weiter als zum deutschen Primas: oder wenn die wichtigern dem Papste vorbehalten werden: so muß der Papst deutsche Richter ernennen, welche die Sache in Deutschland entscheiden. Zum Beweise ihrer Anhänglichkeit an den Mittelpunkt der katholischen Kirche, geben die Bischöffe dem Papste Nachricht von ihrer Ernennung und Bestätigung, ohne etwas nach Rom zu bezahlen; wie überhaupt nie von Bischöffen, Priestern und Laien für ein Pallium, Privilegium, für Dispensationen oder Ablässe einiges Geld an die römische Curie soll geschickt werden. Ohne Vorwissen des Landesherrn soll in Rom gar nichts gesucht werden dürfen; und was daher kommt, soll der Bischoff erst dem Landesherrn zur Genehmigung vorlegen.

b) In Betreff des niedern Clerus. Es sollen keine andere Geistlichen geduldet werden, als nur Pfarrer oder Pfarrgehülfen. Diese geloben dem Bischoffe und dem Landesherrn Gehorsam, werden als Staatsbeamten betrachtet,

tet, und ihre Pfarreinkünfte sind, wie die Salarien der weltlichen Beamten, von Abgaben frey. Den Geistlichen soll erlaubt werden, sich zu verheyrathen, und nach ihrer Verheyrathung ihren geistlichen Dienst fortzusetzen. Diese Priesterehe soll, wenn die Einwilligung des Papstes erhalten werden kann, gleich jetzt durchgängig, oder nach dem obigen Vorschlage wenigstens allmählig eingeführt werden. Die Pfarrer sollen das Predigen für ihr vornehmstes Geschäfft ansehen, und lieber die Vesper, (Messe) auslassen, als die Predigt. Sie haben die Aufsicht über die Dorfschulen, und geben nicht nur in der Religion, sondern auch in andern Stücken, die zur Bildung der Landleute nöthig sind, Unterricht. Die jungen Geistlichen sollen, unter der speciellen Aufsicht des Landesherrn, auch zu guten Schullehrern und Katecheten gebildet werden. Das Brevierbeten ist abgeschafft, und der Geistliche liest statt desselben die heilige Schrift. In jedem Dekanat wird eine Lesegesellschaft errichtet. Die bischöfliche Büchercensur hört auf, und die Geistlichen stehen, wie andere Bürger, unter der allgemeinen Landescensur u. s. w.

c) In Betreff der Laien. Die Ehe, als Kontrakt, steht allein unter der weltlichen Macht. Die Kirche hat das Recht nicht, Ehehindernisse, aus eigener Gewalt, festzusetzen. Die Sponsalien hören auf. Gelübde sind kein Ehehinderniß; die Blutsverwandtschaft im dritten und vierten Grade, die Schwägerschaft, Adoption, geistliche Verwandtschaft, und das impedimentum publicae honestatis, sind es auch nicht mehr. Das Eheband wird auch bey Katholiken im Falle des Ehebruchs getrennt.

d) In Betreff des öffentlichen Kultus (Gottesdienstes.) Die Gottesverehrung wird in Deutschland, in deutscher Sprache gehalten. Der Exorcismus bey der Taufe wird abgeschafft. Das Mönchthum hört mit seinen Brüderschaften auf, u. s. w.

Rec. müßte den römischen Hof, und das katholische Deutschland gar nicht kennen, wenn er ein Konkordat von solchem Inhalte nur möglich glauben sollte. Einzelne Männer unter den Katholiken mögen immer ähnliche Wünsche hegen, und mit kluger Beybehaltung des Incognito ins Publi-

blikum bringen. Aber ihre Wünsche werden so lange unerfüllt bleiben, als ihre Kirche römisch-katholisch bleibt.

Mw.

Homiletische Bibliothek für Seelsorger und Prediger. Herausgegeben von Adam Forstner, Bisch. Konsistorialrath in St. Pölten, und Pfarrer im Markte Traismauer. Zweyte, ganz verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Sechster Band. St. Pölten, bey Lorenz. 1801. 628 S. 8.

Wenn das Werk in derjenigen Vollständigkeit fortgesetzt wird, in welcher es bis jetzt fortgeschritten ist: so trägt es den Namen einer Bibliothek mit dem vollkommensten Rechte. Dieser dickleibige Band enthält auf die fünf ersten Sonntage nach Ostern, auf den Bettag und auf das Himmelfahrtsfest siebenzig Predigten, auf jedes Evangelium zehen. Herbey also ihr Hungrigen, ihr sollt gesättigt, herbey ihr Durstigen, ihr sollt gelabt werden! Wie sehr auch unter Katholiken reichlich angefüllte Magazine dieser Art für Prediger Bedürfniß sind, beweist die zweyte Auflage dieses korpulenten Werks. Vom tiefen Eindringen in den Geist der evangelischen Geschichte, von genauer Kenntniß des menschlichen Herzens, von der seltenen Kunst einer faßlichen Entwickelungsgabe, oder von einer ausgezeichneten Kraft und Wärme des Ausdrucks haben wir keine Spuren gefunden; indessen gehören diese Homilien noch zu den erträglichen, und die geistesarmen Prediger sind glücklich zu preisen, wenn sie nie an eine schlechtere Quelle gerathen.

Cp.

Rechtsgelahrheit.

Vollständiges Handbuch für Maire und Adjunkten, Policeykommissaire, Municipalräthe, Kontributionseinnehmer und Repartitoren, Forst- und Feldwächter ꝛc. der 4 neuen Departemente (a) des

linken Rheinufers. Verfaßt von A. Keil, öffentl. Ankläger und Professor der Gesetzgebung, und P. C. Reinhard, Mitgliede des Arrondissementsraths und Prof. der Geschichte. Zwey Abtheilungen. Köln, bey Keil. (Leipz. bey Rein in Kommission) im 10ten Jahre der Republ. (1802.) Etwas über 3 Alphabet. gr. 8. 3 Rth. 20 gr.

Die Erscheinung dieses Werks ist für die von Deutschland abgerissenen, der französischen sogenannten Republik inkorporirten Provinzen gewiß, höchst erfreulich. Leider! ist es bekannt, und durch die von dem unglücklichen Emerich in der Minerva mitgetheilten Nachrichten bis zur Evidenz erwiesen, wie traurig es mit der Handhabung der Justiz und Policey bey unsern bedauernswürdigen Landsleuten dort aussieht; wie sie gerichtet werden, ohne zu wissen, wie? und gestraft, ohne zu wissen, worüber? Aus dem vorliegenden Repertorium von Gesetzen und Verordnungen, können sie sich doch nun über beydes im Allgemeinen belehren; wenn gleich nicht zu läugnen steht, daß, nach dieser Sammlung zu urtheilen, den dortigen Gerechtigkeitspflegern noch immer ein viel zu großer Spielraum gelassen worden ist.

Eine Auseinandersetzung und Prüfung der hier zur Publicität kommenden Vorschriften und Verfügungen würde uns zu weit führen, und bey der Versatilität und häufigen Abänderungen der französischen Machthaber auch ohne Nutzen seyn. Wir begnügen uns daher mit einer allgemeinen Anzeige des Inhalts, und einigen Bemerkungen.

Die erste Abtheilung liefert, nach Vorausschickung der neuesten Konstitution, des Gesetzes vom 8 Pluviose VIII, einiger Reden über dasselbe, und einer Einleitung zum Ganzen, zuerst die allgemeinen Policeygesetze in sechs Kapiteln; handelt hierauf die gerichtliche Policey in vier Kapiteln ab, und schließt so den ersten Abschnitt. Der zweyte handelt von Kontributionen; der dritte bestimmt den Civilstand; der vierte verordnet das Erforderliche über die Gemeinden, und die Verwaltung ihrer Einkünfte und Güter; der fünfte über die Munizipalräthe und ihre Funktionen, und der sechste ent-

enthält Verfügungen, welche sich auf Verwaltungssachen beziehen. In der zweyten Abtheilung findet man Ordonnanzen, Gesetze und Beschlüsse in Extenso, welche in der ersten Abtheilung bereits angeführt wurden, ein Inhaltsverzeichniß, und ein mit Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitetes Register.

Die Abschnitte, welche die Policeygesetze zum Gegenstande haben, sind mit musterhafter Ansicht und Bestimmtheit abgefaßt und vorgetragen; gewiß werden sie bey regelmäßiger Befolgung des höchst wünschenswerthen Zwecks, die Bewohner des Rheindepartements mit ihrer neuen Landesherrschaft zufriedener zu machen, nicht verfehlen. Wahrhaft musterhaft und nachahmungswerth sind die Vorschriften der Behandlung der Kranken, Policey der Mineralwasser, Korrespondenz, das Verhältniß der administrativen Gewalt zur richterlichen ꝛc. betreffend. Möge nur die S. 211. der ersten Abtheilung enthaltene, so wahre Bemerkung:

»Es ist nicht hinlänglich, nur Mittel zu verordnen; »man muß auch dafür sorgen, daß die äußern Umstände »die Wirkung der Mittel begünstigen.«

recht sorgfältig besorgt, und nicht nur bey physischen, sondern auch bey Staatsgebrechen nie aus der Acht gelassen werden!

Druck und Papier, so wie der verhältnißmäßig sehr billige Preis, (15 Franken an Ort und Stelle,) verdienen eine ehrenvollen Erwähnung.

T.

Einige Gedanken von der Sittlichkeit der Handlungen des Menschen, und dem Strafrechte. Von Ernst von Ernsthausen. Berlin, bey Himburg. 1802. 82 S. 8. 8 gr.

Die Veranlassung zu dieser Schrift haben nach der Schlußanmerkung S. 82. die von einigen Kriminalisten neuerlich aufgeworfenen Fragen: unter welcher Rubrik das Kriminal-

minal- oder Strafrecht zu bringen, und wie dasselbe von der Policey unterschieden sey? gegeben. Eine Beantwortung derselben ist nirgends zu finden, wohl aber findet man theologisch-juridisch-politisch-philosophische gerade und schiefe Alltagssentenzen durch einander, über gute und schlechte Handlungen, Verbrechen, Strafe, Todesstrafe, dolus, culpa, Zurechnung, Patrimonialgerichtsbarkeit, u. s. w. In einer Gesellschaft läßt man sich allenfalls gefallen, daß so geschwatzt wird; in einem Buche aber muß man es sich verbitten.

Ag.

1. Betrachtungen über die Herzogl. Mecklenb. Deklaratorverordnung, vom 12ten Febr. 1802., im Betreff der agnatischen Rechte beym Verkauf der Lehngüter, und der bey deren Ausübung einreißenden Mißbräuche, von einem Meckl. Vasallen. Schwerin, in der Bödnerischen Buchhandl. 1802. 18 Bog. Text, und 12 Bog. Anlagen. 8.

2. Abhandlung über das Retraktrecht der Söhne und Minorennen, auf altväterliche Stammlehne, besonders in Mecklenburg. Nebst Bemerkungen über die Deklaratorverordnung vom 12ten Febr. 1802. von C. W. D. von Winterfeld, Königl. Preuß. Justizkommissär zu Warschau. Göttingen, bey Dietrich. 1802. $18\frac{1}{4}$ Bogen Text, 19 Bogen Anlagen. 8.

Ehe wir unsre Leser mit dem Inhalte dieser beyden Schriften bekannt machen, müssen wir etwas über die Entstehung der Verordnung, welche sie veranlaßte, und die in derselben angenommenen Grundsätze vorausschicken; welches jedoch, um deßhalb nur in gedrängter Kürze geschehen kann, da außerhalb Mecklenburg dieser Gegenstand wohl nur ein sehr geringes Interesse haben dürfte.

Bekanntlich gehört Mecklenburg zu denjenigen deutschen Provinzen, in welchen ein großer Verkehr mit Güterhan-

del getrieben wird, so daß ein beträchtlicher Theil der Landgüter, in den letzten Jahrzehenden, seine Besitzer verwechselt hat. Wenn gleich, der Natur der Sache nach, dieser Verkehr nur zunächst die Allodial- und neuen Lehngüter zum Gegenstande haben konnte: so sind doch auch manche alte Stammlehne mit verkauft worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß nach und nach mehrere Agnaten auftraten, und die, während ihrer Minorennität, veräußerten Stammlehne vindicirten. Manche diese Ansprüche wurden verglichen; andere giengen ihren rechtlichen Gang fort; und zwey dieser Retraktsprocesse wurden im Jahre 1801. von der Juristenfakultät zu Jena, zum Vortheile der Retrahenten entschieden.

Diese Erfahrung und die Besorgniß mehrerer Acquirenten von alten Stammlehnen, selbige wieder herausgeben zu müssen, gab Veranlassung, daß eine aus der Mitte der Ritter- und Landschaft ernannte Deputation, auf dem 1800. zu Malchin gehaltenem Landtage ein Gutachten, diese Angelegenheit betreffend, einreichte, in welchem zur Sicherstellung des Besitzers, und des davon abhängenden Kredits der Vasallen, die möglichste Freyheit des Dispositionsrechts, als höchst nothwendig geschildert, und um eine Deklaration der dahin einschlagenden gesetzlichen Vorschriften, gebeten ward. — Die hierauf zur Prüfung dieses Gutachtens niedergesetzte Kommittee billigte dasselbe; worauf, nach dem Vorschlage derselben eine Deputation ernannt wurde, um mit der Lehnskurie über diesen Gegenstand zu konferiren, und mit derselben gemeinschaftlich eine Konstitution zu entwerfen. Nach hierauf gepflogenen Verhandlungen, entwarf die Lehnkammer in Schwerin, dem Gesuche der Deputation gemäß, eine Deklaratorkonstitution, welcher die Lehnkammer zu Strelitz beytrat, worauf sie auf dem Landtage übergeben, und mittelst Berichts, bestens zur Realisirung empfohlen ward. Dieser Konstitutionsentwurf ward fast allgemein genehmigt; indem nur einige wenige Mitglieder der Ritterschaft dagegen eine Protestation einlegten, vom Landesherren vollzogen, und am 3ten April 1803. als ein allgemeinverpflichtendes Deklaratorgesetz publicirt. Es enthält im Wesentlichen Folgendes:

1. Es sollen alle alte Lehen, bey eintretender Veränderung derselben, durch öffentliche, von der Lehnkammer zu erlas-

erlassende Proklamata, den Agnaten und Schuldnern, mit der Aufforderung angeboten werden, sich ihrer Rechte beym Verkauf des Lehns zu bedienen.

2. Die Descendenten des veräußernden Vasallen sollen jedoch nicht zu den aufzufordernden Personen gehören; indem selbige, *nach meckl. Lehnsgebrauch* schlechthin durch die *Handlungen* und Unterlassungen ihrer Ascendenten gebunden werden.

3. Sobald ein ergangener Präklusivabschied die *Rechtskraft* erlangt hat, sollen auf immer alle **Verkaufs**- und **Retraktansprüche** abgewiesen werden; ohne daß dagegen aus irgend einem erdenklichem Grunde, es sey der Abwesenheit, Unwissenheit, **Minderjährigkeit** rc. ein Restitutions- oder anderes *Rechtsmittel* zulässig wäre.

4. Es wird *diesen* **Gebräuchen des mecklenburgischen Lehnhofes** *vis legis expressae* gegeben, und Alles, was zur Aufstellung oder Anwendung anderer Grundsätze unternommen werden möchte, für unstatthaft und nichtig erklärt. Es soll daher bey Verschickung der Akten an auswärtige Fakultäten, über hier einschlagende Streitigkeiten, diese Verordnung beygefügt, und wenn dessen ungeachtet, ein ihr zuwiderlaufendes Urthel ergienge, dasselbe überall nicht publicirt werden.

Da laut der Einleitung, welche dieser Verordnung vorausgeht, dieselbe den Zweck hat:

> den aus der Eigenthümlichkeit der mecklenburg. Lehen fliessenden, und durch Lehnsgebrauch vorlängst eingeführten Grundsätzen und Regeln zu mehrerer Befestigung gesetzliche Kraft zu ertheilen;

so war wohl **die** Frage von der äußersten Wichtigkeit:

> ob wirklich jene, von der Lehnsverfassung der meisten übrigen deutschen Provinzen so ganz abweichende Prinzipien, dort durch Lehnsgebrauch vorlängst sanktionirt worden sind? —

Die Erörterung dieser Frage ist der Gegenstand der vorliegenden beyden Schriften; in der ersten wird sie bejahend, in der andern verneinend beantwortet.

Als einen Nachtrag zu der obigen kurzen Geschichte der oftgenannten Deklaratorverordnung müssen wir noch an-

führen, daß dieselbe, an einigen mecklenburg. Gutsbesitzern, namentlich dem H. Landrath von Flotow auf Reppline, dem Hrn. von Bülow auf Lentzen, und dem Hrn. Hof- und Landgerichtsassessor von Kamptz, heftige Gegner fand. Die von dem erstern sehr wichtigen, mit tiefer Sachkunde und musterhafter Deutlichkeit, gemachten Bemerkungen über die Natur der mecklenb. Lehne sind in den Anlagen zu Nr. 2. abgedruckt.

Wir kommen nunmehr zu der kurzen Inhaltsanzeige der beyden oben rubricirten Schriften.

Nr. 1. Im ersten Abschnitte sucht der Verfasser, (als welcher der Herr Regierungsrath Krüger in Schwerin genannt wird,) darzuthun, daß die Descendenten eines jeden Belehnten schlechthin verpflichtet sind, die Fakta ihres Erblassers zu prästiren. Er setzt dabey als entschieden voraus: daß, nach gemeinen Lehnrechten, bey einem nothwendigen Verkauf, kein Retrakt statt finde. Dieß zu beweisen, dürfte schwer, ja unmöglich seyn. Der einzige, S. 21. angeführte Gewährsmann H. L. Böhmer behauptet in den neuern Ausgaben seiner Princ. Iur. Feud. §. 280. 284. gerade das Gegentheil. Hierauf werden diejenigen sehr ausführlich wiederlegt, welche geglaubt haben, daß das Longobardische Lehnrecht auf mecklenb. Lehen Anwendung leide. Nun stellt der Verfasser den Satz auf: die mecklenb. Lehen sind nichts weniger als Feuda longobardica. Der zur Unterstützung dieser Behauptung geführte Beweis ist sehr dürftig ausgefallen, und möchte wohl Niemanden, der nicht bereits der von dem Verfasser angenommenen Meinung zugethan ist, überzeugen.

Im zweyten Abschnitte werden folgende Grundsätze des mecklenb. Lehnrechts, als durch Gesetze und Observanz begründet, angegeben: 1) die Lehen in Mecklenburg tragen Schulden; 2) die Lehengüter sind veräußerlich; 3) der Vasall, ist, auch ohne vorhergehendes Schuldenmachen, zum Verkauf des Lehens berechtigt; 4) die mecklenb. Agnaten haben das Recht des Näherkaufs; 5) dieß Recht steht bloß den eigentl. ihren Agnaten zu; 6) gegen eine gesetzmäßig zu Stande gebrachte Veräußerung eines Lehnguts, steht den ehemaligen Agnaten des Verkäufers kein Rechtsmittel zu; 7) ungesetzlich verkaufte Lehen, können von dem Lehnsfolger ein

gelö-

gelöset werden. Der erste bis vierte: so wie der siebente Satz können von den Gegnern des Verfassers willig eingeräumt werden; nur die Behauptung des letztern: daß der 5te und 6te Grundsatz aus den 4 erstern nothwendig folge, und seit mehrern Jahrhunderten der mecklenb. Lehnsverfassung zum Grunde gelegen habe, — ist, unsers Dafürhaltens, keinesweges von ihm erwiesen worden. Der enge Raum, den unsre Bibliothek, bey der immer zunehmenden Zahl von allgemeinen interessirenden Werken, der Beurtheilung von Provinzialstreitschriften widmen kann, macht es uns unmöglich, dieß hier auseinander zu setzen; auch hat es, unsers Dafürhaltens, der Verfasser von Nr. 2. bis zur Evidenz gethan; daher wir die Leser, welche darüber ausführlicher belehrt seyn wollen, dahin verweisen.

Im dritten Abschnitte der Betrachtungen wird die Geschichte der Entstehung der neuen Lehenskonstitution, oder der sogenannten Deklaratorverordnung, vom 10n Febr. 1802. erzählt. — Am Schlusse ist eine große Sammlung von Urkunden angehängt, welche die im 2n Abschnitte aufgestellte Behauptungen rechtfertigen und beweisen sollen. Wir müssen gestehen, daß, wenn das Anführen jener Verordnung, daß die in derselben aufgenommenen und mit gesetzlicher Kraft versehenen Grundsätze, schon seit geraumer Zeit bey der mecklenb. Lehnsverfassung herkömmlich gewesen und beobachtet worden wären, auf keinen haltbarern Gründen beruht, als diejenigen sind, welche diese Urkunden darbieten, es äußerst mißlich damit aussieht. Es müßte, dächten wir, dem Verfasser selbst einleuchten, wie wenig sie das beweisen, was sie doch darthun sollen.

Die weitschweifige, dunkle und verworrene Schreibart des Verfassers, dürfte demselben, da sie leider vielen Geschäfftsmännern eigen ist, zu verzeihen seyn. — Unverzeihlich aber, und durchaus nicht zu entschuldigen, ist die Heftigkeit und Erbitterung, mit welcher derselbe sich gegen diejenigen, welche nicht, wie er, über die ofterwähnte Deklaratorverordnung denken, ausläßt. Er spricht von **Meutereyen**, **Widerspänstigkeit**, ja er setzt so sehr alle Pflichten des Anstandes und der Schicklichkeit aus den Augen, daß er die Gegner jener Verordnung mit **Verbrechern** vergleicht, welche die peinliche Halsgerichtsordnung ungern recipirten, und ihnen räth, auch die siebente **Mosaische** Kon-

situation nicht anzunehmen. — (S. 166.) S. IV. der Einleitung fordert er sogar die obere Policeygewalt gegen sie auf.

Man erstaunt mit Recht, einen, in einem öffentlichen Amte stehenden, der Rechte also nicht unkundigen Mann sich so grober Ausdrücke und gehässiger Insinuationen gegen Männer schuldig machen zu sehen, die sich bey der bescheidenen Aeußerung ihrer abweichenden Meinungen nennen, und deren ganzes Vergehen darin besteht, daß sie anders urtheilen, als der Verfasser.

Nr. 2. beschäfftigt sich mit der Prüfung und Widerlegung der in den oben angezeigten Betrachtungen aufgestellten Behauptungen. Diese Schrift zerfällt in zwey Theile, von welchen der erste vom Retraktrechte der Söhne, und der zweyte, von dem der Minorennen handelt. In dem ersten sucht der Verfasser zu beweisen, (S. 49 f.) daß nach den, in Mecklenburg geltenden Rechten „den Söhnen sowohl des veräußernden, „ als des konsentirenden Vasallen, das Retraktrecht, auf Stammlehne, welche der Vater veräußert, oder in deren Veräußerung er gewilligt hat, zustehe. — Dieser Beweis wird so geführt, daß der Verfasser darthut: daß die berühmtesten meckleub. Rechtsgelehrten, die mecklenb. Juristenfakultäten, ja selbst der Landesherr und die Stände, bis auf die neuesten Zeiten, Grundsätze angenommen haben, welche mit dem jetzigen Zeugnisse des Lehnhofes im direkten Widerspruch stehen. Es wird gezeigt, S. 9—12. daß in den, auf Befehl des Landesherrn, bereits 1582 und 1602. so wie neuerdings 1757. gemachten Sammlungen, der besondern mecklenb. Lehnsgewohnheiten schon des Retraktrechts der Söhne, als ihnen zustehend, erwähnt wird; welches mit der oben, auf Veranlassung von Nr. 1. angeführten Behauptung der Deklaratorverordnung,

als ob das Gegentheil stets herkömmlich gewesen sey,

im graden Widerspruche steht. Es war daher auch ganz in der Ordnung, daß die sämmtlichen in- und ausländischen Juristenfakultäten jene Sammlungen bey ihren Urtheilen zum Grunde gelegt haben. Es werden mehrere Fälle angeführt, in welchen den Söhnen das Retraktrecht zugesprochen worden ist; und dagegen behauptet, daß, bis zu der

oft erwähnten Verordnung, ihnen solches nie, rechtskräftig aberkannt sey. Sehr merkwürdig ist das S. 38. mitgetheilte Faktum, (dessen Wahrheit wir auf die Verantwortlichkeit des Verf. annehmen müssen:)

> daß kurz vorher, ehe die Deklaratorverordnung erschien, eine äußerst wichtige Retraktklage gegen den Chef der Lehnkammer, (von welcher jene Verordnung ausgieng,) dem Hrn. Grafen von Bassewitz eingereicht worden; der Kläger aber durch ein Rejekturdekret abgewiesen, jedoch, auf eingewandte Appellation vom Reichskammergerichte, der Appellationsproceß erkannt ist.

Da sich der Kläger, dem die indeß erschienene Deklaratorverordnung in den Weg trat, welche sich lediglich auf das Zeugniß der Lehnkammer stützte, dabey nicht beruhigen zu können glaubte, und daher bey derselben mit dem Gesuche einkam, daß ihm die Gründe jenes Zeugnisses mitgetheilt werden möchten: ward er mit dieser, (allerdings nicht unbillig scheinenden) Bitte, ab- und angewiesen, sich an den Landesherrn und die Stände zu wenden. — — —

Im zweyten Abschnitte wird gezeigt: 1) daß der Retrakt binnen einem Jahre, nach erreichter Volljährigkeit und erhaltener Wissenschaft ausgeübt werden können, wenn gleich der Vater, Vormund, oder Kurator die Ausübung desselben für den Minderjährigen unterlassen, oder 2) in die Veräußerung ausdrücklich gewilligt, und dem Retrakt entsagt hätten; 3) wenn gleich ein Lehnspräklusivabschied ergangen wäre; ohne, daß es in allen diesen Fällen auch nur einer vorherigen Restitution bedürfe, und endlich 4) daß wenn man auch annehmen wolle, daß aus der unterlassenen Ausübung des Retrakts, der geschehenen Entsagung desselben, dem ertheilten Konsense, und dem Präklusivabschiede, Präjudiz gegen den Minderjährigen hätten entstehen können, demnach die Restitution dagegen statt finden müsse.

Der Verf. deducirt mit großer Sachkunde und Gründlichkeit, die Richtigkeit dieser Sätze, sowohl nach dem gemeinen Rechte, als den Landesgesetzen; und zeigt hiernächst, daß sein Gegner kein entgegenstehendes Gewohnheitsrecht nachgewiesen habe. Zu diesem Ende prüft er die der Krügerschen Schrift angehängten Belege, und beweiset sehr einleuchtend, daß die, der Dekl. Verordnung zufolge, statt

 finden

finden sollende Observanz, keinesweges aus denselben hervorgeht.

Das Resultat, welches aus den Untersuchungen des Verfassers sich ergiebt, und worin wir ihm völlig beypflichten müssen, ist folgendes:

1) das vorgebliche Gewohnheitsrecht, welches der oftererwähnten Verordnung zum Grunde liegt, ist durch die, den Krügerschen Betrachtungen angehängten Belege nicht erwiesen;

2) da jene Verordnung sich auf ein Zeugniß über ein Gewohnheitsrecht gründet, dessen Existenz nicht erwiesen ist; so ist dieselbe nicht als ein positives Landesgesetz zu betrachten.

— Uebrigens muß die Seltsamkeit des Verfahrens der Lehnkammer, in dieser ganzen Angelegenheit, jedem parteylosen Sachverständigen einleuchten. Man hätte, wie S. 34. sehr richtig bemerkt wird, erwarten sollen, daß die behauptete Observanz, durch Thatsachen, die das Lehnarchiv, falls jene gegründet war, liefern mußte, bewiesen, nicht aber, daß sie deklarirt werden würde; ein Verfahren, das vielleicht noch niemals in der Gesetzgebung statt gefunden hat! — — —

Schließlich müssen wir dieser Schrift noch das sehr verdiente Lob ertheilen, daß sie eben so gründlich durchdacht, als gut geschrieben ist; so daß sie zum Muster dient, wie man über verwickelte und abstrakte Gegenstände, der Gründlichkeit unbeschadet, faßlich und allgemein verständlich schreiben kann.

Za.

Versuch über die recht- und zweckmäßigste Einrichtung öffentlicher Sicherungsinstitute, deren jetzigen Mängel und Verbesserungen. Nebst einer Darstellung der Gefangen-Zucht und Besserungshäuser Westphalens. Von Justus Gruner. Frankfurt am M., bey Eßlinger. 1801. 14 und 281 Seit. 8. nebst einer Kupfertafel. 1 Rt. 4 gr.

Die-

Dieses Buch hat, wie schon der Titel zu erkennen giebt, zwey Seiten. Der Verfasser trägt in ihm rechtliche und politische Grundsätze vor, an die er historische Nachrichten kettet. Das Gesagte enthält viel Gutes und Bemerkungswerthes, die Vorschläge zu Verbesserungen sind nicht übertrieben, die Darstellung natürlich und gemäßigt. Freylich ist Vieles von dem, was der Verfasser aufstellt, schon bekannt; allein das Gute und Nothwendige kann nicht oft genug gesagt werden. Weniger dürfte der Verfasser in Rücksicht auf Strenge der Theorie und Ausführlichkeit befriedigen. Er spricht im ersten Abschnitte über Gefangenhäuser als bloße Anstalten zur Versicherung der Person derjenigen, auf welche der Verdacht eines Verbrechens gekommen ist. Sie sollen nach S. 14 fg. so beschaffen seyn, daß sie einen sichern Aufenthaltsort gewähren; dem Aufbewahrten aber nicht mehr Freyheit entziehen, als nöthig ist, und ihm daher weder an seiner Beschäfftigung noch Gesundheit hinderlich seyn; auch sollen sie nicht länger gebraucht werden als es nöthig ist, weswegen die Untersuchung so geschwind als möglich zu führen sey. Nach diesen Sätzen werden S. 25 fg. die jetzt bestehenden Gefangenhäuser, besonders auch in Hinsicht auf Westphalen S. 32 fg. geprüft. — Der zweyte Abschnitt S. 100. handelt von den Zuchthäusern als Anstalten, in welchen überführte Verbrecher eingesperrt, und zur Arbeit angehalten werden. Sie müssen nach S. 104 fg. ebenfalls Sicherung der Person des Verbrechers bewirken, nicht mehr Leids enthalten als nöthig ist, der Gesundheit unschädlich seyn, und auf Besserung hinwirken. Die jetzigen Zuchthäuser, insbesondere wieder die in Westphalen werden S. 122 fg. eben so wie im ersten Abschnitte nach den aufgestellten theoretischen Sätzen geprüft. — Der dritte Abschnitt S. 139. ist auf die Besserungshäuser gerichtet, welche den Zweck haben, Polizeyverbrecher und solche Personen, die keine peinliche Strafe treffen kann, aufzubewahren. Sie können ihrer inneren Anlage und Einrichtung nach mit der der Zuchthäuser völlig gleich (?) seyn; dürfen aber nichts Entehrendes enthalten, und sind am zweckmäßigsten mit den Arbeits- und Armenhäusern zu verbinden. Dieser Abschnitt über eine so wichtige und neue Materie ist sehr seicht. — Der vierte Abschnitt endlich bezieht sich auf Irrenhäuser S. 142. Auf sie haben diejenigen Ansprüche zu machen, bey denen die Unmöglichkeit sich zu er-

sonst ist dieß schlechterdings unzulässig, weil Arme, die vom Staate in Arbeit gesetzt werden, mit denjenigen, die zur Strafe für den Staat arbeiten müssen, durchaus nicht in eine Klasse gebracht werden dürfen, und es tritt hier dasselbe ein, was der Verfasser S. 22. in so gerechtem Eifer gegen die Entschuldigung wegen Mangel an Fonds zur Erhaltung der Sicherungsinstitute mit vielem Nachdruck und wahr gesprochen hat. Die Irrenhäuser sind eine ganz andere Art von Sicherungsinstituten, und hätten entweder gar nicht, oder nicht allein erwähnt werden sollen, weil zu Sicherungsinstituten im weitläuftigen Sinne, wo die Irrenhäuser auch mit zu ihnen gerechnet werden können, noch mehrere gehören als diese, ja jede Art von Policeyeinrichtung, welche zur Sicherung da ist, hieher gerechnet werden müßte.

Die Gefangen- und Zuchthäuser Westphalens, die der Verfasser im zweyten Theile seiner Schrift beschreibt, sind die zu Rittberg, S. 147. Paderborn, S. 150. Detmold, S. 157. Lemgo, S. 164. Herfford, S. 166. Minden, S. 170. Bückeburg, S. 175. Nienburg, S. 178. Hoya, S. 183. (Bremen, S. 185.) Oldenburg, S. 193. Aurich, S. 199. Emden, S. 202. Meppen, S. 206. Lingen, S. 208. Bentheim, S. 211. Steinfurt, S. 212. Münster, S. 213. Cösfeld, S. 221. Cleve, S. 225. Wesel, S. 227. Recklinghausen, S. 234. Steele, S. 235. Essen, S. 238. Kellinghausen, S. 242. Keyserswerth, S. 244. Düsseldorf, S. 245. Altena, S. 248. Dortmund, S. 254. Werl, S. 255. Arensberg, S. 260. Soest, S. 264. Lippstadt, S. 266. Rheda, S. 268. Bielefeld, S. 272. Ravensberge, S. 273. Osnabrück, S. 275. und Teklenburg, S. 280.

Fw.

Karl Christ. Alb. Heinr. von Kampz, des Herzogl. Mecklenb. Hof- und Landgerichts zu Güstrow, ordentlichen Beysitzers, Darstellung des Präsentationsrechts zu den Assessoraten am Kaiserlichen und Reichskammergerichte. Mit Urkunden. Göttingen,

tingen, bey Dietrich. 1802. 368 Seiten. 8. 1 Rh. 4 R.

Die eigenen verwickelten Verhältnisse, welche in der deutschen Staatskonstitution liegen, machten die Besetzung des Reichskammergerichts, je konstitutioneller solche geschehen sollte, nur um so verwickelter. Neben dem Oberhaupte und den Kurfürsten, sollten alle übrige Glieder des Reichs, aber nicht, wie jene, persönlich, sondern kollektiv d. i. Kreisweise daran Theil nehmen. Die Zahl der Beysitzer wurde von Zeit zu Zeit vermehrt. Bald mengte sich der Religionszwiespalt auch in diese Sache. Endlich mußte man dem evangelischen Theile die Religionsparität nachgeben; und nie konnte die Sache ganz von Reichswegen bestimmt und normirt werden. Immer blieb ein Theil davon der eigenen Ausgleichung der Glieder des Reichs und jedem einzelnen Kreise überlassen und heimgestellt. Aus diesem allem werden die Schwierigkeiten einer gründlichen und vollständigen Darstellung des Präsentationsrechts zu den Assessoraten des K. und K. Kammergerichts, zumalen wenn sie nicht allein statistisch sondern auch historisch seyn soll, leicht begreiflich. Der verdiente Verf. hat in der angezeigten Schrift beydes geleistet, und diese Materie mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit abgehandelt, daß ihm das Publikum für die viele darauf verwendete Mühe Dank schuldig ist. In der Einleitung bestimmt er zuförderst den Begriff von diesem Präsentationsrechte; giebt sodann davon die Entscheidungsquellen an, und macht den Leser mit der Litteratur desselben bekannt. Im 1sten Theile trägt er die historische Entwickelung des Ursprungs von diesem Rechte im Allgemeinen vor, und zwar zuerst vom Ursprung des K. G. Präsentationsrechts bis zum Westphälischen Frieden, und dann, von diesem bis zum Lüneviller Frieden. In 2ten Theile handelt er von den Präsentationen zu den einzelnen Assessoraten: zuerst von den kurfürstlichen Präsentationen sowohl überhaupt, den ordentlichen und außerordentlichen, als auch von jeder insbesondere; sodann von dem kaiserlichen Präsentationsrechte; und endlich von dem der Reichskreise: zuerst im Allgemeinen, und dann von der Präsentation jedes einzelnen Kreises; die angehängten Urkunden betreffen das

das neuere Präsentationswesen. Daß der Verf. mit dieser Schrift nicht bis zur gänzlichen Ausgleichung des Reichsfriedens gewartet habe, darüber dürfte sich vielleicht Mancher wundern. Die Vermehrung der Kurfürstenzahl; die Veränderungen im Baierschen, Fränkischen, Schwäbischen und Oberrheinischen, auch Niederrheinisch-Westphälischen; die wahrscheinlich sich von selbst ergebende Verminderung der Reichsgerichtsprozesse lassen wohl auch in diesem Präsentationswesen manche wichtige Veränderungen ahnden. Doch auch für diese bevorstehenden Veränderungen wird man des Verf. Schrift brauchbar finden.

H.

D. *Georg. Iac. Fried. Meisteri*, Consiliarii Reg aul. Iur. Prof. et Assessor. Facult. Iurid. in Acad. Georg. Aug. Principia juris criminalis Germaniae communis. Editio quarta insigniter immutata. Gottingae, typis Dieterich. 1802. XVI. und 522 Seiten ohne den Index und die Halsgerichtsordnung K. K. V. 1 Rh. 12 gr.

Je seltner es ist, daß ältere Schriftsteller bey neuen Auflagen ihrer Werke die Veränderungen in der Wissenschaft berücksichtigen, zumal wenn die Verwaltung öffentlicher Aemter, wie bey Hrn. M. der Fall ist, die schriftstellerische Muße unterbricht; destomehr gereicht es dem Verfasser vorliegenden Werkes zur Ehre, daß er eine Ausnahme von jener Regel macht. Der allgemeine Theil dieses Lehrbuches ist fast ganz umgeändert, und in dem besonderen sowohl als dem Processe findet man, wenigstens in der Ordnung, und in einzelnen Begriffen, Besserungen von Wichtigkeit. Doch was zu einer vollkommnen Verbesserung gehört, scheint uns der Verfasser nicht erreicht zu haben. Er hat sich nur an einen unserer neueren Verbesserer dieser Wissenschaft, an Feuerbach gehalten, und ist dadurch, so groß auch dessen Verdienste sind, etwas einseitig geworden; denn was dieser Schriftsteller nicht gesagt hat, das findet man auch bey Hrn. M. nicht, Einiges ausgenommen, was sich durch sei-

ne besondere Eigenheit der Bemerkung gleichsam von selbst aufdrängt. So sind demnach mehrere wichtige Ansichten und Behauptungen aus den Schriften von Grolman, Klein, Kleinschrod, Stübel und Tittmann unberücksichtigt geblieben, welche *nicht* allein richtig, sondern auch Folgereich sind. Insbesondere ist Hr. M. Hrn. Feuerbachs Ordnung gefolgt, *auch* da, wo sie sich vielleicht gerade am wenigsten durch Richtigkeit empfiehlt, z. B. gleich zu Anfange des allgemeinen Theiles, wo der Begriff der Verbrechen, das Subjekt und Objekt und der Akt derselben in verschiedenen Kapiteln behandelt wird, da doch die letzteren nichts als Ausführung dessen, was zum Begriffe gehört, enthalten, mithin ein Kapitel zusammen ausmachen sollten. In der Lehre von der Zurechnung verläßt Hr. M. Hrn. Feuerbach am meisten; aber wohl gerade mit Unrecht, da dieser so viel Scharfsinniges hierüber gesagt hat. Im besondern Theile ist die alte Eintheilung nach Verschiedenheit der Verbrechen, welche den Staat mittelbar und unmittelbar verletzen, zwar beybehalten; aber als eine obere, die zwischen sogenannten delictis communibus und propriis hinzugefügt worden. Unter letzteren werden nur die Verbrechen der Beamten und Soldaten aufgeführt, warum aber, wenn einmal auf diesen Eintheilungsgrund gesehen worden, nicht auch andere z. B. Älternmord, Kindermord, Amotion unter nahen Verwandten u. s. w. warum nicht auch besonders von den Verbrechen hoher Personen? Bey dem Prozesse ist in Hinsicht der Ordnung das Wenigste geändert worden, bloß zuletzt hat der Verfasser einige Abänderungen vorgenommen, die aber weniger in Hinsicht auf bessere Ordnung, als Zusätze Werth haben; denn das *Kapitel von der summarischen* Untersuchung, und von dem *peinlichen* Prozesse bey Soldaten, (warum nicht auch bey Geistlichen?) sind ganz neu hinzugekommen. Uebrigens hat dieß Lehrbuch in Rücksicht der kurzen, bündigen und bestimmten Darstellung, und der fleißigen Angabe der Litteratur, die guten Eigenschaften, die es von jeher ausgezeichnet haben, behalten. — Bey dem guten Absatze, den der Verleger mit diesem Buche macht, könnte wohl für besseres Papier gesorgt worden seyn.

Gn.

Arzney-

Arzneygelahrheit.

Abhandlung über den Kropf, so wie er sich in verschiedenen Theilen von Nordamerika häufig findet, von Benjamin Smith Barton, Doktor und Professor auf der Universität von Pennsylvanien. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen, von Wilhelm Liebsch. Göttingen, bey Dieterich. 1802. 136 Seiten. 8. 8 gr.

Diese Abhandlung soll, nach der eigenen Aeusserung des bescheidenen Verf., bey weitem keine vollständige Geschichte des Kropfes in dortigen Landen seyn; sondern sie soll insonderheit eine Sammlung von Thatsachen in Beziehung auf diese sonderbare Krankheit liefern, so wie sie in verschiedenen Theilen von Nordamerika, besonders in den vereinigten Staaten, herrscht. Der Verf. ist ein denkender Beobachter, und die hiermit gelieferte Monographie ist ein schätzbarer Beytrag zur Nosologie, deren mehrere von gleicher Art zu wünschen, um manche noch verhüllte Krankheit deutlicher erkennen, und näher ergründen zu können. Die Schrift selbst ist in vier Abschnitte abgetheilet. Im ersten wird von dem Kropfe in Nordamerika überhaupt gehandelt. Hier giebt der Verf. Nachricht, in welchen Gegenden und Orten er besonders den Kropf sowohl an Menschen als auch an Thieren bemerkt habe. Der zweyte Abschnitt: von den Ursachen des Kropfes. Hier werden aber bloß diejenigen gemustert und geprüft, die andere dafür gehalten und angenommen haben. Der dritte Abschnitt ist eine Fortsetzung des zweyten, nämlich: über die Ursache dieser Krankheit, worinne die Theorie des Hrn. de Saussüre umständlich aufgeführet wird, und worinne der Verf. auch seine eigene Meinung darüber darleget, nach welcher durch ein gewisses Miasma, welches Wechselfieber und Ruhren erreget, auch der Kropf, wo er häufiger vorkomme, hervorgebracht werden könne. Der vierte Abschnitt handelt von der Kur des Kropfes. Die gerühmten Mittel sind das Meerwasser, Quecksilber, der gebrannte Meerschwamm, u. dgl. m.: auch ein sonderbares nach der Erzählung eines Indianers, daß der Kropf mit dem Speichel einer Jungfrau, und von die-

ser

ser selbst, dum sit in menstruis, gewaschen werde. Davon mag aber wohl nur ein Indolanter Hülfe erwarten. In einem Anhange folgen noch Erläuterungen und einige Zusätze. Diese Uebersetzung läßt sich gut lesen, und die Anmerkungen des Uebersetzers sind nicht unerheblich, ja mehrere davon sind wichtig, und zeigen, daß er Fleiß auf seine Arbeit gewendet, und der Sache selbst nachgedacht hat.

Zo.

Der Selbstarzt wie er seyn sollte. Eine unterhaltende Morgenlektüre für Herren und Damen. Leipzig, bey Graffé. 1802. 596 Seiten. 8. 1 Rg. 12 gr.

Ueber Speisen und Getränke, und über Schnupf- und Rauchtaback. Eine Lektüre für Freunde der Gesundheit und des langen Lebens. Leipzig, bey Graffé. 1802. 292 Seiten. 8. 18 gr.

Nr. 1. Ohne mit dem Verf. zu hadern, ob der Laye in der Arzneykunst sein Selbstarzt (s. Vorrede) seyn könne und solle: so entstehet doch die vorläufige Frage: ob dergleichen diätetische Fabrikwaare aus zehn andern zusammen zu stoppeln, und mit einigen modischen Tiraden auszuschmücken, nothwendig war? Wir zweifeln. Die andere Frage ist: hat der Verf. das Alte und Bekannte besser und faßlicher vorgetragen, als seine Vorgänger? Wir zweifeln, wofern nicht die philosophisch seyn sollende Erklärung von Organisirt, Organismus, Begriff, aus der Ichheit bestimmt, und die seitenlangen Perioden, der schwülstige Styl, der gute Rath für Eheleute, daß der eine Theil viel, der andere wenig Elektricität zur Gesundheit haben müsse u. s. w., als verdienstlich angesehen werden sollen. Fragt man, was stehet in dem Selbstarzte? so ist die geziemende und gebührende Antwort, nichts weiter, als was in jeder so genannten Diätetik stehet, von Fr. Hoffmann an bis auf Hufelands Makrobiotik, und alle Kochbücher herab. Hier findet der geneigte Leser nichts weiter, als etwas über Alter, Geschlecht,

Temperament, Gewohnheit, Licht und Finsterniß, Luft, Ruhe, Bewegung, Speisen und Getränke. Und das Alles auf 596 Seit. kleinen Drucks ausgedehnt, vorerst der erste Band, dem der zweyte und letzte Band folgen, und den Selbstarzt vervollständigen, d. h. Krankheiten mit Heilregeln, liefern soll. Nun so erhalte der liebe Gott den raffinirenden Buchmacher, der die große Kunst verstehet, durch sein Ich das Bekannte in dicken Bänden wieder als neu zu setzen, und neu aufzustellen.

Nr. 2. ist unter einem andern Titel das Kapitel von Speisen und Getränken, über Schnupf- und Rauchtaback, für Eß- und Trinklustige besonders gedruckt, mit der wichtigen Bemerkung, daß wir jetzt erst die Bestandtheile der Speisen und Getränke, die Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit, haben kennen gelernt. Was sich doch die Freunde der Gesundheit und des langen Lebens, die Herren und Damen bey der unterhaltenden Morgenlektüre, von den medicinischen Neologen müssen vorpräceptoriren lassen, bis auf die Schnupftabackdosen herab! Leider! hört der gute Laye nichts Neues, außer daß der Pflanzenschleim aus Wasser-Kohlen-Sauerstoff, der Kleber aus Wasser-Kohlen-Stick-Sauerstoff, Phosphor und Kalkerde, bestehe; daß der Gallert und der Schleim ernähren, daß unter den entferntern Bestandtheilen der Kohlen-Sauer- und Stickstoff der nährende Stoff, in den Thierkörpern der Stickstoff, in den Pflanzenkörpern der Kohlenstoff das Uebergewicht habe, daß der Sauerstoff im Wasser, als Grundlage der Lebensluft, der Nahrungsstoff sey. Nun weiß doch der Laye als Selbstarzt, aus der neuen Chemie, was ihn ernähret, und wie er verdauet, ohne das gesauerstofftes Titanmetall zu vergessen!

Wir müssen also das ganze Machwerk für Fingerwerk, die Vervielfältigung des Buchs unter zweyerley Titeln für eine unerlaubte merkantilische Spekulation erklären, weil der unwissende Leser ein Buch zweymal bezahlen muß. Das ist nicht fein! Außerdem kündigt sich der Verf. als einen sehr expediten anonymischen Schriftsteller (Vorrede S. 5) an: denn er ist Verf. des Selbstarztes; des B. über Speisen und Getränke; des pharmakologischen Lexikons; des Gesundheitstempels, und scheint durch die berüchtigte Seelenwanderung das schreibselige Ich des ehemals wohlbekann-

kannten Leipziger Buchmachers, *Sammy*, erhalten zu haben. Wenigstens arbeitet er, wie sein edles Urbild, auf Alphabete los; und daher können wir alle seine edlen Werklein nicht loben, nicht empfehlen.

Af.

Anmerkungen über die chirurgische Behandlung tiefer Wunden in der Brust, durch neue Versuche über den Mechanismus des Athemholens veranlaßt, von *J. D. Herholdt*, Divisionschirurgus etc., übersetzt von *J. Cl. Tode*. Kopenhagen, bey Brummer. 1801. 115 Seit. 8 gr.

Diese kleine Schrift war ursprünglich zu einer Vorlesung in der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen bestimmt; wurde nachher vom Herrn Prof. Tode aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt, in das nordische Archiv von Pfaff eingerückt, und nun nochmals besonders abgedruckt; wofür, nach Rec. Urtheil, deutsche Chirurgen dem Uebersetzer allerdings Dank schuldig sind. Daß man nicht eine ausführliche Abhandlung über die Behandlung der Brustwunden erwarten darf, sagt schon der Titel; aber das, was wir erhalten, ist eben so scharfsinnig gedacht, als klar und überzeugend vorgetragen. Das Ganze zerfällt in folgende 4 Abschnitte:

1) Von der Größe der Brusthöhle in Verhältniß zu den Organen, die in ihr eingeschlossen sind. — Hier findet man zuerst eine sehr ausführliche, auf eigene Beobachtungen und Versuche gestützte Widerlegung der Meinung, daß der Fötus das Mutterwasser einathme. — Die Ursache von dem anfangenden Athemholen des neugebornen Kindes ist in dem Eindrucke der Luft auf die Stimmritze zu suchen. Die Nerven der Stimmritze, die in so genauer Verbindung mit dem Zwerchfelle stehen, nehmen Sauerstoff, oder Elektricität, oder irgend einen Stoff aus der Atmosphäre auf, wodurch das Zwerchfell zur Zusammenziehung gebracht wird. Diese von Abilgaard zuerst (im nordischen Archiv 1. Bd. 1. und 2. St.) aufgestellte Hypothese sucht

 der

der Verf. zu unterstützen. Das Resultat der Untersuchung ist: „Die Kapacität der Brust steht also in der Frucht in „einem bestimmten Verhältniß mit der absoluten Größe der „Organe, die in ihr eingeschlossen liegen." (Um dieß Resultat herauszubringen, hätte es indessen keiner weitläuftigen Untersuchung bedurft.) Um die Kapacität der Brusthöhle bey erwachsenen Menschen zu bestimmen, werden mehrere Versuche angeführt, die angestellt sind, um die in den Lungen enthaltene Luft zu messen; worunter denn die eigenen Versuche des Verf. das größte Resultat geben, nämlich nach dem stärksten Einathmen 318 Kubikzoll.

2) **Von der Ursache der Bewegung der Lungen unter dem Athemholen.** — Die Ausdehnung ist bloß passiv; nur bey dem Ausathmen wirkt die eigene Kontraktilität der Lungen.

3) **Betrachtungen über penetrirende Brustwunden aus einem pathologischen Gesichtspunkte.** — Die Hauptrücksicht erfordert immer die, beym Einathmen, durch die Wunde in die Brusthöhle eindringende Luft, indem der Druck derselben auf die äußere Oberfläche der Lungen dem Drucke der Luft auf die Stimmritze entgegenwirkt; wodurch alsdann, zumal da nun noch die eigene Kontraktilität der Lungen hinzukömmt, das Athemholen erschwert, oder auch gänzlich gehindert wird. — Von den Wirkungen der in der Brusthöhle eingedrungenen Luft — Behandlung der Brustwunden. Interessirt die Wunde bloß das Brustfell, und ist noch frisch: so soll sie sogleich zugeheilt werden; wo aber schon Entzündung vorhanden ist, da ist der Verf. zweifelhaft, ob es rathsam sey, die eingetretene Luft fortzuschaffen. In der Behandlung solcher Wunden, welche die Lungen selbst mit interessiren, stimmt der Verf. ganz mit John Bell überein. — Dieser Abschnitt ist der reichhaltigste und interessanteste.

4) **Betrachtungen über die Mittel, wodurch man die eingetretene Luft aus dem Sacke des Brustfelles zu schaffen gesucht hat:** a) Pflaster — b) Auspumpen der Luft aus dem Sacke des Brustfelles, mit Hülfe des Athemholens; c) **Lufteinblasen**, ein neues, von dem Verf. vorgeschlagenes, und nach unserm Urtheil empfehlungswerthes Mittel. Durch das Einblasen der Luft wird die

Lun-

Lunge stärker ausgedehnt, drückt also die in dem Sacke des Brustfelles enthaltene Luft durch die Wunde heraus, und nun wird, ehe man mit Einblasen nachläßt, ein gut klebendes Pflaster auf die Wunde gelegt.

Noch befindet sich ein Kupfer von einer sogenannten Respirationsflasche dabey, deren sich der Verf. bedient, um die Veränderungen der Lungen und der Brusthöhle beym Athemhohlen, sowohl im gesunden Zustande, als auch wenn das Brustfell verwundet ist, sinnlich darzustellen; und welche zu diesem Zwecke allerdings sehr brauchbar ist. Die Uebersetzung liest sich, bis auf einige Kleinigkeiten (z. B. man hat in Acht genommen, statt: man hat beobachtet; oder: durch diese Luft ist es, daß ꝛc.) sehr angenehm; nur ist Rec. auf einige etwas dunkele und unverständliche Stellen gestoßen. Z. B. S. 54: „Wie wollen wir auch, „unter Voraussetzung einer solchen (Erweiterungs-) Kraft „(der Lungen) die Frage beantworten, warum die Lungen „allemal sich durch das Zwergfell hinunter in den Unterleib „drängen, da doch der Magen und die Gedärme so oft in der „Brusthöhle sind gefunden worden?" — Auch wäre es wohl besser gewesen, wenn die Anreden und die Komplimente an die Gesellschaft weggeblieben wären.

Fn.

Untersuchungen über die Natur und Behandlung der verschiedenen Arten der Gehirnwassersucht, von P. F. Hopfengärtner, der A. D. Herzogl. Würtemberg. Leibarzte und Stadtphysikus in Stuttgard. Stuttgard, bey Metzler. 1802. 182 Seit. 8. 16 gr.

Der verstorbene Wichmann machte die Aerzte auf die vernachlässigte Diagnostik, d. i. Unterscheidung gleichscheinender Krankheiten, aufmerksam, und zwar mit Recht, weil in der gehörigen Erkennung der verschiedenen Arten der Grund einer angemessenen Heilart beruhet. Wichmann theilte im letzten Bändchen seine Gedanken über die Gehirnwassersucht mit, im Gegensatze mit Wurmkrankheit und Todten-

 fieber,

fieber, und der Verf. verfolgt diese Materie mit mehr Bestimmtheit und Zuverlässigkeit. Jener sprach nicht selten, wie ein Extravagante, um nur etwas Paradoxes zur Sprache zu bringen, oder beseitigte eine Einseitigkeit, um eine andere an deren Stelle zu setzen, oder deklamirte, wo er dokumentiren sollte. Das rügt (Vorrede 5) der Verf. mit Recht, weil man bey der Beurtheilung verwandter Krankheiten nicht bloß das eine oder andere ähnliche Symptom, als Zeichen auffassen; sondern vorzüglich die distinktiven und jeder Art, immer oder in gewissen Perioden, eigenthümlichen Zeichen, als charakteristisch, mittheilen, benöthigten Falls auch mit den kollektiven verbinden muß. So verfuhr der Verf., und daher ist hier mehr, als Wichmann.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den zu bestimmenden Unterschied der Krankheitsgattungen, und über die fehlerhafte Klassifikation der Gehirnkrankheiten, zeigt der Verf. worauf es vorzüglich bey der, bisher noch unbestimmten Gehirnwassersucht ankomme. Er setzt also, als Basis der Untersuchung, folgende Frage (S. 11) fest: „unter welchen Umständen und Bedingungen hat sich nach und „nach so vieles Wasser innerhalb des Hirnschädels, und be„sonders in den Gehirnhöhlen, ohne Vermehrung des äußern „Umfangs des Kopfes, angesammlet, daß diese Ansammlung „als nächste Ursache des Todes, angesehen werden dürfte? „Durch was für Symptome hat sich ein solcher Zustand ge„offenbart?“ und entfernt dadurch die Einmischung fremdartiger Begriffe von Schlagfluß, Epilepsie, chronischen Wasserkopf. Wasserergießungen (sagt er) folgen auf eine vorhergegangene allgemeine Nervenkrankheit, oder auf eine primitive dynamische Gehirnkrankheit; aber diese Dinge sind nicht die unmittelbare Ursachen, eher ist es eine veränderte Aktion der Lymphgefäße des Gehirns, die sich bloß durch Beobachtungen deduciren läßt. Bey Kindern kommt die Gehirnwassersucht am häufigsten vor, vorzüglich im zweyten und achten Jahre, bey Erwachsenen zwischen dem 28—40n Jahre, es muß also bey jenen, um diese Zeit, die erste Anlage begründet werden; denn die verschiedenen Kinderkrankheiten, z. B. Zahnen u. dergl. kommen gewißlich dabey in Anschlag. Die erste Art der Gehirnwassersucht (S. 31) zeigt sich, als ein Wurm- oder Nervenfieber, mit Umstimmung des Gemüths, mit Bauch- und Kopfschmerzen, in

der Folge mit unregelmäßigem Puls und erweitertem Augensternen, mit Ermüdung und Schläfrigkeit, mit Klopfen der Schlafpulsadern und mit Schlummern, nachher mit Erbrechen, mit gestörten Ab- und Aussonderungen, mit stupidem Aussehen und zunehmender Betäubung, endlich folgt, ohne Bewußtseyn, brauner, grüner Abgang, zunehmende Eßlust, beschwerliches Athmen, Zuckung, Tod. (Das ist Whytt's Nervenfieber, und wird vom Verf. mit einer Modifikation etwas eingeschränkt, nebst den Resultaten aus Leichenöffnungen, die nur, als Folgen, anzusehen sind.) Die Möglichkeit der Genesung ist problematisch, wenn es gleich die englischen Aerzte dreiste versichern, sie ist meistens nur in der ersten, seltener in der vorletzten Periode denkbar, wo die Thätigkeit der Lebenskraft schon gelitten hat.

Nach der gegründeten Rüge, daß nicht alles Nervenfieber ist und seyn kann, was die neuesten Aerzte dafür ausgeben, wird, als charakteristisch, bey der Gehirnwassersucht die erhöhte Reizbarkeit und das geschwächte Wirkungsvermögen, angenommen, wobey das Sensorium, wie beym Nervenfieber, der Entstehungspunkt ist, und die, in den letztern Perioden eintretende Zufälle einen tödtlichen Ausgang erwarten lassen. Die entferntern Ursachen der Krankheit, schweben im Dunkeln, die Heilmethoden sind meistens empirisch, ohne Rücksicht auf das vorhandene Nervenfieber. (Das ist hier einleuchtend erwiesen, besonders gegen die Brownianer, die immer von flüchtigen Reizmitteln reden, ohne das Warum des Gebrauchs, und das Wie der Wirkung festgesetzt und erörtert zu haben. Diese Mittel scheinen die Zufälle für den Augenblick zu mindern, und zu blenden; aber nichts zur völligen Hebung der Krankheit beyzutragen, vielmehr die Schwächung zu vermehren. Eben das gielt auch von dem oxydirten Quecksilber, worüber bisher so viel theoretisirt worden ist, zu Gunsten der vergänglichen Mode, die Salbe ist noch immer am angemessensten, nachher Wolferleyblumen, zuletzt Fieberrinde und Wein, ohne die lauen Bäder, Blasenpflaster und kalte Umschläge zu vergessen.)

Die zweyte Art der Hirnwassersucht (S. 110) ist eben so charakteristisch beschrieben. Sie dauert nur 10 — 12 Tage, die Leichenöffnungen geben keinen befriedigenden Aufschluß, mehrere Kranke genesen, am dritten oder vierten Tage nach der Betäubung, mit einem Ausschlag im Gesichte.

sichte. Der Grund der örtlichen Hirnkrankheit ist eine anhaltende Kongestion, die hier gut bestimmt ist, die Behandlungsart muß anders eigerichtet werden, Alles beruhet auf der schleunigen Befreyung des Gehirns vom andringenden Blute, durch Blutigel hinter den Ohren und an den Augenwinkeln, nachher durch kalte Umschläge am Kopfe, durch reizende Fußbäder, bey eintretender Betäubung Wolferleyblumen mit Goldschwefel. Beyde Krankheiten verdienen einen verschiedenen Namen. (Warum hat ihn der Verf. nicht festgesetzt, ohne sich an die verschiedenen Systeme zu kehren?)

Die Gehirnwassersucht (S. 135) der Kinder nach dem Scharlachfieber, mit welchem eine beträchtliche Halsentzündung verbunden war, mit frieselartigen Bläschen und Abschuppen, ist das Produkt einer früher erlittenen Krankheit, und hier ebenfalls anschaulich, praktisch gezeichnet, mit Angabe der Heilart in den beyden Gattungen. Beyde kommen bey Kindern vom zweyten bis zehnten Jahre vor. Die Gehirnwassersucht der Alten, die zwischen dem 28 — 40sten Jahre, nach rheumatischen Uebeln, ohne Fiebersymptome, und ohne periodische Wiederkehr der Anfälle erscheint, ist nicht minder gut geschildert. Und das Ultimatum (S. 179) ist folgendes. „Alle Arten der Gehirnwassersucht lassen sich denken A. als Folge und in Verbindung mit einer ursprünglichen Krankheit des Nervensystems im Allgemeinen, oder in einem einzelnen Theile, mit einem Nervenfieber, oder als Folge einer veränderten Tendenz in den Wirkungen des Nervensystems, ohne Gefäßfieber, oder als Folge einer ursprünglich dynamischen Krankheit des Gefäßsystems des Gehirns; oder B. als Folge der veränderten dynamischen Verhältnisse des Lymphsystems, wohin die wandernde und entzündliche Gehirnwassersucht gerechnet ist."

Mit Vergnügen trennen wir uns vom Verf. Er spricht aus anschaulicher Beobachtung und aus der Fülle der Erfahrung, und dennoch so anspruchslos. Er berichtigt die Fehler und Verirrungen seiner Vorgänger, und giebt sich doch nicht die Miene eines absprechenden Reformators. Er erklärt Alles für Bruchstück, und überläßt ganz bescheiden Andern das Verdienst, dieß dunkle Gefilde des medicinischen Wissens aufzuhellen. Das wahre Verdienst ist sich allenthalben gleich, und nie gegen Andere ungerecht!

H.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Friedrich Frommann's, Buchhändlers in Jena, neue Verlagsbücher. Jubilate-Messe 1803.

Glatz, Jakob, naturhistorisches Bilder- und Lese-Buch, oder Erzählungen über Gegenstände aus den drey Reichen der Natur. Nebst 300 illuminirten Abbildungen von Horny, und einer kurzen Erklärung derselben in Versen. gr. 8. in Pappe gebunden 4 Thlr.; mit ausgesuchten Kupfern und besser gebunden 4 Thlr. 8 Gr.

Löffler, D. J. F. Chr., Magazin für Prediger. 1r Band 1s Stück, mit dem Portrait des Herrn Probst und OCR. Teller in Berlin. gr. 8. 18 Gr.

Erscheint nun regelmäßig als Fortsetzung von und wie Tellers neues Magazin für Prediger, welches mit dem X. Bande geschlossen ist.

Mellin, G. S. A., encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie u. s. w. Vr Band 1e und 2e Abth. gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Die letzte Abtheilung dieses Werks erscheint noch in diesem Jahre.

Teller, D. W. A., die älteste Theodicee, oder Erklärung der drey ersten Kapitel im ersten Buche der von Moseischen Geschichte. 8. 10 Gr.

Portrait des Herrn Pr. und OCR. Teller in Berlin, nach Graff gestochen von Lips. Gute Abdrücke. 8 Gr.

In letzter Oster-Messe ist bey Friedrich Frommann erschienen:

Gedanken eines evangelischen Christen über zwey Schriften des Bischofs Augustinus, und die Beylagen und Anmerkungen des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. 8. geh. 10 Gr.

Eine kleine, mit Ruhe und Geschmack geschriebene Schrift, welche Keiner unbefriedigt aus der Hand legen wird, dem der auffallende Schritt des Herrn Grafen nicht gleichgültig war; Keiner, der auch jetzt noch sich fragt: „Wie kann man die katholische Kirche, von der Augustin redet und sie vertheidigt, für diejenige nehmen, zu der er sich bekennt, wie die Lehrsätze der jetzigen römischen päpstlichen Kirche in denen der Kirche des vierten Jahrhunderts wieder erkennen?“

ΟΡΦΕΩΣ ΑΡΓΟΝΑΥΤΙΚΑ. Orphei quae vulgo dicuntur Argonautica. Ex libris scriptis et coniecturis virorum doctorum suisque emendavit et interpretatus est Joh. Gottl. Schneider, Saxo. [illegible] Thlr.

Man kann hoffen, daß diese Behandlung eines bisher ziemlich vernachlässigten Gedichtes über den Zug der Argonauten, die Liebhaber der alten griechischen Litteratur interessiren werde, nicht sowohl wegen der [illegible] über den Ursprung und das Zeitalter des Gedichtes selbst; als vielmehr deswegen, weil hier die Unterschiede des griechischen Sprachgebrauches, so wie er durch die Dichter und Grammatiker aus der Alexandrinischen Schule, zum Theil nach Regeln bestimmt; aber auch allmählig großentheils umgebildet worden, in vielen Punkten genauer untersucht worden ist, um zu versuchen, in wiefern sich unter dem spät aufgetragenen und nachgeahmten Kolorit der alten Dichter der Umriß, die Anlage und die Ausführung eines neueren Kunstliebhabers erkennen und bestimmen lasse. Zu dieser Absicht mußte sich mit der Wort-Kritik, die historische und ästhetische Kritik vereinigen, wenn irgend ein Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht werden sollte. — Durch einen einfachen, schönen Druck auf schönem Post-Schreibpapier habe

habe ich dieser Ausgabe ein dem inneren Gehalte derselben entsprechendes Aeußere zu geben gesucht.

Jena, im Jun. 1803.

Friedrich Frommann.

Die weit früher versprochene Erscheinung der 2ten Abtheilung von:

Kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch. Ein Auszug aus J. G. Schneiders kritischem griechisch-deutschen Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von F. W. Riemer.

hat sich leider! sehr verspätet, und ich werde oft, beinahe davon erinnert. Mehrere ganz außer meiner Willkühr liegende Ursachen, setzten sich der Vollendung des Drucks derselben entgegen, wie die Reise des Herrn Verfassers nach Italien, Krankheit u. s. w. Ich bitte deshalb das dafür interessirte Publikum um Verzeihung, mit der Versicherung, daß am Ende dieses Jahres diese zweyte Abtheilung gewiß ausgegeben werden wird. Wie sehr übrigens ein solcher Auszug aus dem Schneiderschen Handlexikon Bedürfniß war, mit wie gründlicher Kenntniß, mit wie viel Sorgfalt, Fleiß und Genauigkeit, mit wie glücklicher Kürze Herr Riemer denselben ausgearbeitet, hat auch ganz kürzlich ein sehr competenter Recensent in der Jenaer Allgem. Lit. Zeitung 1803, Nr. 207 hinlänglich bewiesen. Auf diese Recension sey es erlaubt hinzuweisen; sie wird am besten dienen, den Gebrauch und die Einführung in Schulen zu empfehlen.

Jena, im August 1803.

Friedrich Frommann.

In der Frommannischen Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Dr. C. J. Kilians Entwurf eines Systems der gesammten Medicin. Zum Behuf seiner Vorlesungen und zum Gebrauch für practicirende Aerzte. Erster oder fundamentaler Theil, enthaltend die allgemeine Heilkun-

de

de oder generelle Physiologie, Nosologie, Therapie und Arzneymittellehre. Zweyter oder angewendeter Theil, darstellend die besondere Heilkunde oder Anatomie, specielle Physiologie, Nosologie, Semiotik, specielle Therapie und Arzneymittellehre. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Desselben Differenz der ächten und unächten Erregungstheorie in steter Beziehung auf die Schule der Nachbrownianer. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Den allgemeinen Wunsch nach einer durchgeführten Anwendung der Naturphilosophie auf die Medicin, oder nach einem sowohl wissenschaftlichen als vollständigen System der Heilkunde als Kunst, zu erfüllen, ist die Absicht dieses Entwurfs. Es sind in diesem Systeme Theorie und Praxis aufs innigste verbunden; indem die gesammte Medicin nach dem ganzen Detail der krankhaften Zustände, und ihrer Heilungsart, in consequentem Fortschreiten auf die Philosophie gebaut ist, und so, daß derjenige der bloß das Praktische sucht, hier selbst für die einzelnen Zustände die bestimmtesten Heilvorschriften finden wird. Die Differenz ist gewissermaaßen die Einleitung des Systems, in wiefern dieses sich theils dem rohen oder gelehrten, theils dem unächten Brownianismus entgegensetzt. Eine weitläuftigere Anzeige befindet sich in dem Intelligenzblatte der Allgem. Jenaer Lit. Zeitung.

In meinem Verlage ist in vergangener Oster-Messe erschienen:

Ophthalmologische Bibliothek, herausgegeben von Dr. Karl Himly und Dr. Joh. Adam Schmidt. 1n Bds. 2s St. Mit Kupf. 8. geh. 14 Gr.

Inhalt. I. Ausführliche Abhandlungen. 1) Einiges über die Polarität der Farben, von Himly. 2) Prüfung der bisherigen Lehre über die Bewegung der Iris, mit einer neuen Ansicht dieser Bewegung, von Herrn D. Troxler. 3) Principien der Geschichte der wahren und falschen Thränenfistel und ihrer Heilung, von Himly. II. Kritiken. III. Miscellen. Notizen. Mit diesem Stücke ist der erste Band dieses Journals geschlossen. Ungünstige Umstände,

stände, welche sich dieser Bibliothek von Seiten der Herausgeber entgegensetzten, sind beseitigt; eben so die von Seiten des Verlegers. Da ich jetzt den Verlag derselben übernommen: so wird künftig die Fortsetzung regelmäßiger, und jährlich wenigstens ein Band von 3 Stücken erscheinen. Schon jetzt hat dieses Journal nicht nur für die Ophthalmologie; sondern auch für mehrere Zweige der Naturwissenschaft Vieles geleistet, und wird dessen noch mehr bey günstigen äußern Verhältnissen leisten. Die nächsten 2 Stücke folgen noch im Laufe dieses Jahres.

Jena, im August 1803.

Friedrich Frommann.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Dr. Hunold, durch sein Journal der Kuhpockenimpfung bekannt, hat von dem Kurfürsten von Hessen den Hofrathstitel erhalten.

Die Société libre des amateurs des sciences et des arts zu Douay, hat den Herrn Dr. Martens zu Leipzig zum Associé libre aufgenommen, und ihm dieses durch ihren Sekretär L. Thellier gemeldet.

Todesfälle.

1803.

Am 20sten Junius starb zu Celle Herr G. C. Döhmer, Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg. Er hat Predigten und andere theologische Schriften drucken lassen.

Am 3ten Jul. zu Hummelshayn bey Kahle, der Adjunktus Herr Begler. Er hat an dem Gemlerschen Repertorium über Pastoraltheologie viel Antheil gehabt.

Am

Am 6ten Jul. zu Leipzig, Herr A. L. Klausing, außerordentlicher Professor der geistlichen Alterthümer, 74 Jahre alt.

Am 12ten Jul. zu Hannover Herr C. A. Heiliger, Geheimer Justiz- und Konsistorialrath, 7[illegible] Jahre alt.

Am 1[illegible] August in Eisleben Frau W. H. C. Nemenhagen geb. Wenzel, Gattinn des Kollaborators am dortigen Gymnasium, [illegible] Jahre alt. Sie hat ohne Nennung ihres Namens mehrere Romane geschrieben, unter andern nachstehenden: Der Ehrenrock. Weißenfels, bey Böse. 1802. 8.

Rechtsgelahrtheit.

Entschädigungs-Sprachen und Beharrung auf sämmtlichen Verwahrungen in der reichskundigen Adelmannsfelder höchstwichtigen Sache. Vorgelegt von Endesbenanntem. 1803. 10 Seit. Fol.

Dieser Endesbenannte ist Samuel Friedrich Freyherr von Gültlingen, Senior familiae, des Kurfürstenthums Würtemberg Erbkämmerer. Seine Entschädigungs-Sprache besteht in einem Verzeichnisse sogenannter sehr merkwürdiger Druckschriften, welche den Rechtsstreit der Gräflich Limburgischen Allodial-Erben, und der von Bohenstelnischen weiblichen Nachkommen über die Herrschaft Adelmannsfelden, und zwar den punctum Consolidationis Dominii directi cum utili betreffen. Der Grund dieser Bekanntmachung liegt darin, daß, wie der Verfasser in seiner höchst freymüthigen Sprache sich ausdrückt, der Reichshofrath auf gegnerisch-fälschliche Hintergehungen, gegen alles Vermuthen, anders zu senciren sich bewegen lassen, als die Anno 1658, 1737 und 1739 am obersten höchstpreislichen Justizkollegio gelebte, cum plenissima causae cognitione, unter Beytritt und einmüthigem Beyfall einer Menge von Juristenfakultäten, mit einem ungeheuren Aufwand von Gelehrsamkeit gerechtest ausgesprochen. Das Resultat geht auf eine Entschädigung der Güt-

Kne

englischen Familie durch die Limburgischen Allodial-Erben hinaus.

Drey und zwanzigstes Verzeichniss, was des heiligen römischen Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände an des Kaiserlichen und Reichs-Kammer-Gerichts Unterhaltung von dem 1. Jan. 1798 bis zum 31. Dec. d. J. bezahlet haben etc., mit vorausgesetzter neuer Usual-Matrikul. Wetzlar, bey Winckler. 1798. 26 Seit. Fol.

Vier und zwanzigstes Verzeichniss etc. 1799. 26 Seit.

Fünf und zwanzigstes Verzeichniss etc. 1800. 26 Seit.

Sechs und zwanzigstes Verzeichniss etc. 1801. 26 Seit.

Sieben und zwanzigstes Verzeichniss etc. 1802. 26 Seit.

Diese an sich veralteten Kammer-Zieler-Rechnungen gehören in sofern zu der neuesten Reichstagsliteratur, als sie erst am 12ten August 1803 zu Regensburg übergeben wurden. Der Kriegsumstände wegen hielt das Reichs-Kammer-Gericht die Uebergabe bis dahin zurück. Die Verzeichnisse von den Jahren 1795 bis 1797 gediehen am 27ten August 1798 zur Reichsdiktatur. Aus den Kollegial-Berichten vom 11ten Jul. 1803, und den summarischen Berechnungen ist der Nothstand des Reichsgerichts zur Genüge zu ersehen.

Einige erhebliche Zweifel gegen die Prüfung des Etwas von den Religionsverhältnissen katholischer Lande und Unterthanen gegen ihre neuen evangelischen Landesherren etc., dem Herrn Prüfer vorgelegt, um besser überzeugt zu werden. Im Mai 1803. 109 Seit. 8.

Die beyden polemischen Schriften, auf welche sich die vorliegende beziehet, sind in der A. D. Bibl. LXXVIII. Bd. 1. St. S. 71. und LXXIX. Bd. 1. St. angezeigt worden. Der Katholik zieht hier wiederum gegen den Lutheranern mit einer weitern Ausführung der vorhin angebrachten Gründe auf, und sucht sodann seinen Gegner Punkt für Punkt zu widerlegen. Seine Weltklugheit und Staatskunde

kommt

[illegible] ihm [illegible] jetzt zu Stuttgart. Insbesondere sind hierbey die neuen Klüberschen Schriften benutzt. Das Motto: *sine ira et studio*, ist wohl dem Titelblatte; aber weniger dem Geiste der Schrift, eingepräget.

Verlust und Gewinn am Schlusse des zehnjährigen französischen Revolutionskrieges, mit Bezug auf die Friedensschlüsse, den Reichsdeputations-Hauptreceß, das Protokoll der außerordentlichen Reichsdeputation, und andre neue staatsrechtliche Schriften, zur schnellen Uebersicht entworfen von J. K. Bundschuh, Archidiakon und Professor.

Ein in Posselts europäischen Annalen (5tes Stück 1803) abgedruckter tabellarischer Aufsatz. Verlust und Gewinn werden darin auf dreyfache Weise versinnlicht, nämlich ersterer mit gänzlicher Vernichtung im staatsrechtlichen Sinne — ohne allen Ersatz — und mit mehr oder minder beträchtlichem Ersatz; und der Gewinn — ohne allen Verlust — durch Erschaffung neuer Staaten — und durch mehr oder minder beträchtlichen Ersatz des erlittenen Verlustes. Den Beschluß macht eine Tabelle über die innere Organisation der Reichsversammlung. Diese höchst mühsame Arbeit umfaßt das Ganze auf eine sehr zweckmäßige Weise, und gewährt davon eine praktisch-brauchbare Uebersicht.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Homers Odyssee neu travestiret, oder Ulysses am Zusammenflusse des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, — Ithaka im Jahre X. zu finden in Mannheim bey Schwan. 1802. 16 B.

Rec. ergriff dieses Werkchen mit nicht weniger Erwartung, besonders da aus diesem Gegenstande sich manches Gute machen ließe. Aber er war so ganz getäuscht. Dem Verf. fehlt es an allen Erfordernissen dieser Dichtart, an Erfindung und Ausführung, komischen Witz, Satyre, Anspielungen, Kontrast, ja sogar endlich an Sprache und Prosodie. Was soll man sagen, wenn Olymp zum Trochäus gemacht wird! Schriftsteller dieser Art müssen glauben, zum travestiren gehöre weiter nichts, als daß man eine Göttinn, z. B. Pallas in einen Londoner Wagen setzen, sich mit einer Damascener Klinge umgürten, und einen französischen Federbusch aufsetzen läßt. Ein paar Strophen mögen zur Probe dienen:

> Lieb' und Bedürfniß zwingen sie
> Beständig ihm zu schmeicheln;
> Und er fühlt Gegenliebe nie.

Es gehört, wenn es nicht Amtspflicht thut, sehr viel Geduld, und zwar nicht der beste Geschmack dazu, wenn man bis ans Ende aushalten soll.

Vt.

Kurze Anleitung zur Redekunst für Anfänger, von J. Th. B. Helfrecht, Rektor am Höfer Gymnasium. Hof, zu finden bey dem Verfasser und bey Grau. 1802. 128 S. 8. 10 gr.

So sehr wir den Werth und die Brauchbarkeit dieses Lehrbuches der Rhetorik in mehr als einer Hinsicht anerkennen, und so sehr wir die Einführung desselben auf Schulen schon aus dem Grunde empfehlen möchten, daß der Verf. seine Beyspiele größtentheils aus lateinischen Klassikern entlehnt, und dadurch die Schüler zum Nachschlagen dieser Stellen veranlaßt hat; so wenig können wir bey der Anzeige dieses Buches den Wunsch unterdrücken, daß darin Manches genauer und schärfer bestimmt, gründlicher entwickelt, von allem Fremdartigen sorgfältiger geschieden, und zweckmäßiger und zusammenhängender geordnet seyn möchte. — Am wenigsten können wir mit dem von dem Verf. angegebenen Begriffe der Rhetorik zufrieden seyn, bey dessen Aufstellung, so wie bey der darauf sich beziehenden Anordnung des Ganzen, er sich offenbar an die Definitionen und den Sprachgebrauch der Alten, und an die von unsern ältern Rhetorikern daraus hergeleiteten Resultate zu genau gebunden, und zu wenig auf die nähern und richtigern Bestimmungen Rücksicht genommen hat, welche die neuesten Untersuchungen über den Begriff der Rhetorik, und über das, was zum Gebiete derselben gerechnet und davon ausgeschlossen werden muß, hervorgebracht haben. Auch ihm ist (S. 4.) die Rhetorik noch immer: die Kunst, (es sollte denn wenigstens heißen: die Wissenschaft, oder die Theorie; da die Kunst die Regeln nicht erst giebt, sondern schon anwendet;) welche die Regeln zur Beredtsamkeit vorlegt. Wäre sie dieses: so müßte sie ganz andre, auf die Kunst zu rühren und zu überreden sich beziehende Regeln enthalten. Es müßte folglich Manches in ihr vorkommen, was Niemand in einer Rhetorik sucht, und was auch der Verf. nicht in die seinige aufgenommen hat; und es müßte dagegen Manches davon ausgeschlossen bleiben, was dazu gehört, und was auch in dem gegenwärtigen Lehrbuche abgehandelt worden ist. — Beydes, die Beredtsamkeit und die Redekunst, oder die Rhetorik, macht daher eine Kunst für sich aus, wovon jede ihre eigene Theorie hat, und wovon die eine es bloß mit der Kunst zu rühren und zu überreden,

die

die andre aber es mit der allgemeinen, auf jede Art des mündlichen und schriftlichen Vortrags sich beziehenden Kunst zu thun hat: richtig, und so zu reden und zu schreiben, daß man mit Wohlgefallen gehört und gelesen werde. Diese Letztere ist folglich mit Wohlredenheit gleichbedeutend; und der von Quinktilian (Instit. or. 2, 17.) gegebene Begriff derselben: Rhetorice ars est bene dicendi. — scheint, den Worten nach, mit dem unsrigen vollkommen übereinzustimmen. Aber freylich wurde das bene dicere von den Römern immer nur von der Beredtsamkeit verstanden; und Quinkt. setzt deßhalb hinzu: bene autem dicere scit orator. Daher kam es, daß Rhetorik und Eloquenz bey den Römern immer verwechselt und für gleichbedeutend genommen wurde; daß Rhétor bald derjenige war, qui dicendi praecepta tradit; bald der, qui artem oratoriam profitetur; bald endlich orator selbst. — Bey diesem willkührlichen Sprachgebrauche der Alten kann mithin der Begriff der Rhetorik, sobald dieser aus jenem hergeleitet werden soll, nicht anders, als unrichtig und schwankend angegeben werden; und man wird sich, wenn man bey der Bestimmung desselben jenem Sprachgebrauche folgen, und dennoch die Rhetorik von der Beredtsamkeit unterscheiden will, immer in derselben Verlegenheit befinden, in welcher sich Sulzer, der ebenfalls die Rhetorik für die Theorie der Beredtsamkeit ansah, bey diesem Artikel in seiner Theorie der schönen Künste, befunden zu haben gesteht. „Es kam mir —, sagt er — höchst seltsam vor, nach„dem ich die ausführlichen Werke eines Aristoteles, Cicero, „Hermogenes und Quinktilians gelesen hatte, daß ich mit mir „selbst nicht einig werden konnte, zu bestimmen, was die „Rhetorik eigentlich vorzutragen, und in welche Ordnung sie „ihre Materie am schicklichsten zu setzen habe. Ich fand end„lich — fährt er fort — daß diese Ungewißheit ihren Grund „in dem noch nicht genug bestimmten Begriff der Beredtsam„keit habe." — Allein je genauer man diesen Begriff bestimmt, desto fühlbarer muß jene Ungewißheit werden, die so lange nicht gehoben werden kann, als man, durch den Sprachgebrauch der Alten verleitet, die Rhetorik in ein näheres Verhältniß, als ihr zukömmt, zur Beredtsamkeit setzen, und nicht vielmehr jeder dieser beyden Künste ein besondres, und zwar jener ein allgemeineres und weiteres, dieser ein specielleres und engeres Gebiet anweisen will. —

Noch unrichtiger ist das, was der Verf. zur Erläuterung des angeführten Begriffes der Rhetorik und ihres Unterschiedes von der Beredsamkeit hinzusetzt: „beyde sind also, wie „Poesie und Prosodie unterschieden.“ — Denn gesetzt, daß die Rhetorik zur Beredsamkeit, wie die Theorie zur Kunst sich verhalte: so findet ja dieses Verhältniß keinesweges zwischen der Prosodie und Poesie statt; da die erstere nicht als eine Poetik angesehen werden kann; indem sie sich bekanntlich nur mit der Quantität der Sylben, und also nur mit einem kleinen Theile dessen beschäftigt, was die Mechanik der Poesie betrift.

Diesem von Herrn H. aufgefaßten Gesichtspunkte zufolge, aus welchem er die Rhetorik betrachtet, theilt er nun dieselbe, ganz nach der gewöhnlichen Eintheilungsart der Alten, ein: „a) in die Erfindung, der vorzutragenden Materien (in„ventio); b) in die Eintheilung, oder Auseinandersetzung „derselben (dispositio); c) in die Ausarbeitung, oder geschickte „Einkleidung und Verbindung aller einzelnen Theile (elo„cutio); d) in den wirklichen mündlichen Vortrag (actio), „welcher jedoch nicht bey allen rhetorischen Arbeiten Statt „findet.“ — Wie sehr diese Eintheilung bloß auf eine abzufassende und zu haltende Rede, und wie wenig sie auf dasjenige berechnet sey, was man heutzutage von dem Inhalte eines Lehrbuchs der Rhetorik erwartet; dieses muß der Verf. selbst gefühlt haben, als er die verschiednen Anweisungen, die ein solches Lehrbuch ertheilen soll, unter die vier genannten Rubriken zu bringen suchte. Gleich der erste Abschnitt von der Erfindung fängt mit der Lehre von den Sätzen und von den zu wählenden Wörtern an. Aber was haben Wörter und Sätze mit der Erfindung zu thun, die sich nur auf den Stoff bezieht, den der Redner oder Schriftsteller bearbeiten will? Vielleicht wird sich der Verf. auch hier auf Cicero berufen, welcher in seinem Dialoge de partit. orat. sagt: et res et verba invenienda sunt. Aber er selbst setzt sogleich hinzu: proprie autem in rebus invenire, in verbis eloqui dicitur; und in seiner invent. rhet. sagt er ganz bestimmt: inventio est excogitatio rerum verarum aut verisimilium. Im dritten Abschnitte handelt der Verf. unter andern die Lehre von den Perioden ab; (wie unzweckmäßig, daß diese erst hier vorkömmt, und nicht mit der Lehre von den Sätzen verbunden worden ist!) und weil „aus zusammengesetzten Pe„rioden

[illegible] mancherley schriftliche Aufsätze oder Reden entstehen, [illegible] den Uebergang zu der Theorie vom [illegible], Erzählungen, [illegible]nen Abhandlungen, u. s. w. Also eine Anweisung zum Briefschreiben, u. s. w. in einem Buche, [illegible], nach der Meinung des Verf., die Regeln zur Beredsamkeit vorlegen soll! —

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um unser [illegible] Urtheil zu rechtfertigen, und den Verf. auf das πρωτον ψευδος seines rhetorischen Lehrbuchs aufmerksam [illegible] zu haben.

Gedichte; von Georg Friedrich Nöldecke. Braunschweig, bey Reichard. [illegible] VI und 160 S. 8. 1 Rt.

Reges Gefühl für Alles, was im Reiche der Natur und Sitten für gut und anziehend gelten kann, ist dem Verf. nicht abzusprechen. Auch in Rücksicht auf Vortrag und Form hat er sich nach dafür anerkannten Mustern gebildet; wie schon aus den Reminiscenzen hervorgeht, die seiner Feder öfter entwischen, als ihr Führer es nunmehr selber merkt. Beydes indeß, sein Gefühl nämlich und sein Geschmack, erheben sich nirgends zu derjenigen Stufe von Reichthum und Stärke, von Korrektheit und Eleganz, die ein Dichter durchaus erreicht haben muß, wenn sein Erzeugniß auch außerhalb der Vaterstadt noch auf Käufer und Leser soll rechnen dürfen. Funfzig Gedichte sind es, wodurch Herr N., Landprediger zu Essenrode im Lüneburgischen, sein Andenken bey ältern und jüngern Bekannten wieder aufzufrischen gedenkt, und diesen Zweck ohne Zweifel auch nicht verfehlen wird; denn wer erinnert sich nicht gern vorübergerauschter froherer Zeiten? Den meisten dieser Herzensergüsse steht das Jahr bemerkt, wenn solche auf's Papier flossen; woraus sich denn freylich ergiebt, daß es seit mehr als einem Decennio schon dem Verf. Trost und Bedürfniß war, Alles, was ihn gefreut oder geschmerzt haben mag, mit den Musen zu theilen; zugleich aber auch, daß seine Vertraulichkeit mit ihnen im Jahr 1802 um wenig enger und begünstigter geworden. Ansichten der Natur nach den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, Ge-

burts-, Hochzeits- und Sterbefeyer der Gönner und Freunde, Seufzer der Liebe, Schilderungen häuslichen Glücks, u. dgl. hat man hier vor sich. Daß ein exemplarischer Geistlicher, auch als Dichter Zucht und Sitten in Ehren hält, versteht sich von selbst; und da seine Paränesen größtentheils nicht ohne Wohlklang in's Ohr gleiten, der gute Geschmack mithin nirgends gefährdet wird, ist ein zahlreicher Lesekreis um so williger ihnen zu gönnen!

Unter den drey aus Ossian reimlos übergetragenen Stücken, nimmt das in Hexameter gefaßte zwar durch seine Länge, nicht aber den oft abgebrochnen Klageton und jenes schauerliche Helldunkel sich aus, wodurch Ossian's Manier doch eigentlich so anziehend wird, und daher eine ganz andre Versart zu verlangen scheint. Noch prosaisch-dürrer ausgefallne Hexameter giebt es in der dem Ovid nachgebildeten Erzählung Pyramus und Thisbe; oder welches Prädikat soll man Versen, wie nachstehende sind, geben?

> In der Mauer, die beyder Liebenden Häuser vereinte,
> War eine kleine Ritze, sogleich beym Erbauen entstanden.
> Niemand hatte Jahrhunderte lang den Fehler bemerket;
> Liebe (denn was erspäh't nicht Lieb'?) entdeckte die Oeffnung. — —

Recht gut, daß Herr N. in dem gleichfalls hexametrischen Abschiede Hannibals von seiner Gattinn Manches anders darstellt, als sein Vorbild Silius Italikus! Allein das ganze Ding war keiner Nachbildung werth; und den gar nicht weichherzigen Feldherrn Karthago's in dieser Lage auftreten zu lassen, bedurft' es einer Farbenmischung, auf die der römische, nur auf Prunk es anlegende Dichter sich nicht sonderlich verstand. Unserm Landsmann gerieth die mit Reim ausgestattete leichtere Liedergattung überhaupt am besten; und nur selten entwischen ihm Endschälle, die wie Tag und nach, lies't und ißt, That und satt, das Ohr in seiner Erwartung täuschen. Verstöße gegen Sinn und Grammatik zeigen sich noch seltener; etwas kühn indeß scheint die Wendung doch zu seyn, womit eine der Stanzen seines Abschiedsliedes an Göttingen schließt:

> In der ernsten Weisheit Hallen
> Trat ich wonneschauernd ein;
> Sah des Wahnes Nebel fallen
> Vor der Wahrheit Sonnenschein. —

Des

Des Aberglaubens Hülle sank
Dem Blick, der ihres Lichtes trank!

Der wahre französische article partitif; worüber unsre Prisciane entscheiden mögen, ob er solchergestalt füglich zu naturalisiren sey! Uebrigens muß man dem Dichter Glück dazu wünschen, eine Lehranstalt angetroffen zu haben, wo der Nebel des Irrthums so leicht sich zerstreuen ließ! Daß er, der Lehrling, sonst nicht in die Klasse derer gehört, denen das Allerneueste gerade am willkommensten ist, und die auf der Stelle sich berauschen lassen, belegt folgendes erbauliche Gespräch zweyer Freunde, wovon der eine den andern in Fichte's Appellation ꝛc. blätternd antraf:

A. Das nenn' ich noch Religion!
Die spricht dem Glauben tüchtig Hohn,
Und hebt die Ichheit auf den Thron.
B. Verstehest du auch, was du liesest?
A. Verstehen? welche Tändeley!
Genug für mich: Er schreibt so wunderstolz und frey;
Ich bleibe dem verketzerten Systeme treu;
Es wäre denn, daß du — mir noch ein neuer's wiesest! —

Daß der Leser es mit einem sehr bescheidnen Autor zu thun habe, beweiset auch diejenige Strophe, womit die ganze Sammlung schließt. Seine Gedichtchen werden darin, absit omen! mit folgendem Wunsche väterlich entlassen:

O möchtet unter Allen
Nur denen ihr gefallen,
Die ächte Schönheit freut!
Wenn sie sich eurer schämen;
O dann verbergt mit Grämen
Euch tief in Dunkelheit!

Eigentlich ist es der Verfasser, der einer mißrathenen Geburt sich zu schämen hat, nicht der Leser, der solche in Augenschein nimmt. Im vorliegenden Falle jedoch, wird hoffentlich keiner von beyden hierzu Anlaß finden!

Ff.

Talismane gegen die lange Weile, von A. F. E. Langbein, drey Sammlungen in drey Bänden herausgegeben. Berlin, bey Sander. 1802. 4 Rℓ.

Der Name des Verf. ist schon [illegible] seiner Schrif-
ten, und Rec. kann mit aufrichtiger Wahrheit bestimmen, daß
auch diese drey Sammlungen seinem Namen und Werth nichts
entzogen, sondern vielmehr noch erhöhten. Verf. hat ganz
seinen Zweck erreicht: Er wollte Talismane gegen die lange
Weile liefern, und kann sich gewiß schmeicheln, daß sie mit
mehr Wirkung ihren Zweck erreichen, als die der Orientalen.
Sprache, leichte darstellende Erzählung, vorzüglich gute mit
unterlaufende leichte Poesie, munterer, komischer und natürli-
cher Witz ist das Hauptverdienst des Verf., welches er auch
hier von neuem zeigt und erreicht. Rec. liefert daher statt
einer längern Beurtheilung bloß den Inhalt dieser drey Samm-
lungen. Sie bestehen durchgängig aus Mährchen, Erzäh-
lungen mit untermengten Geistermaschinerien. Die erste
Sammlung enthält die fünf Erzählungen: die Wunderlampe,
die Harfnerinn zu Drachenstein, Wanibald, die Hand in der
Mauer, der Jäger und die Nonne, von welchen gleich die
erste und beste, sowohl durch leichten, verständlichen, gut ge-
wählten Erzählungston, als auch durch anmuthige, mit ko-
mischer Laune gewürzte untermengte Versifikation zu empfeh-
lende Erzählung aus dem Mährchen der tausend und einen
Nacht genommen ist. Die zweyte Sammlung erzählt uns
die Mährchen: Hütchen in Hildesheim, Thors Hammer,
der heilige Berg, der eiserne Leuchter, die Schotendiebe, der
Zauberlehrling. Die dritte: Selbstbiographie eines Guldens,
(welche unter allen das wenigste Verdienst hat) das rosen-
farbne Hündchen, die Brüder, die Amazone. Wen daher
die lange Weile plagt, der nehme diese 15 Erzählungen zur
Hand, und lasse sich dieselben auf eine angenehme und unterhal-
tende Art weg erzählen. Um nur eine, welche noch von vie-
len andern Stellen übertroffen wird, der Kürze wegen herzu-
setzen, um daraus die Leichtigkeit und launige Erzählung der
übrigen zu beurtheilen, will ich die gleich vor mir liegende
ausheben, wo Prinz Aladdin seine Zauberriesen bittet, ihn
und den großen Pallast im Augenblick nach Afrika zu ver-
setzen.

> Statt einer Antwort hob der Wolken nahe [illegible]
> Den Aladdin, wie eine Tobacksprise
> Mit spitzem Finger [illegible]
> Und schob ihn in sein rechtes Ohr.
> Der Passagir fand kaum, daß er bequem hier sitze,
> Da war die Reise schon gemacht;

Und

Wird der Pallast gleich einem Blitz.
Geräuschlos und geschwind nach Afrika gebracht.

Und so mag denn diese Beurtheilung des Rec. ohne weitere Empfehlung der Talismane, genügen.

Vt.

Romane.

Leben, Meinungen, Wanderungen und Schicksale eines Flohes. Gesammelt und herausgegeben von C. G. F. Hoffmann, Ferme-Direktor von Zweybrücken. Mit 1. K. (von Bissel). Mannheim, bey Löffler. 1803. 414 S. 8. 1 Rk. 6 gr.

Ein unterhaltendes, launiges, hier und da auch lehrreiches, Spiel der Phantasie; das aber wohl etwas zu sehr ausgedehnt worden ist.

Ha.

Das wunderbare Mädchen. Vom Verfasser des Schwarzbraunen. Leipzig und Pegau, bey Günther. 1801. 248 S. 8. 1 Rk.

Das Schwarzbraune oder den Schwarzbraunen hat Rec. nicht gelesen; in dem wunderbaren Mädchen aber findet er einen Roman von gewöhnlichem Schlage. Die Darstellung ist jedoch meistentheils natürlich, korrekt und nicht langweilig. Am wenigsten sind dem Verf. diejenigen Gespräche gelungen, die nach seiner Absicht recht schön und erhaben seyn sollten. Die Heldinn des Stücks selbst, Sophie, giebt bey den Versuchungen, welchen sie an dem Hofe eines wollüstigen Fürsten ausgesetzt ist, das Beyspiel einer standhaften Tugend; auch sonst ist der Verf. bemüht, dem Leser sittlich gute Grundsätze einzuflößen. Die Kritik fände übrigens mehr zu erinnern, als hier ausgeführt werden kann. Wer würde z. B. in den Reden des Fürsten S. 95. 96. den Wollüstling erkennen, welcher S. 126. 7. geschildert wird? Eben so wenig fehlt es an Unwahrscheinlichkeiten in der Erzählung. Unter

 andern

andern verstehen sich die Helden des Verf., obgleich nur einer derselben ein Förstersohn ist, vortrefflich auf das Schießen. Das eine Mal wird auf einem Maskenballe der Fürst, als eben Sophie seiner Zudringlichkeit nicht mehr ausweichen kann, in den Arm geschossen, und ein andres Mal sein vornehmster Günstling durch einen Schuß zu Boden gestreckt, ohne daß beyde Mal dem Thäter das Geringste zu Leide widerfährt. Auch der Ausdruck ist nicht fehlerfrey. Man findet S. 104 Entsagung des Mädchens anstatt Verzichtleistung auf das M., S. 187 Aufforderung einer Thür zu e. Th. u. dgl. Addresse S. 112 und ruhiges Bemühen S. 115 sind vielleicht Druckfehler, deren es überhaupt mehrere und bedeutendere giebt, als man bey der übrigens auf den Druck verwandten Sorgfalt erwarten sollte.

Lz.

Fritz Verdu, eines Friseurs, Leben, Wanderungen und Thaten. Herausgegeben von einem seiner Freunde gleichen Kalibers. Ein Buch fürs Volk. Erster Theil. Hamburg und Kiel, bey Kratzsch (in Kommission). 1801. 26 Bog. 1 Rg. 4 R.

So kommt denn endlich die Reihe auch an die Friseurs, um aus ihrer ehrbaren Gilde den Helden zu einem Roman zu wählen. Fritz Verdu ist dieser Ehrenmann; aber gar kein Friseur von gewöhnlichem Schlage, sondern ein biederer, großmüthiger, verschwiegener, uneigennütziger, herzhafter, und zu jeder edlen That entschlossener Geselle. Nachdem er lange genug seinen ungeschliffenen, faulen Vater, den gröbsten Schlingel auf Gottes Erdboden, mit seiner dürftigen Kunst ernährt hatte, und sein Verdienst zu dessen Verschwendung nicht mehr zureichen will: entschließt er sich, auf Antrieb seiner rechtschaffenen Mutter, eine einträglichere Kondition in der Fremde zu suchen. Er findet sie; (wir können uns nicht entschließen, die einfältigen Namen des Verf. abzuschreiben) geräth aber zugleich in eine Verbrüderung mehrerer seiner Kunstverwandten, die sich, sonderbar genug, zur Rettung und Unterstützung nothleidender oder unterdrückter Menschen verbunden hatten, und daher nach Ritter=Art

bey

bey Tag und Nacht, auf Abentheuer ausgehen, entführte Mädchen oder geraubte Rekruten retten, Arme und Kranke mit Geld, Speise und Arzneyen unterstützen, das Glück der Liebenden durch gesammelte Beyträge befördern, Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen rächen, und Geld aus vollen Händen ausspenden. Fritz hat noch besonders das Glück, an der schönen und reichen Frau seines Herrn eine Freundinn zu finden, die ihn mit Liebe, Wohlthaten und Geschenken überhäuft; er empfängt und erwiedert ihre Liebkosungen, und unbefangener als ein Schulknabe, beschreibt er sie, und sein Wohlbehagen bey diesen Umarmungen, seiner ihn warnenden Mutter, und weiß gar nicht, was das letzte Ziel der Wünsche der verbuhlten Frau seyn möge. Doch verläßt er sie heimlich, um ein neues Wagestück zu bestehen. Er hört von einer Räuberbande, die täglich Raub und Mord begeht, und da ihr Anführer zugleich ein Zauberer ist, sogar das gegen sie ausgerückte Militair zurückgeschlagen hatte. Unter diese begiebt er sich, um sie der Obrigkeit in die Hände zu liefern. (Er erhenkt sich, also vermuthlich absichtlich, in einem Walde, wird von einem dazu kommenden Jäger abgeschnitten, der, selbst ein Glied der Bande, ihn dem Hauptmann zuführt). Und damit endigt der Verf. den ersten Theil, um weislich die Erwartung des Lesers für die Fortsetzung zu spannen. Das Ganze ist, nach einer witzelnden Vorrede, ein chaotisches Gemengsel von Dialogen, Tagbuchfragmenten an die Mutter, Scenen von Saufgelagen, (darin sind die Bundesbrüder wackere Helden,) Entführungen und Verführungen, nächtlichen Abentheuern, Diskoursen koketter Damen mit ihrem Friseur, u. s. w. Alles so unter einander geworfen, und so ohne den mindesten Zusammenhang, daß man zuletzt unter den vielerley auftretenden Personen verwirrt wird. Unpartevisch aber zu urtheilen, kann man dem Verf. nicht alles Talent zu einem Romanschreiber absprechen: besonders aber ist die Haltung der verschiedenen Charaktere, z. B. der duldenden und bey allen Mißhandlungen immer sanften Mutter, des ungezogenen Vaters, einer eigennützigen Kupplerinn, eines wollüstigen Wüstlings, eines stolzen Weibes am Putztisch, eines Bettelmädchens, und überhaupt die aus der niedern Volksklasse, im Reden und Handeln, wohl getroffen; nur daß der Verf. in allen Dingen zu sehr die Uebertreibungen liebt. Wider die Richtigkeit der Sprache aber wäre viel zu erinnern.

Kleine

Kleine Geschichten und Romane, oder liebenswürdige Scenen des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Als Mittel zur Vertreibung der Hausscheue und der bürgerlichen Unzufriedenheit. Aus dem Archive unserer Tage und der Vorzeit. Viertes Bändchen. Erfurt, bey Keyser. 1805. 18 Bog. 8. 18 gr.

Wenn einmal der Titel eines Buchs auf einer Messe einigermaaßen sein Glück gemacht hat: so muß es, es mag ein Werk der Dichtung oder der Kompilation seyn, fortgesetzt werden. Und da geschieht es nun zuweilen, daß der Herausgeber über den Stoff zur Fortsetzung in Verlegenheit geräth. In diesem Fall mag sich denn auch der Sammler und Herausgeber der Mittel zur Vertreibung der häuslichen Glückseligkeit befunden haben. Liebenswürdige Scenen des häuslichen und bürgerlichen Lebens finden wir in diesem Bändchen nicht, und ob es ein Mittel sey, die Hausscheue zu vertreiben oder zu befördern, mag, wer da will, Jeder an sich selbst versuchen. Es enthält zwey Erzählungen von sehr ungleicher Länge. 1) S. 1 — 226. Schloß Rackrent. Eine Erzählung aus den Jahrbüchern Irlands vor der Union. Von Georg Coopen Esq. Aus dem Englischen. Es ist die Geschichte einer irländischen Familie, oder vielmehr von vier Besitzern dieses Schlosses aus dieser Familie, davon der letzte durch Ausleerung eines Trinkhorns mit Punsch gefüllt seinen Geist aufgab. Die Zeit, in die sie fällt, wird nirgends angegeben; so wie auch kein Synchronismus ihrer Bestimmung zu Hülfe kommt. Welchen deutschen Leser kann nun wohl die Geschichte eines ausgestorbenen irländischen Geschlechts, die der weitläuftigen Noten ungeachtet, doch noch manche Dunkelheiten zurückläßt, interessiren? Die zweyte Geschichte, S. 227 — 269 ist vaterländisch, die Sorbenburg überschrieben. So heißen die Ruinen eines alten Raubschlosses bey Saalfeld, das Samo, ein sogenannter König der Slaven im 7ten Jahrhundert erbaut hatte. Seine Tochter, Edelinthe, heyrathete ohne sein Wissen seinen Todfeind, Wittekind, Grafen zu Schwarzburg, wurde durch Verrätherey in seine Hände geliefert, nachdem ihr Gemahl im Gefecht mit ihm geblieben war, und auf Anstiften ihrer Stiefmutter hingerichtet.

Gi.

1. Coronata, oder der Seeräuberkönig. Ein Holzschnitt. Nr. II. Baireuth, bey Lübecks Erben. 1802. 22 Bog. 8. 1 Rk. 4 gr.

2. Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte. Ein Seitenstück zu Elisa. Dritter und letzter Band. Leipzig, bey Seeger. 1802. 20 Bog. 8. 1 Rk.

3. Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. Dritter und letzter Theil. Bethlehem, 1802. 2 Alph. 2 Bog. 8. 2 Rk. 16 gr.

Nr. 1. Wir hofften, da zwischen der Erscheinung des ersten und dieses zweyten Theiles sechs volle Jahre liegen, der Verf. werde den wohlgemeinten Rath, den wir ihm in unsrer Bibl. Bd. 30. S. 95. ertheilten, beherziget haben, und uns mit dem Anblicke und der Musterung eines zweyten Holzschnittes verschonen. Dieß hat ihm nicht beliebt. Die Fortsetzung liegt vor uns, und wir sind den Freunden und Gönnern des ersten Versuchs wenigstens die Anzeige schuldig, daß sie in diesem zweyten alles wieder so bunt, so grell, so widerlich, oder, aus ihrem Gesichtspunkte betrachtet, alles so reich, so mild und lieblich finden werden, wie in jenem.

Der Verf. von Nr. 2. (man vergleiche B. 62. S. 76.) arbeitet sich auf seinem nicht sehr anmuthigen und unterhaltenden Wege immer weiter vorwärts, und langt endlich am Ziele an. Wir können ihm unmöglich zugeben, daß er, wie er in der Vorrede zu verstehen giebt, wenn auch keinen bedeutenden Roman, doch, in praktischer Hinsicht, ein ziemlich bedeutendes Buch geschrieben habe. Was für eine Menge bedeutender Bücher müßten wir in Deutschland haben, wenn sein Maaßstab der richtige wäre? Er hat nichts weiter zur Welt gebracht, als ein moralisch unschädliches und ästhetisch unwichtiges Büchlein.

Nr. 3. Der große Prophet von Nazareth hat andern Beurtheilern wichtiger geschienen, als er uns (man sehe Bd. 64. S. 369.) vorkam. Dieß ist für uns eine Aufforderung gewesen, diesen dritten Theil desto aufmerksamer durchzulesen; aber wir müssen gestehen, daß wir ihn nicht anders gefunden

haben,

Nach einiger Zeit aber kehrt er zu einem Freunde, welcher die Gegenstände mit einem viel heitern Blick betrachtet, er wird wankend in seinem Entschluß, deßwegen ihn der Graf Wallenberg an einen besondern Ort im Walde bestellt. So weit der erste Theil, welcher weiter nichts als eine mit schönern Kleidern geputzte Figur ist, die man nicht ausziehen darf, ohne entweder gar keine oder doch verstümmelte, unregelmäßige und zu gedehnte Gliedmaaßen zu entdecken. Wird nicht über das achtzehnte Jahrhundert hinaus leben, für welches es geschrieben ist.

Vt.

Werner. Einige Bruchstücke aus einem Tagebuche (von Marechaux.) Wesel, im Verlage des Verfassers. Berlin, bey Quien. (Ohne Jahrszahl) (1801.) 190 S. 8. 1 Rh.

Rec. hat einen Theil dieses kleinen Romans mit einigem Vergnügen gelesen. Die erste Hälfte desselben hat ein ungemein heiteres Ansehen. Darauf trübt sich der Himmel gewaltig, jedoch nur, um sich wieder aufzuklären. Daß auch hier die Liebe ihre Rolle spielen muß, läßt sich erwarten; aber diese Alltäglichkeit in Romanen, liegt so ganz eigentlich in der Natur der mittelmäßigen Köpfe, die Romane schreiben.

Geheimerath Werner sieht ein Mädchen, und gerade nur so lange, als eben nöthig ist, um sich in aller Geschwindigkeit — was man nennt — sterblich zu verlieben. Und nun — weg ist das süße Mädchen! — Wohin? Ja! das ist eben die Noth des Verliebten und des Lesers. Beyde sind der Schönen einigemal ganz nahe auf der Spur. Einmal folgt ihr der Geheimerath, ganz entzückt ihre Wohnung endlich entdeckt zu haben, fast auf den Fuß in das Haus eines Tischlers. Aber — sie wohnte nicht hier; sie bediente sich nur des öffentlichen Durchganges durch dieses Haus; und er hatte das ihm unnöthige Schreibspinde vergebens behandelt. — Dann überrascht sie ihn, indem sie bey einem seiner Freunde, den er besucht, als dessen Hausgenossinn in die Stube tritt. Welch eine selige Ueberraschung! Allein es war nur — ein Traum. Auch stand sie einst lebhaftig vor ihm, und er küßte ihr entzückt die Hand. Aber beym Lichte besehen, war sie

der —

der — Phantasie eines hitzigen Fiebers, das ihn dem Tode nahe brachte. Und doch hatte sie wirklich vor ihm gestanden; er wirklich ihre Hand geküßt. Wie dieß zugieng? und wie sie endlich, nachdem er, als revolutionairer Schwärmer, über die Landesgränze gebracht worden war, doch noch die Seinige wird — das alles mag der Leser im Buche selbst nachlesen. —

S. 167 heißt es: „Da stand sie in dem weißen Morgenanzuge, worin mein Traum sie mir geschildert hatte. „Sie selbst, durch meinen unerwarteten Anblick entrüstet (?) „schien verlegen, ob sie“ ꝛc. — S. 108. „Dieses Errötben, „dieses sichtbare Leben, war mir ein unauflösbares Räthsel. „Meine Entrüstung (?) begriff ich, die ihrige keinesweges.“ Hier sind die Worte entrüstet, Entrüstung, dem Zusammenhange nach, offenbar ungewöhnlich und sprachgebrauchwidrig, folglich übel gewählt. Das nämliche gilt noch mehr von dem Ausdrucke entmannen, in der Verbindung, wie er S. 90 steht, wo er unmännliche Verlegenheit ausdrücken soll.

Pm.

Schöne und bildende Künste.

Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke. — Chronologisch und in Schulen geordnet nach der französischen Handschrift des Herrn M. Huber; bearbeitet von C. G. Martini. Sechster Band. Niederländische Schule. Fortsetzung. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1802. 342 Seiten. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Obgleich dieser zweyte Band, welcher die niederländische Schule bis an unsre Zeit fortsetzt, wirklich, und wie Rec. voraussah, volle sechs Bogen schwächer ist, als der erste: so würde er doch um vielleicht noch einmal so viel es geworden seyn, hätte der Zweck eines Handbuchs, das den Gegenstand doch ganz umfassen, und bis an seinen gegenwärtigen

 Zustand

Zustand begleiten soll, es nicht unvermeidlich gemacht, unter den mehr als 170 noch aufzuführenden Künstlern auch solcher zu erwähnen, deren Arbeit eben nicht für Bereicherung, noch weniger also für Erweiterung der Kunst gelten kann. Allerdings weiset vorliegende Abtheilung gleichfalls der Namen genug auf, die den sammelnden Kenner jederzeit anlocken werden; ein gutes Viertel der andern Kupferstecher aber, und die man nicht erst zu nennen braucht, wußten sich zwar des mechanischen Theils, oft früh genug, zu bemächtigen; allein hierbey blieben sie stehn, und verfielen dermaaßen in's Einförmige und Manierirte, daß, wer ein Paar von ihren Blättern sah, sie alle gesehn hat. Den Haufen derer nicht einmal gerechnet, die hauptsächlich nur für Buchhändler arbeiteten, für geringen Preis Porträte stachen, ältere Stücke kleinlich kopirten u. s. w.; denn am Ende würde das Klägliche auf Herzenserleichterung über den Zustand hinauslaufen, worin der Kupferstich, nicht nur in Holland etwa, sondern in den meisten Ländern — Ausnahmen von Zeit zu Zeit verstehn sich unerinnert — nunmehr leider! herabgesunken, und durch Verschleppung so vieler Kunstwerke nach dem einzigen Paris, bis jetzt wenigstens auch noch nicht wieder gehoben ist.

Es habe mit den Anlässen zu diesem Verfall der Kunst was für Bewandtniß es will; gleich der erste, die Arbeiten eines Rembrandt charakterisirende, und mit Recht 36 S. füllende Artikel, wird die Aufmerksamkeit jedes, auch nicht mit vollem Beutel versehenen Sammlers an sich ziehen. Daß Herr H., bey langer Vertraulichkeit mit den Blättern des eben so kunstreichen als höchst eigennützigen Sonderlings, denen noch nicht aus der Acht ließ, in Beschreibung derselben auch die Urtheile der Gersaint, Helle, Glomy, Yver, Watelet, und hauptsächlich unsers einsichtsvollen Landsmannes Bartsch zu benutzen, kann man sich vorstellen. Bey Erwähnung des letzten will Rec. sogleich hinzufügen, daß in den Bemerkungen über die glücklichsten Nachahmer Rembrandts, nämlich Bol, Livens und van Vliet, Herr H. gleichfalls dem Wiener Kunstkenner folgt; so wie weiterhin in der Blätterreihe von der Hand Waterloo's, als worüber Herr B. den Liebhaber vollständiger zu befriedigen gewußt hatte. Die Rembrandt'schen Stiche selbst, und ihre Anzeige betreffend, hielt Herr H. sich an Gersaint's Tabelle, die am Ende seines Katalogs die Uebersicht des Vorzüglichsten erleichtern hilft,

und

und Jedem, dem es nur um dieses zu thun ist, Genüge lei-
sten kann. R — s ganzes Werk soll aus 375, von 1628 bis
1659 gestochnen Blättern bestehn; und gieng bey der Ma-
riette'schen Versteigerung doch für beynahe 1500 Thaler
weg; obgleich nicht alle Abdrücke unter die besten gehörten.
Auf den Vorzug, nur die besten Abdrücke zu besitzen, hat,
außer ein paar andern, auch das Wiener Kabinet Anspruch
zu machen; und wie wenig solches die Kosten sparte, kann
der Umstand belegen, daß der Bürgermeister Six, freylich
ein Kapital-Portrait, noch im Jahre 1782 mit 500 Gulden
zu Paris von ihm bezahlt wurde. Hinter den 12 Rubriken,
worunter die ausgewähltesten Stiche des Tausendkünstlers
hier beschrieben werden, ist auch die der zweifelhaften Stü-
cke nicht vergessen; und von den 10 bemerklich gemachten,
keines der Aufmerksamkeit des Sammlers unwürdig. In
Angabe aller, bald größrer bald kleiner Veränderungen, die
R. um Liebhaberey zu reizen, während der Abdrücke seiner
Platten sich erlaubte, würde das Handbuch kein Ende ge-
funden haben. So stieß Rec., indem er nur einige Beschrei-
bungen mit den Stichen selbst verglich, z. B. auf das herrli-
che, den barmherzigen Samariter darstellende Blatt; wo
aber der Schweif des Pferdes sich schon schattirt fand; was
solcher in den ersten Abdrücken ungleich weniger ist. Auch
der unter Nr. 9. männlichen Bildnisse beschriebene Cle-
ment de Jonghe, hat auf dem vor Rec. liegenden, sonst
gutem Exemplar, noch nicht, oder nicht mehr die Jahrszahl
1651. — Der nach R. folgenden, und den nicht minder
schätzbaren Joh. Livens betreffenden Artikel ist eben so lehr-
reich. Schade, daß seine Opferung Isaaks, eine Haupt-
zierde der Salzdahlenschen Gallerie des Herzogs von Braun-
schweig, noch keinen ihrer würdigen Stecher gefunden; oder,
was noch wünschenswerther: daß Livens, der Grabstichel
und Nadel so geistreich zu führen verstand, für Vervielfältigung
des unvergleichlichen Stücks nicht selbst gesorgt hat!

Sobald von Rembrandt und seinen nächsten Schülern
die Rede zu seyn aufhört, fängt es in der Reihe niederländi-
scher Künstler wieder etwas bunter und werthloser auszusehen
an. Desto angenehmer wird es alsdann, auf Namen wie
die eines Bega, Waterloo, Naiwink, Swaneveld, van Ever-
dingen, Berghem, Potter, Vaillant I. und Zegers zu stoß-
sen. Die beyden letzten unterstrich man, weil V. die neu

 erfundene

erfundene schwarze Kunst vom Prinzen Robert selbst erlernt gehabt, und solche sehr glücklich ausbilden helfen; Zegers aber, der auch schon Landschaften mit Farben zu drucken wußte, unter die Künstler gehört, deren Arbeit bey ihrem Leben verschmäht, nach ihrem Tode hingegen unmäßig bezahlt wird. Noch erfreulicher für Kunst und Kunstgeschmack wird Alles im Artikel Gerh. Edelinks; eines Kupferstechers, von dessen Hand gar nichts Mittelmäßiges bekannt ist, und der selbst die Arbeiten großer Maler durch seinen Stichel noch zu verschönern wußte. Zwar ist dieser treffliche Meister in Antwerpen geboren, und seine erste Jugend daselbst gebildet worden; da es jedoch Paris war, wo sein Genie sich völlig entwickelte, und das er nie wieder verließ: so hat die niederländische Schule wohl nur entfernten Anspruch auf seinen Namen zu machen. Ein Fall, der auch auf die von Schuppen, Pitau, Vermeulen und Andre anwendbar ist; die, wenn sie zum Theil auch in ihr Vaterland wieder zurückkehrten, oder sich anderswo niederließen, dem Pariser Aufenthalt doch Alles zu danken gehabt, und dem Geiste dasiger Kunst allerwärts treu blieben. — Wie manchem halb und ganz vergeßnen Gesichte begegnet man abermals hinter Edelink, eh ein Pitau, Ruysdael, de Hooghe, van Schuppen, Vlieger, Vermeulen, Meyering und sein Freund Glauber, genannt Polydor, Huchtenburg, Episcopius, u. s. w. uns wieder an alte Bekanntschaft erinnern! Was bey Adr. Lommelin, einem dieser Künstler ziemlich niedrigen Rangs S. 200, erwähnt wird: daß nämlich (außer der leidigen Vollständigkeit) mancher Grabstichel schon wegen der Originale, nach denen er seine Kräfte versucht, namhaft zu machen sey, paßt nur zu oft auf sehr viel andre Namen, die jedoch, wie schon oben zugestanden, deßhalb noch immer nicht, selbst aus einem Handbuche zu verbannen sind; denn zu welcher Einseitigkeit würde das Gegentheil führen!

Um nichts tröstlicher für die Fortschritte der Kunst stand es im Ganzen mit den holländischen, und noch schlechter mit den belgischen Meistern, die in's verwichene Jahrhundert hinein arbeiteten, oder im Laufe desselben sich erst bildeten. Was in schwarzer Kunst, und zahlreich genug, da zum Vorschein kam, ist doch meist nur von Fabrikengehalt; und Jak. Houbraken bleibt sich zu selten gleich, als daß die Reihe seiner wirklich guten Stücke nicht äußerst kurz ausfallen müßte.

Wenn

Wenn daher Watelet, für einen Franzosen sehr viel! so unpartheyisch ist, im Stiche der Köpfe besonders, ihm die Feinheit eines Drevet zuzugestehn; in Kühnheit der Schattirung und ganzen Behandlung aber den Vorzug einzuräumen: so ist der Lobspruch doch in der That mancher Einschränkung bedürftig. — Daß Robert von Oudenaerde, einer der Lieblingsstecher Karl Maratti's gewesen, bleibt für jene eine wahre Empfehlung; wenn auch von bloß technischer Seite nicht Alles von ihm erreicht wurde. An dieser Praktik, die aber den Mangel an Geist und Geschmack doch nie ersetzen kann, fehlte bekanntlich es den Westerhout, van Gunst, Overbeck, Wandelaar, Folkema, Tanjé, Punt, Focke, van der Schley, u. a. m. ganz und gar nicht, ohne daß man deßhalb stärkere Lust bekommt, es auf zahlreiche Sammlung ihrer Arbeiten anzulegen; als die doch auch das Register ihrer Schwächen und Eilfertigkeiten seyn würde. Von Reinh. Vinkeles, der diesen Band, und mithin die niederländische Schule schließt, weiß das Handbuch nichts weiter als Braamcamp's Portrait, und die in Beschreibung seines Gemäldekabinets befindlichen Vignetten anzugeben; obgleich der Mann schon 1741 geboren, und ein Schüler Punts ist. Der in einem der vorletzten Artikel aufgeführte, und 67 Jahre alt unlängst zu Amsterdam gestorbene Corn. Ploos van Amstel schien indeß den holländischen Kunstfleiß von neuem beleben zu wollen; bey dieser Hoffnung aber blieb es auch; denn von glücklicher Nacheiferung ist bis jetzt nichts zu hören gewesen. Dieser warme Kunstfreund, auch ein Mann van Vermögen und Ansehen, war nämlich ein guter Zeichner, und brachte durch neue Verfahrensarten beym Abdruck des, mit einer oder mehrern Farben, im Zeichnungsgeschmack also, gefertigten Kupferstichs es weiter, als bisher von Andern geschehn. Da vollkommen gut ausgefallene Blätter dieser Erfindung bey uns nur selten, und für schweres Geld sich anbieten, wäre dem Liebhaber mit einigen, die Eigenheiten dieser Procedur kenntlich machenden Notizen, vermuthlich sehr gedient gewesen; obschon, um die Wahrheit zu gestehen, Nachahmung einer Nachahmung, wie lavirte Zeichnung nachbildende Stiche doch wirklich nur sind, schwerlich für bedeutenden Zuwachs des Kunstkreises gelten kann. Dem sey wie ihm will: der Geschmack daran nimmt täglich zu; und da es von den Blättern dieses Ploos v. A. noch kein Verzeichniß giebt, ist man Herrn H. Dank schuldig, die ihm bekannt gewordenen, insgesammt

gesammt nach niederländischen Meistern gefertigten 45 Stück in ein solches gebracht zu haben.

Der S. 303 angeführte Franz de Wilde, von dem man nichts Umständliches wußte, ist ohne Zweifel der jung gestorbene Sohn des reichen Amsterdamer Kunsthändlers Jakob de W., dessen gedruckte Verzeichnisse seiner Kunstsachen und Alterthümer, mit nicht immer gut gerathenen Abbildungen derselben, dem Liebhaber noch ganz wohl bekannt sind. Seine Tochter Maria, ein kunstreiches Frauenzimmer, die hauptsächlich daran arbeitete, heyrathete in der Folge den berühmten Tiberius Hemsterhuys, und vererbte ihren Kunstsinn auch auf den Sohn, den nicht weniger geschätzten Franz H. Wenn indeß die im Handbuch angeführte, von ihr gestochene Sammlung antiker Gemmen des Jahrs 1763 kein Druckfehler ist: so muß nur von neuer Ausgabe hier die Rede seyn; denn schon 1703 trat die erste an's Licht. Auf Bemerkungen dieser Art muß jedoch Rec. gänzlich Verzicht thun, weil kaum noch zur Anzeige Platz ist, daß ein genaues alphabetisches Register auch der niederländischen Schule nicht fehlt, und nur bey Aldert van Everdingen die Angabe der Seitenzahl, nämlich VI. 124, vermißt wird. Der Text selbst zollt seiner Darstellung wilder Naturansichten das verdiente Lob; und ein nicht schwächeres der Geschicklichkeit desselben im Treffen des wahren Thiercharakters; bey Anlaß nämlich der 58 Originalplatten, mit deren Abdruck Gottsched seine hochdeutsch prosaische Uebersetzung des Reinecke Fuchs, 1752, konnte verzieren lassen. Daß in der Notiz von diesem Volksbuche, dessen Geschichte noch überdieß so viel aufzuräumen läßt, ein paar Unrichtigkeiten mit unterlaufen, wird man dem mit Bibliographie weniger vertrauten Kunstkenner sehr gern verzeihen. So ist z. B. der R. F. nicht erst 1498, sondern schon 1479, 81 und 85 gedruckt worden; auch nicht zuerst in niederländischen Versen; was es mit den angeblichen Verfassern Heinrich von Alkmar und Nikolaus Baumann für Bewandtniß habe, ist in der N. A. D. Bibl. LXXX. Bd. 1. St. S. 172 ff. näher untersucht worden. — Schon an einigen frühern Bänden der deutschen Bearbeitung des Handbuchs, wie auch von Rec. seiner Zeit bemerkt worden, hatte Herr Martini Theil gehabt; der nunmehr, wie man oben gesehn, sich auf dem Titelblatte zu nennen nicht länger Bedenken trug.

Rk.

Theater.

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von *Schiller*. Berlin, bey Unger. 1802. 12 Bog. kl. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Schwerlich hat irgend einem Verehrer der Schillerschen Muse die erste Ankündigung der oben stehenden Tragödie mehr Freude gemacht, als ihrem gegenwärtigen Beurtheiler. Einen Dichter, wie Schiller, dacht' er, kann dieser Geschichtsstoff, wie der Charakter der darin glänzenden Heldinn, nur von einer Seite zur dramatischen Behandlung desselben gereizt haben, von der, die die einzig wahrhaft theatralische, ihm die fruchtbarste Gelegenheit darbietet, sein großes Darstellungstalent glorreicher, als jemals, zu verherrlichen. Diese wird ihm gebieten, das Historische seiner Tragödie von allen katholischen Wundern, und seine Heldinn von aller wirklichen Inspiration, von aller übernatürlichen Einwirkung zu reinigen. Das erste wird sich aus ganz natürlichen Quellen, bloß aus den Wundern einer außergewöhnlich geregten und in Thätigkeit gesetzten Heldenkraft ergeben, und die letzte eine von Vaterlandsliebe und frommer Schwärmerey gleich entflammte, durch die Macht ihrer Phantasie lebhaft bewegte, durch ihren Glauben an übernatürliche Unterstützung zu Visionen begeisterte Heroine werden, die in dieser Begeisterung sich eine auserwählte, Gottgesendete Retterinn ihres bedrängten Vaterlandes glaubt, in diesem Glauben sich so ankündigt, in diesem Glauben handelt. Nur durch die Kraft ihres religionsschwärmerischen Glaubens an ihre göttliche Sendung wird demnach Johanna zu der Wunderheldinn werden, für die die Sage sie ausgiebt; wird exaltirt durch diesen Glauben, sich in den Zustand zu versetzen, der dem einer wirklich Inspirirten völlig gleich ist; in dieser Exaltation sich über ihr Geschlecht, ihren Stand, ihre Erziehung erheben, und in ihren Reden die Energie, den Schwung der Begeisterung, die Kraft der Ueberzeugung, in ihrem Entschlusse die Festigkeit, Unerschütterlichkeit und Heldenstärke enthüllen, die alle, die sie hören und sehen, zur Bewunderung nöthigen, mitbegeistern, ja, nach und nach, sogar zum Mitglauben hinreißen, und dieser Mitglaube, diese Mitbegeisterung wird ihr helfen, auszuführen, was sie beschlossen,

schlossen, zu erfüllen, was sie verheißen hat. Auf welche andere Weise könnt' auch wohl sein Drama ächt romantischer werden, als durch die Darstellung eines zwar außergewöhnlichen, aber doch menschlich-großen, menschlich-wirkenden Charakters, als durch die Vorführung zwar seltsamer, Wunderähnlicher, aber doch natürlicher mit Menschenkräften hervorgebrachter Ereignisse? An ein wirklich inspirirtes, durch übernatürliche Einwirkungen ihre Thaten ausführendes Heldenmädchen können wir keinen Glauben, folglich auch für sein Treiben und Thun nur ein schwaches Interesse haben; eine sich inspirirt glaubende, in diesem Glauben große Dinge verrichtende Heldinn hingegen, wird uns, als psychologische Erscheinung, anziehn, die unsere Phantasie beschäfftigt, ohne unsern Verstand zurückzustoßen; ist sie doch, was sie ist, menschlich, in unsrer Natur gegründet? Ja, selbst, wenn wir an jenes uns Glauben abzwingen könnten, wird unsere Theilnahme für die letzte, als selbstthätiger, nicht bloß leidender, maschienenartig handelnder Charakter, dennoch ungleich lebhafter und größer seyn. Ausgemacht bleibt also diese Ansicht der Wundergeschichte von Johanna von Orleans, nur die dramatischste, für des Dichters Talente würdigste und reichhaltigste, und nur sie kann seinen sinnreichen Kopf zur Wahl dieses Stoffs für die Darstellung auf der Bühne bewogen haben.

Herr Schiller wird lächeln, daß Rec. seiner Sache so gewiß war, daß er sich bey der Behandlung dieses Stoffes für die Bühne von einem Dichter, wie er, auch nicht auf die entfernteste Weise eine andere Ansicht denken konnte, auch nicht einmal ahnete, ein Dichter, wie er, könne wohl in einem andern Sinne, als dem angegebenen, seine Tragödie romantisch genannt haben. Aber abgerechnet, daß jede andere Ansicht dem Rec., wo nicht undramatisch, doch minder dramatisch schien: so lag die vermuthete so ungezwungen in der Geschichte des Wundermädchens selbst, daß es, weder einer gewaltsamen Deutung der Vorfälle, noch einer gewaltsamen Handhabung des darin handelnden Charakters bedurfte, um beyde der vorgeblichen Wunder zu entkleiden, und, statt ihrer, patriotisch-religieusen Enthusiasmus und Wunderglauben wirken zu lassen, was, der Sage nach, übernatürliche Einwirkung und Wunderkraft bewirkt haben sollten.

Nach

Noch mehr, Rec. erinnerte sich Hume's historischer Darstellung dieser Begebenheit, einer Darstellung, die dem dramatischen Dichter jene Ansicht gleichsam in die Hände arbeitete. Ein Landmädchen, das durch mancherley männliche Beschäfftigungen, zu denen ihre Verhältnisse ihr Gelegenheit geben, ihre körperlichen Kräfte gestärkt, und ihren Geist zum Muth, zur Unerschrockenheit in Gefahren gewöhnt hat, wird von der allgemeinen Noth ihres Vaterlandes, dem Unglücke eines liebenswürdigen, durch Aufrührer und fremde Feinde von seinem Throne verdrängten Fürsten, und von dem Wunsche, beyde gerettet zu sehen, lebhaft ergriffen; es bleibt aber in diesem sich durch seine bisherigen Uebungen zu einer Art männlicher Kühnheit erhebenden Geiste nicht lange bey dem bloßen Wunsche; Johanna fühlt eine Möglichkeit, ihn verwirklichen zu können. Durch die Belagerung von Orleans wächst die Gefahr des Vaterlandes, das Unglück des Fürsten, und ihr Wunsch der Rettung, das Verlangen, ihn in That verwandelt zu sehen, erhält einen lebhaften Schwung; er wird zum Willen, ihn zur That zu machen, zur That, durch sich selbst. Mit diesem Wunsche Tag und Nacht beschäfftigt, entwickelt er sich in ihr bis zur Leidenschaft, erscheint ihr sogar durch diese, als ein außerordentlich in ihr geregter Entschluß, sie hält sich für inspirirt, glaubt Erscheinungen zu haben, auffordernde Stimme zu hören, und fühlt sich so berufen, den umgestürzten Thron wieder aufzurichten, und die Dränger des Vaterlandes zu verjagen. Dieser Glaube, vermählt mit der Kühnheit und Unerschrockenheit ihres Geistes, erhöht sie über Furcht, Scheu und Zaghaftigkeit ihres Geschlechtes, sie kündigt sich, als das an, was sie sich glaubt. Ihre Begeisterung, ihre Zuversicht, ihre heroische Festigkeit geben denen, die sie sehen und hören, wo nicht Glauben an ihre Sendung, doch an die Wirkung desselben auf das Volk. Es bedarf einer außerordentlichen Erscheinung, den erschlaffenden Muth der Belagerten wieder zu beleben, und eine außerordentlichere konnte sich wohl nicht ereignen, als dieß plötzliche Auftreten eines von Gott erwählten Rüstzeuges, das, in der Sache für den Fürsten und das Vaterland, für die Sache Gottes zu kämpfen vorgiebt. Den Glauben daran nun so siegend, als möglich zu machen, unterwirft man die Prophetinn Prüfungen; in denen man sie aber glorreich bestehn, und ihre Sendung durch allerley wunderbar scheinende

Dinge bewähren läßt. So nun, als Gottgesandte Vaterlandsretterinn anerkannt, beginnt sie ihr heiliges Werk mit heiligen Vorbereitungen. Alle Soldaten müssen beichten, alle Weiber von zweydeutigem Ruf aus dem Lager verbannt werden; sie läßt eine Fahne mit dem Bilde des höchsten Wesens feyerlich einsegnen, und trägt sie selbst den Kriegern vor; ein vorgeblich wunderbar erhaltnes Schwerdt umgürtet sie; im Namen Gottes befiehlt sie durch ein Schreiben den Engländern, die Belagerung aufzuheben, und Frankreich zu verlassen; sie droht ihnen Untergang, wenn sie nicht gehorchen, und kündigt sich ihnen als berufene Rächerinn des bedrängten Vaterlandes an. Die Engländer, wider ihren Willen, von diesem sonderbaren Ereignisse betroffen, nicht ganz von Furcht und Schrecken frey, widersetzen sich dem Einzuge der Jungfrau in Orleans nicht, und glorreich bestätigt erscheint ihre prophetische Sendung. Alle Bewohner der Stadt nehmen sie, als eine göttliche Retterinn auf, alle halten sich unter ihrem heiligen Einfluß für unüberwindlich. In diesem Glauben gehorchen sie blindlings ihren Befehlen. Unter dem Vorwehen der heiligen Fahne greifen sie mit neubeschwingtem Muthe die Belagerer in ihren Verschanzungen an, dieser Muth läßt sie siegen, sie hauen die Engländer nieder, oder nehmen sie gefangen. Neue Bewährung der Jungfrau für die Gläubigen! Nun bedarf es nur des Anblicks der heiligen Fahne in den Händen der Prophetinn, und das gefährlichste Wagstück gelingt. Die Feinde, durch diese begeisterte Tapferkeit überall zurückgedrängt und muthlos gemacht, werden selbst an die Wunderkraft der Jungfrau gläubig, zwar nicht, als einer Gottgesandten Prophetinn; aber als eines Werk- und Rüstzeuges des Teufels, und unterliegen mehr und mehr. Die Franzosen hingegen, durch diese glänzenden Erfolge immer überzeugter von der Wunderkraft ihrer Prophetinn, trotzen immer kühner allen Gefahren. Kein Wunder nun, daß ihnen Alles gelingt, daß, da sich sogar Karl selbst an die Spitze ihres Heeres stellt, sie im Angesichte dieses jetzt so offenbar vom Himmel begünstigten, von der Gottgesandten begleiteten Fürsten, auf Befehl der Jungfrau auch das unmöglich scheinende, den Zug nach Rheims unternehmen; daß, da ihnen der Ruf von den Wundern der Jungfrau vorangeht, alle Festungen ihnen fallen, Rheims ihnen die Thore öffnet, und so ausgeführt wird, was sie im Glauben unternommen haben.

ben. Der Glaube an die Heldinn, der Glaube der Jungfrau an sich selbst thut Alles, ohne daß dabey eine übernatürliche Einwirkung, ein eigentliches Wunder im Spiel ist.

So bey Hume. Aber auch in den französischen Erzählungen dieser Begebenheit, wo alles für Wunder ausgegeben wird, fand Rec. für seinen Gesichtspunkt hinlängliche Gewährung; den Charakter, wie die Thaten der Jungfrau nur auf ihren Glauben an Inspiration gegründet, und den größten Theil der sogenannten Wunder, auch, als geschehn, angenommen, erklärbar, und, ohne übernatürliche Einwirkung möglich. Was sie dem Ritter Beaudricour und nachher dem Könige von dem ihr gewordnen göttlichen Befehle und den gehabten Erscheinungen erzählt, ist so offenbar nur das Werk ihres eignen, lebhaft bewegten Willens und der durch ihn entflammten Phantasie, so offenbar nur das Erzeugniß ihrer religieusen Schwärmerey und des Wunderglaubens ihrer Kirche, daß es nur denen, die Wunder glauben wollten, oder nur ihren für diesen Glauben leicht empfänglichen Zeitgenossen als etwas mehr gelten konnte. Die vor Gott auf den Knieen liegenden, und im Himmel für das Wohl der Franzosen betenden Heiligen, zum Beyspiele, können doch wohl für nichts anders, als das Spielwerk einer katholisch-fromm entzündeten Phantasie erklärt werden? Also nicht wirkliche, eingebildete Visionen lassen Johannen sich für eine Gottberufene und Gottgesendete Vaterlandsretterinn halten. Eben so natürlich geht es mit den Wundern zu, die ihre Sendung begleitet haben sollen. Sie fordert ein Schwerdt aus der Kapelle der heiligen Catharina zu Vierbois, auf dessen Klinge, nah' am Griffe, fünf Kreutze eingegraben sind. Niemand um sie weiß von einem solchen Schwerdte. Indeß findet es sich, daß dieser Kapelle vor Zeiten viele alte Schwerdter geschenkt worden; unter diesen ist denn auch das bezeichnete. Wo steckt denn nun hier das Wunder? So gut Johanna von dem Daseyn dieser Schwerdter überhaupt durch Sagen weiß, eben so gut kann sie auch von der Existenz des bezeichneten gehört haben. — Ein ungünstiger Wind hindert den Transport der Lebensmittel über die Loire. Die Jungfrau heißt damit warten, denn mit Gottes Hülfe werde alles hinüberkommen. Man wartet, der Wind setzt sich um, die Lebensmittel werden glücklich in die Stadt gebracht. Was ist hier wieder Wunderbares? Denn daß die Windverände-

rung

rung sogleich, auf das Wort der Prophetinn erfolgt sey, ist doch wohl für jeden Wahn und Vorurtheil freyen Leser ein Zusatz des Wunderglaubens? — Die Besatzung von Orleans, thut, ohne Wissen und Willen der Jungfrau, einen Ausfall auf einen von Talbot reichlich mit Mannschaft und Kriegsgeräth besetzten Thurm, die Franzosen finden tapfre Gegenwehr, verlieren viel Volk, und ermatten. Plötzlich erscheint Johanna in völliger Rüstung, mit wehender Fahne, der Kampf beginnt aufs neue und heftiger, die Engländer werden zurückgedrängt. Was befeuert denn hier den Muth der Entmutheten wieder? Bloß der Anblick der Jungfrau und ihrer geweyhten Fahne, also der Glaube an ihre Wunderkraft. Aber mehr, als selbst dieser Glaube, entscheidet den glücklichen Ausgang des Gefechtes, die Verstärkung, die die Streitenden, durch neue Krieger aus Orleans erhalten. Diese, in Schlachtordnung gestellt, bewirken den Rückzug Talbots und seiner Truppen. — Bey einem andern Gefechte, wo die Jungfrau nur wenig Mannschaft bey sich hat, ergreift bey der Nachricht, daß die Engländer mit einer großen Macht nahen, die Kämpfenden, troß der Gegenwart der Gottgesandten, ein solches Schrecken, daß sie Reisaus nehmen, und die Engländer sie spottend verfolgen. Aber schnell wendet sich die Jungfrau mit ihrer Fahne gegen den Feind. Die im Grunde nicht minder gläubigen Engländer, nur, daß sie Johanna für ein Rüstzeug des Teufels halten, erblicken auf der Fahne das Bild des Allmächtigen, erkennen nun die Gottgesandte, fliehen, und werden nun wieder von den Franzosen verfolgt. Abermals ein sehr natürliches Wunder, bloß durch die Ueberraschung der Engländer zu einem andern Glauben bewirkt — dieses sehr erklärliche Fahnenwunder ereignet sich öfter. Die Jungfrau befiehlt Sturm auf ein Bollwerk der Engländer. Da es schon spät am Abend ist, zweifeln Einige, daß man noch etwas ausrichten werde. Da nimmt Johanna die Fahne und sagt: „gebt acht, ob das Ende meiner Fahne „den feindlichen Wall berührt?“ Ein neben ihr stehender Edelmann sagt: „Ja!“ — „Nun, ruft sie, so ist alles euer „und ihr werdet hinüber.“ In diesem Glauben bestürmen nun die Franzosen den Wall, und erobern ihn. Sehr begreiflich, auch die Macht des Glaubens abgerechnet; die Nähe des Bestürmungspunktes erleichtert den Sieg um vieles. So führen nicht Wunder, sondern Wunderglaube, Johannen und Karln nach Rheims, ja, es ereignet sich Manches, was

gegen

gegen ihre Wunderkraft spricht. Die Armee geräth, zum Beyspiele, auf dem Wege nach Rheims beynahe in Hungersnoth; sechstausend Mann müssen acht Tage ohne Brodt, bloß von zerriebnen Aehren, frischen Bohnen leben, und die Jungfrau vermag, trotz ihrer göttlichen Sendung, dieser Noth nicht abzuhelfen. Die Feldherren widersetzen sich deßwegen auch der von ihr befohlnen Belagerung von Troyes. Die Eroberung dieser mit allem, was ihnen fehlt, versehenen Stadt, scheint ihnen unmöglich; auch hilft hier nur Johanna's und der Einwohner von Troyes Glaube wieder aus der Noth. Jene, ihren vermeinten Offenbarungen vertrauend, beharrt auf der Belagerung, und läßt alle Anstalten dazu machen; diese, von diesen Anstalten geschreckt, erinnern sich des Entsatzes von Orleans, aller dabey lautbar gewordnen Wunder, und glauben. Dieser Glaube begeistert und bewegt nun plötzlich so alle Gemüther, daß viele davon illuminirt, ein neues Wunder, weiße Schmetterlinge um das Haupt der Prophetinn flattern sehn, und die Stadt wird übergeben. So bieten also selbst die französischen Geschichtschreiber eine sehr natürliche Auflösung der von ihnen erzählten Wunder dar, und mehr, als alles, macht Johanna's eigne Erklärung, daß sie, das von Orleans Entsatz und der Krönung zu Rheims ausgenommen, keine Wunder thun wolle, und sogar dieß nur durch menschliche Mithülfe verrichten könne, alle übernatürlich dargestellten Ereignisse verdächtig. Eben so beweisen diese Schriftsteller, ohne es zu wollen, Johanna's Selbsttäuschung in Rücksicht ihrer vorgeblichen Offenbarung. Vieles, was sie unternahm, mißlang, nicht alles, was sie verhieß, traf zu; sie gerieth in Gefangenschaft und ward verwundet, alles ganz menschliche Ereignisse, die durchaus von keiner übernatürlichen Unterstützung zeugen. Am allerwenigsten legen die Heiligen, die im Spiele gewesen seyn sollen, Ehre ein, wenn sie die von ihnen erwählte Prophetinn, ohne sie zu retten, als ein Rüstzeug der Hölle, auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen.

Alles dieß konnte nun dem Dichter nicht entgehn; und wenn es ihm nicht entgieng, was war natürlicher zu erwarten, als eine dramatische Darstellung dieser Geschichte, ohngefähr nach folgender Ansicht? Die allgemeine Noth des Vaterlandes unter dem Drucke einheimischer Mächte, des Herzog von Burgund und der Königinn Isabelle, unter der Geis-

Bel

gel fremder Völker Salisbury Feuerschlünde und Talbots Schlachtschwerdt, dringt auch in das stille Dorf, in dem Johanna wohnt. Ihr gefühlvolles Herz wird dadurch mächtig erschüttert, sie sehnt, wünscht Errettung. Aber Wunsch und Sehnung bleiben unerfüllt, das Elend vermehrt sich. Auf Erden sieht sie rings um sich her keine Hülfe. Sie wendet sich also an den Himmel. Als fromme Katholikinn ist ihre Zuflucht zum Himmel, eine Zuflucht zu seinen Heiligen. Mit Innbrunst betet sie zu diesen um Rettung. Während dieser frommen Andachtsergießungen entwickelt sich in ihr der Gedanke, daß sie selbst wohl zur Rettung des Vaterlandes wirken könne. Aber sie ist nur ein Weib, woher zu ihrem Willen, zu ihrem Muthe auch die Kraft, die Stärke zur Ausführung nehmen? Nur von oben kann ihr diese kommen, und haben Glauben und Vertrauen diese nicht schon oft errungen? Warum soll sie, so voll des Glaubens und Vertrauens, nicht auch hoffen, einer himmlischen Unterstützung gewürdigt zu werden? Inbrünstiger wendet sie sich nun an ihre Heiligen, vor allem an die Jungfrau voller Gnaden, an Madonna. Sie ist in dem Schwachen mächtig. Um ihre Unterstützung betet sie; um ein Zeichen ihrer Erhörung, um ihre Erscheinung, und ihre sichtbare Aufmunterung zur Ausführung ihres stillen Entschlusses. Gläubig harret sie dieses Zeichens; sie phantasirt sich die Art dieser Offenbarung, und immer damit beschäfftigt, wird ihr Glaube daran zur Verzückung, sie glaubt sich erhört. Erst sieht sie die Heilige nur in Träumen, und, durch diese Träume lebhafter entzündet, zuletzt mit den Augen ihrer Phantasie auch wachend. Gerade, wie sie sich diese Erscheinung phantasirte, wird sie ihr. Ihre Phantasie legt nun der Heiligen ihre Wünsche, als Befehle, in den Mund. So erscheint sie sich dann, als Gottgesandte; stellt sich so den Franzosen dar. Ihr Glaube begeistert, erfüllt sie mit einem Muthe, einer Unerschrockenheit, die an einem Landmädchen, ohne Erziehung und Bildung, wunderbar erscheinen müssen. Ein außerordentliches, außergewöhnliches Wesen, tritt sie auf, und das ist für die Zeit, in der, und für die Menschen, unter denen sie so dasteht, genug, sie auch für ein wunderhaftes Wesen zu halten. Leicht wird nun ihr Erkennen des Dauphins mitten unter seinen Hofleuten, da sie ihn nie persöhnlich gesehn; daß er ihr durch Münzen und Beschreibung kenntlich geworden seyn kann, fällt diesen einmal zum Glauben entzündeten

Men-

Menschen nicht ein — ihr Fodern eines unbekannten Schwerdtes — so natürlich es, wie schon gezeigt worden, damit zugeht — zum Wunder. Gläubig läßt man sie anordnen, und folgt ihren Anordnungen. Der Ruf ihrer göttlichen Sendung bleibt auch bey den Engländern nicht ganz ohne Wirkung, er macht sie wenigstens neugierig, wie er sich bewähren wird? In dieser Erwartung lassen sie die Jungfrau ungehindert in Orleans einziehen. So betritt sie glorreich die Stadt, und der Glaube der Franzosen an sie erhält höhern Zuwachs. Mit Hülfe dieses Glaubens befreyt sie die Stadt, und ihre göttliche Sendung erscheint völlig bestätigt. Sie selbst nun, ihrer Gottberufung gewisser, verfolgt immer muthvoller und unerschrockner ihr Ziel, wird vom fremden Glauben immer mehr unterstützt; die Begeisterung, die durch beydes die Heldinn und die an sie Gläubigen ergreift, macht Angriff und Vertheidigung kühn, alle Gefahren verachtend, und schreckt selbst die Feinde zum Glauben an übernatürlichen Beystand; sie verlieren den Muth zum Widerstande, sie weichen der eingebildeten höhern Macht, fliehen oder bleiben unthätig, und das verheißne Wunder der Königskrönung wird vollbracht.

Glorreich steht die Heldinn am Ziele. In vollem Maaße werden ihr Ruhm, Ehre, Bewunderung und Verherrlichung zu Theil von dem jauchzenden Volke, Dank und Vergeltung von dem geretteten Könige. Aber demüthig und bescheiden lehnt sie alles von sich ab, und giebt nur Gott die Ehre, von dem sie sich gesandt glaubt; ihr frommer Glaube preißt die Jungfrau voller Gnade, die ihre Verheißungen erfüllt hat, und mit ihr war bis zur Vollführung. Jetzt, da sie nun herrlich vollendet, was ihr geboten wurde, kehren sich alle ihre Gedanken wieder nach ihrer Heimath; sie sehnt sich in ihren vorigen Stand, das stille Leben auf der Flur zurück, dort dem friedlichen, ruhigen Berufe ihres Geschlechtes zu leben in frommer Andacht und kindlichem Gehorsam. Nun hält sie sich wieder für ein gewöhnliches Mädchen, die Gnade der Inspiration nicht mehr mit ihr. Sie weigert sich, weiter zu wirken, denn mehr ist ihr nicht geheißen worden. Sie erklärt, daß sie nun nicht mehr den Geist der göttlichen Sendung, die mitwirkende Gnade der allerheiligsten Jungfrau in sich spüre. Endlich giebt sie zwar den dringenden Bitten, ihr Schwerdt noch einmal zur völligen Vertreibung der Engländer

zu erheben, nach; aber nicht mehr, als Gottberufne, nicht mehr mit dem Glauben an übernatürliche Unterstützung. Dennoch thut ihr Muth dieselben Wunder. Zweymal treibt sie den Feind aus seinen Verschanzungen, und nur überwältigt von der Menge, zieht sie sich zurück; nur von ihren Freunden, die nun zu sehen glauben, daß, nach ihrem eignen Geständnisse, Gott nicht mehr mit ihr ist, verlassen, fällt sie in die Hände ihrer Feinde. Jetzt wird sie das Opfer der Rache und der Verfolgungswuth; des Betrugs, der Zauberey und der Höllenkünste angeklagt, verdammt und verurtheilt. Im Gefühle ihrer Unsträflichkeit und Unschuld, gewiß, daß sie berufen war zu dem vollendeten Werke, und mit Hülfe des Himmels es ausführte, vertheidigte sie sich gegen die schändliche Anklage, aber demüthig, ohne stolze Sichüberhebung; und fällt endlich, menschlich sich sträubend, gegen ihr unverdientes Schicksal, doch fromm, sich dem höhern Willen ergebend, der sie durch Neid, Rache und Bosheit, als Märtyrinn für die Sache Gottes, sinken läßt; in der Gloria der Märtyrerkrone giebt sie ihren reinen, frommen Geist auf.

So ohngefähr dachte sich Rec. den Gesichtspunkt, der den Dichter in der theatralischen Behandlung seines Stoffes leiten würde, und durch ihn sein Drama, ein Werk des höchsten tragischen Interesse für Verstand, Herz und Phantasie; sah durch ihn für das Verlebendigungstalent, die reiche, Seelvolle Phantasie dieses Dichters, ein unendliches Feld zu kühnen Schöpfungen, für ganz neue, einzige Situationen, für Charakterschilderungen voll hoher Energie, voll ergreifender, menschlich-tragischer Würde! Was mußte aus diesem Gesichtspunkte durch sein Genie aus dem Charakter der Heldinn werden! Hohe Einfalt und Unschuld, schwärmerische Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, begeisterter Glaube und heroische Selbstthätigkeit, Demuth und hoher Sinn, glorreiche Vollendung und doch bescheidener Genuß, edles Selbstbewußtseyn bey boshafter Anklage, ohne Stolz und Prunk, menschliches Streben zur Sichbefreyung vom ihr drohenden Schicksal; aber auch gläubige Ergebung in den höhern Rath der Vorsehung; endlich Triumphtod der Märtyrinn: welch' ein fruchtbar tragischer Charakter für eine Schillersche Tragödie! Die Darstellung desselben durch den Schöpfer der Charaktere der Elisabeth (im Don Carlos), der Thekla (im Wallenstein) mußte zu seinem Meisterwerke werden, mußte alles übertreffen,

treffen, was er jemals in dieser Gattung gedichtet hatte. Wie einer seligen Erscheinung harrte Rec. ihm entgegen.

Die Tragödie verließ die Presse, Rec. las. Der Anfang des die Handlung vorbereitenden Prologs überraschte selbst seine Erwartungen. Von den alles verheerenden Plagen des Vaterlandskrieges ist der Wohnsitz der Prophetinn bis jetzt noch frey geblieben. Nur durch furchtbare Gerüchte, durch den dumpfen Nachhall des allgemeinen Elendsgeschreys kennen die noch verschonten Landleute von Dom Remi die schreckliche Lage des bedrängten Fürsten und seiner Unterthanen. So wird dieß friedliche Dorf zum Pathmos für die Offenbarungsinnende Schwärmerinn. Vortrefflich! Aber nun nahen die Gräuel der Verwüstung auch diesen stillen Fluren. Bey diesem näher rückenden Kriegesunheile eilt der fromme, redliche Thibaut den Tag, den er noch sein nennen kann, als Vater, zu benutzen; der drohenden Gefahr gegen über, stiftet er Bündnisse der Liebe, und giebt seinen Töchtern Gatten, damit Liebe der Liebe die allgemeine Noth tragen helfe, damit das schwache Weib geschützt sey durch die männliche Stärke; ein eben so rührender, als erhabner Auftritt! Die beyden ältesten lohnen seiner väterlichen Sorgfalt, sie nehmen das Geschenk der Liebe aus seiner wohlwollenden Hand. Nur die jüngste hat kein Herz für dieses Lebensglück, kein Ohr für den Liebesruf des Vaters, und des um sie werbenden Jünglings. Ergriffen von einem höhern, lebendigern Interesse, als dem eignen und dem Beglücken eines Einzelnen, hört sie nur eine Stimme, die Stimme der allgemeinen Noth, kennt sie nur einen Beruf, den Beruf der Vaterlandsbefreyung. Umhallt von der ersten, begeistert von diesem, nimmt sie an nichts Theil, was auf diese nicht Bezug hat. Aber noch trägt sie ihren hohen Beruf still und verschlossen in sich, regt und bewegt ihn nur in ihrem Herzen; duldend und schweigend trägt sie die Vorwürfe des Vaters, bis die Stunde der Entscheidung schlagen wird. Herrlich! Ganz in dem Geiste einer sich glaubenden Gotteserwählten, die ihr heiliges Amt nicht eher verkünden darf, als bis sie ein sichtbares Zeichen erhalten hat, die Zeit sey da! Was Johanna nicht thut, thut ihr liebender Jüngling; von der Hoheit ihres Wesens mehr noch mit Ehrfurcht, als mit Liebe erfüllt, übernimmt er ihre Vertheidigung:

Lasst's gut seyn, Vater Arc! Lasst sie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle, zarte Himmelsfrucht,
Und still, allmählig reift das Köstliche.
Jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freyen Heide fürchtet sie
Herabzusteigen in das niedre Dach
Der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft seh' ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend steht,
Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus höhern Zeiten.

Wieder nur das Bild einer in sich gekehrten, große Dinge sinnenden, über ihre niedere Sphäre sich erhebenden Seele, also ganz der Erwartung gemäß, daß Johanna's Inspiration bey dem Dichter nichts, als die Wirkung eines lebhaft gereizten großen Entschlusses und einer durch die nächtliche Einsamkeit, die Wundersagen der Oerter, wo sie ihm nachhängt, der segenreichen, hochentzündeten Phantasie seyn werde. Aber Thibauts gleich darauf folgende Erzählung seines Traumes von der zu Rheims auf dem Königsthrone strahlenden Jungfrau, von dem Zepter in der Hand, aus dem drey Lilien entspringen, von den königlichen Huldigungen, die ihr dort von ihm, ihren Schwestern, von Grafen, Fürsten, Erzbischöfen, ja vom Könige selbst dargebracht wurden, schlug plötzlich diese Erwartungen nieder. Dieser Traum konnte kein natürliches Erzeugniß seyn, alle Ahnungen von seiner Tochter hochstrebendem Geiste konnten den fürchtenden Vater nicht auf diese Bilder leiten. Nur, wenn er etwa Johannen in der stillen Begeisterung ihres großen Vorhabens belauscht, wenn sie es, sich selbst unbewußt, vielleicht durch einzelne Laute verrathen hatte, war es möglich, daß seine Phantasie zu einem solchen Traume entzündet werden konnte. Aber davon wird in dem ganzen Prologe auch nicht der entfernteste Wink gegeben. So ist er also durchaus prophetische Voraussehung, eigentliche Offenbarung. Und wozu diese Offenbarung? soll sie ihm etwa für der Tochter göttliche Sendung Glauben einflößen? Sie thut aber gerade das Gegentheil, sie bewirkt Unglauben daran, sie scheint ihm Verderben kündend, ein Warnungsbild; sie arbeitet also den Offenbarungen der Tochter entgegen. Wird nun die Allmacht wohl ein

ein Wunder thun, für nichts und wieder nichts? ein zweckloses, oder gar eins, das ihre eigenen Werke zerstört? Indeß tröstete sich Rec., der sich so ungern von seinen einmal geregten Erwartungen schied, mit der Hoffnung, das Schauspiel selbst werde vielleicht natürlich auflösen, was ihm im Prologe noch unerklärlich schien. Die wunderbare Weise, wie der Helm, der Johannen zum sichtbaren Zeichen wird, daß die entscheidende Stunde ihrer Sendung geschlagen habe, auf die Bühne kömmt, macht ihn freylich abermals stutzen. Aber der Gebrauch, den der Dichter hernach von diesem Helme macht, ist so natürlich, so ganz Wunderfrey, daß er jenes Wunderbare vergaß, und sich nur an diesen hielt, der seinen Wünschen, alles natürlich zugehn zu sehn, so schön entsprach. Bloß in sich selbst versenkt, nichts achtend, was um sie vorgeht, hat das hochsinnige Mädchen bis jetzt gestanden; aber kaum tritt Bertrand mit dem Denkmale des vaterländischen Krieges, dem Helm auf: so kehrt sie aus sich selbst zurück, und ihr aufmerksames Ohr hängt an den Berichten, deren Gegenstand ihre ganze Seele beschäfftigt haben. Schnell erkennt sie in dem Helme das erwartete Zeichen, greift begierig darnach und eignet sich ihn zu. Ihre Augen auf den Helm, ihre Ohren auf den Erzähler gerichtet, von der wachsenden Noth des Vaterlandes immer mehr belehrt, wird ihr der erschienene Zeitpunkt ihrer Sendung immer gewisser; sie setzt den Helm auf, sie ist bereit, ihrem Berufe zu folgen. Sie forscht nach dem Ritter, der zu dem bedrängten Könige ziehen will; sie hört, daß man, gezwungen von der Noth, zu dem verzweifelten Entschlusse seine Zuflucht genommen, sich dem Burgunder zu übergeben; nun muß sie, bewaffnet mit göttlicher Hülfe, aufstehn. Begeistert von diesem Gedanken und dem sichtbaren Zeichen ihrer Sendung auf ihrem Haupte, bricht sie aus:

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern,
Sein Maass ist voll, er ist zur Aerndte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Iungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reisst sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht, flieht nicht! Denn eh der Rocken
Gelb wird, eh sich die Mondesscheibe füllt,

Wird kein engländisch Ross mehr aus den Wellen
Der prächtig strömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! es geschehen keine Wunder mehr.

Iohanna.

Es *geschehn* noch Wunder. — Eine weisse Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreissen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen Stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot,
Den Himmelstürmend, hunderthändigen,
Und diesen Salsbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer, vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr seyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Iungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtge.

Unvergleichlich! Laut und Sprache einer höchst lebendig ergriffenen, einer bis zum Wunder- und Offenbarungsglauben ergriffenen Seele. Aber, was sagt oder weissagt die Verzückte, das zu sagen oder vorher zu verkünden, einer wirklichen Offenbarung bedürfte? Schon lange von dem Glauben, daß sie zur Retterinn ihres unterdrückten Volkes berufen sey, bewegt, hat sie bald auf Bergen, bald in den Schatten des Wunderbaums, bald in der Nähe des Gnadenbildes — Scenen, die Bibel und Kirchen glauben zu Offenbarungsplätzen weyhen — auf Offenbarungen sinnend, sich immer mehr und mehr mit dem Gedanken und Wunsche der Gottberufung befreundet, alle Wunder, Zeichen und Töne, durch die von jeher Gottbegnadigte Seher sich charakterisirten, vor ihrer Phantasie vorübergehen lassen; ihre Phantasie dadurch entzündet und beschwingt, sie gleichsam in ihrem Geist, ihrer Natur übergetragen; die daraus entsponnenen Visionen in prophetische Bilder gehüllt, diese Bilder mit sich herumgetragen und so geläufig gemacht. Sie laut, sie zur Sprache werden zu lassen, hat sie nur noch auf ein außerordentliches Zeichen geharrt. Durch den Helm wird ihr es. Sie ergreift ihn, bedeckt ihr Haupt damit, und der bisher in ihr verschlossene Offenbarungssinn kömmt zur Sprache, die prophetischen

phetischen Bilder werden prophetische Töne. Der jetzt über sie kommende Geist der Weissagung ist also nichts, als der Geist des Glaubens an das erhaltene sichtbare Zeichen ihrer göttlichen Sendung. Was sie in diesem Glauben zu unternehmen gedenkt, erscheint ihrer begeisterten Seele schon so gut, als ausgeführt; so weissagt sie es auch, als gewiß geschehend. Selbst, wenn sie in dieser dichterischen Verzückung fortfährt:

> Dieser alte Thron soll fallen? Dieses Land
> Des Ruhmes, das schönste, was die ew'ge Sonne sieht
> In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
> Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
> Die Fesseln tragen eines fremden Volks!
> Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier ward
> Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöhet,
> Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
> Von hier aus ward Jerusalem erobert;

so sagt sie nichts, was sie nicht ohne Offenbarung hätte wissen können. Es ist Geschichte ihres Landes, die, in den Glauben ihrer Kirche verwebt, ihr nicht unbekannt seyn, um die sie sich wenigstens, beschäfftiget mit der Befreyung Frankreichs, bekümmert haben konnte, und die nun die schon ergriffne Phantasie nur noch mehr entzünden, sie noch mehr in dem Glauben bestärken hilft, daß ein von jeher durch den Himmel so hochbegünstigtes Land nicht ganz von Gott verlassen werden könne.

Noch natürlicher entwickelt sich dieser Weissagungsgeist in ihren spätern Reden. Besonders wird es in ihren Abschiedsstanzen klar, daß nicht eigentliche Offenbarung, sondern nur der Glaube daran, sie zur Seherinn machen; daß nicht übernatürliche Einwirkung, sondern ihr eigner, gläubig bewegter Geist sie zur Prophetinn und Gotterwählten erheben, daß es wahr ist, wenn Bertrand sagt:

> Es ist
> Der Helm, der sie so kriegerisch beseelt.
> Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
> Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen.

Auf's neue also und mit einer Art Zuversicht kehrte in Rec. die freudige Hoffnung zurück, das nun beginnende Schauspiel werde in einem noch vollkommnern Grade, und bis zur höchsten Befriedigung die Erwartungen erfüllen, die

 ihm

ihm bey der Wahl dieses Stoffs und dieser Heldinn zur dramatischen Darstellung, von einem Dichter, wie Schiller, vorschwebten.

Vortrefflich wird in dem Drama selbst Johanna's Wunderglauben weckende Erscheinung am Hofe zu Chinon vorbereitet. Noch ehe sie sich ankündigt als Gottgesandte Retterinn, bestätigt sie sich schon so mit einer That, die durch die Zeit, in der sie geschieht, durch die Umstände, unter denen, und durch die Art, mit der sie sie verrichtet, wohl, als etwas übernatürliches, erscheinen muß. Der Konnetable von Frankreich hat die Armee verlassen, die schottischen Hülfstruppen künden den Dienst auf; der König hat weder Geld noch Soldaten, Orleans ist so gut, als verloren, und mit ihm das ganze Land; er steht auf dem Punkte, Reich und Krone durch die Flucht Preis zu geben; der Bastard von Orleans, die festeste Stütze des sinkenden Thrones, scheidet im Zorn: es ist gethan um Fürst und Land; nur ein Wunder kann retten. Und eben jetzt ereignet sich, was Niemand vermuthen, nicht einmal ahnen konnte: ein unerwarteter glänzender Sieg, und durch ein Mädchen, von dem man nichts weiß, als, daß es sich von Gottgesandt erklärt. Sehr erhöht wird das Außerordentliche dieser Begebenheit noch durch die verzweiflungsvolle Lage, in der das kleine Chor von Helden, das den Sieg errang, sich befand; umrungen von dem zahlreichen Feind auf allen Seiten, keine Hoffnung zum Siege, nicht einmal zur Flucht; da erzählt der begeisterte Siegesherold, Raoul:

— — — — Stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar,
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmten Haupt,
Wie eine Kriegesgöttinn, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In goldenen Ringeln fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel schien die Höhe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhob, und also sprach:
Was zagt ihr tapfern Franken? Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands am Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riss sie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige;
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen

Der

Der hohen Fahn' und ihrer Trägerinn,
Und auf den Feind gerad an stürmen wir.
Der, hoch betroffen, steht, bewegungslos
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt. —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und, Wehr und Waffen von sich werfend,
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde, u. s. w.

Wie ähnlich sieht das alles einem Wunder! und doch bedarf es, gethan zu haben, noch immer keiner eigentlichen Wunderkraft, keiner übernatürlichen Einwirkung. Der Helm auf Johanna's Haupte ist der Gott mit ihr. Von ihm, dem ihrem Glauben sichtbaren Zeichen ihrer Gottsendung berührt, hat sie keine Rast, sie eilt auf den Kriegsschauplatz, nach Vaucouleurs. Auf dem Wege dahin begegnet ihr Baudricour mit seinem kleinen Heldenhaufen. Sie sieht seine Gefahr. Diese Gefahr erhöht die Begeisterung ihres Seherglaubens. Der erste Thatenaugenblick ihres himmlischen Berufes ist da, der Feind in ihre Hände gegeben. Nun spricht sie in diesem Glauben, entflammt durch diese Rede sich selbst noch lebendiger, ergreift die Fahne und stürzt auf die Engländer los. Daß die Franzosen ihr folgen, wie begreiflich! Plötzlich und unerwartet erscheint sie in ihrer Schönheit; hohe Begeisterung in allen ihren Gesichtszügen, den kriegerischen Schmuck auf ihrem Haupte, tritt sie vor ihnen auf. Der blitzende Helm, in den Strahlen der Sonne funkelnd, die goldnen Locken um ihren Nacken, bilden eine Art von Glorie um sie. So gilt sie ihnen eine himmlische Erscheinung. Da sie ihnen vollends die Hülfe des Himmels ankündet, und, mit dieser Verheißung, die Fahne in der Hand, in die feindliche Armee stürzt, wie natürlich, daß der Seherinn Begeisterung auch sie fortreißt; daß selbst die Engländer, von diesem unerwarteten Auftritte überrascht, bewegungslos dastehen, so, stürmend und mit Feuer angegriffen, erschreckt, überwältigt und in die Flucht gejagt werden. Ein Wunder demnach, ohne Wunder, und Johanna noch immer eine durch ihren Glauben an Inspiration bewegte, nicht wirklich inspirirte Seherinn.

So auch noch in ihrem ersten Wunder vor dem Könige. Sie weiß nicht nur, daß Graf Dünois nicht der ist, der er scheinen will, sie nennt ihn auch bey seinem wahren

Namen. Karls sehr natürliche Erkennung ist schon oben erläutert worden. Eben so natürlich kann es mit Dünois Erkennung zugehn. Von wem ist, während dieses heillosen Krieges, wohl öfter gesprochen worden, als von diesem tapfern Helden? So oft ihr beschrieben, hat Johanna's lebhafte Phantasie ein Bild von ihm erhalten, nachdem sie nun, ohne Wunder, das Original erkennt. Aber, was nun folgt, der Jungfrau Kunde von Karls drey Gebeten bis auf den wörtlichen Inhalt, ist durchaus Wunder, durch keine natürliche Erklärung mehr zu retten, reine Inspiration.

Jetzt sah Rec. sich um seine Hoffnungen getäuscht. Es war dennoch auf eine Wundertragödie angesehn, Stoff und Heldinn sollten aus der Reihe der natürlichen Ereignisse herausgehoben, dargestellt werden. Diese Entdeckung that ihm nicht wohl; aber, was zu thun, als sich darin zu ergeben? Es beliebte nun einmal dem Dichter, durch ein Wundermährchen seine Talente zu verherrlichen. Sein Werk mußte demnach auch nur aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werden. Von nun an durfte Rec. nichts anders erwarten, als eine vollständige Wunderwelt, in der von bloß natürlichen Ereignissen gar nicht mehr die Rede seyn konnte; in der aber zugleich alles Wunderbare so zweckmäßig, zum Ziele leitend, des Charakters einer Gottsendung so würdig vorgieng, daß des Lesers und des Zuschauers Phantasie davon ergriffen, nolens, volens, daran glauben müsse. Seinen Gesichtspunkt aufgebend, überließ sich Rec. nun ganz dem des Dichters, sah sich durch das Talent desselben schon völlig zu jeder Wunderannahme bekehrt, und, seine Vernunft gefangennehmend, bloß dem Glauben unterworfen.

Aber es glückte nicht. Denn einmal trug sich in dieser Wunderwelt so Manches zu, was er sich noch immer, als ganz natürlich geschehen, erklären konnte, und dann schien so manches wirklich Wunderbare ihm wieder einer Gottsendung so unwürdig, so zwecklos, daß der Glaube daran ihm unmöglich wurde; daß alle Kunst des Dichters seine Phantasie nicht ergriff, wie er es erwartet hatte, daß er ungetäuscht blieb. So angezogen er sich von jedem einzelnen Schönen und Großen dieses Dichterwerkes fühlte: so ließ ihn doch das Ganze, selbst aus dem ihm vom Dichter gegebenen Gesichtspunkte unbefriedigt; es fehlte ihm Harmonie und Uebereinstimmung mit sich selbst. Hiervon die nähere Entwickelung.

Jo-

Johanna's Erzählung von den ihr geschehenen Offenbarungen ist ein Meisterwerk der Diktion; aber sie enthält durchaus nichts, was schlechterdings den Stempel einer wahrhaften Inspiration an sich trüge; vielmehr geht es dieser Erzählung nach, mit den vorgeblichen Offenbarungen völlig so zu, wie es Rec. oben angab; ihre Wunderträume werden völlig so vorbereitet, gelten ganz auf die angedeutete Art ihr für Erscheinungen; sie sind ganz nur das Produkt einer von Wunderbildern schwangern Phantasie. Johanna ist eine Schäferinn, so dachte sie sich die gesehnte himmlische Berufung auch nur durch eine Schäferinn; sehr natürlich verwandelt eben diese Phantasie zuletzt diese Hirtinngestalt in das Bild der Heiligen, nach dem ihr eigenen Kostüme. Die Engel, die die Allerheiligste begleiten, gehören zu dem himmlischen Hofstaate, den Legenden und Gemälde ihrer Kirche der Madonna geben, und konnten also bey der Sichtbarwerdung derselben nicht fehlen. Das gilt auch von den Lilien in den Händen der Engel, es sind die Symbole des wiederherzustellenden französischen Thrones. Die dreymalige Wiederkehr des Offenbarungstraumes endlich ist prophetische Sitte, und die Zahl Drey eine heilige Zahl, die also, zur vollständigen Charakteristik ihrer Gottsendung, mit in das Bild ihrer Phantasie gehörte. Eben so ist es mit den Einwürfen, die die fromme Träumerinn der Erscheinenden macht, und mit den Antworten, die ihr die Gebenedeyte giebt. Jene sind die Einwürfe, die ihre weibliche Schüchternheit, bey dem ersten Gedanken zur Vaterlandsrettung sich selbst gemacht hat; diese Erzeugnisse des Glaubens ihrer Kirche an die Heiligkeit der jungfräulichen Keuschheit und der reinen Jungfräulichkeit, durch die schon so manche Wunder geschehn sind. Kurz, alles in diesen vorgeblichen Offenbarungen entspricht einem blossen Phantasienbilde der frommen und patriotischen Schwärmerinn, und es ist so weiblich geträumt, so individuell, so homogen dem Charakter, dem Stande, der Stimmung und dem Kirchenglauben der Träumerinn, daß der Gedanke an eine Offenbarung selbst mit der bereitwilligsten Gläubigkeit, in uns nicht entstehen, viel weniger haften kann, selbst, trotz des vorhergegangnen Wunders der Gebetkunde, und des gleich erfolgenden Wunders der Weissagung von Salisbury Tode nicht.

Weiter. Die Gottberufene geht in die Schlacht, der Zweck ihrer Sendung ist Orleans Befreyung, des Königs

Krönung, und die Vertreibung der Engländer aus Frankreich. Wie führt sie diesen Gottesruf nun aus, wie äussert sich in ihr die Weyhe durch die heilige, holde Friedens- und Hirtenköniginn des Himmels? Genügt sich die Schwärmerinn an Sieg und Vertreibung der Engländer? Ist es ihr genug, den Feind überhaupt zu vertilgen, durch das Schrecken, das ihrer Wunderkraft vorhergeht, ihm furchtbar zu werden? Nein, sie will blutigen Sieg. Sieg durch die Flucht des Feindes befriedigt sie nicht, sie will ihn durch Vertilgung des Feindes, durch Vertilgung jedes einzelnen Engländers. Und sie selbst will diesen allgemeinen Tod verbreiten, sie sucht die Opfer der Rache, und läßt keins entrinnen. Ströhme von Blut bezeichnen den Weg der Gottgesandten, über Hügel von Leichen schreitet ihr jungfräulicher Fuß. Mit eherner, der Stimme der Natur verschloßner Brust, treibt sie das grausame Mordspiel, und läßt ihrem würgenden Schwerdte keine Rast. So hören wir sie nicht bloß beschreiben, so erscheint sie vor unsern Augen in der Scene mit Mongommery, ein eben so empörender, als unweiblicher Auftritt! Umsonst fleht der zagende Jüngling mit allen Tönen der Menschlichkeit um sein Leben, umsonst beschwört er sie bey den heiligsten Trieben der Natur; sie will Blut. Sie sagt ihm, aus ihrer Hand sey keine Rettung, eher werde er bey Krokodillen, Tigern und Löwenmüttern Barmherzigkeit finden. Gütiger Himmel, was ist aus dieser frommen, friedlichen Schäferinn, aus ihrer sanften, menschlichen Natur geworden? Und was hat ihre bessere Natur so umgekehrt? Wird man es glauben, die sie sendende Gottheit, die mit ihr wirkende Heilige. Man höre sie:

Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwerdt zu tödten alles lebende, das mir
Der Schlachtengott verhängnissvoll entgegen schickt.

Sie ist kein Weib mehr,

Gleich wie die körperlosen Geister die nicht freyn
Auf irrd'sche Weise schliess ich mich an kein Geschlecht
Der Menshen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

— — — — — —

— Weggerissen von der heimathlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust,
Muss ich *hier*, ich *muss* — mich treibt die Götterstimme,
nicht

Eigenes

Eigenes Gelüsten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer seyn zuletzt, u. s. w.

Also durch den Geist, der über sie gekommen ist, durch die übernatürliche Kraft, die mit ihr ist, getrieben, übt sie dieß schreckliche Blut- und Mordhandwerk; es ist der Wille der Macht, die sie sendet, daß jeder Engländer, der ihr begegnet, fallen, daß auch nicht ein englisches Leben ihr entrinnen soll? Und dieser Geist wäre der Geist einer göttlichen Offenbarung? diese sie treibende Blut- und Mordmacht wäre die hohe Gottesmutter, die Jungfrau voller Gnad' und Frieden? Man traut seinen Augen und Ohren nicht, wenn man, nach vollbrachtem Morde, diesen weiblichen Todesengel folgendes Gebet an Maria thun sieht und hört:

Erhabne Jungfrau, du wirkst mächtiges in mir,
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dieß Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du;
In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eifers blanker Scheide schaudert mir,
Doch, wenn es Noth thut, alsbald ist die Kraft da,
Und, nimmer irrend in der zitternden Hand, regiert
Das Schwerdt sich selbst, als wär es ein lebendiger Geist.

Sind das Wunder, der Allerheiligsten und Reinsten würdig, kann die milde, huld- und segensreiche Himmelsköniginn so die bessere, menschlichere Natur eines zarten Weibes zu solchen Thaten verdammen und verpflichten? Und nun der Lohn, den die Heilige den armen Umhergetriebenen für diese Entfremdung von ihrem edlern Selbst im Hintergrunde der Zeit zeigt? — Ein furchtbarer Tod! Also Rache für Thaten, die sie gegen ihre Natur, übernatürlich gezwungen, ausübte? „Nein, so muß der gläubigste Katholik ausrufen: mit dieser Erscheinung der Madonna ist es nicht richtig! Solche Verwüstungs- und Schreckensthaten kann die Gottgebährerinn, des Welthellandes Mutter, nicht gebieten; so unnatürlich reinen, menschlichen Sinn nicht entnaturen. Diese Seherinn ist entweder von einem fieberhaften Wahne ergriffen; oder ist es wirklich ein Geist, der sie treibt: so ist es ein lügenhafter, ein Höllengeist, der ihren Verstand und ihre Phantasie zu ihrem eigenen Verderben verwirrt hat.“

Gewiß

Gewiß, kein Katholik kann in dieser Maria, die er kennen, die er anbetet, zu der er im Glauben wallfahrtet, von der er Fürsprache bey Gott und ihrem Sohne erwartet; weder er, noch jeder andere, in einen Katholiken verwandelte Zuschauer oder Leser, kann diese Maria für die ächte halten, und an ihrer Sendung noch ferner Theil nehmen. Mit dem besten Willen dazu ist es um seinen Glauben gethan. Gar kein Blut müßte die Gottgesendete vergießen, bloß durch ihre Gegenwart, durch die Begeisterung, die von ihrem Anblicke ausgeht, durch den Heldengeist, mit den sie die geweyhte Fahne in dem blutigsten Gewühle der Schlacht unüberwindlich voranträgt, müßte sie ihrem Herrn siegen helfen, dann nur könnten wir sie — wenn wir noch einmal Wunder annehmen sollen — für eine ächte Seherinn erkennen, nur dann an sie, als eine Gesandte der Friedensköniginn, als eine Erwählte der Gottesmutter, glauben.

Und sollt' es dem Dichter selbst nicht geahnet haben, daß diese Unweiblichkeit in dem Charakter seiner Seherinn, diese Ungöttlichkeit in ihrer Gottsendung unsere Theilnahme von ihr abwenden, unsern Glauben an sie zurückstoßen müsse? Fast scheint es so; denn er eilt, gleich nach dieser unnatürlichen Blut- und Mordscene, sie durch sanftere, menschlichere Auftritte unserm Herzen und unserm Glauben wieder näher zu bringen; Johanna führt einen Verirrten zu seiner Pflicht zurück, unterwirft Burgund seinem rechtmäßigen Herrn wieder, und bewegt sogar sein Herz zur Versicherung mit du Chatel; Scenen, in denen Schiller wieder ganz Schiller ist. Wahrheit und Schönheit sprechen hier mit siegender Gewalt an unser Herz. Der menschlichen Natur, der Natur ihres Geschlechtes zurückgegeben, erblicken wir in der Gottbegeisterten wieder ein uns verwandtes Wesen. Das Wunder selbst, das sie hier verrichtet, schließt uns näher an sie; denn nicht durch übernatürliche Kräfte bewirkt sie es, bloß durch die Macht einer schönen Menschlichkeit. Nur diese schmilzt Burgunds feindseliges Herz, beugt seinen stolzen Sinn: Ein Friedensengel steht sie da, und spricht Worte des Friedens. Wie ein Laut des Himmels, tönt das Wort, Versöhnung, von ihren Lippen, und mit der ganzen Gewalt sanft sich einschmeichelnder weiblicher Ueberredung erobert sie den Feind Frankreichs dem Vaterland' und dem Könige zurück. Das Schwerdt in ihrer Hand ist zum Oelzweige geworden, und der

der Tod drohende Blick leuchtet von weiblicher Milde. So erscheint sie des Glaubens einer Gottsendung wieder würdig. Diesem nun einmal hingegeben, haben auch ihre Weissagungen von Frankreich und Burgunds künftigen Schicksalen alle die Kennzeichen, die Offenbarungsglaube nur immer fordern kann. Selbst ihre Entsagung aller irdischen Liebe, als Dünois und la Hire um ihre Hand werben, ihre Unbekanntschaft mit der Stimme des Geschlechtes, ihr fast überirdischer Keuschheitssinn, haben, in ihrer Situation, etwas Erhabenes, ihrer Gottgesandtheit Entsprechendes. Freylich bedurft' es, das Wunder der Weissagung ausgenommen, zu dem allen keiner unmittelbaren göttlichen Einwirkung der bloße Glaube, daß sie übernatürlich berufen sey, würde Johannen eben so begeistert, so über sich und ihr Geschlecht erhoben haben, handeln und reden lassen; und sie bemächtigt sich vielleicht nur darum so lebhaft unserer Theilnahme, weil das Wunderbare hier so nah' an das Natürliche gränzt; kein unbedeutender Fingerzeig, wie viel höher sie unser Interesse noch beschäfftigt haben würde, wenn ihr Charakter überall nur auf natürliche Begeisterung wäre gegründet worden.

Doch Rec. kehrt zu seinem Wunderglauben zurück, und ein neuer Anstoß für seine Gläubigkeit ist der schwarze Ritter. Woher diese Erscheinung? wozu und warum tritt sie der Seherinn in den Weg? sie warnt sie vor dem Einzuge in Rheims? Aber der ist ja ihrer Sendung höchster Zweck, ihr anbefohlen, zur unerläßlichen Pflicht gemacht. Nicht ihren Ruhm, nicht ihre Verherrlichung, sucht die Jungfrau dort, Frankreichs Glorie, des alten, rechtmäßigen Thrones erneuerten Glanz; sie erfüllt also genau, was die Heilige ihr hieß. Was soll denn nun diese Warnungsstimme, und von wem kömmt sie? von einem guten oder bösen Geiste? Von einem guten schwerlich, denn der würde nicht zerstören wollen, wofür der Himmel und alle seine Seligen sich interessiren. Von einem bösen dann, der die Gottgesandte verwirren und die Vollendung ihrer himmlischen Berufung hintertreiben will? vielleicht zur Prüfung ihres Glaubens zugelassen? Aber, wie reimt es sich mit der Natur eines Lügengeistes, daß er die Wahrheit sagt? Johanna betritt wirklich, sich zum Unheile, Rheims. Dieser Kakodämon meint es demnach aufrichtig mit seiner Warnung. Wie, in aller Welt, kömmt nun ein Geist des Betrugs und der

Hölle

Hölle zu dieser, seinem Charakter so heterogenen Rolle? Oder will er nicht sowohl der Jungfrau Unglück, als ihren Triumph dort, des Königs Krönung hindern, und braucht die Wahrheit nur, als Mittel, seinen Zweck desto sicherer zu erreichen? Das ließe sich hören, wenn nur nicht das Verschwinden dieses Phantomes von einer Gewaltthätigkeit gegen die Gottberufene begleitet wäre, es lähmt sie und macht sie ohnmächtig erstarren. Wie? ein Geist des Verderbens dürfte seine ruchlose Hand an diese Hochbegnadigte, in ihrem Glauben so glorreich bewährte Seherinn legen? Nein, nimmermehr! Zusammensinken muß er vor ihrer Glorie, zu Schanden werden vor der Reinen, heulend und zitternd entfliehn, wenn er der Natur eines Höllengeistes entsprechen soll. Also, weder ein guter, noch ein böser Geist, wäre dieses Phantom? was denn? und abermals, was will es? Doch, es ist wahr, nicht nur aus Rheims, auch aus dem Schlachtfelde verweist es Johannen, und das letzte, wie es aus dem Erfolge scheint, sie der bevorstehenden Gefahr der irdischen Liebe zu Lionel zu entreißen, durch die sie ihr Gelübd' bricht und aus der Gnade fällt. Aber warum knüpft der schwarze Ritter an diese Warnung, wenn es ihm damit Ernst ist, auch die von dem Einzuge in Rheims, der die Prophetinn nicht gehorchen kann, wenn sie der ihr geschehenen Offenbarung gehorsam bleiben will? warum verstopft Madonna selbst der Berufenen Ohr gegen diese warnende Stimme, warum liefert sie sie so selbst ihrem bösen Schicksal aus, und macht diese Warnung zu einer leeren Spiegelfechterey, ohne Zweck und Ziel? Der schwarze Ritter ist und bleibt daher ein unbegreifliches Wesen, und seine Erscheinung ein nicht zu lösendes Räthsel, ein Geisterspuk ohne Grund und Ursach, ein Wunder ohne Konsequenz, das, was geschehen soll, weder aufhält noch befördert, also selbst die wunderempfänglichste Phantasie ungetäuscht läßt, und die entschlossenste Bereitwilligkeit, seine Vernunft gefangen zu nehmen, zurückstößt, weil das Wunderbare, das ihr hier aufgetischt wird, doch gar zu mährchenhaft und wunderlich zugeht.

Mit der plötzlich entstehenden Neigung der Jungfrau für Lionel aber ereignet es sich nicht so wundervoll und übernatürlich, als es wohl, ohne nähere Prüfung, scheint. Daß große, edle, sprechende Gesichtszüge uns schnell treffen können, daß es Physiognomien giebt, die auf den ersten Anblick

Blick unser Herz sympathetisch ergreifen, ist, weder etwas Außerordentliches noch Seltsames; und hier in Johannen darf uns diese Erscheinung am wenigsten befremden. Ein so lebhaft bewegtes Mädchen, begabt mit einer so glühenden, höchst reizbaren Phantasie, mit einem so warmen, reichempfänglichen Herzen, muß physiognomischen Eindrücken, wie die eben beschriebenen, um so offner seyn, muß um so lebhafter davon ergriffen werden. Ja, dieser Eindruck muß um so siegender, dieses Ergreifen um so schneller seyn, je unerwarteter, je plötzlicher es davon überrascht wird. Begeistert durch die nahe Vollendung ihrer Gottsendung, in der höchsten Spannung ihres Gemüthes, in dem kühnsten Schwunge ihrer Phantasie fallen der Vaterlandsretterinn Augen auf diese neuen, noch nie gesehenen, an ihre weibliche Natur sprechenden Züge; zum erstenmale in ihrem Leben, und, mitten im Gewühle der Schlacht, begegnet ihr das Antlitz eines Mannes, aus dem ein unnennbares Etwas lebendig und mächtig sich in ihre innerste Seele schleicht; zum erstenmale, während ihres prophetischen Sendungsamtes, regt sich durch diesen Anblick unüberwindlich in ihr die Stimme des Mitleids, und der sie bisher beseelende Würggeist verläßt sie. Je neuer ihr diese plötzliche Gemüthsänderung ist, desto mehr exaltirt sie ihr ganzes Wesen. Auch ist es noch nicht Liebe, was sie empfindet, es ist nur ihr erster Beginn, sympathetische Regung. Aber noch unbekannt mit der Natur der Liebe, gilt ihr diese erste Annäherung schon dafür: sie glaubt ihr Gelübde gebrochen zu haben. Dieses sie anklagende Gefühl, nicht die Liebe erschüttert sie so heftig, daß sie, ihrer vorigen Natur völlig entkleidet, weich und unentschlossen sich ihrem Schicksale hingiebt, ohne Widerstreben das geweyhte Schwerdt sich entreissen, und zitternd und zagend, ein bloß leidendes Schlachtopfer, sich von dem Schauplatze ihres Falles wegführen läßt. Diese Scene gehört zu den schönsten des Drama's, so wie die nachher aus ihr entspringenden Situationen des vierten Aktes zu den gelungensten des Dichters.

Gleich die erste Scene dieses Aktes giebt uns Johannen in einer sehr anziehenden Situation. Ihr in Kummer versenkter Blick bey der allgemeinen Freude über ihre glücklich vollendete Sendung; ihr mit Vorwürfen belastetes Herz, indeß alle Herzen um sie her von Dank und Frohgefühlen überwallen; das Gefühl ihrer Unwürdigkeit, indeß das jauchzende

Volk

Volk sie eine Heilige und Gotterwählte preißt; ihr Abscheu vor den bundbrüchigen Neugefühlen ihres Herzens und dann wieder ihr unwillkührliches Sichhinneigen zu der schönen Sünde; ihre Selbstanklage und ihre Selbstvertheidigung; die Verirrungen ihrer von Liebe bewegten Seele zu beynahe lästernden Vorwürfen gegen die hohe Himmelskönigian und das ihr aufgelegte unnatürliche Gelübde ihre vom Bilde des Geliebten entzündete und dann wieder von den Schauern der Entheiligung ihrer Gottsendung ergriffene Phantasie, gewähren uns einen ungemein lebendigen, Herz und Geist bewegenden Anblick. Wirklich ist der Monolog, in dem der Dichter dieß alles vor uns enthüllt, in psychologischer Rücksicht, vortrefflich; nur hat er, als dramatischer Monolog, eine zu lyrische Form, um in einem Schauspiele, das kein Singspiel ist, auf seiner rechten Stelle zu stehen. Dieser bunte Wechsel des Sylbenmaaßes, dieses Spiel mit Achtreimen (ottave rime), Rezitativen, Arien und Liederstanzen, stört die Illusion des Zuschauers doch gar zu sehr; allzu lebhaft wird er an den Dichter erinnert, der die vorgeführte Person reden läßt, mit der dargestellten Heldinn zugleich sich selbst producirt, und in diesem Augenblick uns, statt einer wirklichen Begebenheit, nur ein schönes Gedicht giebt.

Desto dramatischer aber ist die gleich darauf folgende Scene mit Agnes Sorel. Höchstwahr entzündet Agnes trunkene Liebesschwärmerey auch Johanna mit unwillkührlicher Begeisterung, und regt die schönsten und süßesten Gefühle ihres Lebens mit erneuter Stärke; aber eben so wahr wird diese liebliche Begeisterung plötzlich entschiedene Empörung beym Anblicke der geweyhten Fahne. Höchst treu ihrem Charakter, als Gottgesandte und ihrem religieusen Glauben, erblickt sie in den Augen der darauf thronenden Madonna ihre Verwerfung, und schaudert, mit ihrem sündigen Herzen die Hand nach dem Panier ihrer heiligen Sendung auszustrecken. Hoch versinnlicht ihre Situation und Stimmung die Angst, die sie aus dem Dohme, der nähern Gegenwart der Allerreinsten, in's Freie treibt; entsprechend der menschlichen Natur und der zartempfänglichen Weiblichkeit, erwärmen die wohlbekannten Töne der Schwestern- und Freundesliebe ihr erstarrtes Herz auf einige Augenblicke wieder wohlthätig, und lösen ihre Angstgefühle in sanfte Wehmuth auf. Menschlich und wahr wecken diese Töne in ihr die Erinnerung glücklicherer,

schuld-

schuldloser Zeiten, wo ihr Herz frey war von friedestörenden Wünschen, und diese Erinnerung tritt so lebendig vor ihre Seele, daß sie zur Gegenwart wird, daß sie noch jetzt in ihnen zu leben, und nur von einem schweren Traume erwacht zu seyn glaubt.

— — — — Nicht wahr,
Ich war entschlafen unter'm Zauberbaum
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten, traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorübergiengen?
Denn lebhaft träumts sich unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm ich selbst
Hierher? Nie, nie verliess ich Dom Remi!
Gesteht mir's offen, und erfreut mein Herz.

Wahr sind die Schrecken ihres Erwachens aus dieser schönen Täuschung; wahr tönt aus ihrer banger Ahnung vollen Brust der Schrey des Entsetzens beym Anblick ihres Vaters. Wahr verstummt sie bey Thibauts fürchterlicher Anklage; sie erkennt in ihr das Zeichen ihrer gänzlichen Verwerfung aus Madonna's Gnadenbunde, so wagt sie keine Vertheidigung, duldet und schweigt.

Kurz, alles spricht in diesen Scenen herzlich und ergreifend an unsre Theilnahme. Selbst Thibauts gräßliche Anklage des eigenen Kindes, ob sie gleich unsere Menschlichkeit empört, hat Wahrheit, sie ist ein Produkt des religiösen Fanatismus, und widerspricht so selbst der Natur des Vaterherzens nicht. Er überliefert sein Kind dem zeitlichen Verderben, um es dem ewigen zu entreißen, opfert den Leib der Tochter, ihre Seele zu retten. Menschlicher wär es freylich gewesen, uns mit dieser zurückstoßenden Geburt des Fanatismus zu verschonen; aber außer der Natur ist sie doch nicht, sondern, wie alles in diesen Scenen, dem gegebenen Charakter, der dargestellten Situation gemäß. Hier stört, die Donnerschläge abgerechnet, kein übernatürliches Ereigniß, kein inkonsequentes Wunderzeichen unsere Täuschung und zieht sie ebendeßwegen um so lebhafter an. Warum nun verdirbt der Dichter auch hier alles wieder durch ein Donnerwetter sans rime et sans raison, das unnatürlich erzeugt, sich hören läßt, man erräth nicht woher? und wozu? Wer donnert hier? der Allmächtige? Nimmermehr! Kann der eine Lüge

bestätigen? (denn eine Lüge ist Thibauts Anklage) unmöglich! Oder soll sein Donner gegen die falsche Anklage zeugen? Dann erreicht er aber seine Absicht nicht, alle Hörende nehmen ihn für Bekräftigung derselben. Die Allmacht thut also ein Wunder, das bewirkt, was es nicht bewirken soll; wie ungereimt! Aber vielleicht ist diese scheinbare Bestätigung einer falschen Anklage ein Strafzeichen? wofür denn? für die Erwachung eines Triebes, den die Allmacht selbst in die menschliche Natur verwebte, und der hier, in den Gränzen der reinsten Sittsamkeit, das Werk der göttlichen Sendung, weder aufhält, noch hindert? Wie ungöttlich! Oder soll dieser Donner eine zugelassene Wirkung böser Geister seyn? Dann frägt es sich wieder, was bezwecken diese bösen Geister? wollen sie das heilige Werk, das sie nicht hindern konnten, wenigstens verdächtig machen, und sich so an der Vollenderin rächen? Wie kann die Allmacht ein Gaukelspiel zulassen, das ihr eignes Werk höhnt, und ihr selbsterwähltes Werkzeug unverdienter Schmach preis giebt? etwa, um es hernach desto glorreicher zu verherrlichen? also eine Rechtfertigung durch Schleichwege? Wie unwürdig und widersprechend der höchsten Erhabenheit des allervollkommensten Geistes! Was sind also diese wundervolle Donnerschläge, als eine unnütze Theatermaschienerie, die, anstatt, was sie sollen, den Eindruck der Scene zu verstärken, ihn schwächen? Ohne dieses leere Donnermirakel, welches vollendete Meisterwerk rein dramatischer Wirkung wäre dieser Akt? So rächt sich die Grille des Dichters, aus Johanna's romantischer Geschichte einen dramatischen Wunderspuk zu machen, als seines Geistes unwürdig, an seinem großen Darstellungstalent, indem sie fast in jedem Akte durch ein inkonsequentes Mirakel selbst unsern bereitwilligsten Wunderglauben zurückstößt und vernichtet.

Der letzte Akt zeigt uns Johannen wieder gerechtfertigt in ihren eigenen Augen, entsündigt von der Schuld ihrer irdischen Liebe durch die Schmach einer ungerechten Anklage; voll Hoffnung und Glauben, daß Madonna die Büßende wieder in Gnaden annehmen, die gräßliche Beschuldigung des Höllenhundes von ihr abwenden, vor allem Volke sie wieder verherrlichen werde; in dieser Hoffnung sich allen Prüfungen muthig ergebend, die die Heilige zu ihrer völligen Entsündigung noch über sie verhängen wird. Auch diese Situation ist schön und kräftig durchgeführt. Ihr nach und nach wieder

etwas

erwachender Geist der Gottsendung und Offenbarung, selbst in den Ketten der Isabau; die enthusiastische Wiederkehr des vaterländischen Interesse, die begeisternden Weissagungen, vom Siege der französischen Waffen; ihr um göttliche Unterstützung und Freyheit ringendes Gebet, als der Sieg ihres Volkes wankt; ihr Zersprengen der sie lastenden Ketten, — dem Wunderglauben haben wir uns einmal hingegeben — ihr Ergreifen eines feindlichen Schwerdtes, ihr Hinstürzen in das Getümmel der Schlacht; ihr Triumph über die Feinde des Vaterlandes, mit ihrem eigenen Blut erkauft; ihre Engelgleiche Ergebung in den Tod für das Vaterland; ihr Frohgefühl, daß Madonna völlig versöhnt, sie unter den Augen des Königs, mitten im Kreise der geretteten Franzosen, ihre göttliche Sendung bestätigen läßt; ihr Hinscheiden unter der geweyhten Fahne, der heiligen Aegide ihrer Beschützerinn, die letzten Verzückungen ihrer frommen, entfliehenden Seele.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.

Alles entspricht dem Charakter der entsündigten, wieder gerechtfertigten, glorreich bestätigten Seherinn. Aber auch ihre übernatürliche Sendung nicht angenommen, auch nur, als religieuse Schwärmerinn betrachtet, ist, das Wunder der Kettensprengung ausgenommen, — Johanna's Leben und Tod in diesem Akte, der Natur ihres Geistes, ihres Charakters und Glaubens getreu, also ächt dramatisch.

Das Resultat dieser nähern Entwickelung des Schillerschen Dichterwerkes bleibt demnach: alles, was darin uns warm und lebendig anzieht, uns wahrhaft dramatisch ergreift und bewegt, ist entweder menschliches und natürliches Ereigniß, oder läßt sich doch wenigstens so erklären; da hingegen alles, was über die Natur geht, absolutes Wunder ist, unsere Theilnahme kalt läßt, unser Interesse zurückstößt. Recht Schade dann einmal, daß der Dichter den Stoff und den Charakter seiner Heldinn nicht auf menschlichen Muth, auf natürliche Kräfte gründete, er hat sich dadurch um die

Hälfte den Strahlenkranz verkümmert, den die tragische Muse einem Dichter, wie er, bey der Wahl dieses Stoffes, zur dramatischen Darstellung, vorhielt.

Rf.

Haushaltungswissenschaft.

Beyträge zur Beförderung des Teutschen (deutschen) Weinbaues. Herausgegeben von der sächsischen Weinbaugesellschaft. Erstes Heft, mit Kupfern. Meißen, bey Erbstein. 1802. 107 S. 8. 12 gr.

Desgleichen: Zweytes Heft. Meißen, bey Klinkicht. 1802. 115 S. 8.

Und Drittes Heft. Meißen, bey Klinkicht. 1803. 73 S. 8.

Der hohe Werth einer Veranstaltung der sächsischen Weinbaugesellschaft, zur Beförderung des deutschen Weinbaues, ist gar nicht zu verkennen, und muß jedem Kenner ein Vergnügen gewähren, daran Antheil zu nehmen: indem der Endzweck so erhaben und edel, als das Produkt selbst ist. Und wie viele Aufschlüsse lassen sich nicht in physischer Hinsicht erwarten, wenn die bereits gemachten Erfahrungen gesammlet, berichtiget und erweitert werden; deren Erfolg alsdann von nicht geringem Nutzen für das allgemeine Interesse seyn wird.

S. 1 — 32. sind im ersten Hefte, von dem wir etwas umständlich zu seyn Anlaß haben, Verhandlungen der Gesellschaft im Innern. Die Anzahl der Mitglieder zeigt an, daß des Herrn Oberland-Weinmeisters Fleischmann's Veranstaltung mit Beyfall aufgenommen worden, und daß sich Männer finden, die es an Unterstützung eines solchen Unternehmens gar nicht werden ermangeln lassen; nur sind der praktischen Mitglieder noch zu wenig, und man vermißt eben so sehr die versprochene genaue Prüfung, in dem Aufsatze: Anweisung zur Verbesserung des Weinbaues und Veredelung seiner Säfte in Sachsen, von Peter

Ccr.xxi,

Ceratti, S. 32 — 303 (S. 5, Kaufmann in Zeitz;) darin hätte wohl mehr gestrichen — auch wohl ausgebessert — werden können, als S. 32. in der Note angezeigt ist.

Der Weinstock, ein Gewächs, das an sich gar nicht so zart ist, oder eine sehr künstliche Behandlung erfordert, allein für unsere Gegend und unser Klima nicht ganz passend ist, muß doch in sächsischen Gegenden mit weit mehr Aufmerksamkeit verpflegt werden, als selbst in denen Ländern, wo er einheimisch ist. Die Ungleichheit der Witterung, deren gerade Sachsen, der abwechselnden Lage nach, mehr als alle andere Länder ausgesetzt ist; und wo in einem Jahrhunderte kein Jahr dem andern ähnlich, geschweige gleich ist, ist eine Ursache, warum auch der Weinbau in Sachsen nie nach einem Systeme wird betrieben werden können. Jedoch werden sich Grundsätze, wenn gleich mit verschiedenen Abänderungen nach den Lagen der Weinberge und des Bodens, für die Behandlung des Weinstocks ausmitteln lassen; die aber nur durch eine Reihe von Erfahrungen bestimmt werden können. Um so nöthiger wird es seyn, da bloße theoretische Kenntnisse hier sehr unsicher sind, praktische und erfahrne Männer zu Hülfe zu nehmen; und darinnen können uns unsere denkende Winzer Viel:s leisten.

Sie werden zwar in diesen Blättern aufgefordert, der Gesellschaft mit beyzutreten; aber welcher wird es wagen, daran Antheil zu nehmen, wenn man den Verfall der Weinbaukultur, bloß ihrer Infamie — für dieses zu harte Wort konnte doch wohl ein gelinderes gewählt werden, zumal es auch kein gutes Deutsch ist? Vorsicht im Ausdrükken muß sich wenigstens der Sekretär der Gesellschaft angelegen seyn lassen! — Unwissenheit und Nachlässigkeit zuschreibt. Welcher alte, erfahrne Mann, der ohnehin über manche theoretische Künsteley und Versuche heimlich lacht, die Sache durch eine Reihe von gesammelten Kenntnissen ganz anders zu beurtheilen genöthiget worden; allein die Gabe nicht hat, sich auszudrücken, und zu erklären, auch überdem von dem Schweiße seines Angesichts leben muß, wird sich unterstehn, Vorschläge zu thun, oder die Belehrung eines Ceratti's widerlegen zu wollen? Freylich wird die Zahl der erfahrnen Winzer, im Ganzen genommen, nicht

groß seyn, und viele verdienen nicht einmal den Namen eines Winzers. Es ist auch ganz natürlich! Wird nicht fast Jeder dazu von den Weinbergsbesitzern angenommen, ohne genüglich zu fragen, ob er auch die dazu nöthigen Kenntnisse besitze, wenn nur sein übriges Benehmen schmeichelhaft und leidlich ist? Wenn z. B. ein Wendischer Bauerknecht, der einige Jahre in unserer Gegend gedient hat, — — — und alsdenn nichts weiter vorzunehmen weiß; sich denn um eine Winzerey bewirbt, um einige Thaler weniger dient, dann heißt er: ein Winzer. Und es giebt Besitzer, die sich aus Interesse dieses gefallen lassen!

Allein demohngeachtet giebt es — wie wir authentisch versichert worden sind — erfahrne und denkende Winzer, welche durch frühe Belehrung, und eine Reihe von Jahren, sich Kenntnisse genug gesammlet haben; daß man ihnen mit Rechte, ihrer Geschicklichkeit wegen, den Vorrang vor allen Weinbauern lassen muß; denen ein Weinberg der Wartung und Pflege eines Kindes gleich, und die Weinbergsarbeit zu einem angenehmen Geschäffte geworden ist; und deren giebt es noch manchen; doch wer nähert sich ihnen sie zu kennen? Hier folgen einige, als: Franke auf Lehmanns Berge; Klonker auf Stöckhardts Berge, Kunze auf Schirrmeisters Berge bey Zitzschewig. Alle sind erfahrne, denkende Männer, welche mit vielem Verstande von der Pflege des Weinbaues sprechen werden; eben so, Kollbusch auf Grahls Berge bey der Hoflößnitz; ein junger Mann, der aber viele Kenntnisse zeigt, auch Hoffnung zu einem der geschicktesten Winzer macht.

Man fordere dergleichen Männer aber selbst auf, vergüte ihnen ihr Versäumniß, höre sie ohne Vorurtheil und mit Ueberlegung an, widerlege dieselben, wo sie für ihr Interesse zu sprechen geneigt sind, mit Schonung, und komme ihren Erfahrungen durch geprüfte physische Gründe und Belehrung zu Hülfe; so wird man im kurzen die nöthigsten Gründe für den Weinbau aufstellen, und eine Winzerschule aufrichten; da wir hingegen die Untersuchung, woher die Lohe entstehet, (welche den Blauen und Elbinger am häufigsten, Blank- und Schönfeiler aber sehr selten trifft,) und das Pech, (welches auf die Elbinger Trauben fällt,) desgleichen die Giggelbeißer und die Made in der Blüthe, andern Theoretikern, die mehr Zeit und Muße haben, überlassen können.

Und nun noch Etwas: über die Anweisung des Hrn. Cerutti's, §. 3, klagt der Verf., daß die Winzer den Weinstöcken zu vieles Holz abschneiden, und zwar aus Eigennutz, weil ihnen das Holz zum Lohne angerechnet seyn soll, und daß der größte Theil der tragbaren Augen dadurch verloren gehe; zu Vermeidung dieses aber angiebt: daß man im Herbste den Dünger auseinander streuen und leicht unterhacken soll, — auch Pferdedünger im Weinberge für dienlich und vorzüglich findet. Vielleicht hat der Verf. gehöret, oder wohl gar gesehen, daß man an andern Orten dem Weinstocke weit mehreres Rebholz lässet, oder ihn, wie in Italien, gar nicht beschneidet, auch auf Bäume leitet. Warum jenes aber bey uns geschiehet, darf man sich nur Raths bey einem Landmanne erholen, der neben seinen Feldern und Waldungen, eigene Weinberge bearbeitet, und gewiß aus einem andern Grunde von Eigennutze dem Weinstocke mehreres Rebholz lassen würde, wenn es dienlich wäre. Der Regel nach, ist dem Weinstocke in sächsischen Weinbergen zu vieles Rebholz mehr schädlich, als zu weniges; indem ein Weinstock dadurch in einem Jahre ganz entkräftet werden kann; und man nicht eine gute Traube erhalten würde, wenn man demselben alle tragbare Augen lassen wollte. Ferner: daß es dienlich sey, den Dünger vor dem Gebrauche auseinander zu breiten, d. i. trocken werden zu lassen, damit das faule Wasser vorher verdunste; hingegen hat der Landmann für dienlicher gefunden, denselben zu befeuchten und gut zerrotten zu lassen, dann mit dem faulen Wasser unter die Erde zu bringen, ja das faule Wasser oder die Mistjauche selbst, als ein gutes Düngemittel anzuwenden, da er erfahren hat, daß dieß eines der geschwindesten und besten Düngmittel ist, weil das Salz, welches durch die Gährung oder Fäulniß mit den Vegetabilien aufgelöst worden, und das eigentliche Düngemittel ist, welches fast augenblicklich den Wurzeln zu Theil wird. Ueberhaupt ist der Begriff, den Dünger nicht zur Fäulniß kommen zu lassen, hier ganz falsch. Auch hat man, statt durch Kieselsteine die Fettigkeit des thonigen Bodens verzehren zu lassen, weit bessere Mittel, fetten und schweren Boden milder und leichter zu machen. Trockenheit und Wärme ist zwar dem Weinstocke zuträglich; durch die Trockenheit der Wurzel aber würde derselbe vertrocknen. Eigentlich muß man (um noch über die obgedachte irrige Lehre S. 37, die richtigste Bestimmung zu geben) den Dünger

 bald

bald nach der Weinlese in die Weinberge schaffen; aber nicht, wie da gesagt wird, auseinanderstreuen; weil man so mehr das Unkraut, als den Weinstock, dünget; sondern man muß den Dünger in Stufen, 6 Zoll tief und 12 Zoll ins Quadrat, einen Fuß über dem Haupte des Weinstocks, zwischen vier Stöcke, also ins Quincunx, einlegen, und mit 6 Zoll Erde bedecken; auf diese Art hat der Weinstock von 4 Stufen Nahrung, wie auch der vortreffliche Weinbaulehrer Fischer, in seinem fränkischen Weinbaue §. 8, sehr richtig angiebt.

§. 4. sucht der Verf. den Erdgeschmack des Weines in den Stielen der Weintraube, und die Säure in dem Kerne, weil er sie anders nicht zu finden weiß, und dennoch hat demselben ein Glas gepreßter Most so süß geschmeckt. Ueberhaupt verdiente eine solche Presse angegeben zu werden, wodurch die Kerne in den Weinbeeren mit zerdrückt werden könnten. Sachsen hat wenigstens keine dergleichen Weinpresse aufzuweisen; so schön auch die des Herrn Direkt. Fleischmann's Tab. I bis III ist.

Die Tretmaschine, welche der Herr Cerutti zu Tab. IV, S. 40. erkläret, ist in diesem Hefte nicht gezeichnet zu finden. Was die Ursache sey, ist nirgends gesagt; doch kann man sie auch füglich entbehren, zumal das ekelige Treten, S. 41, beybehalten worden. — Da der Geschmack, welchen der Verf. in den Stielen sucht, (und daher lieber den Stielgeschmack hätte nennen sollen) in jedem Boden anders ist: so muß man ihn eher in dem Salze suchen, das in jedem andern Boden enthalten ist, als in den Stielen. Es ist bekannt, daß von den Grappen und Stielen der Weintraube, wenn der Most darauf stehen bleibt, der Wein herb wird, (welchen Geschmack man aus Vorurtheil so gern in dem rothen Weine — wenn man die Trauben nicht abbeert — sucht, der aber sehr von dem Erdgeschmacke verschieden ist;) daher kann man den Erdgeschmack durch Weinsteinsalz (Sal. Tartari) im Weine niederschlagen, wenn er für den Liebhaber zu unangenehm ist. — Die Gährung des Weins räth der Verf. so geschwind als möglich mit hinlänglicher freyer Luft zu befördern. (Ein guter Rath für Eßigmacher!) Bey einigen Getränken muß man solche aber umgekehrt behandeln, wenn man nicht Eßig daraus erhalten will. Und wie leicht ist diese, den Begriffen des Verf. nach,

möglich,

möglich, da sich bey dem Brausen des Weines schon eine Auflösung faulichter Theile findet. — In einigen Gegenden von Ungarn wird der erste Gang der Lese, wo bloß die besten Trauben genommen werden, abgebeeret und in ein Faß geschüttet, alsdann der von dem zweyten Gange gepreßte Most darüber gegossen und stehen gelassen, bis sich der Anfang der Gährung zeigt; hierauf aber wird dieses abgepreßt und auf Gefäße gefüllt, fest verspündet, in den Keller oder Erde gelegt; und so muß diese Mischung langsam vergähren; dieses ist der so starke und angenehme Ungarische Ausbruch. — Je langsamer man den Most vergähren läßt, und jemehr man denselben gegen den Zutritt der freyen Luft zu verwahren sucht, desto besser entwickelt sich der Alkohol, und desto angenehmer bleibt der Geschmack des Weines. (Manche bohren höchstens mit einem Nagelbohrer ein Löchelchen durch den Spunden.) So wie man übrigens oft auch nicht genug aus der Presse, wo der Most bey warmer Witterung bald gährt, mit solchem wegeilen kann, wenn man im Gegentheile bey kalter Witterung 4. 5 und mehrere Tage im Keller auf die Gährung warten muß. Ferner soll nach dem Vergähren der Wein von den Hefen, oder wie der Verf. sagt, von den fauligen Theilen gesondert werden; und er räth zur Beschleunigung an: daß man sie mit Hausenblase niederschlagen solle. Es ist demselben aber nicht zu rathen, den Versuch selbst zu machen, wenn er nicht Lauer, statt Wein, erhalten will. In Cypern wird der neue Wein auf alte Hefen gefüllt, und diese Weine konserviren sich in dem dortigen warmen Klima sehr gut; da wir hingegen unsere Weine nicht genug vor der Wärme verbergen können, besonders wenn sie zu frühzeitig von den Hefen gezogen worden sind. Die Hefen sind dem Weine mehr zuträglich, als schädlich; nur der Weinschenk sucht (wie auch Offenfelder in seinem Weinbaue 1771, S. 66 schon sagt,) durch einen zeitigen Zug den Wein bald trinkbar und milder zu machen. Vor Weyhnachten ihn zu ziehen, ist auf jeden Fall zu früh, so wie er oft auch nur später — wie z. B. 1768 und 1769 — hell wird, und 1768 nach Versicherung Offenfelder's, S. 70. erst Ostern zum Zuge tüchtig war. Besonders sollte man rothen Wein nicht eher von den Hefen nehmen, bis man ihn zum vertrinken abziehet, wo sich alsdenn der milde Geschmack in kurzer Zeit findet. Es ist bekannt, daß in den Hefen ein großer Theil

Alkohol ist, der sich nach und nach entwickelt und dem Weine mittheilt. Nie wird ein Wein auf seinen Hefen verderben; nur muß man denselben vor der äussern Luft zu verwahren suchen, weil die Luftsäure ihn zu Essig bildet. Daß man alle Weine überhaupt mehrere Jahre auf den Hefen liegen lassen kann, hat Rec. theils selbst erfahren, theils durch Beyspiele von Andern zu erforschen gesucht; z. B. hat er sicher in Erfahrung gebracht, daß zu Naundorf ein alter Bauer, mit Namen Mögel, bey dem Zuge ein ¼ Faß ungezogen liegen gelassen, weil ihn überhäufte Arbeit davon abgehalten hatte, und überdem dieses Stück mit anderm Gefäße verlegt worden war. In der Folge vergißt er dasselbe anzufüllen. Bey dem zweyten Zuge des folgenden Jahres schätzt er denselben für verdorben, und läßt ihn liegen; indem man zu jener Zeit den Wein, wegen des wohlfeilen Preises, nicht sonderlich ästimirte. Erst den folgenden Sommer brauchte er dieses Gefäß; nun muß er nachsehen und findet, daß sich oben eine feste Haut gebildet, und der Wein um den 5ten Theil verzehret hatte. Als er hierauf mit den Heber durchsticht und den Wein kostet, so nimmt er mit Verwunderung wahr, daß der Wein noch gut, weit stärker, und von Geschmack besser, als dergleichen Jahrwuchs war, welcher von den Hefen gezogen worden; er muß das Gefäß aber erst über andere wegstürzen, bevor es abgezogen werden kann, und dennoch konnte der Wein hell abgezogen werden, so sehr hatten sich die Hefen gesetzt und verdichtet. Auch Offenfelder gedenket in seinem vorerwähnten Weinbaue solcher Fälle, und lehrt zugleich S. 73, wie Fässer zuzubereiten sind, um kein Kahm zu erzeugen, wenn der Wein auch viele Monate ungefüllt läge.

§. 5. dringt der Verf. auf luftige Orte zu Weinlagern; wodurch wohl bewirkt wird, daß sich die Gefäße gut konserviren, hingegen auch der Wein stark zehrt; dem Weine selbst aber ist dieses nicht zuträglich. Der Wein sucht sich doch selbst vor der Luft zu verbergen; denn wird in den Gefäßen oben leerer Raum, so entstehet daselbst so genannter Kahm, welcher sich endlich zu einer festen, pelzigen und dichten Haut bildet, und die Luft abhält; an den Seiten hängt sich der Weinstein an, und den Boden bedecken die Hefen; so schließt sich der Wein ein und hält sich gut, ohne

frische

frische Luft. Ein Beyspiel ist uns von Dresden berichtet worden; daselbst wurde bey dem Ausgraben einer verfallenen Kasematte an dem Wilsdrufer Thore, nach dem 7jährigen Kriege, ein Faß Wein gefunden, welches vor dem Verschütten der Kasematte in derselben liegen geblieben war, und wie man glaubt, über 100 Jahre lang gelegen haben mußte; das ganze Gefäß war verfaulet, und der Wein lag bloß in seinem Gebäude des angesetzten Weinsteines; nachdem man denselben behutsam abgezapfet hatte, so wurde er sehr gut befunden. Selbst der angezündete Einschlag in einem Gefäße, das man abziehen will, hat weder Vortheil noch Nachtheil für den Wein, sondern durch das Schwefelsauergas wird die atmosphärische Luft aus den Gefäßen gehoben; und dieß verschluckt, während dem Einfüllen, noch die Luftsäure aus dem Weine, die demselben so schädlich ist, und dabey verursacht, daß alte Weine säuerlich werden.

§. 6. sind die Mittel des Verf., die Weine zu färben und zu versüßen, wohlbedächtig weggelassen, und nur an Mitglieder zu geben, versprochen worden.

§. 7. A. d. Verf. mit zwey Sternen, verursacht das bemerkte weiße Häutchen, oder der sogenannte Kahm, keine Säure, noch weniger leidet Farbe und Geschmack davon, (worüber sich bald Jeder überzeugen kann,) sondern der Wein sucht sich durch diesen Auswurf von Feuchtigkeit und etwas Schleim, vor der Luft zu verbergen; die Weine verderben eigentlich in einem Keller mehr durch zu vieles Abziehen und Ueberfüllen auf unreines Gefäße, durch zu vieles Aufspünden und Kosten, und durch das Zufüllen ungleicher Weinsorten. Ueberhaupt scheint der Verf. den Wein für schädlich zu halten, da junger Wein Uebelkeiten, älterer hingegen trockenen Husten verursachen soll. Uebrigens findet man in diesem ganzen Aufsatze wenige Belehrung, wornach der Weinbau behandelt werden könnte, um eine Verbesserung der Weinkultur zu befördern.

Die Behandlung der Weinflaschen, der Korke und des Lagers ꝛc. §. 8. als Beschluß, ist allzubekannt; daher übergehen wir dieß ganz.

Dahingegen findet man in dem Aufsatze, S. 50—58, vom Schulhalter Zeidler in Guben, welcher die Lehren eines Trumpf's zu Naumburg und Fischer's in Franken, dank-

dankbar nutzte, ganz ohne Tadel; auch haben so und noch mehr die Aufsätze des Herrn Oberlandweinmeisters Fleischmann's, S. 58 — 89 mehr Richtigkeit in der Beurtheilung und Lokalkenntniß; und die Klagen des letztern sind allerdings gerecht. Nur kann unser Weinbau mit dem in Franken und den Rheingegenden nicht in Vergleich gebracht werden; denn unsere besten Berge bezeugen, daß der Weinertrag nicht allein von der Behandlung des Weinberges abhängt, um sichere Rechnung darauf machen zu können; sondern daß die unangemeßne Witterung den mehresten Mißwachs in den Bergen verursacht. So z. B. im Jahre 1770, waren die Weintrauben bis zur Reife herangewachsen; allein zu Anfange des Septembers verdorreten die Stiele, und die Trauben fielen unreif von den Stöcken ab! Und so ist der Weinbau mehreren Uebeln ausgesetzt, gegen welche uns bis daher noch keine Mittel bekannt sind, demselben vorbeugen zu können. — In dem alten Preßgebäude auf des ehemaligen Hofrath Triebel's Berge, theilte man uns mit, was an dem Treppenverschlage abgemerkt stand, nämlich: daß in einem Jahre 122 Faß Wein erbauet worden sind. Der gegenwärtige Besitzer, obgedachter Herr Fleischmann, hat, als ein Kenner, diesen Bergen es gewiß an nichts mangeln lassen, dieselben in gutem Stande zu erhalten, und dennoch in einer Reihe von Jahren den reichlichen Ertrag einer solchen Weinärndte nicht erhalten können. Selbst in den Lößnitz-Bergen ist der Ertrag so ungleich, daß man Jahrgewächse von 202 Faß, und auch nur von 5 Faß daselbst angezeichnet findet.

Hierbey ist den Fleischmannschen Vorschlägen, zu einer zweckmäßigen Weinbergsarbeit, noch hinzuzufügen: daß alle Stockarbeit in Weinbergen bey nasser Witterung äußerst nachtheilig sey; denn nicht nur Stöcke, sondern auch gute Weinsorten verderben. Es ist z. B. ein Fall bekannt, daß ein guter Kleinbraüner Weinstock, der an einem Regentage gesenkt wurde, in der Folge blanke Trauben brachte, welche ein Mitteldinq von Schönfeiler und Blanken wurden, die jederzeit einen wäßrigen Geschmack behielten. Man lasse daher nie bey nassem Wetter, oder spät in den Abendstunden, in einem Weinberge arbeiten.

Außerordentlich belehrend ist S. 81 f. Hr. Fleischmann's Beyspiel: weiße Akazien, die gemeine (Robinia Pseudo

Mimosa acacia L.) zum Behufe der Weinpfähle — bey dem immer mehr einreißenden Holzmangel — sich selbst anzuziehen. Er nimmt keinen Antheil, wie er sagt, an pro (für) oder contra (wider) über die Empfehlung der Akacie, und leistet eben durch die plane Erzählung seines Versuchs mehr, als Empfehlung; und die gute Sache gewinnt so auch mehr, als durch das Streiten und die Machtsprüche!

Wir zeigen bey Neuheit dieser Gesellschaft, nun nur noch den Inhalt sämmtlicher Abhandlungen an, und folgen dem Beyspiele ihres Direktors, weder für noch wider, etwas zu sagen.

1) Betrachtungen über den hiesigen Weinbau in Sachsen, in Rücksicht auf dessen Nutzen.

2) Von der Hefte vor der Blüthe, und deren Vortheile; von der zweyten Hacke und Kraute; — — dem — unbekannten Ausbruche.

3) Ueber die Aufsetzung des Weinmostes auf seine Hülsen.

4) Die nothwendigen — — Holzbedürfnisse bey dem Weinbaue.

5) Entwurf eines Kontrakts zwischen Herren und Winzer. Endlich

6) Anfrage zu Empfehlung eines Hauptgegenstandes der Weinkultur.

So gern wir über Manches noch Einiges sagen möchten, so leidet es der Raum nicht. Daher über das Ganze nur dieß. So wie S. 1 — 32 eine Nachricht von Entstehung und Verfassung der Weinbaugesellschaft, bis mit der Rede, bey Eröffnung der ersten Versammlung 1799, gegeben wird: so machen den Beschluß S. 90 bis zu Ende: Auszüge von Briefen und Erklärung der Kupfertafeln.

Die Briefauszüge sind relativisch; Herr Amtshauptmann von Reibnitz legte zu Triebel bey Sorau einen Weinberg an, er nutzte Sickler's Methode, setzte drey Linien Weinstöcke, so auch hin und wieder einige Obstbäume an, u. s. w.

Bey Erklärung der Zeichnungen fehlen einige Genauigkeiten; und so wie Tab. IV, wovon S. 40 gehandelt wird, gänzlich fehlt; wie wir oben gedachten, so sind auch in den übrigen Tafeln bald römische, bald deutsche Zahlen vorhanden, die im Texte nicht gleichförmig stehen, deren Konformität wir, der bessern Ordnung halber, für die Zukunft empfehlen.

S. 99 wird im zweyten Briefe eines Autors J. P. Knoll, gedacht. So schrieb sich dieser nicht; in Rec. Exemplar des Vinikultur-Büchleins, von 1667, steht er auf dem Titelblatte sowohl, als unter der Dedikation: Joh. Paul Knohll gedruckt. Namen müssen immer gleichförmig beybehalten werden. Eben so wird der Rebenstiecher S. 99. genannt: Curc. jachus; das, da es unter den Druckfehlern nicht berichtigt ist — ohnmöglich so heißen kann, sondern heißen muß: Curc. Bachus. So viel vom ersten Hefte mit der eigenen Bescheidung, daß Rec. nur eine Stimme für sich behaupte, den Verfassern die ihrige belasse.

Das zweyte Heft enthält einige Reden des Hrn. Oberlandweinmeisters Fleischmanns, als Direktor; Winzer-Instruktionen und Kontrakte; Vorschläge — die von S. 75 — 77 sind nur von wenigem Belange — Anfragen und Wünsche, Angaben und Weinbauerfahrungen, die sehr gründlich sind. Besonders enthalten die Bemerkungen des Herrn M. Kenzelmann's: über die Lohe, viel Richtiges und Wahrscheinliches; und dessen fernere Beobachtungen versprechen gute Beyträge und Grundsätze, welche für die Verbesserung des Weinbaues nützlich werden können. Mit gleichen Gründen widerlegt Herr Fleischmann die Nothwendigkeit der Räume in den Bergen, die in Sachsen so allgemein eingeführt worden ist, und wenn sie bey nassem Wetter geschiehet, oder Frühjahrsfröste darauf erfolgen, für den entblößten Weinstock oft höchst nachtheilig werden kann; eben so ist das Beschneiden der Thauwurzeln nur bey den ganz jungen Weinstöcken nöthig; auch findet man an den Espalieren und Weingeländern gemeiniglich die schönsten und größten Weinstöcke, die doch selten oder gar nicht geräumet werden.

Des-

Desgleichen sind die Angaben des Herrn Fleischmann's: woher es komme, daß der Wein in manchen Jahren so schwer helle werden will, aber so leicht wieder aufstehe, und von der Zusammensetzung verschiedener Weinsorten entstehe, in welchen sich der Alkohol nach verschiedenen Perioden entwickelt, oder durch die Gährung bewirkt wird, ganz richtig. Allein daß der Wein im ersten Jahre schon drey mal gezogen werden soll, kann man als kein Mittel zur Veredlung des Weins annehmen; sondern es ist dieses mehr ein Handwerksvortheil der Weinschenken, um den Wein, der nur eine langsame, und vor der Luftsäure verschlossene Gährung haben will, vor der Zeit mild und trinkbar zu machen. Endlich dürfte das vorgeschlagene Werk, einer statistischen Beschreibung der Rebsorten, und der Weinkultur überhaupt, dem interessirenden Publikum sehr willkommen seyn. Eben so ist der Plan, zu einer periodischen Schrift, S. 18 f. aller Beherzigung werth; aber wir empfehlen allen Mitarbeitern auch den Titel der jetzigen Beyträge im Sinne zu behalten, nach welchem sie für den deutschen Weinbau schreiben. Daher müssen sie weder lateinisiren noch französiren. Die deutsche Sprache ist doch wortreich genug, daß man nicht nöthig hat, halb deutsch zu schreiben, wie z. B. S. 18 mit Vinikultur der Alten geschehen ist.

Vorzüglich ist endlich auch des Schulhalters Zeidler's in Guben, kurze Abhandlung über seinen eigenen Weinbau, S. 30—41. empfehlbar. Sein Verfahren, die Pfähle über Winter stehen zu lassen, um die schädlichen Löcher zu vermeiden, ist äußerst wichtig, wenn man Pfähle von Eichenholz haben kann; und hat man solche nicht, dann wird die Methode für Pfähle von andren weichen Holzarten desto schätzbarer, die wir in der neuen Auflage von Riemscher prakt. ökon. Encyklopädie 2. B. 2. Abth. S. 542, mit Bezug auf den Weinbau S. 146 (muß 136 heißen) finden. Obgleich Riem daselbst S. 135. für das Ausziehen der Weinpfähle ist: so ist ers nach seiner uns gegebenen Versicherung nur insofern, als man die Pfähle nicht betheeret, oder mit der von ihm angezogenen Komposition anstreicht.

Warum aber keine Verlagshandlung, sondern bloß der Drucker diesem zweyten Hefte vorstehet, ist uns nicht bekannt; doch muß der Verleger des ersten Heftes noch Tab. IV. nachliefern, ohne welche das erste Heft nicht komplett seyn, noch weniger durchaus verstanden werden kann.

Das dritte Heft ist indessen zwar auch erschienen; aber eben so, wie das zweyte, noch nicht im Buchhandel befindlich. Wir finden an demselben keinen Tadel, und kann es wohl öffentlich so auftreten. Wir haben es durch eine dritte Hand erhalten und erfahren, daß das zweyte und dritte Heft vor der Hand nur an Mitglieder zu Gutachten ausgegeben sey. Eine Vorsicht, die beym ersten Hefte nöthiger gewesen wäre.

Va.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Mathematik.

Vollständige und systematische Anleitung zur Rechnungswissenschaft, als Grundlage zu bestimmteren Anwendungen auf Handlungs- und Kameralwissenschaften (,) u. s. w. Von Christ. Ludwig Seebaß, Prof. der Philosophie, rc. Leipzig, bey Richter. 1802. XII und 456 S. 8.

Lange sind wir durch den Titel eines Buchs nicht so getäuscht worden, als durch den des vorliegenden. Anfänglich glaubten wir: diese Anleitung zur Rechnungswissenschaft sey dazu bestimmt, dem Kaufmanne sowohl, als dem Kameralisten, theoretisch praktische Aufschlüsse über das Bücherrechnungswesen, und die Art, wie gewisse Rechnungen (Konto's) geführt werden sollten, zu geben, auch Vortheile dabey anzuweisen, die von allen Vorgängern in diesem Fache, entweder nicht berühret worden wären, oder nicht so vollkommen, wie unser Verf. dargestellt hätten. Allein, bey der Ansicht und dem Durchblättern des Buches, sahen wir uns, jedoch nicht ohne Vortheil, getäuscht. Denn es enthält nichts mehr und nichts weniger, als eine Anleitung zur Rechenkunst für die auf dem Titel genannten praktischen Wissenschaften, zum Gebrauche für höhere Schulen, Gymnasien und zur Selbstbelehrung. Ungeachtet es gewiß an Büchern der Art nicht fehle, und in neuern Zeiten die brauchbarsten und gemeinnützigsten Werke und einzelne Schriften über die hierin vorge-

tragenen Gegenstände erschienen sind: so ist doch das vorliegende Buch nicht geradezu für überflüssig zu erklären, indem es in systematischer Ordnung, und nach mathematischer Lehrart, alle Theile der bürgerlichen Rechenkunst vorträgt, die man in den meisten Anweisungen der Art, welche nur von mechanischen Methoden, ohne alle mathematischen Beweise ausgehen, vergeblich sucht; gerade von dieser Seite verdient diese Anweisung einige Empfehlung. Wir wollen dieses näher beleuchten.

Nachdem in der Einleitung S. 1—12 von den Eigenschaften und der verschiedenen Beschaffenheit der Größen gehandelt wird, geht der Verf. in der ersten Abtheilung S. 12—291, die in 2 Kapitel, letzteres in 13 Abschnitte zerfällt, zu der allgemeinen Theorie der Darstellung dieser Veränderungen, ohne Rücksicht auf ein besonderes Ziffernsystem, und nächstdem zu der Anwendung dieser Theorie auf die dekadische Rechenkunst über, wobey die gemeinen Specien in Ganzen und Brüchen, die Lehre von den Potenzen, und die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln vorkommen. Die zweyte Abtheilung S. 291—456 beschäfftiget sich mit der Beziehung aufeinander folgender Grössen, ihre Verhältnisse und Logarithmen mit ihrer Theorie und deren Anwendung auf die mannichfaltigen arithmetischen Bedürfnisse im bürgerlichen und merkantilischen Leben, mit Hinsicht auf einfache und zusammengesetzte arithmetische und geometrische Proportionen für Kettenregel und Logarithmen, welche durch Beyspiele erläutert werden. — Dieß ist der wesentliche Inhalt eines Buchs, das hauptsächlich eine systematische und vollständige Darstellung der Theorie der Arithmetik in ihrem ganzen Umfange liefert, und sie nach dem jetzigen Zustande dieser Wissenschaft, durch praktische Anwendungen erläutert. Alle mechanische Behandlungsart, die man noch häufig, jedoch seltener wie vormals, in Büchern der Art antrifft, sind aus dem Plane und der Behandlungsmethode der Arithmetik des Verf. in diesem Lehrbuche fast gänzlich entfernt; dagegen fast allenthalben richtige Entwickelung der Begriffe, Zusammenhang des Ganzen, Bündigkeit und Deutlichkeit in den Beweisen angebracht, und von den fortschreitenden arithmetischen Theorieen auf mancherley Geschäffte des bürgerlichen Lebens praktische Anwendung gemacht. So sehr wir also von dieser Seite die Gemeinnützigkeit des Buchs mit

mit Recht empfehlen können, eben so wenig dürfen wir manche Mängel und Unrichtigkeiten desselben verschweigen, die doch gewiß der Verf. wissen konnte, wenn er nicht verfahren wollte, wie Kästner warnt; s. Gesch. der Mathematik. 1r Bd. S. 35 fg. §. 31. Wir wollen daher den Verf. auf Einiges aufmerksam machen. Die historischen Bemerkungen S. 33 — 39, sind zu mager und viel zu dürftig, als daß sie auch nur als Bruchstück einer Geschichte der Arithmetik angesehen werden könnten; auch als Bemerkungen können sie nicht gelten, weil sie zum Theil unrichtig, zum Theil nicht in historischer Analogie angebracht sind. Woher weiß es der Verf., daß unser dekadisches Zahlensystem wahrscheinlich morgenländischen Ursprungs sey? Nach dem Boethius haben einige Pythagoräer 9 besondere Zahlzeichen gehabt, die den jetzigen arabischen ziemlich ähnlich sind, wenigstens nach einigen Handschriften zu urtheilen. Dieses veranlaßte den Montücla zu glauben: daß Pythagoras die Rechenkunst von den Indiern erhalten. Vermuthlich benutzte unser Verfasser diesen Gedanken, ohne der Quelle zu gedenken (s. *Montucla* hist. des mathemat. Vol. I. p. 120). Da aber die Arithmetik der Pythagoräischen Philosophen, bloß die Eigenschaften und Verhältnisse der Zahlen, der vollkommenen und unvollkommenen, der Pyramidal- und Polygonalzahlen, u. s. w. betraf, in welchen sie Geheimnisse suchten, und sie für das wahrhafte höchste Gut erklärten (s. *Diog. Laërt.* in vita Pythag. Lib. VIII. §. 9.), Eigenschaften, die kein Indier darin jemals suchte, auch sonst aus keinem Schriftsteller, von dem grauesten Alterthume an, bis auf Jones und seine berühmten Nachfolger, im Mindesten bekannt geworden sind: so hätte doch diese Meinung vorher kritisch geprüft, und die Geschichtschreiber der Arithmetik darin berichtigt werden sollen; zum Glück, daß weder Blancanus, noch Vossius, noch Heilbronner, noch Kästner, noch irgend ein Anderer diesen Gedanken erwähnt. Ueberdem war die Arithmetik der Alten ganz von der unsrigen verschieden, wie aus dem Nicomachus und seiner Ausleger, auch den Fragmenten der beyden ersten Bücher des Pappus hervorgeht. — Von der römischen Arithmetik, von der hier einiges Aufheben gemacht wird, denkt Rec. ganz anders. Die stolzen Weltbeherrscher scheinen, bis auf die Versetzung des römischen Sitzes nach Byzanz, gerade von der Rechenkunst und Mathematik zu denken, wie zu Cicero's Zeiten. — S. 412 zu unten folg.

und die Kettenregel, fast zu allen Rechnungen anzuwenden, erklärt, und sie mit der Resischen Regel S. 418 verwechselt, als habe die Kettenregel von van Rees (einem Holländer) ihren Namen erhalten. Ersteres widerlegt die Erfahrung der gesammten Arithmetik, und die Verschiedenheit der Kettenregel, die Kästner dem Graumann als Erfinder beylegt (s. Fortsetz. der Rechenk. S. 30 fg. Gött. 1786. 8.), hat schon Petersen bewiesen (s. Magaz. für die Arithmetik, 1s St. S. 14 — 42.). Noch weniger ist sie zu allen Arten kaufmännischer, rc. Rechnungen anwendbar, wie Kästner deutlich zeigt (s. a. a. O. S. 33 und 38 fg. vergl. Wagner's analytische Untersuch. der kaufmännischen Rechenk. S. 4 — 10.). Bey den Logarithmen S. 424 — 440 fg., wo die Erfindung derselben dem Schotten Napier (Neper) zugeschrieben, wird gänzlich unseres Landsmannes Mich. Stiefels vergessen, der, wie längst gezeigt ist, den Grund zu den Logarithmen legte. (s. Scheibels mathemat. Bücherk. 1s St. 2e Aufl. S. 60 fg. Kästner's Gesch. d. Mathematik. 1r Bd. S. 119 fg. — S. 455. Diese Aufgabe findet sich auch in Kochs Exempelbuch, rc. 1s Heft S. 103 Nr. 57.; 2s Heft S. 157 fg. Nr. 60. und 4s Heft S. 74 Nr. 109. u. b. a. m.)

F.

Ausführliche Geschichte der Anwendung aller krummen Linien in mechanischen Künsten und in der Architektur, seit den ältesten Zeiten, bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts (,) von Joh. Heinr. Moritz Poppe, u. s. w. Nürnberg, bey Raspe. 1802. XVI u. 223 S. gr. 8. 16 gr.

Die Geschichte der Künste und Wissenschaften hat seit einem Zeitraume von etwa 10 Jahren einige treffliche Männer gefunden, welche die mannichfaltigen Zweige derselben, meistens mit rühmlichem Erfolge dargestellt haben. Unter diesen findet sich auch unser Verf., der sich im Fache der Geschichte und mechanischen Wissenschaften mit rühmlichem Erfolge bisher auszeichnete. (s. N. A. D. Bibl. 38. Bd. 2. St. S. 382 fg. — 51. Bd. 1. St. S. 162 fg. — 56. Bd. 2. St. S. 540 fg. — 59. Bd. 2. St. S. 537 fg. und

70. Bd. 2. St. S. 530 fg.) Seine gegenwärtige Arbeit, die nicht Jedermanns Sache ist, und die, bey dem Mangel hinlänglicher Vorarbeitungen, außer dem Fache eigentlicher Geschichte, einen Mann erfodert, der alte und neuere Sprachen mit Mathematik und Kritik genau zu verbinden versteht, ist auf Veranlassung der philosophischen Fakultät zu Göttingen entstanden, welche für den 4. Juny 1800 die Preisfrage bekannt machte: Recensere usus circuli et aliarum curvarum in artibus mechanicis et architectura, quos animadverterunt graeci geometrae ac illis posteriores ante Cartesium, — und die den Preis erhielte, worauf sie nachher lateinisch bey J. Ch. Dieterich in Göttingen in 4. erschien. Schon der vorliegende Titel sagt, daß der anfängliche Entwurf dieser Geschichte, hier in einer weiter ausgeführten Abhandlung besteht, welche den Faden dieses historischen Gegenstandes bis zum Anfange des 19ten Jahrhunderts fortsetzt. Dieß ist ein verdienstliches Unternehmen, das Jeder mit Dank erkennet, dem daran gelegen ist, das Ganze einer Sache, jedem Bruchstücke vorzuziehen, besonders alsdann, wenn die Ausführung den Erwartungen der Leser entspricht.

Die gegenwärtige Abhandlung zerfällt in zwey Abtheilungen, jede in zwey Kapitel. Die erste Abtheilung S. 1—128 beschreibt mit zweckmäßiger Ausführlichkeit die Anwendung aller krummen Linien in den mechanischen Künsten, wobey zuförderst von Anwendung der Kreislinien seit den Zeiten der griechischen Geometer bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, nächstdem von Anwendung der Ellipse, Parabel, Hyperbel, der Schrauben-, Schnecken-, und Spirallinie, der Cycloide, Epicycloide, Konchoide und Cissoide für gedachten Zeitraum gehandelt wird. Alles dieses, und mit Anwendung der Kettenlinie, findet der historische Vortrag in der zweyten Abtheilung S. 130 bey Beschreibung der Baukunst statt. Der Verfasser zeigt mit vielem Scharfsinne, daß die Quadraturforschung der griechischen Mathematiker, und die Verdoppelung des Würfels zur Zeit des Plato, verschiedene sehr sinnreiche Auflösungen dieser Aufgaben vermittelst krummer Linien und mechanischer Konstruktionen hervorgebracht hätten, welche die Kräfte des menschlichen Verstandes, sehr vortheilhaft bey den Alten auszeichneten. Besonders hätten dergleichen Spekulationen zur Erfindung der vier Krümmen geführt, wovon das Alterthum die Cis-

 soide

solde dem Diokles, — die Muschellinie dem Nikomedes, — die Quadratrix dem Dinostratus, — und die Spirallinie dem Archimedes zuschrieb. Hippokrates, (der von ungefähr auf die Geometrie verfiel) lehrte: die Verdoppelung des Würfels (die zur Zeit des Plato und im ganzen Alterthum so viel Aufsehens machte, und die man, wie Montücla bemerkt, irrig dem Orakel der Pythia andichtete. s. Hist. des mathémat. Vol. I. pag. 186 suiv.) beruhe auf die Erfindung zweyer mittlern Proportionallinien (eine Aufgabe, die Archytas auflösete, und dieselbe auf die Erfindung vielerley Maschinen anwandte, s. *Horat.* Lib. I. Od. 28. in Op. omn. pag. 132 ed. *Chab.* Bas. 1615. fol. worüber ihm Plato den Verweis gegeben haben soll, daß er die Geometrie auf die Mechanik unrichtig angewandt habe. s. *Diog. Laërt.* in *Archyt.* Lib. VIII. pag. 517. vergl. *Plutarch.* in Sympos. vid. Op. omn. Tom. II.). Plato, der die Schwierigkeiten einsah, die Verdoppelung des Würfels durch gemeine Geometrie zu veranstalten, sandte daher Deputirte zum Euclides dem Mathematiker (s. *Val. Max.* Lib. VIII. cap. 12), um sich bey demselben Raths zu erholen, während dem Plato eine Auflösung vermittelst eines Instruments ersann, das aus zwey Linialen bestund, und also stillschweigend den Vorwurf auf sich zurückwälzte, den er vorhin dem Archytas gemacht hatte (vergl. Montücla Hist. des mathémat. Vol. I. p. 138.). Archytas wählte dagegen, zur Auflösung dieses Problems, einen weit künstlichern Weg: Andere ersannen dazu arithmetische Mittel. (Indem sie wußten, daß sie ähnliche Figuren multipliciren konnten; so giengen sie zu den Körpern über, die, wenn sie ähnlich sind, sich, wie die Würfel ihrer ähnlich liegenden Seiten verhalten. Menächmus beyde Auflösungen der höhern Geometrie hatten den Fehler, daß sie zwey Kegelschnitte kombinirten, da es doch bekannt ist, daß es nur einer, nebst dem Kreise verrichten kann.) Die Aufgabe von zwey mittlern Proportionallinien, wollte man noch immer durch die gemeine Geometrie auflösen; aber der Versuch entsprach nicht der Erwartung. Man verfiel daher auf mechanische Hülfsmittel, und bediente sich neuer krummen Linien, worin sich zuerst Eratosthenes auszeichnete, die den Nikomedes auf die Erfindung seiner Conchois führte (vergl. Archimedis Kunstbücher, von Joh. Christ. Sturm, 2. Buch S. 114. Nürnb. 1670. Fol.). Apollonius bediente sich dazu der Hyperbel, die er mit dem Kreise kom-

kombinirte. **Diokles** erfand die Cissoide (die schon Sturm in der Archim. Kunstb. a. a. O. S. 117 durch eine unendliche Bewegung, mithin noch lange vor **Newton** konstruirte, wie **Montucla** nicht zu kennen scheint. s. Hist. des mathémat. Vol. I. p. 193. vergl. **Newton** Arithmet. univers. p. 231 seq. ed. Lugd. Bat. 1732. 4. mai.). Verschiedene Platonische Geometer erweiterten das Feld der höhern Meßkunst, und wandten sie theils auf spekulative Philosophie, theils auf Mechanik, am häufigsten auf Baukunst an. (**Proklus** giebt von ihnen Nachricht in der unerträglich weitläufigen Erklärung über das 1ste Buch des **Euklides**, in welchem er eine Geschichte der Geometrie unter den Griechen bis auf sein Zeitalter geliefert hat. s. *Procli* in prim. Eucl. Element. Lib. comment. à *F. Barocio.* Patav. 1560. fol., die auch zum Theil Pater **Clavius** in seinen Kommentarium über den **Euclides** übernommen. s. *Euclidis* Elementor. Lib. XV. gr. et lat. cura *Clavii* 2 Vol. Romae 1574. 8.) **Laodamas** machte ebenfalls wichtige Entdeckungen; ihm folgte **Isidorus von Milet**, ein geschickter Geometer, der diese Wissenschaft auf Mechanik und Architektur anwandte. Er erfand ein Werkzeug, die Parabel mit einer steten Bewegung zu beschreiben, und die Aufgabe, von Verdoppelung des Würfels aufzulösen. **Anthemius** war ebenfalls ein berühmter Mechanikus, von welchem noch ein ungedrucktes Fragment: de machinis admirabilibus vorhanden ist. (**Montucla** führt es an, a. a. O. S. 328.) **Eutocius**, ein Schüler des **Isidorus** hat über den **Archimedes** und **Apollonius** sehr gründliche, und für die Geschichte der Geometrie und ihrer Anwendung auf reine und angewandte Mathematik äußerst nützliche Erläuterungen geschrieben. (Ausführlich von ihm: *Fabricii* Bibl. graec. Lib. III. Cap. 22. §. 21. Vol. IV. pag. 203 seq. ed. *Harl.*) **Diokles**, der Erfinder der **Cissois**, scheint um die Zeit, oder kurz vorher gelebt zu haben, als **Eutocius** schrieb, weil Pappus und **Theon** seiner nicht Meldung thun. (vergl. **Joseph. Blancanus** Chronol. Mathemat. p. 53. ed. Bon. 1615. 4. und *G. J. Voss.* de Scient. Mathemat. Cap. 54. §. 19 et 20. pag. 331.) Mit dem Untergang der alexandrinischen Schule, verfiel die Mathematik in Griechenland; der römische Eroberungsgeist war den Wissenschaften, besonders den mathematischen nicht günstig. (Die römische Rohheit verwechselte Sterndeuterey mit Astronomie, und liebte höchstens in spätern Jahren nur

 die

die Baukünste, wovon das Werk des M. Vitruvius Pollio, der, aus Verona gebürtig, des August's Baumeister war, noch jetzt in unsern Händen ist, und wovon mehrere Ausgaben vorhanden sind, unter welchen sich die deutsche des Hrn. Rohde in 2 Bänden gr. 4. nebst Kupfern, sehr vorzüglich auszeichnet. Uebrigens ist zum Besten der römischen Geometer nichts vorhanden, worin sich diese, außer einem Werkchen von Hygin; der zur Zeit des Trajans lebte, und ein Buch vom Abmessen des Feldes schrieb: Librum Gromaticum, sive de limitibus constituendis. Paris 1554. 4. und ibid. 1614. 4. mit Rigalt's Anmerkungen, von einer vortheilhaften Seite zum Besten der Mathematik berühmt gemacht hätten.) Jahrhunderte verstrichen, ohne die Geometrie, noch ihre scientifische Anwendung auf Maschinenlehre und Baukunst anzuwenden. Franciscus Maurolycus bereicherte im 15ten Jahrhundert die höhere Geometrie mit manchen wichtigen Entdeckungen, und war gleichsam einer der ersten, der einige Eigenschaften der Tangenten und Asymptoten der Kegelschnitte bewies. Dieses und das folgende 16te Jahrhundert waren gleichsam die Morgenröthe des Tages, welcher im 17ten anbrechen, und im 18ten zum vollen Glanze leuchten sollte. Die Anzahl der mathematischen Erfinder und ihrer Erfindungen wurden nunmehr so groß, daß es unmöglich ist, selbst der vornehmsten nur mit einem schwachen Umrisse hier darzustellen. Lukas Valerius entdeckte eine neue Quadratur der Parabel, die von den Alten nicht anders, als durch die Methode der Exhaustionen gesucht worden war. Der Jesuit Cavalieri erleichterte die Methode der Körperlehre durch die Betrachtung der Indivisibilien noch weit mehr, als alle Vorgänger. Unter den krummen Linien, die auf Mechanik einen besondern Einfluß gehabt haben, und deren Erfindung den Neuern zugehöret, sind folgende die vornehmsten.

Die Radlinie (Cyclois), um deren Erfindung sich im 17ten Jahrhunderte Torricelli und Roberval auf das heftigste zankten, ist in allen bisher erschienenen historischen Schriften, in Ansehung des Erfinders unentschieden geblieben. (Man findet aber schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts in der Bovillus Schriften, da er von der Quadratur des Kreises handelt, Betrachtungen der krummen Linie, welche von einem Punkte am Umfange eines, in und auf derselben

selben Ebene fortlaufenden Rades beschrieben wird. s. *Carol. Bovilli* ab Vermandois, *opera Philosoph.* Lib. de Quadrat. circuli. Paris 1510. 8. pag. 86 et seqq. — Was aber noch weit mehr ist: man findet sogar in des Kardinal di Cusa [gewöhnlich nach seinem Geburtsorte, einem Dorfe Namens Cusa bey Trier an der Mosel gelegen, Cusanus genannt] eigenem Traktate: de Quadratura circuli in *op. omn.* Tom. III. Nr. 20. Basil. 1563. Fol., daß er die Radlinie gekannt zu haben scheine; und wenn man Wallis Angabe trauen darf, so soll der Kardinal diese Krümme in einem besondern geometrischen, noch nicht gedruckten Mspte, welches er Papst Nicolaus IV. widmete, und das sich in der Savillianischen Bibliothek befindet, schon gezeichnet hinterlassen haben. s. *Wallisii* opera mathemat. Vol. III. p. 655 et 677. — Ueberhaupt genommen, sind die vielen und wichtigen Eigenschaften dieser Linie, in der Mechanik und der Maschinenlehre, von erstaunlichem Nutzen.) Eine andere nicht minder wichtige Erfindung der Neuern, ist die Faden- oder Kettenlinie, dieselbe, welche ein, an beyden Enden festgemachter, zwischen beyden Befestigungspunkten los herunterhängender, unendlich beugsamer Faden, oder eine Kette von unendlichen, unendlich kleinen Gliedern macht, wovon man oft eine physische Vorstellung an den Spinnfäden zu sehen bekömmt. Auch diese ihre Eigenschaften, die, (wie Montücla in hist. de mathémat. Vol. I. p. 447 und Elvius in der Abhandl. von Kettenlinien, rc. s. Abh. der Schwed. Akad. der Wiss. 5r Bd. S. 251 sq. versichern,) Joachim Jungius (im Anfange des 17ten Jahrh.) erfunden haben soll (wovon aber in *J. Jungii* geometria empirica. Hamb. 1688. 4. edit. 5. nicht das Mindeste vorkommt,), wurden von Jac. Bernoulli gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts aufs Reine gebracht (s. Acta Erud. Lips. 1690. pag. 219 und ab anno 1691. pag. 273.). Unter die neuesten Erfindungen gehört die elastische Linie, (welche entsteht, wenn man eine gleichförmige Klinge so beugt, daß sich die beyden Enden einander nähern. Sie hat die Eigenschaft, daß der Körper, welcher entsteht, wenn sie um ihre Achse gedrehet wird, für dieselbe Abscisse, und denselben Raum zwischen der ordinaten und der krummen Linie, die größte oder kleinste Solidität habe, nachdem man das Zeichen + oder — gelten läßt, welche bey der Auflösung zugleich vorkommen. Jacob Bernoulli ist ihr Erfinder, und seine

Konstruktion und Auflösung der deßhalb ertheilten Aufgabe, die er mehrere Jahre lang den Mathematikern seiner Zeit vergebens vorlegte, findet sich in Act. Erud. Lipſ. ab anno 1694. pag. 262 et pag. 387.) Eine ausführliche Darstellung aller Erfindungen der Krümmen, mit welchen die Geometrie, die Maschinenlehre, Gnomonik, Navigation, Hydrostatik, Baukunst, u. s. w. in neuern Zeiten bereichert hat, würde zu weit über die Gränzen hinausführen, die wir für diese Anzeige bestimmt haben. Der gegenwärtige Auszug, den wir durch Einschaltungen ( ) bereicherten, liefert den wesentlichen Inhalt des Ganzen dieser lehrreichen Abhandlung, die wir sorgfältig gelesen und geprüft haben, und der wir überhaupt, einige Mängel abgerechnet, unsern Beyfall nicht versagen können. Der Verf. hat weniger bey den Erfindungen der Alten, die griechischen und römischen Quellen, als neuere, zumal historische Hülfsmittel, wie z. B. Weidlern, Goguet, Montucla, Wünsch, Kästnern, u. s. w. benutzt, hundert andere wissenschaftliche Schriften nicht zu gedenken, wovon hier Gebrauch gemacht worden ist. Um dieß zu erweisen, wollen wir, unbeschadet des Buchs Vorzüge und des Verf. Verdienste, die erste die beste Stelle anführen. Seite 112 wird des Werkzeugs Helix erwähnt, womit Archimed das ungeheure Schiff des Königs Hiero zu Syrakus (das so groß war, daß es kein einziger Hafen von Großgriechenland fassen konnte; s. *Athen.* Lib. V. Cap. 11. pag. 202. F. ed. *Casaub.*) vom Stapel ins Meer brachte, und dabey schlechtweg: *Athen.* Lib. V. in Nr. 77. citirt. Vielleicht hat sich Besson in dem angeführten Buche von 1578 Fol., das wir nicht gerade bey der Hand haben, auf den griechischen Grammatiker in der nämlichen Art berufen! Hätte Hr. P. den Athenäum in die Hand genommen: so würde er gesehen haben, daß die ganze Beschreibung dieses Schiffes, in dem angeführten Werke des Griechen, Lib. V. Cap. 9—12. pag. 206 nach *Casaub.* anzutreffen sey. Auch hat Berghaus, der dieß Prachtschiff des Hiero ausführlich beschrieben, und nach Witsen's Vorstellung abgebildet hat (s. dessen Gesch. der Schiffahrtsk. bey den vornehmst. Völk. des Alterthums. 2ter Bd. S. 74), über den Helix des Archimedes eine lehrreiche Anmerkung gemacht (s. a. a. O. S. 698), die als literarische Notiz, dem Mechaniker von Profession, zu Nachforschung der Beschaffenheit dieses Werkzeugs dienen kann. Uebrigens fehlt auch der vorliegenden Abhand-

lung

lung ein alphabetisches Wort- und Sachregister, das wir sehr ungern vermissen.

Ni.

1. Leitfaden zur systematischen und vollkommenen Einrichtung der Amtsrechnungen überhaupt, und der Forstrechnungen insbesondere. Von Ludw. Aug. Fischer, ꝛc. Nebst 2 Bog. Tabellen in Fol. Stuttgard, bey Mäntler. 1802. XVI und 140 S. 8. 10 gr.

2. Entwurf zu einer zweckmäßigen und bündigen Landwirthschaftsrechnung, u. s. w. wie auch (zur) Rent- (Renten-) Rechnung (,) von Friedrich Wilh. Wicke, Kön. Ob. Amts-Regierungskalkulator. Breslau, beym Verf. 1802. XIV und 353 S. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Beyde Verf. haben einerley Zweck, den sie auch so ziemlich, besonders der Verbesserung des Rechnungswesens einen abermaligen Beytrag zu liefern, erreicht haben; nur ist Bestimmung und Ausführung verschieden. Wir wollen dieses sogleich durch eine anschauliche Darstellung der Gründe zergliedern, bevor aber uns einer Bemerkung entledigen, zu deren Unterdrückung wir so wenig Beruf fühlen, als wir es vielmehr für Pflicht halten, dieselbe zum Besten der Literatur überhaupt, und für die Leser der N. A. D. Bibl. insbesonders voranzuschicken. Recens. hat seit mehreren Jahren fast Alles, was auf das Staats-, Kameral- und Oekonomierechnungswesen Bezug hat, und im Publikum erschien, sich nicht nur für seine beträchtliche Büchersammlung angeschafft, selbiges gelesen und geprüft; sondern, da er ein praktischer Geschäftsmann ist, Vieles dieser literarischen Produkte für das Fach der Kritik bearbeitet. Im Ganzen, obgleich mit einiger Ausnahme, findet er immer Provinzialverhältnisse für allgemeine Systeme ausgegeben, und einzelne Privatvorschriften zur universellen Richtschnur angewandt; wenn auch in beyden weder Veranlassung noch Zweck vorhanden war, dergleichen, oft kleinlichen Nebendinge, zur systematischen Evidenz zu erheben.

heben. Eher lassen sich die deutschen Provinzialgesetze vereinigen, als die Verschiedenheit der deutschen, von einander abweichenden Staats- ꝛc. Rechnungsformen zu einer allgemeinen Vorschrift, zumal im Literaturfache resolviren. Mannichfaltige Ursachen, deren Auseinandersetzung nicht hiehin gehöret, sind das wesentliche Hinderniß, weßhalb der Hauptzweck vereitelt wird. Nach des Rec. Einsicht würde schon ein bedeutender Umstand gehoben seyn, wenn man in Schriften der Art, einen Staats-Rechnungsfuß, mit denen darauf Bezug habenden Staats- und Kameral-Rechnungsvorschriften, wie z. B. den preußischen, oder hannöverischen, oder sächsischen, nebst dem Kurrentmünzsysteme, etwa in Thaler, Groschen und Pfennige zur Norm festsetze, und darauf alle übrigen Nüancen der geläuterten Gewohnheiten im Rechnungswesen, mit deren Verbesserungen zurückführe. Auf die Weise würden in den Buchläden, einige wenige Werke der allgemeinen Brauchbarkeit, die Menge der Makulatur-Kapseln füllen, und gemeinnützige Bücher, die Stellen oft vergessener Schriften einnehmen. So lange dieses nicht geschieht, ist und bleibt unsere Literatur in diesem Fache ein beständiger Mischmasch, der fast in jeder Messe die Summe des Guten vermehrt; aber auch die Masse des Makulaturs vergrößert. — Doch wir eilen nunmehr zur Sache.

Nr. 1. erfüllt die löbliche Absicht, das würtembergische Rechnungswesen zu verbessern. Der Verf., der das Ganze in 10 Abschnitte eintheilt, giebt Auskunft von der bisherigen Verfassung des Rechnungswesens in diesem Lande (das nunmehr zum Kurfürstenthum erhoben worden ist), wobey er allgemeine Grundsätze aufstellt, deren Anwendung Zweck der Verbesserung wird. Hierauf folgt eine allgemeine Eintheilung einer Amtsrechnung, deren systematische Zusammensetzung, Berechnung des Grundstocks (eigentlich Etats- oder Urkapital), der Ertragsberechnung, u. dergl. — Aus diesen einzelnen Theilen sucht der Verf. S. 114 fg. den Grundriß einer systematischen Rechnung zu entwerfen, worauf der Prospekt der Rechnung selbst folgt. Das Beste an diesen Bogen ist die S. 124—139 angehängte Literatur des Rechnungswesens, worin er die besten vorhandenen Produkte in diesem Fache, wie z. B. von Klippstein, Müller, Jung, Berghaus, Klaproth, Lösch, Wöhner, Beckmann, u. a. mit kurzen Anzeigen aufführt. Das Meiste davon,

von scheint aber nicht aus eigener Ansicht geprüft; sondern auf das Zeugniß der berühmtesten kritischen Institute Deutschlands niedergeschrieben worden zu seyn. Die ausführliche Inhaltsanzeige von dergleichen Schriften, gehörte aber nicht hiehin; man hätte es bloß bey dem Urtheil sachkundiger Recensenten bewenden lassen, und dagegen die Ausgaben dieser Bücher, wie ihre Stärke, literarisch richtig angeben sollen, welches bey vielen, sogar im Formate fehlt. An häufigen, den Sinn oft entstellenden Provinzialismen und Sprachunrichtigkeiten mangelt es keineswegs; unter der Menge wollen wir nur einige anführen, wie z. B. S. 50 heißt es zweymal: den Kub' zu 15 — 8 Kreuz., statt: den Kubikfuß zu — S. 61. Holz-Erlöß — statt: Holz-Ertrag —, an mehreren Orten wird abständige Aichen — statt: abgängige Eichen geschrieben. (Aichen — ist ganz was anders: Im mittlern und südlichen Deutschlande wird durch Aichen bisweilen Fässer visiren — Aichruthe — Visirstange — Aichen, die Richtigkeit eines Maaßes zu bestimmen, verstanden, rc.) Ferner: Einnahm — Ausgab — statt: Einnahme — Ausgabe; und welcher Reformator des Rechnungswesens schreibt im Anfange des 19ten Jahrhund., wie hier in der S. 113 §. 178 angehängten Taf. II. geschehen: „Nebigen reinen Ertrag von ... gegen fernd berechneten *Fundum* von ... gehalten, ergiebt sich, das heuer „das 100 Fl. Vermögen ertragen habe ... 2 Fl." (Der Verf. wollte sagen, daß die Konkurrenz des Vermögens, während dieser Rechnungsperiode, 2 Procent reinen Ertrag geliefert habe. Wann werden die Rent-Kammer-Praktikanten im südlichen Deutschlande anfangen, deutsch zu schreiben?)

Nr. 2. ist ungleich besser ausgeführt. Der Verfasser schreibt nicht nur einen deutlichen, gedrungenen und der Sache angemessenen deutschen Styl; sondern er verbindet damit eine Gabe des Vortrags, die der Erwartung des gebildeten Lesers entspricht. Auch Sachkenntnisse, verbunden mit kritischer Würdigung dessen, was die vornehmsten seiner Vorgänger leisteten, und wovon er S. III — VI die Werke von Beckmann, Berghaus, Klaproth, Hinze, Schmidt u. Wöhner von der rühmlichsten Seite darstellt, weiß er überall mit vieler Geschicklichkeit anzubringen, ohne sich auf Kosten Anderer mit fremden Federn zu schmücken. Er gebe

daher

daher zuförderst zur Untersuchung der Frage über: Wie müssen die Bestände einer Landwirthschaft am Schlusse eines Rechnungs-Jahres beschaffen seyn? und wie sind dieselben zu recherchiren? Dann kömmt er auf die Verrechnung des Aufwands- und Ertragsverkehrs einer Landwirthschaft, wobey er allenthalben, so wie bey der Brauerey- Branntweinbrennerey- Forst- und Wald- auch Kalk- und Ziegelbrennerey, wie auch in der Rentenrechnung einen Etat zum Grunde legt, der überall den, die Rechnung zu justificirenden Belage beyzuheften, verordnet oder empfohlen wird. Dieß ist das wahre, das einzige Mittel eines guten Haushalters, den Aufwand, nach den Kräften des Ertrags, des Soll-Einkommens zu richten, und darnach Vermögenszuwachs zu befördern, und dessen Abnahme so viel wie möglich zu verhindern. Ueberhaupt ist das Buch gut, und für Schlesien unentbehrlich. —

Grundlehren der mechanischen Wissenschaften (,) welche die Statik und Mechanik, die Hydrostatik, Aerometrie, Hydraulik und Maschinenlehre enthalten. Von Karl Christ. Langsdorf, Professor in Erlangen. Erlangen, bey Palm. 1802. LXVIII und 755 Seit. gr. 8. Mit 12 Kupfertafeln in 4. (die aber auf dem Titel nicht angegeben worden.) 3 Rg. 16 gr.

Ein Werk, wie das vorliegende, das Alles in sich vereinet, was bisher von den geschicktesten Mathematikern der vorigen Jahrhunderte bis auf Kästnern, mühsam, oft mit vielen Schwierigkeiten verbunden, zu Resultaten gebracht worden, verdient weder Empfehlung noch Lobpreisung, da schon der Name des scharfsinnigen Verf., ein günstiges Vorurtheil erweckt. Mancher unserer Leser dürfte vielleicht schließen, daß bloß Name, nicht die Sache oder That das Verdienst ausmache, und daß ein großer Meister keine geringe, oft übereilte und unerhebliche, oder schlechte Arbeit liefern könne. Dieß ist gegenwärtig aber nicht der Fall, so sehr wir auch übrigens von der Gewißheit dieser Einwürfe überzeugt sind.

Denn

Denn der Verf. dieses trefflich bearbeiteten Buchs, hat bey dessen Bearbeitung besonders auf Physiker und Praktiker Rücksicht genommen, und fast allenthalben Theorie mit Erfahrung verbunden, eine Eigenschaft, die nicht alle Mathematiker, besonders diejenigen nicht besitzen, die sich mehr an einen strengen analytischen Kalkül und mathematische Beweise, als an Natur und Erfahrung binden. Ueberdem hat der Verf. bey Bearbeitung dieses Werks, weder Andere noch sich selbst ausgeschrieben; im Gegentheil alle hier vorkommenden Gegenstände, aus Interesse für die Wissenschaft, einer neuen Untersuchung unterworfen, wobey er auf das neulich von ihm angenommene, und in seinen Anfangsgr. der reinen Elementar und höheren Mathematik anschaulich dargestellte Princip begränzter Theilbarkeit — allenthalben Rücksicht genommen hat. Vorzüglich ist das Reine vom Angewandten wenigstens insoweit, als nach des Verf. Erfahrung, eine solche Scheidung beym Studium dieser Wissenschaften von Nutzen seyn konnte, abgesondert. In der Statik und Mechanik ist diese Absonderung einer weit größern Strenge, als in der Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik, untergeordnet worden. Dieß ließ sich auch um so mehr beobachten, da die letztern Wissenschaften Manches untereinander vereinigen, das mehr das Resultat der Erfahrung, als reine Theorie ist. In der Wärmelehre hat sich der Verf. bloß an die bekannten Hypothesen gehalten, da er nicht Gründe genug fand, einen eigenen Wärmestoff vorauszusetzen. Eben darum war es auch am natürlichsten, die wichtigsten Sätze der Pyrometrie in der Aerometrie oder Pneumatik, auf die hier geschehene Art vorzutragen. Diesemnach werden im ersten Abschnitt S. 3 — 112 von der Dynamik oder Statik und Mechanik fester Körper, in 10 Kapitel, allgemeine dynamische Begriffe, allgemeine Betrachtungen des Bewegungsvermögens beym Stoße fester Körper, das Gleichgewicht der Kräfte und ihres Schwerpunktes, der mathematische Hebel, die Gesetze des freyen Falles, beschleunigte Kraft und Pendelbewegung, so wie die Wirkung der Schwungkräfte von Körpern, die sich in einem Kreise bewegen, hinlänglich und in der so eben beschriebenen Art untersucht; und II. in der Hydrostatik in drey Kap. vom Druck des Wassers und anderer flüssigen Sachen gehandelt, die von manchen Lehren der mathematischen Physik abweichen. Die Aerometrie, oder Pneumatik enthält III. in sechs

Kap.

Kap. die allgemeinen und besondern Lehren von der Eigenschaft der Luft, mit Rücksicht auf Barometer und Thermometer, wobey einige Betrachtungen über den Wärmestoff, als Ursache der Temperatur der Körper vorkommen, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Wichtig ist IV. die Lehre von der Hydraulik. Hier erkennt man offenbar den deutschen Herausgeber des Prony. Mit Vergnügen bemerken wir, daß auch die Brüningsche Methode hier empfohlen worden; nur Schade, daß der Verf. Beyerrinks Lehren von Bewegung des Wassers in Kanälen, und Konrad's neue Theorie der Strom-Messung, die Rec. vor 2 Jahren vom Erfinder praktisch anwenden sah, nicht gekannt zu haben scheint. Hätte ein gewisser deutscher Wasserbaumeister diese Methode gesehen; vielleicht hätte er sie seinen Landsleuten für sein Eigenthum ausgegeben, oder doch höchstens sie für mittelmäßig erklärt. Aber Hr. L. giebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist. Jeder hat seine Talente, Jeder seine Schwächen; aber man muß gerecht seyn, und diese Eigenschaft kommt unserm Verf. des vorliegenden Buchs, der sich auf Kosten Anderer, nicht mit fremden Federn ziert, in jedem Falle zugute. — Der Vte und letzte Abschnitt enthält die Maschinenlehre. Fast alle Gegenstände, die man mit Recht hier erwarten kann, werden hier abgehandelt. Maschinen überhaupt, ihre Nebenlast, Kraft und Gewicht, Geschwindigkeit und Stellung belebter Geschöpfe bey Maschinen. Der physische Hebel und die Wagen; schiefe Ebene und der Keil; Walze, Schraube, Haspel, Rollen- und Flaschenzüge, ober- und unterschlächtige Wasserräder, Windflügel, Wassersäulen-Maschinen, Dampfmaschinen, Schöpfräder, Saugschwungmaschine, archimedische Wasserschnecke, Spiralpumpe, Püschel- und Paternosterwerke, u. dergl. wie die Saug- und Druckwerke, Feuerspritzen, Hammer- und Stampfwerke, Schneide- und Getraidemühlen, verbreiten allenthalben eine Menge durchdachter Ideen, die mit mehreren neuen Erfahrungen begleitet gehen. Außer daß hin und wieder auf Schriften ähnlicher Art zur Vergleichung, unter dem Texte citiret werden, findet man am Ende eines jeden Abschnitts die vorzüglichen Werke Anderer angeführt. Ueberhaupt genommen, wenn wir die Menge des Guten, auch manche Eigenheit ausheben sollten: so würden wir mehrere Bogen anfüllen müssen. Schon der einzige Kästnerische Satz (s. Höhere Mechanik. S. 251 §. 258.

Gött. 1799. 8.): „Die Kraft verhält sich verkehrt, wie der „Würfel der Entfernung“ — den man sehr füglich auflösen kann, wenn r in $Pp^2rdx = 2ch^2ds$ läßt, und statt $\frac{ds}{dx}$ seinen Werth setzt, wodurch der Satz, den Moivre erfand, $P = \frac{2ch^2y}{p^3r}$ erscheint, gewinnt bey Hr. L. S. 87 — 92 eine ganz andere Gestalt. Auf Keil's Erfindung der Gleichung $P = \frac{2ch^2dp}{p^3dy}$ (s. Keil's introduct. in phys. et astron. ver. Lugd. 1725. 4. pag. 585, auch *Joh. Bernoulli* Op. Tom. I. n. 90. §. 63.) scheint keine Rücksicht genommen zu seyn; aber es lag auch außer dem Plane des Verf., da er einen eigenen Gang gehen wollte, dergleichen Vortheile zu abandonniren. — Bey den Saug- und Druckwerken S. 616 fg. sahen wir mit Vergnügen, daß auch Bader's Werke, die gewiß ihr eigenthümliches Verdienst haben, unter den vorzüglichern, hiehin gehörigen Schriften aufgeführet worden sind. S. VII — XXII hat uns die Vertheidigung des Princips der unbegränzten Theilbarkeit, wie S. XXVII — LXIV die Untersuchung des Hrn. Professor J. H. Abicht's in Erlangen, über einige Grundbegriffe des Mathematikers — besonders gefallen. —

F.

Das arithmetische Duodecimal-System, von seiner praktischen Seite dargestellt (.) durch C. G. Horstig. Leipzig, bey Voß u. Komp. 1801. VI und 62 S. 4. 12 gr.

Der bescheidene Verf. liefert hier die Frucht seiner sinnreichen arithmetischen Ideen, wovon wir schon im Reichsanzeiger Manches für und wider gelesen haben. Obgleich er dieses Duodecimal-System gleichzeitig mit Hr. Werneburg bearbeitete, ohne von diesem, der doch bekanntlich den 1sten Th. seiner Teliosadik früher herausgab, von der Art der Einkleidung und den Einschaltungsziffern für 11 und 12, unterrichtet zu seyn: so sieht man doch deutlich und durch hinlängliche Beweise von Wbg. selbst bestätigt, daß unser Verf. seinen Mitbewerber weder excerpirte noch benutzte. Es geht

diesen beyden Männern, die gleichzeitig auf eine und die nämliche arithmetische Erfindung stießen, wie Fischer und Hindenburg, welche die kombinatorischen Größen zum Vortheile der Analysis noch vor wenig Jahren entdeckten. Dieß veranlaßt uns, die so oft gesagte Wahrheit zu erneuern, daß Leibnitz eben so gut, wie Newton die Integral- und Differenzial-Rechnung gleichzeitig erfinden konnten, wie schon Montucla mit vielem Scharfsinn und sachkundiger Unpartheylichkeit gezeigt hat. s. Hist. des mathemat. T. II. pag. 333—342. Man kann daher zu Leibnitzens Ehre nichts Gründlicheres in lehrreicher Kürze lesen, als was Kästner davon in der Lobschrift auf ihn (Altenb. 1769. 8. p. 19—21) gesagt hat. Eine absolute Ableitung einer Entdeckung, ist, wie die Geschichtschreiber wider die tägliche Erfahrung fast durchgängig behaupten wollen, nicht geradezu nöthig.

Der Verf. vorliegender Bogen theilt die Einheiten seines Duodecimalsystems so ein: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, L, E, 10; diese würden decimaliter so heißen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12. Man sieht also die auffallende Verschiedenheit der Charakteristik zwischen H. und Wbg. — Letzterer ist die Einführung seiner Entdeckung und die darauf gebauete Arithmetik, wie wir schon oben (N. A. D. Bibl. 82. Bd. 1. St. S. 146) gezeigt haben, bis zur gesetzlichen Anmaaßung zudringlich; jener dagegen ist für keine plötzliche Umschaffung der Dinge (s. Vorr. S. IV Lin. 10 fg.), und will seine, mit Scharfsinn gelieferte Arbeit mehr ein Werk der arithmetischen Spekulation, als die Gesetzgebung abzuschrecken (S. V), angesehen wissen. Der ruhige Gang, mit dem die praktische Anwendung des Duodecimalsystems auf das bürgerliche Leben anschaulich gemacht wird, gereicht dem Verf. zur Ehre, und dieser Schrift zum Nutzen.

F.

Zins-Rechnungstabellen. (,) von 1 Thaler bis 5000 Thaler Kapital zu 4, 5 und 6 Procent auf alle Tage im Jahre, u. s. w. Ein bequemes Hülfsbuch für Rentenirs (niere), Bankiers (kiere), Kaufleute, rc. Von F. H. W. Ihring. Berlin, bey Pauli. 1801. VI und 384 Seiten gr. 8. Auf Schreibpapier. 2 Rh. 12 gr.

Das

Das vorliegende Hülfsbuch hat für die, die entweder nicht zu Rechnen verstehen; oder für die, welche sich genau auf ihre Geschicklichkeit in diesem Fache nicht verlassen können, einen wesentlichen großen Nutzen; selbst auch denen, die nicht gerne rechnen, oder die Bequemlichkeit lieben, wird es einen trefflichen Dienst leisten. Denn es enthält eine ununterbrochen-fortschreitende Tafel aller Kapitalsummen von 1 bis 10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, 100, 200, 300, u. s. w. bis 1000, 2000, 3000, 4000 und 5000 Thal., die, wie schon der Titel sagt, für jeden Tag im Jahre, zu 4, 5 und 6 Procent in Thaler zu 24 Gr. à 12 Pfge berechnet worden. Die Einrichtung der Tafel ist zweckmäßig; denn zur Linken findet sich in der ersten Kolumne das Kapital, in der 2ten die Zeit oder die Tage vom Jahr, wofür man die Zinsen in der 3ten, 4ten und 5ten Hauptkolumne zu wissen verlangt. Diese drey letztern bestimmen die Zinsen zu 4, 5 und 6 vom Hundert. Schade, daß der Verf. nicht eine Tafel von 6, 12 und 18 Grosch. auf Monats-Dekaden zu 10, 20 und 30 Tagen dem Buche vorangeschickt hat! Denn wenn auch gleich der Kaufmann, der Rentenier, Fabrikant und die Kanzeleyen, nicht immer auf dergleichen daraus erwachsenden Kleinigkeiten Rücksicht nehmen: so sehen doch viele Geldverleiher, Bankiere, zumal öffentliche Kassen und Justizbehörden auf die daraus entspringenden Präcisionen, die keinesweges durch die in der Einleitung S. II fg. darüber angeführten Gründe geschwächt werden. Auch würde dadurch der Preis des Buchs nicht erhöhet worden seyn, indem dazu, nach der Einrichtung der Kolumnen und des Drucks, kaum ½ Bogen erforderlich gewesen wäre.

Indessen ist dieß Buch, in den Augen des Recensenten, das Beste von allen, die der Verf. seit einigen Jahren ins Publikum gefördert hat; wenigstens ist es das Gemeinnützigste für allerley Klassen, die mit Geld- und Rechnungswesen umgehen.

Um den Nutzen und Gebrauch dieser Tafel zu zeigen, wollen wir ein Beyspiel anführen:

Aufgabe.

Jemand hat ein Kapital von 2789 Thaler den 3ten November 1799 verliehen, und empfängt es den 1sten December 1801, nebst Zinsen zu 5 Procent wieder zurück: wie viel soll er alsdann an Zinsen erheben? —

Auflösung.

Da der Zeitraum für die Zinsen 2 Jahre 27 Tage beträgt; so suche man

S. 148 Kap. 2000 à 365 Tagen = 100 Thaler — — × 2 J. = Thaler 200 — — Pfg.
S. 300 — 700 à — — = 35 — — — × — = — 70 — — —
S. 204 — 80 à — — = 4 — — — × — = — 8 — — —
S. 108 — 9 à — — = — — 10 10 × — = — — 21 8 —

Also Kap. 2789 an Zins. zu 5 Pct. 139 Thl. 10 10 Pf. od. in 2 J. Thl. 278 21 8 Pf.

Hiezu die ungleichen Tage von eben dieser Summe:

S. 332 Kap. 2000 in 27 Tagen = Thaler 7 9 6 Pf.
S. 289 — 700 — — — = — 2 14 2 —
S. 193 — 80 — — — = — — 7 1 —
S. 97 — 9 — — — = — — — 10 —

} oder = Thaler 10 7 7 Pf.
ergo = Thlr. 289 5 3 Pf. Zinsen.

Durch Rechnung findet man 289 Thl. 5 Gr. $2\frac{106}{1825}$ Pf. folglich den Tafeln gleich.

Pl.

Sprach-

Sprachkunde der Größenlehre, oder Uebersicht der ganzen Größenlehre mit lauter deutschen Kunstwörtern. Von Abel Bürja. Zweyter Theil. Berlin, bey Schöne. 1802. 144 S. 8. 12 gr.

Den ersten oder Haupttheil dieser Sprachlehre haben wir oben: N. A. D. Bibl. 50. Bd. 1. St. S. 112 — 116 angezeigt; der gegenwärtige enthält zwey Wörtersammlungen, die eine nach alphabetischer Ordnung der fremden Wörter mit deutscher Uebersetzung, die andere nach eben dieser Ordnung der deutschen Wörter, mit den gewöhnlichen fremden Ausdrücken, wobey immer die französischen mit einem f., die italiänischen aber mit einem i bezeichnet worden. Dafür ist dieser doppelte Index gut eingerichtet; aber mit den verdeutschten Kunstwörtern, kann Rec., ungeachtet Hr. B. versichert, daß sie in dem Dictionnaire de l'Academie von Hrn. Catel mit aufgenommen, und von Hr. Campe in sein Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der ... fremden Ausdrücke mit übertragen worden, unmöglich zufrieden seyn. Wer wird durch Anscheinrechnung calculus differentialis; durch anscheinigte Werkzeuge instrumenta perspectiva; durch Anweiser logarithmus; durch Anweisung, das französische exponentiation, und eine Menge anderer Ausdrücke mehr, verstehen? Der Verf. würde sich durch dieses Buch ungleich stärker verdient gemacht haben, hätte er sich an die grammatischen Bestimmungen ausländischer Wörter mehr, als geschehen, gehalten, und selbst die griechischen und arabischen Kunstausdrücke mit verdeutscht! So aber ist das Ganze nicht nur unvollständig; sondern oft verwirrend. Rec. bemerkt dieß nach seiner Einsicht und Ueberzeugung; ohne im Mindesten den Verdiensten des Hrn. B. und seiner lehrreichen mathematischen Schriften, die er sehr schätzt, zu nahe zu treten. Der verstorbene Kästner schrieb vor einigen Jahren an den Rec.: „Einer kann ein guter Mathe„matiker seyn, ohne großer Sprachkenner zu seyn; und große „Philosophen sind selten brauchbare, meistens elende Mathe„matiker.“ — Wenn Kästners Ausspruch auch hin und wieder Ausnahmen leidet: so bleibt er doch in der Regel richtig; dieß hat die Literairgeschichte aller Jahrhunderte erwiesen; wir zweifeln daher nicht ohne Grund, daß Hrn. Bür-

ja's Sprachkunde der Grössenlehre, ungleich weniger, wie dessen verdienstliche mathematische Schriften Eingang und Nachahmer finden wird.

Et.

Grundriß der reinen Mathematik; zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen, abgefaßt von Bernh. Friedr. Thibaut (,) Doktor der Philosophie, u. s. w. in Göttingen. Ebend., bey Schröder. 1801. 1 Alphabet gr. 8. und 4 Kupfern in 4. 1 Rh.

Wieder ein neues Kompendium der reinen Mathematik, woran es in unsern Tagen gar nicht fehlt! Inzwischen ist es ein neuer Beweis, daß die Mathematik, mit der es vor 20 und mehrern Jahren gar nicht fort wollte, seit etwa 10 Jahren viele Verehrer, Hörer und Leser bekommen hat, worüber Rec. schon vor 20 Jahren klagte. —

Der Verf. dieser Elemente schränkt sich in diesem Buche auf Arithmetik, ebene Geometrie, Stereometrie und Trigonometrie ein. Um jeder Weitläuftigkeit auszuweichen, hat er in den Anfangsgründen d. Rechenkunst (S. 1—140), die Lehre von den Verhältnissen ganz fehlen lassen, weil sie, wie er glaubt, mit der Division verbunden werden könne. Die Proportionen werden nur als ein besonderer Fall in der Lehre von den einfachen Gleichungen angeführt. Die Zusammensetzung der Verhältnisse ist gänzlich übergangen, weil sie, wie der Verf meint, nichts anders als eine unbequeme Art sey, die Zusammensetzung von Faktoren zu einem Produkte zu bezeichnen. Dergleichen bisher nicht gewöhnliche Veränderungen, lassen sich bey einem systematischen Vortrage der Elementar-Arithmetik wohl nicht ganz rechtfertigen; es sey denn, daß man ganz geschickte Schüler hat, die schon mit der mathematischen Unterrichtungsmethode der Rechenkunst bekannt sind. — In der Geometrie S. 143—289 ist der gewöhnliche Gang beobachtet. Es wird zuförderst S. 147—158 im ersten Kapitel von den Principien der Bildung ebener geradlinichter Figuren; im 2ten S. 158—182 von der Konstruktion der Dreyecke und ihrer Bindungen, den für Vier-

Vierecke und zusammengesetzte Figuren daraus entstehenden Folgerungen; im 3ten S. 182 — 199 von den Verwandlungen und Vergleichungen der Flächen geradlinichter Figuren; im 4ten S. 199 — 241 von der Aehnlichkeit letzterer Klassen Figuren, und im 5ten S. 211 — 243 vom Kreise gehandelt. So weit geht der erste Abschnitt. Der zweyte enthält die Lehre von der Stereometrie S. 244 — 289, die in 3 Kapitel vorgetragen wird, und die von der Lage der Linien gegen Ebenen, und diese gegen einander, so wie die Erzeugung und Gesetze der einfachsten körperlichen Gestalten, auch Körper mit krummen Oberflächen beschreiben. — Die Trigonometrie S. 291 — 347 zerfällt ebenfalls in 2 Kap. Die Darstellung der Grundbegriffe der ebenen Trigonometrie, und der Gebrauch der trigonometrischen Funktionen zur Auflösung der Dreyecke, verdient, ihrer Zusammendrängung ungeachtet, wegen ihres einfachen kunstlosen Vortrags, jedoch mit der Einschränkung, vor der gewöhnlichen Manier, den Vorzug, daß Deutlichkeit jeden Satz versinnlichet; aber an mathematische Sinusse, die man selten in Kompendien der Art antrifft, wird auch hier nicht gedacht. Die sphärische Trigonometrie ist ganz weggelassen, da die doch der Astronomie ein wahres Bedürfniß wird. Die systematische Form im Vortrage würde gewonnen haben, wenn die Darstellung in §phen wäre eingetheilt worden.

Ni.

Praktische Anleitung zur Anwendung des Nivellirens oder Wasserwägens in den (,) bey der Landeskultur vorkommenden gewöhnlichen Fällen (,) von D. Gilly, Königl. Preuß. Geheim. Oberbaurath. Mit 4 illumin. Kupfert. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1801. 42 S. gr. 4. Schreibpap.

Der Verf., der durch mehrere gründlich bearbeitete Schriften beym Publikum in rühmlicher Achtung steht, setzt bey diesen Bogen Meßkünstler voraus, die mit der Theorie des Nivellirens schon bekannt sind. Wenn er aber glaubt, daß die Anwendung der Lehre vom Wasserwägen auf die gewöhnlich

lich vorkommenden Fälle, in den Unterrichtsschriften über das Nivelliren entweder gänzlich vermißt, oder doch zu kurz darin abgehandelt würde; so ist die Angabe entweder unrichtig, oder der Verf. ist mit der hiehin gehörigen Branche der Literatur nicht hinlänglich bekannt. Letzteres wird dadurch wahrscheinlich, indem er nur der Arbeit des Obristlieutenants Müller in Göttingen gedenkt, da doch Hogreve's Anleit. zum Nivelliren, gleichzeitig mit der Müllerschen erschienen ist, früherer Ausgaben dieser Wasserwägens-Methoden nicht zu gedenken, die aus Gren's Journal der Phys. 7ter Bd. S. 80—84; dem Magazin für das Neueste aus der Phys. und Naturgesch. 7ter Bd. 4. St. S. 104—106; dem Giorn. de' Lett. T. 95. pag. 44—52, und besonders aus der Schrift: Della Livellazione, (di *J. Ant. Pedevilla*) Bolog. 1794. 8. bekannt sind. Nichts desto weniger sind die vorliegenden Bogen ein glücklicher Versuch zum Unterrichte aller derjenigen, die im gemeinen Leben, von geometrischen Anfangsgründen bey ihren technischen Verrichtungen in der Landeskultur Gebrauch machen müssen. Des Verf. Hauptwerkzeug beym Nivelliment, das er hier vorträgt, besteht in einer gewöhnlichen Wasserwaage mit der Kommunikationsröhre; er beruft sich dabey auf das Zeugniß des Obristlieut. Müller, welcher dieses Werkzeug in mehreren Hinsichten lobt. (Das thut auch Alex. Keith, Pedivilla und Brunacci, und selbst Brander, Hogreve und Meinert versagen diesem Instrumente im gemeinen Nivellement seine Brauchbarkeit nicht. Rec. sah im vorigen Jahre die französischen Ingenieure mit dieser Wasserwaage einen großen Theil der 4 neuen Departements am linken Rheinufer aufnehmen, und in ein vollständiges Chartennetz tragen.) (Aus eben diesem Grunde kommt bey dem Operiren mit diesem Instrumente, die Distinktion der scheinbaren und wahren Horizontallinie, die nur beym höhern Nivellement Anwendung findet, nicht in Betracht.) Die Beschreibung und den Gebrauch der Signalstange; ihre Verbindung mit dem Visiren bey der Wasserwaage; die Art und Weise, wie ganze und einzelne Gegenden, zumal Berg- und Stromprofile aufgenommen, geometrisch nivellirt und berechnet werden sollen, dieß zeigen diese Bogen, sogar demjenigen sehr deutlich, der nur einigermaaßen mit den Principien der Planeometrie bekannt ist. Die schön gestochenen und zweckmäßig erleuchteten Kupfertafeln, erhöhen und versinnlichen die deutliche Darstellungsart

des Werk. noch um so mehr, als es seine einzige Absicht gewesen zu seyn scheint, Anfängern, nicht Geübten nützlich zu werden. In dem Betrachte hätte es der Eingangs erwähnten Voraussetzung nicht bedurft, da jeder Leser dieser Bogen, die darin enthaltene praktische Anleitung ohne mündliche Unterredung verstehen wird.

A.

Chemie und Mineralogie.

Allgemeines Journal der Chemie. Herausgegeben von D. A. N. Scherer. Sechster Band, fünf und dreyßigstes und sechs und dreyßigstes Heft. Leipzig, bey Breitkopf u. Härtel. 1801. (1803.) 8. Siebenter Band, sieben u. dreyßigstes bis zwey u. vierzigstes Heft. Achter Band, drey u. vierzigstes bis acht u. vierzigstes Heft. Neunter Band, neun u. vierzigstes bis vier u. funfzigstes Heft. Mit 13 Kupfern und 3 Portraits. Berlin, bey Frölich. 1801 bis 1802. (Jedes Heft 12 gr.) Zugabe zum vierten, fünften und sechsten Bande des allgem. Journ. d. Chemie. Mit den (nicht sonderlichen) Bildnissen von Achard, Black und Scheele. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. (1803.) 8. 10 gr.

Der Rec. des 3ten, 4ten, 5ten u. 6ten Bandes dieses Journals hat schon vorläufig angezeigt, was die erst in letzter Ostermesse erschienenen, 35ste und 36ste Heft, dieser noch immer unter allen chemischen Journalen des In- und Auslandes den Preis verdienenden Zeitschrift, enthalten würden. Wir finden nämlich im 35sten H. eine systematisch geordnete Uebersicht aller Erfahrungen und Untersuchungen auswärtiger und deutscher Chemiker, deren Resultate in deutschen chemisch-physischen periodischen Werken in den Jahren 1798 — 1800 enthalten sind, und im 36sten ein Real- und ein Nominalregister über den 1sten bis 6ten Band des allgem.

Journ. d. Chemie. Die Zugabe zu dem [illegible] bis [illegible] Bande enthält, wie gewöhnlich, eine systematische Inhaltsanzeige, und ein Namenregister über jeden Band. Diese Zugaben werden nach dem geänderten Plane vom 7ten Bande an wegfallen. Von diesem Plane finden die Leser Nachrichten im 37sten Hefte.

7ter Band, 37stes Heft. Von den hier befindlichen Aufsätzen, ist vielleicht nichts so interessant, als die vortrefflichen Analysen, welche Klaproth vom arseniksauren, salzsauren und phosphorsauren Kupfererze, vom Kryolith und Pharmakolith geliefert hat. Es fand im Kryolith 0,36 Natrum, 0,40 Flußsäure, 0,24 Thon. In einem Anhange zu der Klaprothischen Analyse vom Vauquelin finden wir, daß dieser Nebenbuhler unsers trefflichen Landsmannes, ohne dessen Zerlegung des Kryoliths zu kennen, dieselben Bestandtheile, mit geringer Abweichung in der Quantität gefunden habe, nämlich 0,33 Natron, 0,21 Thon, und 0,46 wässrige Flußsäure. Außerdem empfehlen wir noch das Studium der Aufsätze von Vauquelin über Schwefelmetalle, und von Proust über den Urin. 38stes Heft. Klaproth fand im Klingsteine und im Basalt Natron, Kennedy im Basalt von Staffa, im Whinstone von Salisbury, von Calton Hill bey Edinburgh, in der Lava von Catanea, von Santa Venere und Piedimonte fast gleiche Quantitäten, von Natron (4) und Salzsäure (1), Vauquelin im silberweißen Chlorit, Kali. Diese Entdeckung alkalischer Bestandtheile in so vielen Fossilien, ist von sehr großer Wichtigkeit. Interessant ist Hassenfratz Abhandlung über das Verhältniß der Siedepfannen und die verdampfende Wassermenge in verschiedenen Graden der Temperatur, und sehr brauchbar der vom Hrn. Prof. Bourguet ersonnene hydrargyropneumatische Apparat. 39stes Heft. Hier finden wir die ersten Bemerkungen über die wichtige neue Entdeckung, daß der Kohlenstoff sich mit dem Sauerstoffe und der Wärme in Form eines gasförmigen Kohlenstoffoxyds darstellen lasse. Hr. G. liefert zu den hier zusammengestellten Aufsätzen eine Einleitung, worin er äußert, daß schon 1795 er die Existenz dieser Verbindung vermuthet habe, und läßt nun Woodhouse's, des Entdeckers, Bemerkungen gegen Priestley's der neuen Chemie gemachte Einwürfe, auf deren Veranlassung das Kohlenstoffoxydgas entdeckt wurde, bey dem Nationalinstitut zu Paris vorgelegten

ten Bericht darüber, Guyton's Versuche über das Verbrennen dieses Gases ohne Hitze, und Desormes und Clements Beobachtungen über die Reduktion des weißen Zinkoxyds durch Kohle, und das dabey entbundene gasförmige Kohlenstoffoxyd, folgen. Außerdem finden wir hier noch sehr merkwürdige Versuche der bekannten Amsterdammer chemischen Gesellschaft, Deimann, Trooſtwyk, Louwerenburgh u. Vrolik über salpetrige Säure und ihre Verbindung mit Alkalien. Diesemnach besteht die salpetrige Säure aus Salpetersäure und Salpetergas, und wenn sie mit Wasser gemischt wird, hält sie das Salpetergas lange Zeit zurück, ehe es sich vollkommen oxydirt. Bey den fortgesetzten Versuchen fanden die Verf., daß Kali und Natron sich mit Salpetersäure, salpetriger Säure und Salpetergas (Nitrite désoxygéné de potasse, etc.) verbinden lassen. 40tes Heft. Es liefert zwey schätzbare Nachträge zu den Verhandlungen über das Kohlenstoffoxydgas, nämlich Cruikshank über die verschiedenen Verbindungen des Wasserstoffes und des Sauerstoffes mit dem Kohlenstoffe, und des Herausgebers im vorigen Hefte erwähnte, schon 1796 abgefaßte Betrachtungen über das kohlenstoffsaure Gas, welche die Aussicht zur Darstellung des Kohlenstoffoxydgases eröffnen. Es ist schätzbar, daß das gleichsam prophetische Urtheil dieses einsichtsvollen Chemikers dem Untergange entrissen ist. Recht artig ist Tillochs Gaskalorimeter, und sehr brauchbar Karstens Resultate der bisherigen Untersuchungen über den Gerbestoff. 41stes Heft. Hr. Fischer in Berlin giebt eine vorzügliche Auseinandersetzung der neuen von Berthollet aufgestellten Theorie der Verwandtschaft, mit kritischen Bemerkungen zu diesem durchdachten, wenn gleich nicht in allen Punkten haltbaren Gebäude. In L. Proust Versuchen über das Platin, finden wir eine sehr vollständige: aber sehr kurz zusammengedrängte Abhandlung von der Form, in welcher dieses Metall gefunden wird, von den Verunreinigungen desselben, von seinen Vererzungen, und eine Reihe von chemischen Operationen, welche damit vorgenommen sind. Viele, bisher als wahr angenommene Sätze in der chemischen Geschichte dieses Metalles, sind durch die hier beschriebenen Versuche widerlegt. 42stes Heft. Hr. Hermbstädt sucht zu zeigen, daß die von einigen Neueren zu den Kalien gezählten, ehemals zu den Erden gerechneten (Kalk) Baryt, Strontian, zu den Erden gehören. Rec. zweifelt aber daran, daß diese Argumente in der ganz

neuer-

neuerdings wieder streitig gewordenen Sache von Bedeutung sind. Tihavsky, v. Leyteny und Hellwig beschreiben ihre wichtigen Versuche mit der Voltaischen Säule, bey deren Konstruktion abwechselnd statt der feuchten Lage Kohlenscheiben gebraucht wurden, welches die Wirksamkeit des Apparats erhöhete. Außerdem machten die Verf. sehr artige Versuche mit der Kohle in Hinsicht auf den Galvanismus. Guyton und Desorme haben versucht, die fixen Kalien zu zerlegen, und glauben aus ihnen Kalk, Talk und Thon erhalten zu haben; Kalk bestehe aus Talk und Stickstoff, Talk aus Thon und Stickstoff. Wasserstoff sey die Alkali erzeugende Basis. Synthetische, wenn gleich nicht ganz evident gelungene Versuche, scheinen diese Vermuthungen zu bestätigen. Hr. Karsten bestätigt diese Theorie durch die von Unger erfundene, vom ihm jetzt repetirte Reduktion des Bleyoxyds (Glätte) mittelst des chemisch reinen Natrons in starkem Feuer, wobey sich Kiesel, Eisen, Kalk, Talk in der Schlacke fanden. Hr. Klaproth wiederholte die Leidenfrostischen Versuche mit der Verdunstung des Wassers in weißglühenden eisernen, silbernen und Platinschalen, mit dem nämlichen Erfolge, wie jener. Hr. Karsten liefert einen Auszug aus Herrschels Abhandlungen über die Natur der Sonnenstrahlen.

8ter Band, 43stes Heft. Hr. Hermbstädt, dessen eifrige Bemühungen um die technische Chemie großen Nutzen stiften würden, wenn der köstliche Saamen auf besseres Erdreich fiele, als der Verstand der meisten Handwerker ist, hat schöne Versuche mit der Kochenille und verschiedenen Beizen aus Kobald, Uran, Wolfram, Molybdän, Arsenik, Bley, Baryt und Strontian, in Verbindung mit Säuren, angestellt, welche uns zeigen, was für eine Mannichfaltigkeit der Nüancen sich aus der Kochenille gewinnen ließe. Hr. H. fügt in einem Anhange die sehr gelungenen Versuche Jägers hinzu, aus Molybdän ein blaues Pigment zu erhalten. Schmidtmüllers Untersuchungen über die Lymphe sind sehr genau, noch schätzbarer fand jedoch Rec. Werners Abhandlung über die Verwandlung des Chymus in Chylus. Nicht weniger wichtig; aber unsern Lesern schon aus Fourcroy bekannt, sind dessen hier im Auszuge gelieferte neuesten Entdeckungen über das Blut. Hr. Prof. Simon hat sehr sorgfältige Versuche mit dem blausauren Quecksilberoxyd angestellt, welche um

um desto willkommener sind, da man dieses Salz nur sehr wenig kennt. Endlich wollen wir unsere Leser noch auf die von Marti, Berthollet und Davy mitgetheilten Beyträge zur Eudiometrie (Oxymetrie) aufmerksam machen. Der letzte schlägt das graue salzsaure oder schwefelsaure Eisen als oxymetrische Substanz vor. 44stes Heft. Der geschickte Süersen fand, daß reine Phosphorsäure sich nur in der Ruhe, und bey einem spec. Gew. = 2,0 krystallisire, sie schlägt aus der Auflösung des salpetersauren Silberoxyds nichts nieder, sie zerlegt den salzigsauren Baryt nicht. Nach Thenards Versuchen über die Fettsäure, ist diese feuerbeständig, geruchlos, und sowohl von Crell, als die Dijoner Chemiker haben statt der Fettsäure, Salzsäure und Essigsäure erhalten, und für Fettsäure angesehen. Dabit tritt als ein neuer Vertheidiger des Unterschiedes zwischen Essigsäure und essiger Säure auf (Weßhalb erlauben sich doch wohl die mehresten deutschen Chemiker den offenbaren Sprachfehler, essigte, schweflichte, salpetrigte, ꝛc. Säure zu schreiben, statt des richtigern essige, schweflige, salpetrige?). Er weicht jedoch in etwas, wie Hr. Karsten zeigt, nicht ganz Richtigem, von Chaptal ab, welcher derselben Meinung ist. Aeußerst wichtig sind Cuthbersons Versuche über Verbrennung und Oxydation der Metalle mittelst der Elektricität, wozu der sinnreiche Mann einen sehr schicklichen Apparat ersonnen hat. Giese zeigt, daß reine Benzoesäure geruchlos sey. Senebier fand in der grünen Materie, welche sich im Wasser, welches dem Lichte und der Luft ausgesetzt ist, erzeugt, 23 Arten von Würmern, die grüne Materie selbst ist vegetabilisch. 45stes Heft. Ass. Rose fand im gemeinen Feldspathe 0,12 Theile reines Kali. Die Art der Zerlegung des Fossils, welche er anwendete, ist sehr sinnreich, indem er den salpetersauren Baryt zur endlichen Aufschließung desselben gebrauchte, da alle andern Mittel nicht ausreichten. Prony's Berechnungen über die Expansibilität und Expansion der Gasarten sind gewiß Jedem, dem es um reelle Fortschritte der Wissenschaft zu thun ist, sehr willkommen. Hr. Giese giebt Mittel an, die Benzoesäure leicht von dem riechenden Princip zu scheiden. Desfontaines und Thouin statten Bericht ab über Decandolles Versuche, den Einfluß des Lichts auf gewisse Pflanzen betreffend, durch welche diese schon lange ventilirte Materie um ein Bedeutendes in ihrer Gewißheit vorwärts gebracht ist. Sauerstoffgas konnte D. beym Lampenlichte nicht erhalten.

Dispan

Hispan erklärt seine ehemaligen Behauptungen über die Eigenthümlichkeit der Säure in der Kichernflüssigkeit für irrig, und Vauquelin bestätigt diese letzte Erklärung. Bartholdi's Untersuchung der Rinde von Salix alba L., zeigt deren großen Reichthum an Gerbestoff, weßhalb sie Hr. Karsten als Gerbemittel, und zur Bereitung gelber Pigmente vorschlägt. Otto hat mit vieler Genauigkeit den Einfluß, welchen Verschiedenheit des Bodens auf die Vegetation hat, zu zeigen gewußt, und es wäre zu wünschen, daß jeder Landwirth mit solchen Kenntnissen und solchem Eifer seine Kunst zu treiben suchen möchte. 46stes Heft. Sehr schätzbar sind uns die Bemerkungen, welche Hr. von Tichavsky bey Gelegenheit einer Eruption des Vesuvs (1794) gemacht hat, und die Beschreibung der Veränderungen, welche manche Körper dadurch erlitten. Guytons Analysen eines Chalzedons und eines Quarzes sind, wie gewöhnlich, sehr lehrreich, besonders die erste, weil sie eine Anleitung zur analytischen Chemie enthält. Chenevix liefert die Zerlegung verschiedener Fossilien aus dem Talkgeschlechte, bey welcher Arbeit ihm die Apfelsäure, die Blausäure und die Hydrothionsäure sehr nützlich waren. Lermina, Garin und Pecheux zerlegten den Siberit, oder rothen sibir. Schörl. Berard die Salzneller Erde, welche wegen ihres Reichthums an Talk, sich sehr gut zur Bereitung des schwefelsauren Talkes paßt. Chenard hat das rothe Bleyerz und dessen Gangart analysirt, und erwiesen, daß das erstere durchaus gar kein Spießglanzoxyd enthalte, und die letzte nur sehr wenig. Er hat mithin Vauquelins Zerlegung gegen Sage gerechtfertigt. Chenevix untersuchte einen Menakanit, und ein neues Bleyerz aus Cornwall, welches wahrscheinlich salz- und kohlenstoffsaures Bleyoxyd ist. Sehr vollständig sind Hülmes Versuche über die Lichtentwickelung organischer Körper. 47stes Heft. Von Kethenyey und v. Tichavsky wiederholten Wieglebs Versuch, die Mennige mittelst des Schwefels und des kohlenstoffsauren Kali zu reduciren, und er gelang bey nicht zu starkem Feuer vollkommen, dagegen ein starkes Feuer ihn mißlingen machte, wie es wahrscheinlich Guyton auch begegnet seyn mag. Schultze schlägt eine neue Bereitungsart des schwarzen Quecksilberoxyds vor. Vauquelin berichtigt Chaussiers Analyse des hydrothionsauren, schwefeligsauren Natron. Prousts Abhandlung vom Zinne giebt schätzbare Aufschlüsse über dieses Metall. Die philosophische Societät in London verbrannte

vers

verschiedene Edelsteine vor dem Löthrohre mit Sauerstoffgas. Diese kostbaren Versuche scheinen Rec. nicht genug belohnend zu seyn. Darracq hat die Versuche von Guyton und Desormes (S. 42stes Heft.) nachgemacht, und durchaus nicht bestätigt gefunden. Er ist der Meinung, daß diese Chemiker mit unreinen Substanzen gearbeitet haben. Scherer schiebt diese Irrthümer auf die hessischen Tiegel. Vauquelin fand in dem sauren Wasser der Stärkefabriken Essigsäure, Ammoniak, phosphorsauren Kalk, Alkohol, und einen animalischen Stoff. 48stes Heft. Der geschickte Bucholz in Erfurt zerlegte viererley Torfarten des Eichsfeldes, und bestimmte deren Gehalt an brennbarem. Süersen untersuchte die Yamwurzel (Dioscorea sativa. L.). Eßlinger empfiehlt die zu Freyberg gebräuchliche Anwendung des schwefelsauren Natron, beym Rösten der Erze, und zur Verfertigung des Glases. Proust hat mit vieler Mühe die Bereitung der Zitronsäure zu verbessern gesucht, hält aber die Scheelische mit wenigen Aenderungen noch für die beste. Guyton und Vauquelin statten Bericht von Thenards Beobachtungen über die Verbindungen der Weinsteinsäure mit den salzfähigen Grundlagen ab, welche unter andern Merkwürdigkeiten auch das Eigene haben, daß die mehresten dieser Grundlagen in ihrer einfachen Verbindung mit der Weinsteinsäure durch Kalien abgeschieden werden, welches bey dreyfachen Verbindungen nicht geschieht. Pearson untersucht die Bestandtheile der Kartoffeln.

9ter Band, 49stes Heft. Enthält eine schätzbare, sehr vollständige, und systematisch geordnete Uebersicht aller chemischen Untersuchungen, welche im Jahre 1801 durch teutsche Zeitschriften bekannt geworden sind. Es wäre zu wünschen, daß Hr. S. die Inhaltsanzeige, welche auf dem Umschlage des Heftes steht, auch im Texte noch einmal hätte abdrucken lassen, um den Gebrauch zu erleichtern. 50stes Heft. Prof. Simon unterwarf die Hallische Thonerde einer neuen Zerlegung, wobey er alle bisher angestellten verglich; aber auf neue Erscheinungen stieß, welche ihm darthaten, daß diese Substanz schwefelsaurer Thon mit Eisenoxyd, Kalk und Kiesel vermischt sey. Martin in Paris verfertigt sehr schönen Zinnober, indem er das schwarze Schwefelquecksilber mit Salpetersäure übergießt, und diese davon wieder abtreibt, worauf er das Ganze sublimirt. Bucholz in Erfurt bereitet den

Zin-

Zimmer auf nassem Wege. Sein Verfahren wird hier im Auszuge geliefert. Amburger zu Offenbach liefert einen Nachtrag zu dieser Methode. Hr. Scherer giebt in einem Auszuge aus dem 3ten Bande von Klaproths Beyträgen, rc. eine Uebersicht der neuesten Analysen mehrerer Mineralkörper, welchen dieser Chemiker — Germanorum longe princeps — geliefert hat. Michelottis Gazometer ist einfach und bequem. Von Hauch giebt eine schöne Uebersicht der harmonirenden und disharmonirenden Eigenschaften des Galvanismus und der Elektricität. Er hält sie für verschieden; aber mehrentheils koexistirend. 51stes Heft. Deimann, v. Troostwyk, Lauwerenburgh und Vrolik untersuchten das gasförmige Kohlenstoffoxyd, und erklären es für eine Modifikation des Kohlenstoffwasserstoffgases. Klaproth hat die möglichst vollständige Benutzung der Brennmaterialien bey Heizung der Oefen bestimmt, und einen Sparofen angegeben. Vauquelin hat mehrere Arten Pottasche untersucht, und die Mittel angegeben, durch welche man die Quantität Kali und fremder Salze in derselben bestimmen kann. Darcracq zeigt die Verwandtschaft der Erden zu einander. Derselbe und Gehlen in Berlin bemühen sich zu zeigen, daß Brugnatellis angebliche Kobaltsäure ein bloßes Kobaltoxyd mit Arseniksäure sey. Bucholz hat dieselbe Materie bearbeitet, und bekam dasselbe Resultat. Er konnte den Kobalt auf keine Weise in eine Säure verwandeln. 52stes Heft. Craanen sucht zu zeigen, daß die Ursache, weßwegen kaustische Kalien, wenn sie der freyen Luft ausgesetzt werden, ihre Kausticität verlieren, nicht in der Anziehung des kohlenstoffsauren Kali; sondern in der dadurch bewirkten Oxydation des ihnen als Bestandtheil eigenen Kohlenstoffes zu suchen sey. Es gelang ihm auf diesem Wege, durch beständig abwechselndes Glühen des Kali, und Ausstellen desselben an die Luft, ihm eine sehr lange dauernde Kausticität zu ertheilen. Proust hat einige Versuche über die Schwefelverbindungen der Metalle geliefert, welchen wir mehr Ordnung und Bestimmtheit wünschen möchten. Sehr nützlich sind Sages Beobachtungen über das aus Glockenmetall erhaltene Zinn, und die Verbindung des Zinnes mit Spießglanz. Der schon oft genannte Bucholz zeigt, daß die Salpetersäure nicht zur Bereitung der Arseniksäure angewendet werden könne; sondern, daß dazu durchaus Salzsäure, aber in viel geringerer Menge nöthig sey, als Scheele meinte. Zugleich berichtigt er dessen Angabe

Angabe der chemischen Eigenschaften dieser Säure. Klaproth empfiehlt das Platin zur enkaustischen Malerey auf Porzellain, wo es die Stelle des Silbers vertritt. Böckmann d. J. hat sehr vollständige und unterrichtende Versuche über das Fortschreiten der Fäulniß thierischer Substanzen in verschiedenen Gasarten angestellet, aus welchen hervorgeht, daß das Sauerstoffgas die Fäulniß am mehresten, das Salpetergas am wenigsten befördert. Darracq hat der Kleesäure ihren Kredit als Entdeckungsmittel des Kalkes, gegen Brugnatelli, wiedergegeben. 53stes Heft. Bucholz hat mit seinem gewöhnlichen Fleiße das geschwefelte Molybdän untersucht, und das Rösten desselben zur Bereitung der Molybdänsäure empfohlen. Jedoch sind die Versuche über diesen Gegenstand noch nicht beendigt. Amburger liefert eine Zerlegung des Wisbadner Sinters, eine Untersuchung von verfälschtem Schnupftaback, und eine Analyse eines verdorbenen Abendmahlweines. Grindel will die alte Unordnung in der Bestimmung der Salze wieder eingeführt wissen. Giese hat den Sandarach untersucht. Vauquelin liefert einen Auszug aus Pontiers Abhandlung über Bereitung des essigsauren Bleyoxyds im Großen. Parmentier zeigt die Bereitung und Eigenschaften des Essigs. Fischer giebt eine leichte Methode an, die spec. Schwere der Gasarten, die in altfranzösischem Maaß und Gewicht bestimmt ist, auf Brandenburger Maaß und Gewicht zu reduciren. Kurz, aber sehr lehrreich ist Cadets Abhandlung über den Kleber. 54stes Heft. Ekeberg bestimmt die Eigenschaften der Yttererde, und beschreibt eine neue Verbindung derselben mit dem Tantalum. Er fand auch im Gadolinit Beryllerde. Darracq setzt den Streit über die Existenz der essigen Säure fort, und verwirft sie gänzlich. J. Carradori sucht durch Versuche zu zeigen, daß seine schon längst behauptete Meinung, der Schnee theile dem Erdreiche keine positive Fruchtbarkeit mit, die richtige sey. Derselbe stellte Versuche über den Einfluß des Sauerstoffes auf das Keimen der Saamen an, aus welchen hervorgeht, daß im Anfange des Keimens derselbe unentbehrlich; nachher aber der wachsenden Pflanze minder nothwendig ist. Saussure d. J. zeigt den Einfluß, welchen der Boden auf die Bestandtheile der Pflanzen hat, und untersucht bey dieser Gelegenheit die beträchtliche Menge von Erden und Pflanzenaschen, aus verschiedenartigem Boden. Sehr wichtig sind

Salome's Versuche über die innere Wärme der Vegetabilien, in Vergleich mit der der Atmosphäre.

Hier haben unsere Leser eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes dieses gehaltreichen Journales. Wird es uns Hr. S., der sich oft darüber beklagt, daß man ihn einer zu großen Härte in seinen Urtheilen über Andere beschuldige, nicht übel deuten, wenn wir auch diese Klage über ihn erheben? Er geißelt oft seine Gegner, anstatt sie zu bessern; und wenn wir nicht Gründe zum Gegentheil hätten: so würde es uns leicht werden, fast in jedem Hefte zu zeigen, mit wie weniger Schonung er die berühmtesten Männer behandelt. Inter bonos bene! Möchte es Hrn. S. gefallen, diesen wahren Worten zu folgen.

Man erlaube noch ein paar Worte über die Vorrede zum 37sten Hefte. Hr. Sch. erklärt sich daselbst über den Wunsch des Recensenten seines Archivs für die Chemie, (welches er noch neben diesem Journal herausgab) in der N. A. D. Bibl. 59. Bde S. 118, „daß die deutschen Journalisten sich vereinigen möchten, die vielerley Journale mit „einerley Endzwecken in Eines zu verwandeln, und so dem „Leser den Ankauf und die Lektüre ihrer Arbeiten zu erleichtern, und also Hr. Sch. nicht allein zwey Journale herausgeben möchte." Hr. Sch. erklärt hier: er habe sich zu der Herausgabe des Archivs genöthigt gesehen, weil er von dem Verleger des Journals in Absicht der Herausgabe der Stücke allzusehr eingeschränkt worden, und versichert, daß er sich bemühet habe, sich mit Hr. v. Crell, Gilbert und Horkel zu vereinigen. Der jetzige Recensent stimmt gern damit ein, daß es wohl zu wünschen wäre, daß die vielerley Journale Einer Art in Eins vereinigt würden; aber er siehet auch wohl, daß dieß nicht leicht auszuführen seyn wird. Wenn eine solche Koalition von Journalen bewerkstelligt werden sollte; so wird nur immer die Frage seyn: wer nun an der Spitze des neuen kombinirten Journals zu stehen hätte? Dieß wird Jeder wollen, und daher auch Jeder lieber sein eigenes Journal nach seinen eigenen Ideen fortsetzen, als sich unter die Ideen eines Andern schmiegen, und bloß seinen Anordnungen folgen. Wenn aber nicht Ein Herausgeber an der Spitze einer solchen Sammlung stehen sollte; sondern sich mehrere zur Herausgabe vereinigen wollten: so würde es

wohl,

wohl, zumal, wenn sie sich nach ihrem persönlichen Charakter nicht recht genau kennten, und noch dazu an verschiedenen entfernten Orten wohnten, nach kurzer Zeit, mit einer solchen Koalition, wo Jeder seinen eigenen Absichten folgen würde, nicht viel anders gehen, als mit gewissen Koalitionen anderer hohen Häupter. Es wird also schon mit den Journalen bleiben, wie mit so vielen andern Dingen in dieser sublunarischen Welt, welche ihre unvollkommene Seite haben und behalten; genug, wenn nur Jeder eifrig für den Fortgang der Wissenschaften arbeitet; und dieses Lob kann man den verschiedenen Herausgebern der chemischen und physischen Journale nicht versagen. Es kann sogar, obgleich im Ganzen allerdings für die Leser unbequem, zufällig sein Gutes für sie haben, wenn der Journale von einerley Art mehrere sind. Außerdem, daß dadurch in verschiedenen Fällen einige Einseitigkeit vermieden, und die Ansichten mannichfaltiger werden könnten: so würde auch, wenn nun das Einzige Journal durch irgend einen Vorfall auf eine Zeitlang ins Stocken geriethe, das Publikum ganz entblößt seyn. Dieß war selbst mit diesem schätzbaren Journale der Fall. Denn Hr. D. Scherer machte in der vom August 1801 datirten Vorrede zum 37sten Stücke die Hoffnung, daß von da an bis Ende des Jahres 1801 der ganze vierte Jahrgang vom 37sten bis zum 48sten Hefte herauskommen sollte; es kam aber nur bis zum 40sten Hefte heraus, und das 41ste Heft erschien erst viel später, und die folgenden Stücke bis zum 48sten kamen erst viel später. Das 35ste und 36ste erst vor weniger Zeit.

Der obengedachte Rec. von Hrn. D. Scherers Archiv im 59sten Bande der N. A. D. Bibl. hatte (S. 119) menschenfreundlicherweise geglaubt, Hr. Sch. habe die Schriften des Hrn. von Eckartshausen in allzuharten Ausdrücken getadelt. Hr. Sch. erklärt sich darüber im 37sten Hefte, S. 88, wo er sagt: „daß kein Meteor am literarischen Horizonte der Chemie empörender seyn könne, als die mancherley wahnsinnigen „Produkte des Hrn. v. Eckartshausen.“ Er sagt auch hier, von des 1sten Hefts 3tem Stücke der sogenannten neuesten Entdeckungen des Hrn. v. E. über Licht und Wärme, daß sie ein „schändender Beweis der menschlichen Verrücktheit sind.“ So sehr der Recensent auch sonst das suaviter in modo, fortiter in re, auch in Urtheilen über literarische Angelegenheiten zu empfehlen geneigt ist: so muß es doch, nach seiner Ueber-

zeugung bekennen, daß Hr. Sch. über Hrn. v. Eckartshausen keinesweges zu hart geurtheilt habe; denn Unsinn und Wahnsinn geben sich in dessen Schriften die Hand, welche dergestalt beschaffen sind, daß sie solchen Leuten, welche immer noch an dunkeln, verwirrten Begriffen hängen, den Kopf noch mehr verwirren können. Dieß ist nicht so etwas Gleichgültiges, als sich Manche vorstellen möchten, besonders da Hr. von E. die Miene annahm, als wolle er wissenschaftliche Kenntnisse entwickeln. Dabey ist die Nachricht sehr merkwürdig, welche Hr. Sch. hier giebt: „Daß ihn ein reisender Baier versichert habe, daß Hr. v. Eckartshausen auf Anstiften der „Jesuiten — in den Naturwissenschaften, die bisher ihrer „Verfinsterungssucht zum Trotz so viel zu den Fortschritten der allgemeinen Aufklärung mitwirkten, durch solche „sinnlose Schriften Verwirrung hervorzubringen, gesonnen „sey." Die Nachricht ist gar nicht unwahrscheinlich; denn die Jesuiten, welche auf alle Weise die Herrschaft der Hierarchie wieder emporzubringen suchen, suchen auf alle mögliche Weise den Verstand, sonderlich junger Leute, zu verkrüppeln, und mißbrauchen selbst die Wissenschaften dazu, indem sie Tand unter dem Anschein von Weisheit lehren lassen, weil es bey verkrüppeltem Verstande leichter ist, die Gemüther zu beherrschen. Und das Betragen des Hrn. v. E. ist einer solchen Vermuthung gar nicht zuwider. Er schrieb schon im Jahre 1788 Aufschlüsse über die Magie, worin er sich die Miene gab, als wollte er die geheimen Wissenschaften und den Aberglauben widerlegen. Unter diesem Scheine aber, lehrte er selbst den finstersten Aberglauben, und alle seine nachfolgende Schriften haben eben die zweydeutige Gestalt. Dieser elende Mensch wollte sich auch auf eine schlaue Art, dem verstorbenen Könige von Preußen (der bekanntlich einigen Hang zu den geheimen Wissenschaften hatte,) nähern. Die Jesuiten pflegen eine solche Art, sich unter anderm Vorwande einzuschleichen, ein Häkchen einhaken zu nennen. Das Häkchen, was Eckartshausen auswarf, um in Preußen Eingang zu finden, war das Vorgeben, er verstehe eine bessere Art Schießpulver zu machen. Nach mancher Korrespondenz voll unverständlicher Worte, schickte er endlich einen gewissen W. nach Berlin, welcher die Probe des neuen Schießpulvers machen sollte. Dieser aber ward bald von einem berühmten gelehrten preuß. Artilleriegeneral, und von Berlinischen Chemikern in seiner ganzen Blöße gezeigt, und mußte

mit

mit Schande abziehen. Der Charlatan Eckartshausen ist nunmehr gestorben. Requiescat in pace.

Ot.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Ueber Sturmschäden in Gebirgsforsten, ihre Ursachen, und die Mittel zu ihrer Verminderung. Von W. von Wedel, Königl. Preuß. Kriegs- und Domainen- auch Forstrath bey der Kammer zu Plock. Mit einer Charte. Halle, bey Hemmerde. 1802. 75 S. 8. 1 Rk.

Der Verf. legt in dieser kleinen Schrift dem „Publikum „das Resultat seiner mehrjährigen forstmännischen Beobach„tungen, auf den Gebirgen des Harzes, des Thüringerwaldes, „des schlesischen Riesen- und einem Theile des böhmischen und „mährischen Gränzgebirges vor, und bestimmt sie zunächst für „Forstmänner, die an der Spitze ihres Faches stehen.“

Von einem fleißigen und nachdenkenden Forstmanne läßt sich bey solchen Ansichten allerdings viel erwarten: ob aber der Verf., wie er zu glauben scheint, viel Neues gesagt habe, besonders für Männer, die an der Spitze ihres Faches stehen, und denen doch wohl die Schriften eines Burgsdorfs, Hennerts, Wizleben, u. a. m. nicht unbekannt seyn dürften, dieß bezweifelt Rec. aus guten Gründen.

Im ersten Abschnitte trägt der Verf. die Theorie von der Kraft, Bewegung und Richtung der Stürme sehr beschränkt, und auf eine Art vor, die auf keine große Bekanntschaft desselben mit der Naturlehre schließen läßt. Nach ihm „heißt eine gewaltsame, in einem weiten Raume der Atmo„sphäre allgemeine Strömung der Luft, Sturm; eine örtliche „Strömung der Luft, Zugwind, Orkan; eine örtliche kreis„förmige Bewegung, Wirbelwind. Luftbewegungen ent„stehen: a) Durch specifische Ausdehnung und Zusammen„ziehung. b) Durch den Andrang fester Körper. Jene „Bewegursache ist der wahrscheinliche Entstehungsgrund der „örtlichen Luftbewegungen, diese der allgemeinen. Hierauf

„gründet sich die wahrscheinliche Hypothese: Daß die „örtliche Luftbewegung durch terrestrische Ereignisse; die all„gemeine aber durch den Kreislauf der Planeten, und des „Erdkörpers veranlaßt werde!“ Dieß wird genug seyn, die Meinung des Rec. zu rechtfertigen.

Im zweyten Abschnitte handelt der Verfasser von den Mitteln zur zweckmäßigen Einrichtung des Gebirgs-Forsthaushaltes, und im dritten, von der Administration der Gebirgsforste. Der Verf. sagt allerdings viel Gutes und Nützliches. Indessen verdienten manche seiner Behauptungen wohl eine nähere Berichtigung. Besonders dasjenige, was er über den Holzanbau sagt. Er hält z. B. dafür: „daß die „Rodung der Stubben oder Stämme, in hohen Gibirgsfor„sten allezeit schädlich, und ihre Konservation für die Erhal„tung des guten Zustandes der Forste höchst nothwendig sey, „und verlangt, daß man zu Ausstreuung des Saamens keine „andere Stellen, als die Nischen zwischen den Wurzeln der „alten Stubben wählen solle.“

Auch der Fichtensaame soll bey Regenwetter im „April „an den Umkreisen der Stubben und Klippen ausgestreuet, „und mit Ruthenbesen umgekehrt werden.“ — — —

Die beygefügte sauber gestochene Charte, stellt einen Gebirgsforst vor, der 23756 Magdeburgische Morgen-Fläche enthält, und gleichartig mit haubarem Nadelholz bestanden ist, dessen Abholzung in hundert Jahren regelmäßig betrieben wird. Der Verf. schreibt immer, die Forst, diese Forst, der Forst; da man doch nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, der Forst, des Forstes, u. s. w. sagt.

Ve.

Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes. Ein Beytrag zur Geschichte der gegenwärtigen Forstverfassung und Forstwirthschaft in Deutschland. Herausgegeben von C. P. Laurop. Erstes Heft. Tübingen, bey Cotta. 1802. 168 Seit. gr. 8. 16 Gr.

Diese

Diese Briefe enthalten in der That wichtige Beyträge zur Geschichte der gegenwärtigen Forstverfassung und Forstwirthschaft in Deutschland. Der Verf. bereiste die vornehmsten Forste des Harz- und Sollinger Waldes, und macht uns sowohl mit ihren guten Einrichtungen, als auch mit ihrer fehlerhaften Bewirthschaftung bekannt. Möge Hr. Laurop noch oft Muse und Gelegenheit finden, dergleichen Reisen zu machen, und uns seine Bemerkungen mittheilen!

1. Neues Forst-Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd-Wissenschaft, und der Forst- u. Jagd-literatur; ehemals herausgegeben von W. G. v. Moser, nun aber fortgesetzt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrner Forstwirthe, von D. C. W. J. Gatterer. Neunter Band, oder des Forst-Archivs ꝛc. sechs und zwanzigster Band. Ulm, bey Stettin. 1802. 304 Seiten 8. Nebst Register über den achten u. neunten Band. 1 Rℓ.

2. Der Förster, oder neue Beyträge zum Forstwesen, von F. Heldenberg. Zweyten Bandes erstes Heft. Mit einem Kupfer. 188 Seiten 8. Zweytes Heft. 264 S. Nürnberg, bey Stein. 1802. 1 Rℓ. 12 ℊℊ.

Der Werth dieser Zeitschriften ist bereits hinlänglich entschieden. Mögen beyde ein recht hohes Alter erleben, und fleissig gelesen und benutzt werden!

Handbuch der Forstwissenschaft, worinnen (worin) der praktische Betrieb der Waldungen, ihre möglichste Erhaltung, Verbesserung, und kameralische Benutzung abgehandelt wird, von J. L. Späth, Professor der Mathematik, Physik, und Forstwissenschaft. Erster Theil. Nürnberg, bey Raspe.

 1801.

1801. 368 S. gr. 8. 1 Rl. Zweyter Theil. Mit einem Kupfer. 1802. 392 S. 1 Rl.

In diesem Handbuche hat der Verf. die Resultate seiner zeitherigen Bemühungen in dem theoretischen Forstwesen zusammengefaßt, und es auf diese Art zum Nachlesen über das Forstwesen bearbeitet und bestimmt. Jeder, dem daran gelegen ist, die Forstwissenschaft nicht oberflächlich; sondern gründlich und planmäßig zu erlernen, wird dem Verf. seine Bemühung Dank wissen, und dieses Handbuch aufmerksam durchstudieren. Rec. kann es mit gutem Gewissen als ein Werk anpreisen, das in der Bibliothek eines jeden fleißigen Forstmannes einen vorzüglichen Platz verdient, und die Menge unbedeutender Forstschriften, womit die rüstigen Schriftsteller im Fache der Forstliteratur uns von Messe zu Messe überhäufen, ganz entbehrlich macht.

Diana, oder Gesellschaftsschrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur- Forst- und Jagdkunde. Herausgegeben von J. M. Bechstein. Zweyter Band. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger, 1801. 385 S. gr. 8. 2 Rl.

Auch dieser zweyte Band der Diana, enthält, so wie der erstere, verschiedene interessante und lehrreiche Aufsätze, und Hr. B. erwirbt sich durch deren Bekanntmachung den Dank desjenigen Theiles des Publikums, das seine gemeinnützigen Werke zu schätzen und zu nutzen weiß. Der Forstwirth sowohl, als der Jäger werden darinne die brauchbarsten Materialien zum Nachdenken und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse finden.

Daß Hr. B. in dieser Zeitschrift auch Abhandlungen über die Jagd aufnimmt, darüber wird ihm kein denkender Kopf Vorwürfe machen; denn es ist ganz richtig, was er in der Vorrede sagt: „Daß der Mißbrauch der Jagd den Gebrauch derselben nicht aufhebt; und daß es eines vernünftigen Mannes würdiger ist, sich durch die Jagd (die alles „menschliche Gefühl empörende Parforce-Jagd, und andere „grausame Metzeleyen ausgenommen,) zu vergnügen, und in

„der

„der freyen Natur seine Nerven zu stählen, als im Zimmer „eingekerkert hinter dem Spieltische seine Zeit zu vergeuden, „und seine Nerven abzuspannen."

Die bloße Anzeige des Inhaltes einiger Aufsätze in diesem zweyten Bande, wird das Urtheil des Rec. darüber bestätigen.

Versuch einer Naturlehre für Forstmänner, vom verst. G. F. Rath Hennert.

Ideen zur Verbesserung der Taxationsmethode in Fichtenwaldungen, vom Forstkommissarius Moser, nebst Hennerts Bedenken über die Durchforstung der jüngern Klassen in den preußischen Kiefernwäldern.

Ueber den Saftbieb in Laubwaldungen, vom Wildmeister Käpler.

Anleitung zur reinen Leithundsarbeit, und vom Treiben und den Verrichtungen der Jägerey bey demselben, von Burgsdorf.

Von der Ruhe, welche dem Wildprett und Fischen in einigen Jahren zu gönnen seyn möchte, vom Bürgermeister Dr. Krögelstein. Nebst einem Anhange, von der Ruhe, welche den Vögeln in jedem vierten Jahre zu gönnen seyn möchte, vom Herausgeber. Ein beherzigungswerther Aufsatz! Denn es liegt klar am Tage, daß, wenn wir in unserer gegenwärtigen Vertilgungsmethode fortfahren, in wenig Jahren ganze Geschlechter uns nützlicher Thiere ausgerottet, oder doch aus unsern Gegenden völlig vertrieben seyn werden.

1. Grundsätze der Forstpolicey, von A. H. Hatzel. Heilbronn, bey Claß. 1800. 91 S. 8. 8 gr.

2. Beytrag zur Bewirthschaftung buchener Hochwaldungen, von Sarauw. Göttingen, bey Schröder. 1801. 136 S. 8. 8 gr.

3. Der besorgte Forstwirth, oder Anleitung zu einer regelmäßigen Bewirthschaftung der Privatwaldungen, deren Betrieb und Kultur betreffend,

entworf. von C. H. J. C. v. Dieskau. In zwey Abtheilungen. Koburg, bey Ahl. 12 ℛ.

4. Abhandlungen für Freunde der praktischen Forstwissenschaft, von J. W. Brüel. Kopenhagen, bey Brummer. 1802. 112 S. 8. 8 ℛ.

5. Gemeinnütziges Handbuch für Forst- und Jagdbediente der untern Klassen, insonderheit für Privat-Revierjäger. Von einem praktischen Forstwirthe. Erste Abtheilung, welche von der Forstwissenschaft handelt. 111 S. Jena, bey Hempel. Zweyte Abtheilung, welche die Vorkenntnisse der Jagd enthält. 212 S. 8. Leipzig, bey Koch. 1 ℛℓ. 2 ℛ.

6. Ueber die Eichensaat. Von Sarauw. Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1802. 108 S. 8. 8 ℛ.

Wenn alle diese Schriften ungedruckt geblieben wären; so würde die Forstwissenschaft nicht das Mindeste dabey verloren haben.

Po.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Historisch-genealogische Nachricht von dem angesehenen Geschlechte derer von Eickstedt unter Anleitung der Lehnbriefe und anderer glaubwürdigen Urkunden, entworf. von Johann Joachim Steinbrück, Prediger bey der Peters- und Paulskirche zu Stettin. Stettin, gedruckt bey Leich. 1801. XXX und 98 S. 4. Nebst einer Stammtafel. 1 ℛℓ. 12 ℛ.

Viel-

Vielfach ist der Nutzen der Geschichte eines angesehenen adelichen Geschlechts, wenn nicht bloß trockene Geschlechtsnachrichten geliefert; sondern auch die Thaten und Verdienste der grossen Männer, welche sich in demselben zu den höchsten Staatsämtern emporgeschwungen haben, dargestellt werden. Wird überdieß noch der Einfluß, den einzelne verdienstvolle Männer aus einem solchen Geschlechte auf die Landesregierung haben, gezeigt, welche wichtige Beyträge liefert sie dann nicht zur Landesgeschichte; und werden auch die Lehnbriefe dem Hauptinhalte nach noch angeführt, und die erworbenen und besessenen Güter innerhalb einiger hundert Jahren mit aufgezählt: so wird nicht nur die Geschichte der Güter einer Provinz dadurch aufgehellt; sondern auch die Rechte, Vorzüge und Verbindlichkeiten der Vasallen und ihr Verhältniß gegen den Lehnsherrn immer genauer bestimmt werden können. Diesem Allem hat der Verf. größtentheils ein Genüge gethan; zwar hat er sich nicht in eine detaillirte Beschreibung der Thaten und Verdienste der angesehensten Mitglieder dieses Geschlechts eingelassen; aber doch besonders in Ansehung der ältern Zeiten so Manches aus Urkunden und der Geschichte angeführt, was zum Beweise des grossen Antheils, den dieses Geschlecht in Pommern von den ältesten Zeiten an, an den Staatsgeschäfften gehabt hat, dienen kann. Da der V. das Glück gehabt hat, das Lehns- und Pupillenarchiv der königl. pommerschen Regierung zu benutzen: so hat diese Geschichte, zumal da der Verf. mit sichtbarem Fleiße gearbeitet hat, an Gewißheit und Gründlichkeit sehr gewonnen. Zu wünschen wäre es, daß mehrere solcher pommerschen adelichen Familien die Geschichte ihres Geschlechts aus den Urkunden und archivalischen Nachrichten von dem Verf., der sich im genealogischen Fache ausgebreitete Kenntnisse erworben hat, einen vortrefflichen Schatz von genealogischen Nachrichten besitzt, und dem eine große Arbeitsamkeit eigen ist, ausarbeiten ließen.

Das Geschlecht von Eickstedt ist wahrscheinlich aus der Mark nach Pommern eingewandert; sie sind Schloßgesessene, und besitzen die Erbkämmerer-Würde in Pommern, auch hat ein Zweig die gräfliche Würde erhalten. Die Lehnbriefe werden seit 1424 dem Inhalte nach angeführt, und in alphabetischer Ordnung alle Lehne und Güter mit deren Pertinentien aufgezählt, welche dieses Geschlecht entweder ganz

besessen

besessen hat, und noch besitzt, oder in welchen es Antheile gehabt, oder woran die Ansprüche desselben gegründet waren. Mehrere Personen dieses Geschlechts, deren Verbindung mit den ersten Gliedern, der Verf nicht angeben konnte, werden vorher aus den Urkunden aufgeführt. Rec. will hier nur eine Anmerkung hinzufügen. Der Verf. setzt S. XXV unter diese auch: Friedrich, Bischof zu Camin, der mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg ein Friedensbündniß nach einer zu Templin 1304 ausgefertigten Urkunde geschlossen habe, welche im Auszuge in Ludewig scriptor. German. Vol. II. col. 563 stehe. Rec. kann zwar dieses Werk nicht nachschlagen; aber offenbar sind hier zwey Unrichtigkeiten. Zuerst war Friedrich damals noch nicht Bischof von Camin. Der Verf. führt selbst S. 1 an, daß er erst nach 1330 Bischof geworden sey; beyläufig gesagt, hier begeht der Verf. den Fehler, daß er ihn an die Stelle [illegible] Bischofs Konrad IV. treten läßt; aber nach den Urkunden muß man zwischen ihnen beyden noch die Bischöfe Wilhelm und Arnold setzen. Zweytens hat 1304 kein Markgraf von Brandenburg mit dem Namen Friedrich regiert. Wahrscheinlich ist also die Urkunde vom J. 1334 gemeint, welche sich in Gerkens cod. dipl. Brandenb. T. I. S. 152 befindet, nach welcher der Bischof Friedrich von Camin sich zu Templin mit dem Markgrafen Ludewig zum wechselseitigen Beystande gegen innere und äußere Feinde vereinigte. Dieser Friedrich, Bischof zu Camin, muß also an diesem Orte ganz weggestrichen werden, da er nicht zu den unbekannten gehört; sondern in der Stammtafel selbst, als ein Sohn Friedrichs vorkommt.

Nun folgt die Erläuterung der hinten angehängten Stammtafel, wo nicht nur die Erwerbung der Lehne und anderer Güter, und die Veränderungen mit denselben gründlich auseinander gesetzt; sondern auch überall die Verbindung dieser Familie mit andern durch Verheyrathung genau angegeben wird. Rec. will auch hier nur eine Bemerkung machen. Nach S. 2 soll Jaromar 1378 ein Bruder des Tempelherren-Ordens gewesen seyn; aber bekannt ist ja, daß der Tempelherren-Orden 1312 auf der Synode zu Vienne aufgehoben wurde, auch kann dieser Jaromar nicht bis 1378 gelebt haben. Vielleicht ist es ein Druckfehler, und soll 1308, oder, wie in der genealogischen Tabelle bey seinem Namen steht,

ftift, 1528 heissen; wiewohl er auch in diesem Jahre nicht mehr als ein Tempelherr aufgeführt werden kann. Vorne befindet sich sowohl das Wappen der von Eickstedt, als auch das gräfliche von Eickstedt-Peterswaldische Wappen.

Mm.

Adolf der Nassauer, Kaiser und König der Deutschen, von *Joh. Ge. Leuchs*, der Rechte Doktor zu Nürnberg. Leipzig, bey Stage zu Augsburg. 1802. 5 Bog. 8. 8 gr.

Diese sogenannte Biographie und Charakteristik des deutschen Königs Adolf von Nassau ist aus des Verf. zu Augsburg erschienenen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands genommen, und erscheint hier, dem Vorbericht zufolge, verbessert. Den Namen einer Biographie verdient die Schrift wohl nicht; sie enthält bloß eine unvollständige Darstellung, oder Berührung der Hauptbegebenheiten dieses Königs, mit Bemerkungen zu seiner Rechtfertigung gegen ungerechte Beschuldigungen. Eine strenge Kritik hält der Aufsatz nicht aus; man stößt häufig auf Unrichtigkeiten. Schon auf dem Titel, und überall in der Schrift selbst, wird Adolf von Nassau Kaiser genannt; eben so Rudolf von Habsburg und Albrecht I. Bekanntlich waren sie alle nur deutsche Könige, und haben sich nie den Kaisertitel beygelegt. S. 5 kommt ein Kurfürst Bemund (Boemund) von Trier vor; aber damals nannten sich die Reichserzbeamten noch nicht Kurfürsten. S. 8 redet der Verf. vom Anfange des grossen Zwischenreichs, dergleichen es bekanntlich nie gegeben hat. S. 27 ff. nennt er Burgund, oder das Königreich Arelat, einen Theil von Deutschland, ein deutsches Reichslehn, das sich öfters schon vom Reiche losgerissen, und sich unter Adolf für unabhängig von Deutschand erklärt habe. Die Geschichte der Irrungen des Landgrafen Albrecht des Unartigen mit seinen Söhnen erster Ehe, (S. 56 f.) ist nicht richtig dargestellt; der Verf. hätte die Werke des Hrn. v. Günderrode 1. Th. oder Heinrichs d. Reichsgeschichte 3. Th. benutzen sollen. Sein Eifer über neuere Schriftsteller, welche die Sachen anders; aber gewiß richtiger, beurtheilt und vorgetragen haben,

war

war ganz unnöthig. Die Schreibart des Verf. ist ziemlich rein und fließend, nur zuweilen etwas zu rednerisch.

Db.

Jos. Priestley's Vergleichung der Gesetze des Moses mit denen der Hinduer, und anderer alten Nationen. Verdeutscht, und mit einem erläuternden Anhange begleitet, von Jo. Wilh. Heinr. Zigenbein, Prediger in Braunschweig. Braunschweig, bey Reichard. 1801. XII und 383 Seiten gr. 8. 1 Rg. 18 ge.

Der berühmte Offenbarungs- und Wundergläubige Priestley wollte in seinem Alter seinen gutmüthigen Kampf gegen Unglauben auch noch durch Vergleichung der jüdischen und christlichen Offenbarungsreligionen krönen. Er verglich mit der letztern bereits die alten heidnischen Religionen wie den Muhammedanismus in seinen Discourses. Als eine Zugabe zu dieser Vergleichung schrieb er: A Comparison of the Institutions of Moses with those of the Hindoos and other ancient Nations; with remarks on Mr. Dupuis origin of all Religions, the Laws and Institutions of Moses methodized, and an Address to the Jews on the present state of the World and the Prophecies relating to it. Northumberland. 1799. 8. (vergl. The Critical Review. 1801. Febr. p. 172 — 177.) Von dieser Schrift erhält man hier eine Uebersetzung, welche sich fließend lesen läßt. Der Uebersetzer schnitt vom Originale die unerheblichen Bemerkungen gegen Dupuis, die willkührliche Anordnung der Mosaischen Institute, die schwärmerisch-mystische Addresse an die Juden, und noch einige andere unbedeutende Zusätze ab. Dagegen gab er in einem Anhange von S. 295 f. an, einige andere, uns Deutsche mehr interessirende Aufsätze. Diese sind 1. ein Auszug aus einer Abhandl. von Will. Jones über die ursprüngliche Religion der Hinduer, mit einigen Auszügen aus den Vedas — Bruchstücke einer größern Abhandl., über welche Jones starb, in dessen Werken, Bd. 6. sie sich befinden (London. 1799. 4.). 2. Allgemeine Nachricht über die Hinduer, ihren Charakter, ihre Religion, ihre Gesetze, bürger-

bürgerliche Verfassung und wissenschaftliche Ausbildung S. 306 f. Die Quelle dieser Abhandl. ist in der Vorrede nicht literarisch genau genug angegeben, wahrscheinlich aus dem ersten Bande des Asiatic Annal Register. Lond. 1800., aus dem auch die Skizze der folgenden Biographie entlehnt ist. 3. Wilhelm Jones und seine Schriften. vergl. Eichhorns Bibl. d. bibl. Lit. 6, 6, 1094. f. 4. Ueber den Werth der religiösen und bürgerlichen Gesetzgebung Mosis S. 350 f. Von einem ungenannten deutschen Gelehrten, von dem zugleich eine ausführliche Vergleichung der drey Gesetzgeber des Alterthums, des Lykurgos, Solon und Moseh angekündigt wird. Wenn Priestley in jener angestellten Comparison sich als einen hyperenthusiastischen Verehrer des israelitischen Gesetzgebers verräth: so sucht dagegen der Verf. zu beweisen, „daß Moseh als rel. und bürg. Gesetzgeber auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stand." Der Verf. geht von der Bemerkung aus, daß man ungerecht gegen die Israeliten handle, wenn man ihre Volksreligion und Meinungen nicht mit Völkern von demselben Grade der Kultur, sondern mit den Weisesten anderer Nationen vergleiche. Er glaubt einen festern Maaßstab gefunden zu haben, indem er a) die Religion von Moses mit der natürlichen, und b) sein Staatssystem, oder seine bürgerlichen Einrichtungen mit der allgemeinen Staatswissenschaft vergleicht. In der erstern Hinsicht enthalte die Mosaische Religion zwar treffliche Keime; könne jedoch bey weitem keine moralische heißen; in Ansehung der bürgerlichen Einrichtungen aber, (die hier nach einander als Staatseinrichtungen und Gesetzgebung specificirt und classificirt werden) stehe M. noch tiefer, setzte er seiner Nation eine Schranke, welche ihre geistigen und körperlichen Kräfte lähmen mußte. [Rec. fand hier manche Aehnlichkeit mit des Hofrath Lüder's Geschichte der vornehmsten Völker der alten Welt. Braunschweig. 1800. S. 41 f. Immer hat aber noch die höhere oder historische Kritik auszumachen, wie viel von dem gewöhnlich noch zu sehr als Ein Gesetzkodex betrachteten Verordnungen in denen von Moseh benannten Büchern Einem Zeitalter, wie viel also auch dem Einen alten Anführer des Nomadenstammes der Israeliten gehören dürfte oder nicht? Wir wünschen sehr, daß Hrn. Ilgen's Untersuchungen ihn selbst oder Andere, welche prüfend auf die letztern fortbauen, darauf führen mögen!]

Die

Die Theorie der Parallelen ist nur wenig, am wenigsten in England, auf so feste Grundsätze zurückgeführt, daß man sich von den Vergleichungen verschiedener Sitten, Gesetze, Kultus-Arten schon jetzt hinreichende und entschiedene Vortheile versprechen dürfte. Soll eine historische Vergleichung von Thatsachen unter verschiedenen Völkern einen Werth erhalten: so müssen, nach des Rec. Dafürhalten, beyder Völker Geschichten schon gleich zulänglich aufgeklärt, und kritisch genau berichtigt; so muß der Vergleicher mit ihrem Detail die tiefste Vertraulichkeit eingegangen haben; so muß ihn jene Unbefangenheit beseelen, welche ohne vorgefaßte Hypothesen nur das nimmt, was sie findet, und nur so, wie sie es findet, nicht aber das und so, was und wie man es suchte; so müssen nicht bloß die Aehnlichkeiten, sondern auch die Unähnlichkeiten bemerkt, die letztern aber aus dem besondern Nationalcharakter eines jeden Volks erklärt werden; so müssen die verglichenen Nationen auch vergleichbar seyn, d. i. in Hinsicht auf den Grad ihrer gesammten Kultur, (nicht bloß — einseitig — der religiösen allein) wenigstens nicht zu weit voneinander abstehen; so muß endlich der Vergleicher zugleich Psycholog genug seyn, um das, worauf der Mensch aus allgemeinen menschlichen Bedürfnissen überall durch sich selbst, und ohne äußere Veranlassung gerathen konnte, auszuzeichnen. Schon Priestley selbst ahndete davon etwas; allein vorgefaßte Hypothesen ließen ihn nicht hell genug sehen, um scheinbare Widersprüche oder Schwierigkeiten zu überwinden, oder wenigstens durch Scheidung der Zeiten zu mildern. Der ehrliche Mann war zu seiner Arbeit zunächst durch Hrn. Langles, den französischen Uebersetzer des indischen Fabelbuchs Hito pades, zu seiner Untersuchung veranlaßt worden. Dieser hatte die indische Religion geradezu auf Unkosten der hebräisch-israelitischen, als ein erhabenes System der Metaphysik erhoben. Priestley ward so zu einer Vergleichung bewogen, von der er selbst sagt: es sey in ihr nichts Unredliches. Wie er nun etwas Wahres ahndete, das erhellet namentlich aus folgender Stelle S. 24, 25: „Es ist im Ganzen sichtbar, daß wenigstens ein sehr altes „System (?) schon vor der Zerstreuung des menschlichen Ge„schlechts, das dem der jetzigen Hindu's sehr gleicht, da ge„wesen seyn muß. Denn wenn gleich ähnliche Lagen Men„schen, die in großer Entfernung von einander leben, auf „ähnliche Gedanken und Gefühle leiten können; so —

ist

„ist dennoch die Aehnlichkeit zu groß, und erstreckt sich auf zu „viele Partikularitäten, als daß sie sich auf diesem Wege er„klären ließe. Es ist durchaus gar nicht auffallend, „daß Menschen, die kein Verkehr mit einander hatten, auf „gleiche Weise Verehrer der Sterne waren, sich dicke W..l„dungen von Geistern bewohnt dachten, daß besondere Flüsse „ihre verschiedenen Genien hatten, u. s. w. Aber — daß „sie die nämlichen Gebräuche bey der Verehrung jener na„türlichen Gottheiten annehmen, und ihnen Eigenschaften „und Namen, die sich völlig gleich sind, beylegen sollten, das „geht über die Wirkung des Zufalls hinaus." Die, bey solchen Parallelen oft problematische Gleichheit jener Erscheinungen jetzt zugegeben, warum sollten sie nicht für sich auf ähnliche Eigenschaften und Gewohnheiten kommen können? Die Namen sind später als die Sachen, welche letztere bey ihnen immer da seyn, und von später eingewanderten Völkern einen neuen Namen erhalten konnten. Mit Recht urtheilt daher der Uebersetzer S. V der Vorrede: „Die Verglei„chung ist unglücklich gerathen, kein Gesetz ist gehörig gewür„digt; einen richtigen Blick in den Geist der Mosaischen Kon„stitution vermißt man ganz. Die einzige treffende Bemer„kung Priestley's ist die: daß sich in den Schriften des Mo„ses keine Spur von dem Glauben an Unsterblichkeit findet." Doch sieht der Uebersetzer diese Schrift des P. im Ganzen als „sehr wichtig für die Geschichte der Religionsideen „der Hinduer an." Dieß kann sie jedoch eigentlich erst in den Händen deutscher Kritik werden. — Das Ganze besteht aus einer Einleitung und 22 Abschnitten. 1. Alter der Hindunation und Religion. 2. Aehnlichkeit der Relig. der Hind., und der der Aegypter und Griechen. 3. Heil. Bücher d. H. 4. Aehnl. mit den Schriften Moses. 5. Allgemeine Grundsätze der H. Rel. 6. Vielgötterey und Abgötterey d. H. 7. Aegypt. Rel. 8. Schamanische R. 9. Casten unter d. H. 10. Braminen. 11. Vorrechte der Könige. 12. Weiber d H. 13. Andacht. 14. Speiseverbot. 15. Kasteyungen. 16. Büßungen. 17. Aberglauben gegen die Kuh, und das Feuer und Wasser. 18. Unzüchtige Religionsgebräuche. 19. Zaubermittel und glückliche Zeiten. 20. Unschuldsproben. 21. Andere Arten des Aberglaubens. 22. Lehre der Hinduer vom künftigen Leben.

Fg.

 Gustav

Gustav Wasa. Ein historisches [illegible] gemeissen. Nach Vertot. Zweyte Auflage. Erster Theil. 240 Seiten. Zweyter Theil. 179 Seiten 8. Berlin, bey Schöne. 1802. 1 Rt. 4 gr.

Mit Recht behauptet Hr. H. in der Vorrede, „daß es nicht „übel sey, wenn man den Geschmack, oder vielmehr die Wuth „des großen Haufens, Halbromane und Ritterromane zu le„sen, aus denen größtentheils gar nichts zu lernen ist, auf „historische Gegenstände und große Charaktere aus der wirk„lichen Welt zu lenken suchte. Um zu diesem Zweck etwas „beyzutragen, entschloß er sich, Vertot's (Histoire des) Re„volutions de Suede frey zu übersetzen, in der Hoffnung, „daß diese Geschichte bey der jetzigen Begierde des Publikums „nach politischen Schriften und Erzählungen von Revolutio„nen, sowohl wegen der schönen Darstellung, als auch wegen „der Wichtigkeit des Inhaltes, für die Lesewelt doppeltes In„teresse haben werde." Und in der That bietet die Geschichte der hauptsächlich durch die kalmarische Union bewirkten Unruhen, mit denen das schwedische Reich über ein Jahrhundert zu kämpfen hatte: so wie die darin verflochtene Geschichte der Unternehmungen und der Schicksale eines Helden, der, einer unrechtmäßigen Gefangenschaft entflohen, ohne Schutz und ohne Unterstützung, von seinen Freunden verlassen, und in beständiger Gefahr den Händen seines Verfolgers, des Königs von Dänemark ausgeliefert zu werden, — endlich ein Heer sammelte, an der Spitze desselben der Macht eines tyrannischen Königs sich entgegen stellte, und nach wiederholten Siegen sein Vaterland einer fremden Herrschaft entriß, den schwedischen Thron bestieg, und ihn nicht nur mit Ruhm zu behaupten; sondern ihn auch auf sein Haus zu vererben, die Rechte und Güter seiner Krone zu erweitern, und eine uneingeschränktere Herrschaft zu gründen wußte; — in der That bietet diese Geschichte ein großes, eben so lehrreiches, als unterhaltendes Schauspiel dar, welches durch das mannichfaltige, sich durchkreuzende Interesse der verschiedenen darin verwickelten Parteyen noch mehr gehoben wird, und durch die Größe des Charakters, der im Vordergrunde desselben erscheinet, nicht leicht den Eindruck verfehlen kann, den Muth und Beharrlichkeit, mit Einsicht und Klugheit gepaart, hervorzubringen

bringen

bringen geeignet ist. Kömmt zu diesem an und für sich schon merkwürdigen und anziehenden Begebenheiten noch eine glückliche historische Darstellung derselben: so ist zu erwarten, daß dieser Geschichte selbst diejenigen Leser, für welche die Geschichtskunde gewöhnlich keinen Reiz hat, wenigstens der bessere Theil von ihnen, Geschmack abgewinnen, und ihr den Vorzug vor so mancher geistlosen und sittenverderbenden Lektüre zugestehen werden. Gerade dieses Verdienst einer lebendigen, gefälligen, anziehenden Darstellung aber, ist dem französischen Historiographen, dessen obengenanntes Buch dem hier angezeigten zum Grunde liegt, auf keine Weise abzusprechen. Vertot's historische Schriften zeichnen sich dadurch vorzüglich aus, daß er die Begebenheiten, die er erzählt, in ihren Ursachen und Folgen natürlich und anschaulich zu entwickeln, die einzelnen Theile derselben zu einem leicht zu übersehenden Ganzen zu verbinden, und von ihnen immer diejenige Seite aufzufassen, und bemerklich zu machen weiß, von welcher sie für das Interesse des Lesers das meiste Gewicht haben. Dabey ist sein Styl rein, edel und fließend, und von allem müßigen, wie von allem überladenen Schmucke gleichweit entfernt. Durch diese Vorzüge sind Vertot's Schriften jedem Leser von Geschmack zu empfehlen; und aus diesem Grunde verdient daher auch namentlich seine vielleicht zu wenig bekannte Geschichte der schwedischen Revolution, wo das Interesse des Stoffes dem Interesse der Behandlung entgegen kömmt, durch eine gute Uebersetzung unter uns bekannter und gelesener zu werden. — Aber freylich ist Vertot nichts weniger, als ein ganz sicherer Führer auf dem Gebiete der Geschichte. Außer dem Mangel an Vollständigkeit, der ihm zum Vorwurfe gereicht, enthält das, was er erzählt, Unrichtigkeiten mancher Art; woran offenbar sein Bemühen, jede seiner historischen Darstellungen in ein gefälliges Gewand einzukleiden, keinen geringen Antheil hat. Am meisten trifft dieser Vorwurf seine Geschichte der schwedischen Revolution; und ob er gleich selbst in der Vorrede zu diesem Buche, über den Mangel an Genauigkeit klagt, welchen sich die Bearbeiter der schwedischen Geschichte hätten zu Schulden kommen lassen, und sich bemüht zu haben versichert, aus den von einander abweichenden und einander widersprechenden Angaben dieser Schriftsteller, das Wahre herauszufinden: so ist dennoch dieses Werk am wenigsten von größern und kleinern historischen Sünden frey zu sprechen; und es scheint,

 nach

nach mehreren Beyspielen zu urtheilen, als ob eben die von ihm versuchte Vereinigung jener Widersprüche ihn zu vielen von den irrigen Angaben verleitet habe, die sich in dieser Geschichte finden. Dieser Umstand legte daher dem deutschen Bearbeiter derselben zunächst die Verbindlichkeit auf, nicht Alles, was er, und wie er es in seinem Originale fand, in seine Uebersetzung aufzunehmen; sondern dieses erst einer genauen historischen Kritik zu unterwerfen, und die dabey bemerkten Unrichtigkeiten sorgfältig abzuändern. Und dieser Verbindlichkeit ist Hr. H. größtentheils gewissenhaft nachgekommen; indem er die leicht zu verbessernden Fehler sogleich im Texte umgeändert hat; diejenigen aber, die nicht ohne eine totale Umarbeitung ganzer Seiten und Kapitel berichtigt werden konnten, zwar im Texte, — um, wie er sagt, eine Ungleichheit im Style zu verhindern, — ungeändert gelassen, aber in beygefügten Noten das Richtigere bemerkt hat. Dieser von dem Uebersetzer angeführte Grund, vermöge dessen er von seinem Originale sich nicht zu weit entfernen wollte, mag es daher auch entschuldigen, daß er nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist, und die beträchtlichen Lücken, die sich in demselben finden, auszufüllen, und durch bedeutendere Zusätze und Erweiterungen das zu ergänzen und vollständiger anzuführen gesucht hat, was vom Verf. entweder ganz mit Stillschweigen übergangen, oder nur flüchtig von ihm berührt worden ist. Hieher gehören unter andern die aufrührerischen Auftritte in Smaland und Westgothland; des Bischofs Haraldt und des Reichsraths Brynteßon Unternehmungen; des Letztern Ernennung zum Könige; hauptsächlich Nils Dake's so bedeutende und gefährliche Empörungen; ferner mehrere wichtige Einrichtungen, welche Gustav in seinem Lande traf, um den Flor desselben zu befördern, und nun insbesondere dem Handel empor zu helfen; u. s. w. Wenn auch daher dieses französische, durch Hrn. H. auf deutschen Boden verpflanzte historische Produkt an Vollständigkeit und Gründlichkeit der Originalarbeit billig nachstehen muß, die wir über denselben Gegenstand vom Hrn. von Archenholz besitzen: so möchte es dieser wenigstens den Vorzug einer gefälligen und anziehenden Manier streitig machen, und daher bey denjenigen Lesern, für die es vom Uebersetzer hauptsächlich bestimmt ist, und denen es mehr um eine unterhaltende, als um eine gründliche Lektüre zu thun ist, sich leicht eine günstigere Aufnahme, als die vom Herrn v. Archen-

ebenfalls erschienene Geschichte Gustavs Wasa zu versprechen haben.

Die Uebersetzung selbst ist sehr wohl gerathen, und giebt die genannten Vorzüge, durch die sich Vertot's historische Arbeiten auszeichnen, getreu wieder. Rec. hat mehrere Stellen mit dem französischen Originale genau verglichen, und gefunden, daß dasselbe bey dieser Uebertragung in unsere Sprache an lebendiger, gedrungener Darstellung, und an Kraft und Schönheit des Ausdrucks nichts verloren habe. Nur selten stößt man auf Ausdrücke und Wendungen, die an eine Uebersetzung aus dem Französischen erinnern; z. B. S. 16. „Albrecht hatte die Krone von Schweden keinem, „als der unruhigen Stimmung der Schweden zu verdanken." (A. ne devoit la couronne de Suede qu'à l'humeur etc.) Eben so selten sind die Stellen, in welchen der Sinn des Originals verfehlt, oder doch nicht richtig und deutlich genug ausgedrückt worden ist. Eine derselben befindet sich im 2ten Th. S. 29, wo es von Gustav heißt, daß er der Krönungsceremonie deßhalb auszuweichen gesucht habe, „weil er seinen „Thron noch nicht für befestigt genug hielt, um bey dieser „Gelegenheit nicht den Eid leisten zu dürfen, den die „Geistlichkeit, zur Sicherstellung ihrer Rechte und Privile„gien, jederzeit mit so vielem Eifer verlangte." Diese Stelle ist, in Absicht der unterstrichenen Worte durchaus unverständlich, und drückt den Sinn des Originals auf keine Weise bestimmt und richtig genug aus. Im Französisch. heißt es: — pour ne pas prêter, dans cette occasion, les sermens etc. — wobey nothwendig das Zeitwort vouloir hinzugedacht, und der Sinn dieser Worte im Deutschen so gefaßt werden muß: um den Eid zu verweigern, den u. s. w. Denn diese von G. beschlossene Verweigerung eines Eides, der mit seinen Absichten, die Rechte der Geistlichkeit einzuschränken, so wenig übereinstimmte, war die Ursache, warum er die Krönungsceremonie, bey welcher dieser Eid von den schwedischen Königen bisher geleistet worden war, immer aufzuschieben suchte. —

Noch müssen wir in Absicht des Titels, den der Uebersetzer des franz. gewählt hat, bemerken, daß er zwar schicklicher gewählt ist, als dieser, — nach welchem man weit mehr, als Vertot hier geliefert hat, nämlich eine Geschichte der

schwedischen Revolutionen überhaupt erwartet; — daß er aber dennoch, ohne weitern Zusatz, dem Inhalte eines Buches nicht ganz angemessen ist, welches außer der Geschichte Gustav's Wasa, zugleich eine Darstellung des Zustandes enthält, worin sich Schweden von der Mitte des 14ten Jahrhunderts an, befand.

Dw.

Grundriß einer Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten. Aus der Handschrift eines Veteranen. Herausgegeben von T. Z. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1801. 108 S. kl. 8. 8 gr.

Ja wohl eines Veteranen! dieß zeigt die ganze Schrift, der Verf. ist mit der deutschen Geschichte genau bekannt, treffend sind die Gemälde, kraftvoll die Darstellung. Man bedauert am Ende nichts mehr, als daß es nur ein Grundriß ist; mit Vergnügen und Nutzen würde man von demselben Verf. eine ausführliche Schilderung von dem Privatleben der deutschen Fürsten in den verschiedenen Perioden der deutschen Geschichte lesen. Der Verf. hat diesen Grundriß in 4 Perioden getheilt: Die erste fängt ungefähr mit dem Aussterben der Karolinger an, und geht bis in die Mitte des 12ten Jahrhunderts, bis zum Anfange der Regierung der Kaiser aus dem Stauffenschen Hause. Die zweyte Periode erstreckt sich bis auf die Zeiten der Reformation, oder bis zur Regierung Maximilians. Die dritte geht bis auf die Zeit unmittelbar nach dem dreyßigjährigen Kriege, und die vierte bis auf den Hubertsburger Frieden. Die Hauptrubriken, unter welchen alles, was das Privatleben der Fürsten betrifft, geschildert wird, sind Erziehung, Amts- und häusliche Verhältnisse, und Vergnügungen.

Ci.

Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, von Joh. Ernst Christian Schmidt, ordentl. Professor der Theologie. Erster Theil. Gießen und Darmstadt, bey Heyer. 1801. VIII und 591 Seiten. Nebst

Nebst einem Register. 1 Rl. 16 gr. Zweyter Theil. Ebendas. 1802. Nebst dem Register 388 S. 8. 16 gr.

Abermals eine Kirchengeschichte, welcher man zwar das Lob der Unparteylichkeit, und der freyen unbefangenen Forschung nach Wahrheit nicht absprechen kann; die aber auch, vielleicht eben deßwegen, weil sie von jeder Partey das Gute, so wie das Schlimme darlegt, nicht immer und überall auf eine pragmatische Art zu Werke geht. Der Verf. fängt seine Vorrede in einem sehr ironischen Tone an: „Es ist noch „nicht lange her, daß man dem Kirchenhistoriker erlaubt hat, „zu keiner Partey zu gehören; sondern die Resultate seiner „Forschungen frey vorzutragen, — möge es auch zum Vor„theil dieser oder jener Behauptung gereichen." Eigentlich hat man es von jeher für Pflicht und Erforderniß eines wahren Kirchenhistorikers gehalten, zu keiner Partey zu gehören. Aber, da es, sobald man über die historische Angaben pragmatisch raisonniren und urtheilen will, eben nicht so leicht ist, die Partie, zu der man gehört, zu verbergen, weil ein Jeder die geschichtlichen Data aus seinem eigenen Standpunkte betrachtet, und weil bey einer jeden Partie mehr oder weniger Wahrheit ist: so kann man sich das Lob der Unparteylichkeit freylich nicht besser sichern, als wenn man sich von allem eigenem Urtheilen gänzlich enthält, und das Geschehene bloß so trocken hinreferirt, wie man es bey allen und jeden Parteyen gerade vor sich findet. Daß die Geschichte an und für sich selbst durch solche ganz unparteyische trockene Erzählungen in Hinsicht auf nähere und umständlichere Erörterung der Thatsachen und Begebenheiten gewinnen könne, das ist und bleibt zwar keinem Zweifel unterworfen. Aber das Herausziehen der Resultate, die zur Berichtigung der Urtheile über die historischen Angaben dienen könnten, wird dadurch auf keine Weise erleichtert. — Daß in der Kirchengeschichte Vieles, was der Untersuchung bedürfte, noch ununtersucht sey, wie der Verf. in seiner Vorrede klagt, das mag wohl wahr seyn. Ob aber der Verf. selbst viele neue Untersuchungen angestellt habe, und auf neue Ansichten der Dinge gekommen sey, das muß der Erfolg lehren. In diesem Theile wenigstens fand Rec. noch nichts, was nicht in der Schröckhischen und andern Kirchengeschichten eben so ausführlich und kritisch-genau un-

 tersucht

tersucht worden wäre, wie hier. Was der Verf. von S. 5 — 21 von der politischen Geschichte der Juden, von ihrer Religion und Sittenlehre vor und nach dem Exil, von den Pharisäern, Sadducäern, Essenern, und von ihren Erwartungen eines Messias sagt, ist ganz gut, und enthält manche Data zur Erläuterung der christlichen Religionsgeschichte selbst. Ueber die Geschichte Jesu und über die Quellen derselben, so wie über die Zeit seiner Geburt; über seinen Vorgänger den Täufer Johannes; über Jesu öffentliches Leben; über seine letzten Begebenheiten, seinen Tod, seine Auferstehung, u. s. w. macht der Verf. ebenfalls viele, gute Bemerkungen S. 22 — 63. Darunter rechnet Recens. insonderheit auch diese, daß er vermuthet, diejenige Partey, die vor Judas Gaulonites gestiftet, sichs zum Geschäfft machte, den Saamen des Aufruhrs gegen die römische Oberherrschaft weiter zu verbreiten, — er nennt sie die jüdischen Jakobiner, S. 51 habe wahrscheinlich am meisten zu den Verfolgungen gegen Jesum beygetragen. Dagegen kann es Rec. nicht billigen, daß der Verf. so gar nichts, oder doch äußerst wenig von den Jesu eigenthümlichen Lehren, Gesinnungen, Grundsätzen, Anordnungen, Reformen, Gebräuchen und Einrichtungen sagt, — lauter Dinge, ohne welche man den Stifter der christlichen Kirche nie recht kennen lernt. — Von S. 64 — 96 beschreibt der Vf. die Geschichte der Apostel und ihrer ersten Gehülfen, auch die Geschichte der ersten Christenbekehrungen, wo Rec. die so schnelle und immer weiter gehende Vermehrung der neuen Christengesellschaft eben nicht so natürlich finden, sie wenigstens nicht aus den vom Verfasser S. 66 fg. angegebenen Ursachen allein ableiten kann. Auch war die Anerkennung der Messianität (wie affektirt, Messiaswürde wäre besser) Jesu freylich die erste Bedingung, worauf Juden und Heiden in diese neue Gesellschaft aufgenommen wurden, und der nächste Zweck, worauf die Apostel in allen ihren Reden zuerst hindrangen. Aber daraus folgt nicht so unmittelbar, wie der Verf. S. 94 behauptet, daß sie Jeden, der die Messianität Jesu zugab, sogleich getauft haben, daß man überhaupt mit der Aufnahme der Neubekehrten zu sehr geeilt, zu sehr nach einer großen Anzahl von Mitgliedern der neuen Gesellschaft gestrebt habe, und daß man sich keine allzu hohe Meinung von der Religiosität und Sittlichkeit, die durch das Christenthum verbreitet worden, machen dürfe. Denn, so gern Rec. auch zugeben mag, daß man sich ehemals von der

Voll-

Vollkommenheit und Heiligkeit der ersten Christen allzuhohe Meinungen gemacht hat: so läßt sichs doch nicht läugnen, daß die ersten Christen in manchen Hinsichten viel religiöser und sittlicher waren, als die, welche nachher erst durch das mehr verunstaltete Christenthum gebildet wurden. Und wenn gleich die Anerkennung der Messiaswürde Jesu der erste und nächste Zweck so vieler apostolischen Reden und Schriften war: so war sie doch gewiß nicht der einzige. Der Verfasser weiß es auch gar wohl, daher gestehet er S. 95 fg. selbst ein, daß die Briefe des Johannes, des Jakobus, und die Belehrungen des Apostels Paulus bloß moralischen und religiösen Inhalts waren. In dem, was der Verf. von S. 151—305 über die Geschichte der christlichen Religion und Sittenlehre sagt, beweißt er ein ziemliches Studium der Quellen und gute Anwendung derselben. Besonders findet das, was von dem Einflusse jüdischer und jüdisch-zoroastrischer Annahmen auf die Meinungen von Christo und von seinem Verhältniß zur Gottheit; von den Philosophemen über den Ursprung des Uebels; von den verschiedenen Meinungen über das Mosaische Gesetz; und besonders S. 185 fg. über die Denkart der Christen in Ansehung der Sittlichkeit gesagt wird, des Rec. Beyfall. Nur hätte er gewünscht, daß der Verf. die Ursachen der Geringschätzung des gegenwärtigen Lebens, und des Körpers aus den Schriften gleichzeitiger Philosophen etwas tiefer geschöpft und hergeleitet hätte. Eben so ist auch die Geschichte der Entstehung der katholischen Kirche, die jetzt schon über alle andern hervorzuragen, und die andern sogar mit Unterdrückung zu bedrohen schien, und die Geschichte der sogenannten Häretiker sehr fleißig bearbeitet. Auch über die gesellschaftliche Verfassung und religiösen Gebräuche der ersten Christen urtheilt der Verf. S. 306—384 ganz richtig.

Die Nachrichten endlich, die der Verf. von den wichtigsten christlichen Schriften dieser Periode von S. 385 bis zu Ende giebt, schienen dem Recens. gar nicht zu weitläuftig zu seyn, besonders da der Geist jener Zeiten, aus welchem sich der Geist aller nachfolgenden Zeiten entwickelt hat, aus denselben erst recht vollständig und richtig aufgefaßt werden kann. In dieser Hinsicht wünschte Rec. eher mehrere als wenigere Auszüge aus den wichtigsten dieser Schriften hier zu finden. Hingegen hätten andere, von denen man nichts, als den bloßen Namen des Verfassers und ihre Aufschriften,

 oft

ist mit vieler Ungewißheit anzugeben weiß, kürzer abgefertigt werden können.

Der zweyte Band soll die zweyte Periode der christlichen Kirchengeschichte von Konstantin dem Großen bis auf Leo von Isaurien und Bonifacius, den Apostel der Deutschen, enthalten. Er enthält aber bloß die Geschichte der weitern Verbreitung des Christenthums in den Morgen- und Abendländern, und dann die Geschichte der Streitigkeiten unter den Christen. Wahrscheinlich, — denn bestimmt hat der Vf. nichts davon gesagt, — wird also die Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre, die zu dieser Periode noch gehört, erst in einem noch nachfolgenden Bande nachgeholt werden. Daß der Verf. die Geschichte der Religions- und Sittenlehre von der Geschichte der Religionsstreitigkeiten getrennt und abgesondert behandeln will, davon giebt er in der Vorrede zwar ganz gute Gründe an. Aber daß er jene nicht vor dieser abhandelte; sondern zuerst die Streitigkeiten, die über die christliche Religions- und Sittenlehre geführt wurden, auseinandersetzte und darstellte, und nun erst die Geschichte der letztern beschreiben will, davon wüßte Rec. keinen andern Grund zu erdenken, als etwa diesen, weil sich die christliche Religions- und Sittenlehre eigentlich aus den Streitigkeiten, die über die verschiedenen Philosopheme und Lehrmeinungen der Gelehrten geführt wurden, herausgebildet hat. — Was der Verf. S. 1—18 über Konstantins Bekehrung zum Christenthume sagt, das hat des Rec. völligen Beyfall, und überzeugte ihn aufs neue, daß solche Bekehrungen meistens, wo nicht immer, und hauptsächlich durch den Gedanken, den man jenen Fürsten beyzubringen wußte, daß der Christen ihr Gott mächtiger sey, als der Heiden Götter, daß folglich auch sein Beystand am gewissesten zum Sieg über die Feinde verhelfe, vergl. S. 91 motivirt wurden. Auch machte es dem Christenthum keine Ehre, wenn es den Sieg über das Heidenthum mehr durch kaiserliche Edikte, durch harte Strafen und Verordnungen gegen den Paganismus, durch gewaltsame Zerstörung heidnischer Tempel und Altäre, und durch andere lügenhafte und falsche Beförderungsmittel, wie z. B. S. 36 zu erringen suchte, als durch simple, aber kräftige Darstellung der reinen Wahrheit. Nur sieht Rec. nicht ein, warum eine Kirchengeschichte, um ja ganz unpartheyisch zu scheinen, solche Bekehrungen bloß trocken hin referirten

[illegible] ein [illegible] Urtheil darüber fällen zu dürfen.

Die Streitigkeiten, deren Geschichte von S. 112 an beschrieben wird, handelt der Verf. in 3 Abtheilungen ab; in der ersten erscheinen vornehmlich die Donatistische und Arianische; in der zweyten solche, welche mehr Bezug auf die Sittenlehre, als auf die Religionslehre hatten, und hauptsächlich vom Hieronymus und Augustinus gegen ihre Gegner geführt wurden; und in der dritten die Streitigkeiten über die 2 Naturen und 2 Willen in Christo. Unter diesen Streitigkeiten sind diejenigen, welche Hieronymus und Augustinus mit ihren Gegnern führten, noch die lehrreichsten, und könnten um so mehr in ein helles pragmatisches Licht gesetzt werden, weil sie mehr durch Schriften, als durch Hofkabalen und bischöfliche Intriguen debattirt wurden. Der Verf. geht aber gerade hier in Erörterung der Quellen, woraus der Augustinische und Pelagianische Streit über die moralischen Anlagen der menschlichen Natur floß, in Darstellung des Gewichts der gegenseitigen Gründe, und in Erforschung der Ursachen, die dem Augustinischen System endlich den Sieg verschafften, auf keine recht pragmatische Art zu Werke. Keine Geschichte aber ist wohl ärgerlicher, verwickelter, mühsamer, verdrüßlicher und unangenehmer, als die Geschichte der Arianischen, Monophysitischen und anderer damit verwandten Streitigkeiten, die der Verfass. in diesem Bande beschreibt. Denn da traten so viele und vielerley gegen einander streitende Parteyen auf dem großen Kampfplatze der Kirche auf; da wurden in der Hitze des Streits und des Widerspruchs so viele und vielerley Meinungen, die oft nur durch die haarscharfeste Distinktion von einander zu unterscheiden sind, und zwar über Dinge, die dem menschlichen Verstande ganz unerforschlich sind, und mit der eigentlich praktischen Religion nicht in der mindesten Verbindung stehen, auf das Tapet gebracht; da mischten sich so viele für den Geschichtschreiber ganz im Dunkeln liegende Hofkabalen, so viele Leidenschaften, so viele ehrgeizige oder herrschsüchtige Absichten von Seiten der gegeneinander streitenden Bischöfe und ihrer Helfershelfer mit ins Spiel; da wurde der Sieg von der einen Partey so oft zu der andern, auch durch geringfügige, oder zweifelhafte oder ganz unbekannte Umstände hingedrehet, daß es auch dem geübtesten Geschichtschreiber kaum möglich wird, alle diese Din-

ge in eine pragmatische Verbindung und Ordnung zu bringen, wenn er nicht einen gewissen Gesichtspunkt, einen gewissen Faden ergreift und annimmt, der ihn und seine Leser durch dieses Labyrinth von Streitigkeiten sicher hindurch leitet. In dieser Kirchengeschichte werden nun zwar alle die Streitigkeiten, die über die Zeugung des Sohnes Gottes vom Vater, über die Wesensgleichheit, oder Wesensähnlichkeit, oder Wesensunähnlichkeit dieser beyden Personen, über die eine oder die zwey Naturen, über den einen oder die zwey Willen in Christo, und über andere solche höchst unbedeutende, und die eigentliche Religion Jesu nicht im Mindesten berührende Fragen geführt wurden, mit vieler historischer Kritik, Genauigkeit und Vollständigkeit in ihrer chronologischen Ordnung nach einander aufgezählt; aber in Hinsicht auf Berichtigung der Urtheile, die man über solche Streitigkeiten zu fällen hat, wird durch eine solche Behandlung der Geschichte wenig gewonnen.

Ax.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Wegweiser nach Tepliz und den umliegenden Gegenden und Oertern, besonders nach Mitschau, Mariaschein, Graupen, Osseg, Dux, Bilin u. Doppelburg. Mit 1 Kupfer. Dresden, bey Gerlach. 1802. 99 Seiten in 12. 12 gr.

Diese kleine Schrift entspricht dem Titel ganz, und Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, weil er sich wieder ganz in die darinnen angegebenen Gegenden und Oerter, die er selbst zu nigemal besucht hat, versetzt fand. Daß der Verfasser alles, was die Naturscenen und andere Merkwürdigkeiten in und um Tepliz betrifft, bey aller Kürze, doch vollkommen richtig darstellt, wird Jeder finden, der selbst da gewesen ist. Vorzüglich schätzbar ist die genaue und richtige Bezeichnung der Wege, auf denen man zu den in der Inhaltsanzeige angegebenen Oertern gelangt. Hier wird der Fremde nicht nur sicher geleitet; sondern auch überall auf das, was sehenswürdig ist, aufmerksam gemacht.

Es

Es ist sehr glaublich, daß der Verf., wie er in der Vorrede sagt, alles mehreremale genau untersuchte, ehe er es niederschrieb; dieses sieht man besonders an den Nachrichten von dem nicht weit von Teplitz liegenden Schloßberge, und von dem drey Stunden davon entfernten Millschauer Berge. Die Beschreibung von den Aussichten, die der Gipfel des Wacholderberges von allen Seiten gewährt, ist eben so treu, wie die Schilderung von Mariäschein, Graupen, Dux, Bilin und dem Kloster Ossegg. Die Erzählung von der äußern und innern Beschaffenheit der Kirchen, Schlösser, und anderer öffentlichen Gebäude, das allmählige Fortführen von einem Gegenstande zum andern, wobey man einen eigentlichen Führer oder Wegweiser in der That entbehren kann, giebt einen Beweis, daß der Verfasser nicht geeilt; sondern mit fleißiger Sorgfalt alles Nöthige zu bemerken bemüht gewesen ist. — Der Anhang ist für diejenigen sehr brauchbar, die nach Teplitz reisen wollen, weil man darinnen auf manche zu erwartende Dinge aufmerksam gemacht wird. — Der beygefügte Kupferstich stellt die auf dem mittlern Theile des Geiersberges befindlichen Ruinen, nebst dem gegenüber liegenden Gebirge vor.

Ha.

Neues vollständiges geographisch-statistisch-topographisches und historisches Lexikon der Fürstl. Anhaltischen, Schwarzburgischen, Reußischen, Herzoglich-Sächsischen Lande, nebst dem Erfurter Gebiet und der Grafschaft Blankenhayn. Von D. Theodor Ferd. Kajetan Arnold. Hamburg und Mainz, bey Vollmer. 1802. 8. 1 Rl.

Die topographischen Wörterbücher über einzelne Länder und Kreise werden in unsern Tagen immer gewöhnlicher; aber freylich, wenn von Messe zu Messe etwas geschrieben und verlegt werden muß; da verfällt man zuletzt darauf, schon gesammelte Materialien in einer andern Ordnung wieder aufzutischen, oder eine systematische Beschreibung eines Landes in eine alphabetische zu verwandeln. Wer aber selbst zuerst die Materialien zu einem topographischen Wörterbuch gesammelt

melt haben sollte, würde seine Mühe weit [illegible] um das geographische Studium, angewendet haben, wenn er dafür mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit eine zusammenhängende Beschreibung eines einzelnen Landes geliefert hätte; denn nur dadurch nähert sich nach und nach die Geographie ihrer Vollkommenheit. Wörterbücher, wenn sie nicht aus sehr vollständigen Quellen gezogen werden, haben meistens den Fehler der Unvollständigkeit und Ungleichförmigkeit, sie schreiben Vieles ab, wo sie Vieles finden, und Weniges, wo die Quellen sparsamer fließen. Das sieht man aus dem bundschuhischen Wörterbuch des fränkischen Kreises, und größtentheils auch aus dem gegenwärtigen. Der Verf. bekennt selbst in der Vorrede, daß er zwar über Gotha, Anhalt, Erfurt und Koburg einen reichhaltigen Stoff, vorgefunden habe; daß aber über die schwarzburgischen und reußischen Landen, über Blankenhayn und das gothaische Altenburg, noch eine große Finsterniß herrsche, und daß er über sie nur unzulängliche Bruchstücke von geographischen Nachrichten habe zusammenbringen können. Wir glauben es ihm gar wohl, daß er gegen 300 Briefe vergeblich geschrieben habe. Es hält unglaublich schwer, sichere statistische und topographische Nachrichten einzuziehen; aber eher würden wir unser Vorhaben aufgeschoben, oder gar aufgegeben, als mit Willen ein unsern Wünschen nicht ganz entsprechendes Werk herausgegeben haben. Dem Umfang nach ist dieses Wörterbuch überaus vollständig, indem sogar einzelne Höfe, Mühlen, Hammerwerke, Wüstungen, Bäche, Seen, Berge und Wälder darin aufgenommen sind; allein die Rubriken sind nur zu ungleich ausgefüllt, indem bey manchem Dorfe Geschichte des Orts, der Herrschaft, der Kirchen, Acker- Häuser- Vieh- und Menschenzahl so vollständig angegeben werden, daß nichts zu wünschen übrig bleibt; bey andern aber dieses alles fehlt. Dem gewöhnlichen Nachtheil oder Mangel solcher Wörterbücher, daß dadurch die allgemeine Uebersicht eines ganzen Landes oder Amtes erschwert wird, hat der Verf. sehr glücklich dadurch abgeholfen, daß er unter dem Namen eines solchen Landes, z. B. Koburg, Anhalt, Altenburg, die Geschichte, Beschreibung und Eintheilung desselben angebracht hat. Unter den Quellen, die der Verf. in der Vorrede genennt hat, fehlt das Meiningische gemeinnützige Taschenbuch, aus dem der weitläuftige Artikel, Altenstein, abgeschrieben ist. Wir theilen nun noch einige Bemerkungen mit, die uns bey Durchblät-

[illegible] aufgehoben sind. S. 21. Wilhelmsen hat kein herrschaftliches Schloß; aber ein adeliches Rittergut, dem Herrn v. Reunitz gehörig, dessen Rittersitz aber zerstört ist. S. 23. Die Häuserzahl in Altenburg wird S. 25 zu 1003 angegeben; allein 1790 zählte man daselbst 1223 Gebäude und [illegible] Menschen. Unter diesem Namen folgen 3 Rubriken aufeinander, Altenburg als Fürstenthum, Amt mit seinen 253 Ortschaften, und Stadt; unbegreiflich aber ist es uns, daß im letzten Artikel des dasigen, 1705 von Herzog Friedrich, zur Erziehung armer Fräulein, gestifteten sogenannten Magdalenenstifts nicht einmal erwähnt wird. Es hat dasselbe einen Stiftspropst, eine Stiftspröbstinn, 7 Kapitularinnen, und eine adeliche Witthe, als Aufseherinn der dermaligen darin befindlichen 19 Fräuleins von [illegible] — 12 Jahren. Für die Aufnahme wird für jedes Fräulein [illegible] Thaler bezahlt, wovon beym Austritt 1000 Thaler zurückbezahlt werden. Der schon gerügte Artikel Altenstein ist nach Verhältniß viel zu weitläuftig, und hätten besonders die historischen Träumereyen S. 27 ganz wegbleiben können. Bey Bedheim fehlt das ansehnliche von Lilienstern'sche Rittergut. Beinerstedt (nicht Beiernstedt) ist kein Filial von Neumied; sondern von Reurieth. Berkach hat nicht 18, sondern 82 Wohnhäuser, 330 christliche, und 102 jüdische Einwohner. Die dasige politische und kirchliche Verfassung (denn das Dorf steht unter mehreren Herrschaften), ist durch einen Receß von 1670 regulirt. Das Eisenbergwerk in Bernhard wird nicht gebauet, es ist falsch, daß man von Suhl aus Lust bezeigt hätte, es zu bauen. Billmuthhausen gehört dem Herrn von Herda. S. 194. Die Trennung der Pflege Koburg von Henneberg, ist hier ganz unrichtig angegeben, z. B. daß Friedrich der Strenge, durch seine Heyrath mit der Katharine von Henneberg, diese ganze Pflege bekommen habe. Berichtigungen dieses Artikels kann der Verf. aus des Herrn Hofr. von Schultes Hennebergischen Geschichte entlehnen. Altenbreitungen im Meiningischen Amte, und Frauenbreitungen fehlt ganz.

Gt.

Marco Paolo's Reise in den Orient, während den Jahren 1272 — 1295. Nach den vorzüglichsten Original-Ausgaben verdeutscht, und mit einem

nem Kommentar begleitet (,) von Felix Peregrin. Ronneburg ꝛc. bey Schumann. 1802. VI u. 248 Seiten 8. 1 Rthlr.

Endlich — nachdem man oft und wiederholentlich um eine kritische Ausgabe dieser merkwürdigen Reise eines Venetianers im Mittelalter, die Gelehrten Deutschlands bisher vergeblich aufgefodert hat, wagt es endlich ein Dilettant, wie sich der Uebersetzer und Herausgeber selbst nennt, dieses schwierige Produkt der Literatur, für deutsche Leser, die weder das italiänische Original, noch die vielfachen Uebersetzungen in andern Sprachen verstehen, zu bearbeiten. In Wahrheit kein geringes Unternehmen, das auch der jetzige deutsche Uebersetzer, jedoch — nach des Rec. Einsicht — nicht ganz und in seinem wesentlichen Umfang zu fühlen scheint. Nach unserer Ueberzeugung gehört dazu mehr, als Italiänisch oder Latein, oder irgend eine europäische Sprache zu verstehen, aus welcher der Marco Paolo, deutsch geliefert werden soll; man muß auch einen ansehnlichen Vorrath kritisch gewogener Kenntnisse aus der alten und mittlern Geographie, Länder- Völker- und Sprachkunde mitbringen, und überdem ein gewandter Historiker seyn, um die Handelsverhältnisse der Europäer mit Asien in jenen Zeiten, nach allen Richtungen würdigen zu können, und endlich einen Schatz geprüfter literarischer Wissenschaft besitzen, um ächte Quellen von Interpretationen, und falsche Handschriften von ächten Ausgaben zu unterscheiden verstehen. Ob dieß Alles Sache des jetzigen deutschen Uebersetzers sey, lassen wir vorläufig dahin gestellt seyn, weil erstens die vorliegende Erscheinung bloß den Text, ohne alle Erklärung liefert, und zweytens in der Vorrede von keiner Ausgabe die mindeste Erwähnung geschiehet, nach welcher diese Uebersetzung veranstaltet worden, es sey denn, daß auf eine entfernte Art die französische Ausgabe des Bergeron's, die derselbe nämlich in seiner Sammlung von orientalischen Reisen geliefert hat, und die wir gerade jetzt, um Vergleichungen anzustellen, nicht bey der Hand haben, damit gemeinet sey. — Dieß sey wie ihm wolle: genug, wir enthalten uns sorgfältig einer jeden Kritik über diese Ausgabe, die wir aber bis zum zweyten Bande, der den auf dem Titel des Buchs bemerkten Kommentar enthalten soll, ausdrücklich uns vorbehalten, wo wir dann das Ganze

anschaulich zu zergliedern gedenken. — Inzwischen sey es uns erlaubt, einige vorläufige Bemerkungen voranzuschicken, die dem Herausgeber des Marco Polo zur kritischen Beleuchtung seiner Arbeit, nicht unwillkommen seyn dürften, und daher, in Erklärung des Originals, erwogen zu werden verdienen.

Schon Ramusio versichert (Tom. II. p. 4), daß Marco Polo (und nicht wie hier auf dem Titel irrig gedruckt worden: Paolo) 26 Jahre in Asien herumgereiset, und, wie Tiraboschi behauptet, seine Wanderschaft gegen das Jahr 1270 oder 1271 angetreten habe (s. Storia della Letterat. ital. Tom. IV. p. 82); also ist der Unterschied der Zeit, wann unser Reisender nach den Orient gieng, gegen die, welche hier auf dem Titel angegeben wird, auffallend. Ueberdem wird auch mit keinem Worte erwähnt: ob das Original deutsch, oder lateinisch, vom Verf. selbst, oder von einem seiner Freunde geschrieben worden sey, worüber bisher oft gestritten wurde. Rec. versichert aber, daß das wahre Original italiänisch, oder vielmehr im alt-venezianischen Dialekt zuerst ins Publikum gekommen, wie Zeno längst erwiesen (s. *Fontanini* Biblioth. della Eloquenz. Italiana. Tom. II. p. 271). Mehr dürfen wir des Raums wegen, nicht hinzufügen.

F.

Briefe eines französischen Officiers, geschrieben im Jahr 1800, aus Steiermark, Kärnthen, Italien, der Schweiz, Baiern und Salzburg. Herausgegeben von dem Verfasser der Briefe über Frankreich und Italien. Leipzig, bey Wolf und Komp. 1803. (1802.) XX und 484 Seit. 8. 1 Rk. 16 gr.

Nicht etwa aus dem Französischen übersetzt; wie schon Ton und Fluß des Vortrags, noch weit mehr aber Inhalt und Ansicht der Dinge darthun. Laut Anzeige des Herausgebers, war ihr Verf. durch eine seltne Schicksalsverwick-

[illegible] kurz vor Anfang des letzten Krieges in [illegible]
ste getreten, hatte den ersten Feldzug in Italien mitgemacht,
und den Unfall gehabt, in Mantua gefangen zu werden.
Von hier aus ward er nach Leoben in Steiermark gebracht,
wo er acht Monate hindurch den sehr beschränkten Aufenthalt
in schmutziger Kaserne sich mußte gefallen lassen; sodann aber
ausgewechselt wurde. Er gieng hierauf nach Mailand, und
fand, wie es scheint, daselbst die Anweisung vor, bey der
Rheinarmee zu dienen. Dieser Umstand hatte eine flüchti-
ge Reise durch Piemont, Savoyen, die Schweiz und Schwa-
ben zur Folge; denn schon war Moreau bis Augsburg
vorgedrungen. Diesem hilft er den Sieg bey Hohenlinden
erfechten, und begleitet den glücklichen Feldherrn nach Salz-
burg, wo endlich bey beyden Armeen die gleich erwünschte Nach-
richt einläuft, daß ein neuer Waffenstillstand abgeschlossen
worden. Unser Landsmann, denn ohne Zweifel ist er das,
wollte von hier aus unverzüglich nach München Urlaub neh-
men, da den Friedensschluß abwarten, und sodann seinen
Abschied fordern, einer Lebensart satt und müde, zu der er
weder erzogen worden, noch die geringste Neigung fühlt.

Daß für Statistiker, Kunstfreunde, Litteratoren, in
vorliegenden Briefen wenig oder nichts enthalten sey, gesteht
der Herausgeber selbst; und so umständlich auch sein Vorbe-
richt über den eigentlichen Werth derselben wird, blickt seine
Verlegenheit, ihnen den schicklichen Rang anzuweisen, doch
überall durch. Am Ende bekommt man zu hören, daß solche
mehr unterrichtend als unterhaltend wären; obschon der
Briefsteller keineswegs versäumt habe, durch Mannichfaltig-
keit und lebhafte Schilderung großer und schöner Naturer-
scheinungen (womit es jedoch auf weiter nichts als einzelne
im Vorbeygehn genommene Gebirgsansichten hinausläuft)
auch diejenigen Leser zu gewinnen, denen es nicht bloß um
politische oder militärische Belehrung zu thun sey. Die
Wahrheit ist: nur solche Käufer, die über Verfassung und
Stimmung der im Jahre 1800 in Italien und Deutschland
fechtenden Heere Frankreichs, so wie über den Volksgeist der
von ihnen heimgesuchten Länder, einen Augenzeugen hören
wollen, dürften es aushalten, das Buch bis ans Ende durch-
zublättern; und auch diese kaum, ohne sehr oft eben so ge-
schwind mit dem Finger als dem Auge zu lesen.

Von

Von den XXII Briefen, worin das Ganze zerschnitten ist, datiert der erste aus Leoben. Da der Ungenannte gern oder ungern volle acht Monate daselbst verweilte, ist es ganz natürlich ihn über Sitten und Lokal hier etwas umständlicher zu finden; allein auch diese Umständlichkeit hat er mit mehrern, in unsrer N. A. D. Bibl. bereits angezeigten Reisebeschreibern Oesterreichs zu theilen; als die, seitdem das Oertchen durch den daselbst geschloßnen Frieden etwas bekannter geworden, von dieser Gegend uns Nachrichten um die Wette mitgetheilt, und eben so wenig vergessen haben, die wegen des Friedens daselbst angebrachten Inschriften mit diplomatischer Genauigkeit vorzulegen. Daß der genießende Theil seiner Einwohner (nicht einmal die muthmaaßliche Zahl derselben wird angezeigt) vom Ertrage der in der Nähe befindlichen Eisenhämmer und Sensenschmieden sich reichlich nähre, wußte man längst; nicht so vielleicht, daß ein solcher Hammer, nach Abzug aller Kosten, jährlich gegen 4000 Gulden eintrage. Verbürgen indeß möchte Rec. diese Angabe nicht; denn jene Hämmer werden doch schwerlich insgesammt von einerley Werth seyn; und wieviel giebt es ihrer überhaupt? um auf die Wohlhabenheit des Orts daraus schließen zu können. Im Durchschnitt an 80000 Gulden des Jahrs (seit wenn aber in Anschlag gebracht?) rechnet er die landesherrlichen Gefälle von den Eisenbergwerken Leobner Gebiets, und dieß ohne sonderliche Kosten für die Krone; was aber von 32 Kreuzern, die das Pfund reinen Eisens zuweilen kosten soll, ebendaselbst geschwatzt wird, weiß Rec. mit dem Uebrigen nicht zu reimen. — Um der auf dem Rückmarsch begriffnen Condé'schen Legion aus dem Wege zu gehn, als mit welcher die aus 100 Subalternofficiers von fünferley Nationen bestehende Reisegesellschaft des Ungenannten leicht handgemein hätte werden können, mußte letztre wenig besuchte Nebenstraßen und Gegenden einschlagen, die man freylich auf der großen Heerstraße nicht zu sehen bekommt; es aber auch kaum verdienen, weil Natur und Sitten da doch meist die nämlichen sind, und das Unbekannte nicht überall und immer zum Merkwürdigern wird. Was sich über Laybach, Idria, Görz, mit einem Wort den ganzen Zwischenraum bis Treviso hier zu lesen findet, ist so flach und sachleer als möglich; wie auf solch einem Marsch, und in so unbequemer Gesellschaft es auch nicht anders seyn konnte. Von Tr. bis Verona ward die Reise schon durch den Umstand unterhal-

 ten.

lender, daß die auf lange Zeit hin so denkwürdige Schlacht bey Marengo sich eben ereignet hatte, die Nachrichten davon einander auf's Sonderbarste widersprachen; der Schwarm des allerwärts flüchtenden Trosses aber sehr bald Aufschlüsse gab, die Stimmung der Italiäner sich überall änderte, und also für den ausgewechselten Officier die Scene jeden Tag neue Gestalten bekam. Ueber eben diese, leider! nur allzu merkwürdige Schlacht und ihre Folgen, steht zwar von S. 155—168 ein Langes und Breites, ohne daß es etwas Anders daraus zu lernen giebt, als was man mit ungleich wenigerm Wortaufwand schon anderwärts her weiß. Die Franzosen waren nämlich schon in vollem Rückzuge; die beyden Flügel der Oesterreicher aber hatten in der Hitze des Verfolgens, und bis zur Ermüdung, sich zu weit vom Mittelpunkt entfernt; ein Fehler, den der mit frischer Kolonne herbeyeilende General Desaix zu benutzen verstand, und im entscheidenden Augenblick, obgleich auf Kosten seines eignen Lebens, Alles wiederherstellte.

Wie mächtig ein so plötzlicher Umschwung der Dinge auf die schon revolutionirten, und also verwilderten Italiäner wirken mußte; wie bunt es daher zu Ferrara, Bologna, Modena, Mailand, u. s. w. hergieng, kann man sich vorstellen. Unserm nach letztern Ort reisenden Landsmann, schien der Anblick einzig, so vielerley französischer und österreichischer Völker, die kurz vorher einander mit Erbitterung bekämpft hatten, nunmehr seit der Konvention bey Marengo neben einander ganz friedlich einherziehn, und in jeder Richtung sich durchkreutzen zu sehen. Von seiner Weiterreise über Turin, die ganze Schweiz, und durch Schwaben über Stuttgard bis Augsburg, findet sich ganz und gar nichts zum Auszuge geeignet. Was für Witterung er unterwegs gehabt, wer seine Gefährten waren, wo französisches Militär, oder hübsche Weiber ihm begegnet, ist dem Leser sehr gleichgültig. Daß die Schweizer vor Dazwischenkunft der Freyheitsapostel ein glückliches Volk gewesen, läugnet er keinesweges; meint aber doch ebenfalls: die Regierungen mehrerer Kantons hätten nicht zu rechter Zeit nachzugeben gewußt. Als ob es auf Nachgiebigkeit in einem Augenblick ankam, wo Frankreichs Despoten und hungrige Krieger schon bereit standen, unter jedem Vorwande über das auszuplündernde Land herzufallen! Ohne den übermächtigen und übermüthigen Nachbar

der [illegible] Helvetien zuverlässig seine alte Verfassung zu behaupten oder wiederherzustellen gewußt: wie ja die Herbstauftritte des Jahres 1802 ganz offenbar dargethan. — Ehe es von Augsburg aus, wo der Ungenannte, als im damaligen Hauptquartier, angestellt ward, weiter auf Baiern und Oesterreich los geht, giebt es von S. 303—45 über die Verfassung eines französischen Generalstabs wieder so viel zu lesen, daß eine förmliche Diatribe daraus wird. Bekanntlich aber hat man über diesen Gegenstand noch genauere, von Franzosen selbst geschriebene Traktate; wie denn auch im vorliegenden Manches steht, was der Herausgeber in Noten berichtigen mußte, und vermuthlich von neuem zu berichtigen seyn wird; denn auch an der Organisation des Generalstabs künstelt man, wie bekannt, in Frankreich noch immer fort; und ob eine so verwickelt gewordne Maschiene für's non plus ultra praktischen Scharfsinns gelten könne, ist wieder eine andre Frage.

Wer übrigens Moreau und einige andre Generale will näher kennen lernen, wird hier die verlangte Auskunft finden. Der einfachen, geraden, durchaus rechtschaffnen Denkungsart des ersten, streut der Ungenannte mit voller Hand Weihrauch; und allerdings sticht alles hier Erzählte so stark gegen die von andern Helden des Tages gebrauchten Formen ab, daß, wenn M. lange genug lebt, auch Er vielleicht noch sich schmeicheln darf, dermaleinst Epoche zu machen! Von seinem Winterfeldzuge wird um so weniger Jemand in unsern Blättern Nachricht suchen, da es schon andre, sehr gute Beschreibungen davon giebt; und was etwa der Ungenannte beyfügt, meist nur seine eigne werthe Person betrifft, oder solche Zufälle und Hindernisse, womit im rauhen Winter, und in jener Gegend es sehr natürlich zugieng. Was für ein Buch aber, meint der Leser wohl, unser Landsmann Abends um 10 Uhr nach der bey Hohenlinden gewonnenen Schlacht in den Händen des Generalstabs-Chefs Dessolles fand? Kein andres als Göthe's Hermann und Dorothee! D. war davon ganz bezaubert; und nicht eher zufrieden, als bis Moreau sich an der Taschenepopee mit eben so vieler Wärme, versteht sich, erbaut hatte. Histörchen dieser, oder nicht viel besserer Art, so wie politische Ansichten, die jedoch meist sehr einseitig und kahl ausfallen, ließen freylich sich noch in Menge mittheilen; wem aber könnte mit so was sonder-

lich gedient seyn? — Im Ganzen sind diese Reisebriefe nicht inkorrekt geschrieben; nur zu oft indeß fehlt es dem Vortrag an derjenigen Lebhaftigkeit und Bewegung, ohne die auch der brauchbarste Gedanke wenig Eindruck auf Andre macht. Hierzu kommt noch, daß unser Briefsteller gemeiniglich sehr weit ausholt, wenn er irgend Etwas von Belang zu sagen willens ist; häufig sodann in unentbehrliche Nebenbegriffe, auch wohl zum sentimentalen Drang ausgleitet, und daher am Ende nicht weiß, wo er wieder einlenken, und die Hauptsache an den Mann bringen soll. Von so aufgeblasenen und dunstreichen Darstellern wimmelt es leider! jetzt in unsrer Literatur!

Do.

Briefe von *Friedr. Matthisson.* Verbesserte Auflage. Zürich, bey Orell. 1802. 1 Alph. 2½ Bog. gr. 8. Mit Vignett. 2 Rthlr. 8 gr.

Die erste Auflage dieser interessanten Reisebeschreibung eines eben so feinfühlenden Dichters als glücklichen Darstellers, ist in unserer Bibl. (Bd. XXVI. S. 319 f., und im Anhang zum I—XXVIII. Bd. Abth. 5. S. 441 f.) ausführlich angezeigt, und nach Verdienst empfohlen worden. Wir begnügen uns daher damit, das Daseyn dieser zweyten Auflage, mit Beziehung auf das günstige Urtheil unsers Vorgängers anzuzeigen. — Von dem liebenswürdigen Verf. dieser Briefe ist man gewohnt, daß er allen seinen Geisteswerken mit unerbittlicher Strenge die Feile anlegt; dieß ist auch hier geschehen. — Die sechs ersten Briefe sind ganz weggeblieben, und aus den übrigen sind viele Stellen ausgemerzt, deren Inhalt vielleicht dem Verf. nicht anziehend genug, oder, durch die indeß verflossene Zeit, den Reiz der Neuheit verloren zu haben schien. Doch hat dieß natürlich nur unbedeutende Kleinigkeiten treffen können; denn das Gute und Schöne bleibt ja ewig jung und neu! —

X.

Intelligenzblatt.

Berichtigungen.

In dem LXXVII. Bande der N. A. D. Bibl. 1. St. S. 318 ist in der Recension von: *Malerische Reise durch Westphalen. 2s Heft. Bückeburg 1801.* der Herr Hofmaler Ludwig Strack in Eutin als Verfertiger der zu diesem Buche gehörigen Kupfer genannt. Sie sind aber nicht von demselben; sondern von dessen Bruder dem Herrn Professor Wilhelm Strack in Bückeburg.

Antikritiken.

Im 79sten Bande der N. A. D. Bibl. hat ein Herr Tm., Verfasser einer frühern Recension meiner Uebersetzung des Tristram Shandy, statt meine besonders gedruckte Zurechtweisung dieser erst zu widerlegen, (welches er freylich nicht konnte,) nun auch, ganz in derselben Manier, meine Uebersetzung der empfindsamen Reise beurtheilt. Da diese neue seyn sollende Recension durchaus nichts enthält, was nicht in jener Zurechtweisung der älteren (so wegwerfend auch Herr Tm. von ihr zu sprechen affektirt) bereits mehr als zur Genüge beantwortet wäre: so darf ich unbefangene Leser bloß auf diese und auf die Vorrede zu meinen Uebersetzungen verweisen, und finde mich zur Aenderung meines erklärten Entschlusses, mich mit Herrn Tm. und ähnlichen

den Recensenten nicht weiter einzulassen, um so weniger bewogen, je stärker ich nun aufs Neue überzeugt bin, wie vergebens es ist, blindes Vorurtheil durch gesunde Vernunft belehren zu wollen. — Nur auf Herrn Tm's Insinuation, als habe ich durch die Aeußerung über meine früheren Arbeiten dieser Art das Publikum belogen, finde ich es nöthig, diesem — nicht Herrn Tm! — zu sagen, daß die Uebersetzungen von Glas's Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln, von Shaftesbury's Werken, 2ter und 3ter Band, und von dem Abentheuer im Auszuge, nicht von den Herren Leisewitz, Voß und Bode, sondern von mir sind; und daß jetzt eine Verdeutschung des noch nicht übersetzten Man of the World (des Weltmanns) eines würdigen Seitenstücks zu dem Mann von Gefühl, von mir unter der Presse ist. Wernigerode, den 10ten Aug. 1803.

J. L. Benzler.

Antwort des Recensenten.

Ich erfahre hier, daß der Mann, welcher Bode's Uebersetzung des Tristram Shandy und der empfindsamen Reise, mit wenigen Veränderungen wörtlich abschrieb, und für eine neue Uebersetzung ausgab, Benzler heißt, und in Wenigerode wohnt. Das ist mir sehr gleichgültig. Seine sogenannte Zurechtweisung widerlegt sich selbst; „denn er sagt darin kein Wort davon, daß ihm „deutlich gewiesen worden, er habe die ganze Bodesche „Uebersetzung abgeschrieben." (Man s. N. A. D. Bibl. LXXIX. Bd. S. 371.) Was gedachter Herr Benzler sonst schon übersetzt hat, oder noch übersetzen will, gehört nicht zur Sache.

Tm.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Dr. W. Tilesius, bisher in Leipzig, geht mit dem Charakter eines Ruß. Kaiserl. Hofraths, und einem ansehn-

[illegible], ihm lebenslänglich zur Hälfte zugesicherten Gehalte nach Helsingör, um sich dort einzuschiffen, und als Naturforscher den Herrn von Krusenstern auf seiner Entdeckungsreise zu begleiten.

Herr Dr. Weiß in Leipzig ist von der Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften in München zum korrespondirenden Mitgliede der physikalischen Klasse aufgenommen worden.

Herr Rothensee, bisher Mitglied des bischöfl. Vikariats zu Bruchsal, ist wirklicher Kurfürstl. Kirchenrath geworden. Er ist muthmaßlicher Verfasser der „letzten altermäßigen Verketzerungsgeschichte unter der Regierung des „Fürstbischofs von Speyer. 1802."

Herr Dr. Beresford, durch mehrere Uebersetzungen deutscher poetischer und prosaischer Werke ins Englische vortheilhaft bekannt, geht von Berlin, wo er sich bisher aufhielt, nach Dorpat, wo er Lehrer der englischen Sprache geworden ist.

Der Professor Dindorf in Leipzig, hat die, durch Klausings Tod erledigte Stelle eines Kollegiaten im kleinen Fürsten-Kollegium erhalten.

Der Herr Kammerjunker und Kammerrath von Schlotheim zu Gotha, der sich als Mineralog bekannt gemacht hat, ist zum Herzogl. Sachsen-Gothaischen Kammerherrn ernannt worden.

Der berühmte deutsche Astronom Herr Burkhardt, hat von der französischen Regierung das Bürgerrecht erhalten.

Der Professor bey der adlichen Kompagnie der Kadetten zu Dresden, Herr Mag. C. H. L. Pölitz, ist außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig mit einem Gehalte von 500 Thalern geworden.

Herr Professor und Kollegien-Assessor Matthäi zu Wittenberg, ist mit einem beträchtlichen Gehalte nach Moskwa berufen worden.

Der bisherige Privatlehrer zu Jena, Herr Dr. C. H. G. Köchy, ist an die Stelle des verstorbenen Beseke als ordentlicher Professor der Rechte mit einem Jahrgehalte von 1000 Albertusthalern in Mietau angestellt.

N 2 Der

[illegible] Hofrath und Leibarzt Piderit in Kassel, und der [illegible] Huber daselbst, sind ersterer zum Ober-Hofrath, letzterer zum Geheimen Hofrath ernannt worden.

Der Hofrath Dr. Ritter, der sich bisher als Brunnenarzt in Wisbaden befand, wird künftig in Kassel privatisiren.

Das durch den Tod des Professors Roose zu Braunschweig erledigte Assessorat und Sekretariat, ist dem Herrn Professor Heyer; die Professur der Physiologie und Pathologie aber dem Herrn Dr. Winkelmann übertragen worden.

Todesfälle.

1 8 0 3.

Am 3ten Jul. starb zu Grünenberg in der Nähe von Wien, Herr F. Schilling, K. K. wirklicher Hofrath bey der Policey-Hofstelle, 49 Jahre alt. Er ist Verfasser der „[illegible]," der Flugschrift: „Es ist Friede!" — und mehrerer kleinen Piecen, die in Meusels gelehrtem Deutschlande Theil VII. S. 126 verzeichnet sind.

Am 22sten Jul. zu Zschortau bey Delitzsch in Sachsen, Herr J. J. Volkmann, d. R. Doktor, Erbherr auf Zschortau und Biesen, 71 Jahre alt. Seine zahlreichen Schriften sind in Meusels gelehrtem Deutschlande Bd. 8. S. 255 f. verzeichnet. — Es ist dabey zu bemerken, daß V. nie Senator zu Leipzig war; daß aber sein Sohn, Joh. Wilh. V. diesen Posten seit 1799 bekleidet. Von diesem rührt auch die, von Meusel unrichtig dem Vater zugeschriebene Uebersetzung des Colquhounschen Werks über die Londoner Policey her.

Vor kurzem zu Hannover in der Blüthe seiner Jahre, Herr Dr. Fr. Lentin, Verfasser der medicinischen Bemerkungen auf einer literarischen Reise durch Deutschland. Berlin.

An. 1800. Er war der jüngste Sohn des verdienten Leibarztes Lentin. Der Name des Verstorbenen fehlt in Meusels gelehrten Deutschlande.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig 1803.

Den 7ten März vertheidigte unter Herrn Dr. Hübner's Vorsitze, Herr Gottfried Leonhard August Röntgen, aus Neuwied, Prolegomenon ad titulum Digestorum de diversis regulis juris antiqui specimen.

Den 9ten März disputirte Herr Prof. Gottfried Hermann, pro Loco in Ord. Philos. obtinendo, de differentia prosae et poeticae orationis. Herr Eduard Platner aus Leipzig, war Respondens.

Den 16ten März erhielt Herr M. Christian Gottfried Senkeisen, Med. Bacc. die Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. de anatomiae finibus, ac studio, vertheidiget hatte. Die vom dermaligen Prokanzler Herrn Hofrath Platner gefertigte Einladungsschrift enthält: Quaestiones medicinae forensis XX. de judiciis medicorum publicorum: Observatio alia quaedam.

Den 19ten März hielt Herr Dr. Hermann, wegen erhaltenen ordentlichen Lehramtes der Beredsamkeit, seine Antrittsrede, wozu er mit der Fortsetzung seiner oben angezeigten Schrift eingeladen hatte. In der Rede führt er aus: Quid hoc sit litteras humaniores colere, quamque vim habeant?

Den 24sten März vertheidigte, zur Erlangung der juristischen Doktorwürde, Herr Karl Rudolph Hansen, J. U. B. aus Leipzig, seine Disputat. de jure civium rationes tributorum extraordinariorum exigendi. Die Bekanntmachung dieser Promotion ad Facultatem ist vom Hrn. Domherrn Rau, und handelt: de genuina notione bonorum avitorum.

Den

Den 29sten März erhielt Herr M. Karl Friedrich Wilhelm Schmidt, Med. Bacc. die Doktorwürde, nachdem er den ersten Theil seiner Abhandlung: de aegrotantium examine rite instituendo, vertheidiget hatte.

Den 31sten März wurde dieselbe Würde Herrn M. Karl August Kuhl, M. B. ertheilet, nachdem er seine Disputat. de dysenteria, unter Herrn Prof. Ludwig's Vorsitze vertheidiget hatte.

Den 6ten April vertheidigte zur Erhaltung derselben Würde, Herr M. Christian David Sachse, M. B. seine Disputat. descriptio infantis monstrosi, unter Herrn Prof. Hebenstreit's Vorsitze. Die Einladungsschrift dazu und zugleich die Bekanntmachung der beyden vorigen Promotionen, ist vom dermaligen Prokanzler Herrn Hofrath Platner, und enthält: Quaestiones medicinae forensis XXI. an collegiis medicorum non liceat ultra corpus delicti pronuntiare?

Den 10ten April, als am Osterfeste, wurde die Rede in der Universitätskirche von Herrn M. Gottfried Philipp Wendt, gehalten. Die dazu vom dermaligen Dechant der theologischen Fakultät Herrn Domherrn D. Rosenmüller gefertigte Einladungsschrift enthält die 23ste Abtheilung: de fatis interpretationis literarum sacrarum in ecclesia Christiana.

An demselben Tage machte die Juristenfakultät durch ein Programm des Herrn Ordinarius Bauer, das mit Herrn Moritz Sebastian August von Zehmen, aus dem Meißnischen, angestellte Examen bekannt. Es enthält: Respons. Jur. CXXXVI. et CXXXVII. De Protimisi, si futurus sit extraneus emtor. Exemplum pacti personalis.

Den 16ten April wurden die Gedächtnißreden von den 3 Empfängern der Sylvesteinischen Stipendien gehalten, wozu Herr D. Rosenmüller mit der 24sten Abtheilung seiner eben angeführten Schrift eingeladen hatte.

Den 17ten April erschien die im Namen des Rektors der Universität von Herrn Hofrath Wenk gefertigte Memoria Henrici Frid. Innocentii Apelii.

Den

Den ersten April erhielt Herr Christian Wilhelm Schweitzer, J. U. B aus Naumburg, die juristische Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. Quaestionum forensium de firma mercatorum specimen, vertheidiget hatte. Die Einladungsschrift des dermaligen Prokanzlers Herrn Ordin. Bauer enthält: Respons. Juris CXXXVIII et CXXXIX. De jurejurando, quod instrumento adversatur, non deferendo. De dominio et successione in fideicommisso familiae relicto.

Den 1sten Mai erschien die Fortsetzung gedachter Respons. CXXXX et CXXXXI bey Gelegenheit des mit Herrn Johann Heinrich Friedrich von Ponikau, aus dem Meißnischen, vorgenommenen Examens. Ihr Inhalt ist: Interdum nec actionis, nec exceptionis, sed replicationis probatione opus est. Ad aedes assecurandas pendenda minus apte inter onera referuntur.

Den 20sten Mai erhielt Herr M. Friedrich Karl Waitz, M. B. aus Naumburg, die Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. de emphysemate, unter Herrn Dr. Hebenstreit's Vorsitze vertheidiget hatte.

Den 29sten Mai als am Pfingstfeste, hielt Herr Christian Friedrich Strack, aus Roßleben, die gewöhnliche lateinische Rede in der Universitätskirche, wozu der damalige Dechant der theologischen Fakultät Herr Domherr D. Rosenmüller mit der 25sten Abtheilung seiner Schrift: de fatis interpretationis literar. sacrarum in ecclesia Christiana, eingeladen hatte.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Preisvertheilung der Universität Göttingen. 1803.

Von der theologischen Fakultät war für das Jahr 1803 aufgegeben:

Quum de pleromate multa occurrant in libris sacris, digna est, quae iterum exagitetur quaestio: *de gnosi Biblica*. Inquiratur itaque in gnoseos sacrae veritatem,

Da zu deren Ankaufe leider! meine Aufträge zu spät kamen: so ersuche ich den jetzigen Besitzer des Isländischen von 1779, und des Wilnaischen von 1786 sich mir gefälligst kund zu geben.

Frankfurt am Main, den 22sten August 1803.

von Schwarzkopf.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das im vorigen Jahre bey Himburg in Berlin erschienene historisch-militärische Werk:

Charakteristik der merkwürdigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. 1802. (2 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.)

ist unter folgendem Titel:

Nouveaux Mémoires historiques sur la Guerre de sept ans, par Mr. de Retzow. à Paris. 1803. II Vol. gr. 8. 4 Thlr.

in einer französischen Uebersetzung erschienen.

Von dem bekannten, ungeachtet seiner Erbärmlichkeit in Deutschland häufig gelesenen Romane: Rinaldo Rinaldini, ist in Moskwa bey Glasunow, eine russische Uebersetzung in 3 Theilen, mit Kupfern geschmückt, erschienen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sophoclis Trachiniae. Emendavit, varietatem lectionis, scholia notasque tum aliorum tum suas adiecit *Car. Gottl. Aug. Erfurdt*, A. A. L. L. M. Gymnasii Merseburgensis Collega III. Lipsiae, apud Fleischerum jun. 1802. VIII und 382 S. gr. 8. 1 Mk. 8 gr.

Eh Bruncks Behandlung dieses Dramatikers den Geschmack an ihm von neuem belebte, waren die Trachinierinnen nur ein einziges Mal, und das auf Veranlassung Thom. Johnsons, 1708, zu Oxford einzeln abgedruckt worden; seit Erscheinung aber der Brunckschen Ausgabe haben bereits zwey deutsche Philologen ihre Sprachkenntnisse und Gelehrsamkeit an diesem Stücke versucht. Herr Höpfner nämlich, 1791; dessen Arbeit man im CXIV. Bande (nicht 104ten, wie im Jenaer Literatur-Repertorio dieses Zeitraums irrig steht) der ältern A. D. Bibl. von andrer Hand angezeigt findet; und 1801 Hr. Billerbeck, Rektor zu Hildesheim, dem bereits in andern kritischen Blättern seine Beurtheiler geworden. Beyde hatten ihr Unternehmen für junge, mit der Sprache und dem Geist griechischer Tragödien noch nicht vertraute Leser berechnet; bey allem, gar nicht zu verkennendem Fleiß aber doch Manches

von Belang noch zu wünschen übrig gelassen, ohne welches eine von Sprachkenntniß und Geschmack gleich befriedigend ausgestattete Ausgabe metrischer Meisterwerke des Alterthums sich nicht wohl denken läßt.

Ganz andre Bewandtniß hat es mit vorliegender, als wobey nicht bloß Anfänger; sondern auch der schon weiter vorgerückte Lehrling — und wie lange bleibt man das in griechischer Literatur! — noch weniger ihre Rechnung finden würden. — Hr. E., ein, aus dem von ihm bekleideten Posten zu schließen, gleichfalls noch junger Mann, und gewesener Zuhörer des Leipziger Professors Hrn. Hermann, entschloß sich, die Trachinierinnen in einer Ausgabe zu liefern, die Reiske's und Brunck's Anmerkungen vollständig, Wakefields und Musgrave's zum Theil nur im Auszug enthalten; den Text selbst aber nach den Konjekturen seines verehrten Lehrers, und seinen eignen sollte berichtigen helfen. Da die Ausgaben der Engländer sich nur selten in Deutschland finden lassen, ist der Einfall, ihr etwa Brauchbares in geschwindern Umlauf zu bringen, so übel nicht; obgleich der Umstand, sich in dieser Auswahl nach dem Gutdünken des Herausgebers richten zu müssen, den Kritiker vom Handwerk nach wie vor nöthigen wird, die Originalausgaben sich zu verschaffen; als welchen die Aeusserung des Hrn. E.: non nimium iis pretium esse constituendum — doch wohl nicht beruhigen dürfte. Daß es mit dem Texte der Trach., und in ihren Chören besonders, wohl noch zweydeutiger und verderbter aussieht, als in den übrigen Dramen des Tragikers, ist freylich wahr; da indeß seit Brunck's Ausgabe keine ungebrauchten Handschriften zu Hülfe gekommen, und die aus Scholiasten, Glossarien, und andern Schriftstellern zu holenden Winke nunmehr gleichfalls für so ziemlich erschöpft gelten können, muß, wie natürlich, das Meiste auf eine Konjekturalkritik hinauslaufen, worunter es allerdings Einfälle geben kann, und vielleicht wirklich giebt, die dem Geiste des Griechen ähneln; noch weit mehr andre hingegen, über deren Werth man einander ewig widersprechen wird. Eh aus den eignen, von Hrn. E. gewagten Verbesserungen Einiges als Probe sich heben läßt, ist von Anlage des Ganzen Bericht zu erstatten.

Bey

Bey dem Bestreben den Text noch lesbarer und korrekter zu machen, als er bisher war, den hier abgedruckten von dem in Brunckscher Ausgabe sehr oft abweichen zu sehen, versteht sich unerinnert. Unter diesem verbesserten Texte stehen indeß die Lesarten der Ausgaben Aldi, Brubachs, Turnebi, Heinr. Stephans, Canters, so wie der Brunckschen selbst; wobey denn auch die beyden von Letzterm vorzüglich gebrauchten Kodices nicht vergessen sind; und wenn der Name Brunks nicht überall erscheint, derselbe sich hier von selbst versteht. Die beyden Abdrücke aus der Junta's Officin konnte Hr. E. nicht zu Rath ziehen; sondern mußte sich an Wakefield halten, der jedoch den ersten Junta'schen auch nur flüchtig verglichen gehabt, und den Frankfurter von 1544 für eine getreue Kopie desselben hielt. Vermuthlich ist der Verlust eben nicht erheblich; denn die Junta's druckten doch meist nur der Aldinischen Officin nach. — Hinter dem aufgestellten Text, folgt von S. 91—184 der zu Rom 1518 unter die Presse gekommene Scholiast, und das mit solcher Genauigkeit nachgedruckt, daß auch Schreib- und Druckfehler beybehalten wurden; weil nämlich Manches darunter doch auf Originallesarten zu leiten schien. Es sey mit dergleichen ex fumo zu erwartenden Lichtstrahlen wie es will, bewandt: in den Noten zum 7ten Vers wird vermuthet, daß Winshemius zu seiner lateinischen Uebersetzung der Trach. jetzt unbekannte Kodices vor Augen gehabt: ob aber mit dieser Hinsicht die ganze Version durchschüttelt worden, ist nicht erwähnt; und nur ein paar Mal noch stößt man auf damit verglichne Stellen. Die übrigen noch vorhandnen Scholien finden sich (wie auch von Hrn. Höpfner schon geschehn) mittelst Klammern eingeschaltet; und eben so die des Triklinius; letztre mit seinem Anfangsbuchstaben bezeichnet. Um den künftigen Verbesserer aller dieser Scholien einen vollen Apparat finden zu lassen, hat Hr. E. unter den Text derselben, die von Brunck bereits damit getroffenen Veränderungen gestellt; denn bekanntlich ist von diesem in seiner Quartausgabe des Sophokles auch die Scholiensammlung aufgenommen, und in ihrer Berichtigung meist dem Triklinius gefolgt worden. — Vom Kommentar, oder vielmehr den kritischen Anmerkungen, die der Raum von S. 185—376 umfaßt, sogleich ein paar Worte. Ihm folgt der kleine, aus Musgrave's Edition genommene Index der 21 von Suidas

das aus dem Trach. angeführter Stellen; sodann ein anderer, der beynah durchs ganze Alphabet läuft, und vom Aelianus an bis auf den Val. Flaccus, alle die im Vorbeygehn theils emendirte, theils erläuterte Stellen griechischer und römischer Autoren angiebt. Daß hier das Meiste auf Wakefields Rechnung gehört, kann man sich vorstellen; und zu läugnen ist keinesweges, daß unter mancher, freylich sehr problematisch bleibender Verbesserung, doch auch diese und jene selbst das Neue (hier nicht aufgeführte) Testament betreffende vorkömmt, die Aufmerksamkeit verdient. Noch ein drey Seiten füllender Index, meist von dem Herausgeber und seinem Freunde erklärter rerum und verborum; der mithin nicht Alles besser als bisher erläutert anzeigt. Z. B. das in der Nähe befindliche παρεμπί-σω im 1126. Verse; oder das kurz darauf im 1129. bey ἡμαρτημένοις zu supplirende ἐν oder ἐφ'; und jenes wieder für ἐν ἡμαρτημένων; was Wakefield jedoch mit ein paar Autoritäten zu belegen gar nicht übel gethan haben würde. Zu guter Letzt nur fünf Addenda und Corrigenda; wie denn die Ausgabe durch saubern und korrekten Druck sich wirklich empfiehlt, und höchstens noch zu wünschen wäre, daß in den Anmerkungen die Namen der beysteuernden Kritiker etwas geschwinder ins Auge fielen; weil man zuweilen sich erst lange danach umsehen muß; und wo mehrere beytrugen, mancher wohl gar den seinigen eingebüßt haben mag.

Was nun den Hauptbestandtheil vorliegender Ausgabe betrifft, die vom aufgestellten Texte nämlich Rechenschaft gebenden, und die Beyträge der oben genannten 4 andrer Kritiker enthaltenden Anmerkungen: so sind die aus Wakefields Kommentar entlehnten am zahlreichsten. Daß dieser Philolog bey seiner ungeheuern Belesenheit doch vom Kitzel geplagt wurde, Aehnlichkeiten da aufzuspüren, wo von Andern baare Unähnlichkeit angetroffen wird, sein Witz also weiter reichte als sein Scharfsinn, ist bekannt genug. Kein Wunder mithin, wenn auch hier Hr. E. zum leidigen perperam, frustra, absurde, inepte, u. s. w. mehr denn zu oft Anlaß fand. Mit Musgrave's weniger zahlreichen Anmerkungen sieht es im Durchschnitte schon brauchbarer aus; obgleich auch er dann und wann nach Bürgschaften greift, die bloß seine Bekanntschaft auch mit nicht klassischem

schein kriegen. Beyde machen nicht selten auf Stellen aufmerksam, die von römischen Dichtern und Prosaisten, oft mit Erfolg, nachgebildet wurden; eben dieß aber hatte unser Landsmann Billerbeck in seiner Ausgabe gleichfalls schon gethan. Der Anmerkungen Heinr. Stephans giebt es ein paar nur, die aber nicht ohne Werth sind; wie überhaupt selten etwas aus seiner Feder. Von dem ehrlichen Reiske weiß man längst, daß er entweder sein Ziel gänzlich verfehlte; oder wenn er es einmal traf, dieß so genau that, daß eine solche Eustochie mit den häufigen Fehlgriffen des Mannes schwer zu reimen ist: Ueber Brunck's, als eines noch lebenden Schriftstellers, Verdienste, um den Sophokles nicht allein, sondern um den guten Geschmack in griechischer Literatur überhaupt, mag absprechen, wer da weiter als ein solcher Mann zu sehen glaubt! Der Angaben seiner beyden nächsten Vorgänger gedenkt Hr. E. nur beyläufig; jedoch mit Billigkeit. Zu einer Hauptzierde seiner eignen aber gereichen unstreitig ein paar Dutzend Verbesserungen, womit Hr. Hermann ihm an die Hand gieng. Da indeß aber diese Emendationen und Konjekturen zum Theil schon aus der Anzeige bekannt sind, die Hr. H. von der Billerbeckschen Arbeit in der Jenner Literaturzeitung, 1802, geliefert hat; er selbst aber wohl wieder auf dieselben zurückkommen, und sie noch fester begründen dürfte, glaubt Rec., den überdieß Mangel an Raum drückt, dem etwa noch übrigen einem Theile wenigstens des von Hrn. E. in Vorschlag gebrachten einräumen zu müssen.

Dieß aber auf eine den Leser befriedigende Weise zu thun, ist so leicht nicht. Auf den Sprachgebrauch und Metrik läuft in vorliegender Ausgabe das Allermeiste hinaus; denn, was Rec. schon eher hätte sagen sollen: die Entwickelung des Plans und der übrigen Oekonomie des Stücks, seiner historischen und geographischen Seite, der Aesthetik desselben, u. s. w. befassen die Noten der Engländer und unsrer Landsleute sich hier so selten, daß vielleicht keine zwey Dutzend davon über so was Auskunft geben; das Ganze mithin bloß den schon geübten Sprachkenner anziehen kann, der, mit dem Inhalt des Drama's längst vertraut, die durch Oscitanz der Abschreiber und Geschmacklosigkeit der Scholiasten ihm etwa noch anklebenden Flecken getilgt wünscht, und den Versuchen hierin mit Antheil zusieht.

sieht. Daß unter dergleichen auf gut Glück gewagten Konjekturen eine sehr verschiedne Rangordnung statt habe, und manche dieser angeblichen Verbesserungen zeitig genug wieder andern werde Platz machen müssen, versteht sich von selbst. Alles in vorliegender Ausgabe nun sich anbietende in Reih und Glied zu stellen, und gehörig zu mustern, muß solchen Zeitschriften vorbehalten bleiben, denen es um Philologie hauptsächlich zu thun ist. In der unsrigen mag zum Vorschmack Folgendes dienen; wobey jedoch Berichtigungen wie δέ μοι statt δ᾽ ἐμοί, oder οὐδέ μ᾽ statt οὐδ᾽ ἔμ᾽, eingeschaltete oder ausgemerzte Partikeln, Pronomen und Artikel, des Sylbenmaaßes oder andrer Gründe wegen aufgenommene oder verworfne Atticisme, veränderte Interpunktion und dergl., so wenig man darüber auch noch aufs Reine gekommen ist, unerwähnt bleiben müssen. Hier einige von den erheblichern, gleichfalls in den Text aufgenommenen Konjekturen. Vers 113: εἰ statt des bisherigen ἤ; und das nicht mit Unrecht, weil es sich aufs ὥστε der vorhergegangnen Zeile bezieht. V. 208: ὦ μελλόνυμφος statt ὁ μελλόν; zum κλαγγῇ nämlich der folgenden Zeile gehörend; das jedoch auch ohne dieses ὦ sehr wohl bestehen kann, wenn bey ὁ μελλόν: mit ὑμέναι supplirt wird. V. 244 verändert der Herausgeber das ihm inconditum prorsus scheinende ἄπτραι γάρ in ἀπάτριδες; sintemal auch der Scholiast etwas ganz anders müsse gelesen haben, das von Letztrem durch das prosaischere συγγενεῖς erklärt worden. V. 286: πόσις γε σὸς statt des τε und Brunck's γ' ὁ. V. 305: statt χωρήσαντά ποι entweder χωρήσαντ' ἐγώ, oder χωρήσαντά μοι; was dem Hrn. Hermann noch besser gefiel, weil μοι oft per abundantiam vorkämr. Mit dem ποι sey hier gar nichts anzufangen. Wenn V. 420 das ὑπ' ἀγυιαῖς ὁρᾷς in dem (doch ganz natürlichen) Sinne: die du siehst, aber nicht kennen willst; — dem Hrn. M. insulsum et sensu cassum schien, obgleich Musgrave die Stellen der Klassiker nachweist, wo ὑπο statt μετὰ gebraucht wird: so hätte Jener diesem nachahmen, und es gleichfalls mit guten Autoritäten belegen sollen, wenn er statt ὁρᾷς, περᾷς, adducis, ohne weiters zu lesen verlangt. Außer dem gewöhnlichen Sinne: transire, trajicere kennt Rec. aus dem Homer wohl noch den von verkaufen, so wie aus dem Lucian im Demonact einen obscönen; mit dem aber von adducere dürfte es schwerer halten, und des Euripi-

[illegible] πάρων πόδα, proferre pedem hier wohl auch nicht zu brauchen seyn. Nicht ohne Beleg, und auch ohne diesen vortrefflich ist V. 556 das von Wakefield vorgeschlagne ἀγρίου θηρός statt ἀρχαίου θηρός; nicht nur weil diese Wörter vom Abschreiber leicht verwechselt werden konnten; sondern jenes auch in dem Munde eines von Centauren sprechenden Frauenzimmers am rechten Orte steht. Die mit der vorhergegangnen Zeile von Hrn. Hermann getroffene Verbesserung: λυτήριον λυπημάτων, ὑμῖν φράσω. — hat den Vers nunmehr freylich grammatisch richtiger, keinesweges aber besser klingend gemacht; als worüber man sich unbedenklich aufs Ohr des Kritikers selbst beruft. Trotz aller bisher versuchten Erläuterungen und Emendationen der Verse 615 und 616: καὶ τῶν δ' ἀπολσεις σῆμα etc. bleiben beyde noch voller Schwierigkeiten, die vermuthlich nur eine bessere Handschrift wird heben können. V. 678 wird πόκοι in πόκον verändert, und mit λέγω supplirt; weil das hierauf sich beziehende ἀργῆτ' nicht der Dativ seyn könne, als welcher das ι niemals elidire.

Daß es hauptsächlich die Chöre sind, woran Bearbeiter dramatischer Dichter ihren Scharfsinn zu üben Gelegenheit haben, ist bekannt. Zu einer solchen Anstrengung bot dieses Stück unter andern auch von V. 815 bis 897 überflüssigen Spielraum. Hier gab es ganze Strophen und Antistrophen wieder herzustellen; was sich aber nicht thun ließ, nisi versuum et lectio et vero etiam numeri *immaniter* commutarentur. Zwar hebt der Umschaffer seine Procedur mit einer tröstlichen Stelle aus dem Aeschylus an, der in verzweifelten Krankheiten Schnitt und Brand empfiehlt; was aber das am Ende stehende Sit ergo audaciae venia! betrifft, muß Rec. ihn deßhalb an die gewiß höchst wenigen Kenner verweisen, denen die Bildung und Metrik der alten Chöre nicht mehr so räthselhaft und ungewiß erscheint, als beydes so viel Andern leider noch immer bleibt! Da ferner im vorliegenden Falle nicht von sonderlich verderbten Lesarten, sondern von zu versetzenden, auszufüllenden, oder zu zerschneidenden Zeilen die Rede ist: so läßt an einen Genüge leistenden Bericht sich noch weniger denken. — Zum Schluß, noch einige Proben aus dem Verfolge des Drama's. So wird V. 946 τις nicht ohne Grund in τας umgeändert. Ganz in der Nähe kommt jenes über-

dieß noch zweymal vor. V. 956: ἔκωπος in ἄκωπος: womit es jedoch schon etwas zweifelhafter aussieht. In eben diesem lyrischen Ergusse, V. 1003: καταδερχθείς statt des hier unmetrischen καταδερχθῆναι; nebst mehrern Wiederherstellungen des Metrums; auch wohl durch Einschiebsel ganzer, zum Glück nicht langer, Verse. V. 1063 liest statt κ' οὐκ ἀνδρὸς φύσιν Hr. Hermann φύσις, i. e. simpliciter ἀνήρ; wo Hr. E., und das auch nicht übel, auf κ' οὐκ ἀνὴρ φύσιν gerathen hatte. V. 1122: λέξον statt λῆξον; eine Veränderung, die schwerlich den Beyfall Aller davon tragen dürfte; weil der Ungestüm in des Vaters Rede dadurch verwischt wird. V. 1162: τῶν ἐμπνεόντων statt des bisherigen πρὸς τῶν πνεόντων; und sich eben so empfehlend, wie das Hermannsche τῶν μὲν πνεόντων. V. 1240 wird statt des frostigen ἐμοί, das freylich nachdrücklichere, aber auch nur Winshemii Uebersetzung zur Bürgschaft habende πατρί in den Text aufgenommen; und 1265, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit statt τελέως, das ohne alle Verbindung da steht — τελεοῖς, ut perficias, mit Bezug aufs ὡς der vorhergehenden Zeile; durch eben so viel Leichtigkeit empfohl sich die Billerbecksche Verbesserung τελέους.

Aus dem bisher Angezeigten ergiebt sich, daß wenn des Hrn. E. Verdienst um den Griechen noch nicht unter die hervorragenden gehört, sein gerader Sinn und Fleiß doch Aufmunterung verdienen. Auch sein Vortrag darf hierauf Anspruch machen, so wie das Bestreben bey der Klinge zu bleiben, was den Herren Kritikern gemeiniglich so sauer wird! Kein Zweifel mithin, daß wenn die Adversaria des jungen Mannes, als worauf es bey Arbeiten dieser Art hauptsächlich ankommt, sich gehörig werden gefüllt haben, von der fleißigen Umsicht desselben, und seinem guten Geschmack, in Behandlung klassischen Alterthums noch mancher brauchbare Beytrag zu erwarten sey. Eine kurze Herzenserleichterung noch! Bekanntlich fühlt seit ein paar Jahren schon der treffliche Brunck einen so entschiednen Ekel gegen sein ehmaliges Lieblingsfach, daß er von griech. und röm. Literatur, und deren Kritik, gar nichts mehr weder hören noch lesen will. Auch das politische, von ihm selbst erlebte Unheil mag diese literarische Verstimmung befördert haben. Sollte jedoch die desultorische, der ächten Ge-

[illegible] Hohn sprechende, oft gar nur in [illegible] geschäfts- und Schülermanier ausartende Behandlung alter Literatur, womit es ärger als je wird, dem Widerwillen des berühmten Mannes nicht gleichfalls Nahrung geben? Wobey aber Rec. sich bestens gegen den Argwohn verwahrt, als ob Probestücke wie vorliegendes unter dergleichen Mißwachs von ihm gerechnet würden!

P.

Sophocles Trachinierinnen; als Probe einer metrischen Nachbildung der Werke des Tragikers, übersetzt von *W. Süvern* (Rektor des Gymnasiums zu Thorn in Preußen). Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1802. XXIV und 94 S. gr. 8.

Schon durch andre, der Aufmunterung nicht eben unwerthe Versuche hat Hr. S. im Wettstreite mit klassischem Alterthum seinen Muth beurkundet; und daß es mit Verpflanzung ächtgriechischen Geschmacks auf deutschen Boden auch ihm voller Ernst sey, belegt nicht nur vorliegendes Probestück wiederum; sondern der, wie man sieht, nicht kurze Vorbericht selbst schon. Dieser erklärt sich über die an Verdeutscher griechischer Dramen zu machenden Forderungen, die Schwierigkeit ihnen Genüge zu leisten, die Metrik beyder Sprachen, und den Geist, der das Ganze beleben muß, mit so viel Besonnenheit und Sachkenntniß, daß, um dem Leser von den strengen Gesetzen, die Hr. S. sich selber vorschrieb, einen Begriff zu verschaffen, Rec. beynah Alles auszuziehen hätte. Für neu, oder noch selten bemerkt, kann darunter freylich nur Weniges gelten; denn wer hat an haarscharf genauen Uebertrag griechischer, durchs Metrum erhöhter Eleganz sich je noch gewagt, ohne da auf Hindernisse zu stoßen, die sich nie ganz beseitigen ließen? und das trotz aller Komplimente, die man der Biegsamkeit, so wie dem Reichthum unsrer Muttersprache noch immer machen hört. Dennoch würde mancher junge Kopf, der, wenn ihm Sinn und Werth eines alten Tragikers einzuleuchten anfangen, auch sogleich deutsch genug zu verstehen

wähnt,

wähnt, um Alles in vollem Glanze wieder darzustellen, gar nicht übel thun, sich mit dem Inhalte dieses Vorberichts erst recht vertraut zu machen. Bey so bewandten Umständen, und weil Rec. der Theorie des Hrn. S. ohne Vorbehalt beystimmt, bleibt nichts anders zu thun, als aus dem Anfang und Ende der neuen Uebersetzung dem Leser Proben vorzulegen. Deïanira, eine der Hauptpersonen, und der am stärksten rührenden, eröffnet das Stück, wie folgt:

Ein Spruch ist zwar der Menschen aus uralter Zeit:
Nicht kennest du das Schicksal Sterblicher, bevor
Man sterbe, nicht ob glücklich, ob es traurig sey!
Das meine gleichwohl, auch bevor in Hades Reich
Ich gehe, weiß ich, daß es elend ist und schwer;
Die schon in Oineus väterlichem Haus' ich einst
In Pleuren wohnend, Angst der Brautbewerbung litt
So peinlich, wie noch je ein Weib Aitolia's.
Ein Strohm, ich mein' Acheloos, war ein Freyer mir,
Der mich vom Vater in drey Gestalten forderte. — —

Ein gutes Ziel doch setzte Zevs Agonios,
Wenn anders gut! Denn Herakles erles'nes Bett
Nun theilend nähr' ich unablässig Furcht auf Furcht,
Um ihn bekümmert. Denn es bringet uns die Nacht
Bedrängniß, und die Nacht im Wechsel scheuchet sie.
Und Kinder hab' ich ihm geboren, die er einst,
Gleich einem Ackrer, der entlegne Fluren baut,
Nur säend und zur Aerndtezeit einmal gesehn. — —

Nun etwas aus dem diesen Akt unterbrechenden lyrischen Intermezzo, oder Chor; als bey dessen Nachbildung es in Rücksicht auf Schwung, Wohlklang und Dichterfarbe bekanntlich der Preise noch weit mehr zu erringen giebt:

Den finstere Nacht, die ersterbende, neu
Gebieret, und in Schlummer den flammenden senkt,
Helios, Helios fleh' ich
Dieses, künd er mir, Alkmene's
Sohn, wo ach, wo er uns noch
Verweilt, o Glüh'nder du mit dem blitzenden Strahl,
Ob ihn des Meeres Engen, ob
Ihn der beyden Vesten eine birgt,
O rede mir des Tages Herrscher!

Gegenstrophe:

Sein harret, vernehm' ich, mit sehnender Brust
Die viel bestrittne Deïanira allzeit,
Gleich dem geängsteten Vogel

Nim-

Nimmer wiegt sie den [illegible]
Auges Verlangen in Schlaf;
Tiefsinn'ger Angst erfüllt um den Zug des Gemahls
Im schwermuthvollen mannberaub'
ten Lager schmachtet sie, ein bös
Unseliges Verhängniß ahndend.

Wer diese Stellen gegen ihr Original hält (ohne diese Bemühung wäre jedes Urtheil von Seiten des Rec. nicht viel besser als unnütz), wird sogleich wahrnehmen, daß in Bildung des leidigen Senars Hr. S. es sichs sauer genug werden ließ, so viel Jamben, oder in dergleichen sich auflösende Mittellaute anzubringen, als die Ungewißheit unsrer Tongebung nur immer verstatten wollte. Noch viel saurer ist der Wahl der die Metra des Chors wiedergebenden, oder sich ihnen nähernden Versarten; wo Alles Wort für Wort (oft sogar die in andre Zeilen eingreifenden Wörter) sich der Stellung im Griechischen anschmiegt, und nicht leicht eine noch so kleine Schattirung, so wenig wie im erzählenden Senar verloren gehen läßt. — Wie Rec. nicht anders weiß, war die vom Grafen Christian Stolberg versuchte Uebersetzung der Trach. bisher die einzige metrische. Zwar hat dieser von Hrn. S. gar nicht einmal erwähnte Dilettant sichs unendlich leichter gemacht, und daher sehr viel zu wünschen übrig gelassen; bey dem allen urtheile man aus nachstehender Probe, ob die Befürchtung ungegründet sey, daß, wie es mit unsern Einsichten in Metrik und Griechheit vor der Hand noch im Durchschnitte steht, die Stollbergsche Verdeutschung doch wohl am Ende der Leser mehr noch finden dürfte.

Ein langbewährter Spruch der Menschen sagt:
Es wisse keiner, eh' er sterb', ob ihm
Sein Leben glücklich oder elend sey;
Ich aber weiß, eh' mich das Grab verschleußt,
Daß mein's unglücklich ist und kummervoll.
Hat wohl ein griechisch Weib so hart wie ich
Der Brautschaft Sorg' empfunden, als ich noch
Im Hause meines Vaters Deneus war?
Ein Freyer kam, der Fluß Acheloos,
Und warb um mich in drey Gestalten, bey
Dem Vater — — —

Zeus gab dem jungen Zweykampf endlich ein
Beglücktes Ende; wenn ich glücklich das
Kann nennen; denn seitdem das Loos mir fiel
Häraklås Bett zu theilen, leb' ich stets

Für

Für ihn besorgt, und eine Furcht gebiert
Die andre; selbst die Nacht, die ihn zurück
Geleitet, treibt zur Arbeit und Gefahr
Ihn wieder weg; wir haben Kinder, doch
Er sieht sie nur, so wie der Ackermann
Das ferne Feld zur Saat- und Aerndtezeit.

Strophe:

Du, den die weichende Sternennacht
Gebiert, dem die kommende Schlummer bringt,
Mit Gebet flehen wir dich, Sonnengott,
O verkünd' uns wo er säumt, Flammender, wo!

Du, der mit strahlendem Glanze glüht,
Verkünde, wo säumet Alkmänas Sohn!
Auf dem Meer? Hält ihn des Lands Zwillingsschooß?
Der du schaust alles was ist, sag' es uns, Gott!

Gegenstrophe:

Sehnsucht verzehret das Weib, das einst
Der Sieg ihm erstritt; wie der Nachtigall
So ertönt klagend ihr Schmerz; rastlos quellen
Aus dem Aug' ihr herab Thränen des Grams.

Kummerbelastet verschmachtet sie
Im trauernden Bette der Wittwenschaft;
Es umschwebt Schrecken und Angst sie, und füllt
Sie mit Graun, fern von dem, dessen sie harrt.

Am Ende der ersten Strophe spricht Graf Stolberg ziemlich unverständlich von einem Zwillingsschooße des Landes; laut dem Erratenblatt aber Hr. S. schon etwas befriedigender von der beyden Vesten einer; worunter er nämlich festes Land in Asia oder Europa zu verstehen scheint. Im Texte selbst stand kurzweg: der Vesten einer; was vermuthen ließ, Hr. S. habe von der Hermannschen Konjektur λισσαῖσιν αἰπείοις statt δισσαῖσιν, im Sinne nämlich von hoch und steil, gleichfalls Ahnung gehabt; obschon Hr. H. diese Bedeutung schwerlich mit einem andern Gewährsmann als dem Hesychius wird belegen können. — Damit man indeß nicht meine, daß, wenn Hr. S im Beginne des Unternehmens mit Schwierigkeiten zu kämpfen fand, wovon die Uebersetzung noch Narben aufweiset; bey voller Regsamkeit der Handlung aber, und ihrer Entwicklung schon näher sein Vortrag andre Farben annahm und sich leichter bewegt, diene hier zum Erweis des Gegentheils folgende Stelle, die in Kunst und Art sich von oben ausge-

zogner

[illegible] in nichts unterscheidet. Der Auftritt nämlich, wo Hyllus zur Rettung der sich selbst entleibenden Mutter zu spät kommt. Vers 932:

Der Sohn es schauend weinte, denn er erkannte nun,
Der Arme, daß im Zorn' er selbst dieß stiftete,
Zu spät belehret, was daheim geschehen war,
Daß unvorsätzlich durch das Thier sie Jenes that.
Und hier der unglücksel'ge Jüngling ruhete
Von Klagen nimmer, trauernd um der Mutter Tod,
Noch ihren Mund zu küssen, sondern angeschmiegt
Die Seit' an ihre Seite lag er, seufzte viel,
Daß er sie unbedachtsam schwerer Schuld geziehn,
Und weinte, daß das Leben beyder nun zugleich,
Des Vaters und der Mutter ihm verwaiset sey.
Also begab sich dieses. Darum, welcher zwey
Der Tage rechnet, oder mehr noch, solcher ist
Bethörten Sinnes! Denn es wird nicht Morgen seyn,
Bevor dir gut der gegenwärt'ge Tag verfloß!

Chor.

Was von Beyden beseufz' ich nun zuerst?
Was von Beyden ist überschwänglicher?
Schwer ist mir Armen das Urtheil!
Denn das Eine besitzen im Hause wir,
Und das Andre erwarten wir in Furcht;
Gleich ist Besitz und Erwartung!

Daß in der Zeile 933 das ἐφάψειεν auf den Hyllus selbst, nicht wie von andern Uebersetzern, und auch von Gr. Stolberg geschieht, auf Deïanira bezogen wird, ist dermaaßen einleuchtend, daß man über den so lang wiederholten Mißgriff sich allerdings wundern muß. Allein hatte nicht ein weit gröberer bis vor wenig Jahren noch das herrliche Drama verunstaltet? In dem tollen Platzwechsel nämlich der von V. 403—435 sprechenden Personen; bis endlich der Engländer Tyrwhitt den Irrthum aufdeckte, und durch Wiederherstellung der Rollen die arme Deïanira von den Grobheiten befreyte, womit man unbedenklich sie bisher überschüttet gehabt. Trotz der Artigkeit, die doch das Erbtheil der Franzosen seyn soll, merkte der neueste Uebersetzer Rochefort, dem freylich nur sein Landsmann Vauvilliers Orakel blieb, eben so wenig Unrath, da ein ungleich älterer, nämlich Heinr. Etienne, doch schon das auf Deïanira gedeutete νοσοῦντι nicht hatte verdauen können. Auch unser ehrlicher Reiske schüttelte hier den Kopf, und verlangte wenigstens im Anfange einige Zeilen umgestellt!

Erst

Erst das Urtheil kompetenter Kunstrichter will Hr. S. abwarten, eh er an Nachbildung der übrigen Sophokleischen Stücke sich wagt. Unter kompetenten Beurtheilern werden vermuthlich solche von ihm gemeint, die nicht allein in beyden Sprachen und ihrer Metrik vollkommen einheimisch, sondern auch mit so feinem Geschmacke begabt sind, Alles was auf Kunstkultur und Sitten unsrer Zeit durchaus nicht mehr anwendbar ist, mit Sicherheit zu unterscheiden. Dergleichen Aristarchen soll es fürwahr Mühe kosten, ausfindig zu machen! Daß wir noch keine Nachbildung griechischer Dramen besitzen, die dem, was man von ihr erwartet, auch zur Hälfte nur entspräche, ist bekannt genug. Kein Zweifel indeß an der Möglichkeit; besonders bey Verzichtleistung auf den, auch wegen des Schwarms unsrer einsylbigen und doch vielbuchstäbigen Wörter schon, nie zu erreichenden griechischen Senar. Nur setzt die ihr Original auch von andern Seiten eben so elegant als treu uns wiedergebende Verdeutschung eines einzigen Stücks, schon so anhaltend heitre Muße, so überaus viel Geduld, und solch einen Vorrath literarischer Hülfsmittel voraus, daß, wenn auch die Arbeit gelänge, schwerlich Lust übrig bleiben wird, das Wagstück zu wiederholen, oder gar eine ganze Reihe solcher Kunstwerke aufstellen zu wollen. Und wie äußerst klein wird das Publikum seyn, das einer solchen Darstellung auch nur Geschmack abgewinnen, geschweige sie richtig beurtheilen dürfte! Seinen jetzigen Aufenthalt nennt Hr. S. selber, ein literarisches Exilium. Kein Wunder daher, wenn er auch über den wirklichen Zustand unsers Parnasses viel zu sanguinische Hoffnungen unterhält. Diesen zu Folge: »verbreitet die unter den Deutschen wieder erwachte »Poesie nach allen Seiten ihr reges Leben, strebt durch eine »ne bewundernswürdige Mannichfaltigkeit von Gestalten »(Irrwischen, größtentheils) das Unendliche ihres Wesens »auszudrücken; auch zu den Bildungen muß daher ihr schö- »nes Spiel zurückkehren, die sie, (die Poesie) zu andern »Zeiten, und bey andern Völkern bereits erschaffen; die- »selben der Nation in ihrer eigenthümlichen Sprache näher »anzueignen, und in neuen Formen wiederholt hervor- »zubringen trachten!« — Recht sehr wünscht Rec., daß diese schöne Aussicht nicht in leere Dunstbilder sich auflösen möge; und statt warmen Empfangs das Probestück des Hrn. S. nicht von Glück noch zu sagen habe, wenn dann und

wann

wann ein lernbegieriger Jüngling, das Original in der Hand, auch nach dieser Verdeutschung greift, und für die Anstrengung, womit der Uebersetzer doch hier und da das Gepräge des Griechen durchschimmern läßt, ihm herzlichen Dank weiß!

Noch bleibt von den zwey letzten Bogen der Arbeit Bericht zu erstatten. Auch in den Trach. giebt es der durch Abschreiber verderbten, wohl sinnlos sogar gewordnen Stellen, wie in den andern Stücken des Dramatikers. Einem Uebersetzer ist es daher keineswegs zu verargen, wenn er auf jede Art sich zu helfen, und wenigstens lesbar zu werden sucht. Die neuesten Ausgaben der Trach. und ihre Beurtheilung in kritischen Blättern ließ Hr. S. nicht unbenutzt, geht sehr oft aber auch proprio Marte zu Werk, und giebt von einem Theile seiner Konjekturen in gedachtem Anhange Rechenschaft. Für ästhetische, historische, geographische Bemerkungen, deren es auch in den Trach. so manche anzubringen gab, scheint es an Raum gefehlt zu haben; denn dergleichen laufen gar nicht mit unter; sie müßten denn aus der gewagten Verbesserung, der gewählten Lesart, oder dem Sprachgebrauch von selbst hervorgehn. Wie es scheint, versparte Hr. S. das Alles bis zur Ausgabe seines vollständig übersetzten Sophokles; wo er auch die wichtigsten Fragmente, und das in einer besondern Zusammenstellung nachtragen will. Noch mehr Aufklärung vermuthlich ist von der Diatribe zu erwarten, die den reellen innern Zusammenhang der Sophokleischen, so wie überhaupt der uns bekannten griechischen Tragödien (ein neues Wagstück!) ins gehörige Licht stellen soll. — Was die eignen in Vorschlag gebrachten Verbesserungen anlangt, die sich auf ein paar Dutzend belaufen, und denen, wie natürlich, auch in der Uebersetzung gefolgt wurde: so glaubt Rec. doch einige der, am wenigsten Raum kostenden angeben zu müssen; denn mehrere davon hatten zu ihrer Begründung ganze, eng bedruckte Seiten nöthig. Andre Beurtheiler werden diesen und andern die schuldige Gerechtigkeit nicht versagen. Z. B. die Zeilen 92 und 93 (Brunckscher Ausgabe) sollen sich auf den Hyllus beziehn, und Hr. S. lies't daher: καὶ γὰρ ὑστέρῳ σε γ' εὖ Πράσσειν, ἐπεὶ πύθοιο, κέρδος ἐμπολᾷ. — In den Zeilen 116—119 des Chorgesangs verschwänden alle Schwierigkeiten, wenn man statt

τὸ δ' ἄυξει, läse τὸ δ' αὖ ζεῖ: ita Cadmigenam tenent multiplices vitae aerumnae, *aestuantque* maris instar Cressii. Artig genug! Stünde das αὖ ζεῖ nur an etwas bequemerer Stelle. V. 247 soll statt ἀνηρίθμων statt ἀνηρίθμον gelesen werden; weil letztres ja mit dem kurz vorhergegangnen ἄσκοπον einerley bezeichne. Fand Hr. S. dieß zu tavtologisch: so hätte V. 964 das ἐξόμιλος ihm gleichfalls auffallen können; als welches in der von dem einen Scholiasten ihm beygelegten Bedeutung des ἀήθης das vorhergegangne ξένων eben so müßig macht. »— Denn »jener Fremden ungewohnter Haufen dort« — heißt es in der Uebersetzung. Hier also blieb auszumitteln, ob im ἐξόμιλος nicht ein von ἐξομιλεῖν herzuleitender, exquisiterer Sinn stecke? Nicht übel wird das V. 356 stehende μάθης, des in folgender Zeile abermals vorkommenden εὐμαθής wegen, in μαθεῖν σ' umgewandelt. Die beyden schwierigen Zeilen 614 und 615 sollen, zum Theil nach Johnson verbessert, folgendermaaßen deutlicher werden:

> Καὶ τῶνδ' ἀποίσεις σῆμ', ὃ κεῖνος εὖ μάθῃ,
> σφραγῖδος ἑρμαῖ τῷδ' ἐπ' ὄμμα θέμενος.

V. 755 wird statt πόθῳ, χρόνῳ vermuthet; und V. 869 das euphemistischere ἀειδής, statt ἀήθης. V. 875 fand schon Hr. Billerbeck das ἐξ ἀκινήτου ποδὸς, oder wenigstens die Erläuterung des Scholiasten, äußerst frostig. Hr. S. findet auch hier was Euphemistisches, und auf abergläubischen Gebrauch Anspielendes. Sollte unser: stehenden Fußes, im Sinne von sogleich, unverweilt, den Augenblick, ꝛc. dem griechischen Ausdruck nicht entsprechen? mithin dem unbewegten Schritt der Uebersetzung, hätten die beyden Wörter anders in den Senar passen wollen, nicht vorzuziehen seyn? Oder deutet das ἐξ ἀκινήτου ποδὸς hier gar nur auf einen Fuß, der nie wieder rückwärts sich bewegt, nie wieder umkehrt? — In den Zeilen 957 und 58 des Chors liest Hr. S. θανόντα und εἰσίδοιμ' statt des bisherigen θάνοιμι und εἰσιδοῦσ', wo denn ταρβαλέα zu εἰσίδοιμι gehören, und der ganze Gedank größre Wahrheit erhalten würde. Der wegen des ἐξόμιλος schon oben angeführt Vers 964, ist mit dem drauf folgenden so übersetzt worden, als wenn im Original das Punktum hinter βάσις oder στάσις wegfiele, und statt des Fragzeichens hinter κεν ein Kolon stände. Das von ihm statt βάσις empfohlne

στάσις

στάσις belegt er mit einer Stelle aus dem Aeschylus, wo Hr. Schütz es gleichfalls von einem Haufen, Chore, versteht (wie denn auch Hesychius unter mehrern Bedeutungen die von χορὸς anführt). Wäre man mit dem ἐξόμιλος nur erst aufs Reine gekommen, würde jede andre Verbesserung zu entbehren seyn. V. 1054: πλευμόνων statt πλεύμονος; weil nämlich die attischen Dichter das Wort immer im Plural brauchten. Wogegen es nur zu erinnern giebt, daß Sophokles an den Atticismus sich nicht überall gekehrt zu haben scheint, überhaupt ein Freund von Kraftwörtern, wenn gleich etwas veralteten, war, und eben dadurch dem Uebersetzer, der auch diese Eigenheit des Originals nicht verwischen will, es desto saurer macht. — Doch genug zur Probe; denn beyläufig hat Hr. S. auch an Textverbesserung andrer Tragiker sich versucht; was Rec. aus Mangel an Raum bloß anzeigen kann. — Das Cartenblatt darf keinem Exemplar fehlen; weil man dem Uebersetzer sonst hier und da wirklich Unrecht thun würde.

Do.

Handbuch der Geschichte der griechischen Literatur, von Joh. Aug. Rienäcker, Domkandidaten in Berlin. Mit einer Vorrede vom Hrn. Professor Kiesewetter. Berlin, bey Lagarde. 1802. XII und 284 S. 8. 18 gr.

Der bescheidene Verf. sagt von diesem Buche: »Das vorliegende Handbuch soll dazu dienen, jungen Leuten eine systematische Uebersicht der gesammten griechischen Literatur zu verschaffen, ohne doch den Charakter eines Kompendiums zu verläugnen, welches dem Lehrer, Zusätze und Erläuterung zu machen, erlauben soll. Die Eintheilung in gewisse Abschnitte ist aus dem, vom Hrn. Prof. Wolf herausgegebenen Leitfaden genommen, und in Absicht der systematischen Anordnung im vierten Abschnitte, bin ich der vortrefflichen Literärgeschichte des Hrn. Prof. Eichhorn gefolgt. — Manches, was nicht gesagt ist, hätte vielleicht gesagt werden sollen, Manches von dem, was gesagt ist, sollte vielleicht besser gesagt seyn.« Der erste Abschnitt

schnitt enthält eine Einleitung in das ganze Werk, in welcher zuletzt die Quellen und Hülfsmittel zu einer solchen Geschichte angegeben werden. Der zweyte Abschnitt umfaßt in sechs Perioden die Geschichte der Griechen von der ersten Bevölkerung Griechenlands bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Zweckmäßige Kürze mit Deutlichkeit empfiehlt diesen Abschnitt. Der dritte handelt von der griechischen Sprache überhaupt, den Dialekten, dem Alphabete, der Aussprache und den Accenten. Auch in diesem Abschnitte ist alles Langweilige und Ermüdende vermieden. Der vierte Abschnitt betrifft die Geschichte der einzeln Theile der griechischen Literatur, als der Geschichte der Poesie, der Romanen, der Geschichte, der Philosophie, Beredtsamkeit, u. s. w. Hier sind vor jeder Abtheilung die Quellen angegeben. Endlich enthält der fünfte Abschnitt ein Verzeichniß der Männer, welche sich um das Studium der griechischen Literatur vorzüglich verdient gemacht haben, welches sich bis auf unsere Zeiten und auf alle Nationen erstreckt. Wir glauben mit Recht behaupten zu können, daß dieses Buch seinem Endzweck entspricht, und jungen Leuten theils für sich, theils unter Anleitung eines Lehrers zu empfehlen sey. Sehr recht hat oben der Vf. eingestanden, daß in einem solchen Buche leicht Etwas hinzuzusetzen sey, auch Manches wohl anders hätte gesagt werden können. So fiel uns z. B. S. 198. 199, wo von den griechischen Aerzten die Rede ist, auf, daß der Verf. den Rufus Ephesius ganz weggelassen hat, bey welchem er die schöne Abhandlung in der neuen Ausgabe der Fabricischen Bibliothek hätte nutzen können. So fehlt auch Joannes, der unter dem Namen Aktuarius bekannter ist, von dem doch Fischer zu Leipzig ein Büchelchen περὶ ἐνεργειῶν καὶ παθῶν τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος καὶ τῆς κατ' αὐτὸν διαίτης herausgegeben hat, das selbst junge Leute mit Nutzen lesen können. Hingegen wunderten wir uns, daß der Vf. ebendaselbst den Nemesius unter die Aerzte gebracht hat, der doch eigentlich unter die Philosophen gehört. Des Nemesius medicinische Kenntnisse erstrecken sich nicht über den Galenus, ob man ihn gleich wegen seiner Belesenheit, seines philosophischen Scharfsinns und seiner Schreibart mit Recht hochschätzt. Solche und ähnliche Bemerkungen überlassen wir denen, welche über dieses Buch Vorlesungen halten,

ohne

ohne dadurch demselben nur im geringsten seinen Werth abzusprechen.

Dt.

Geschichte Griechenlands, eine freye Uebersetzung des englischen Werks von Will. Mitford durch H. K. A. Eichstädt, Hofrath und Professor zu Jena. Zweyter Band. 33 Bogen. Dritter Band. 32 Bog. 8. Leipzig, bey Weidmann. 1802. Jeder Band 1 Rh. 20 gr.

Wir haben nicht nöthig, den Lesern der A. D. Bibl. die Vortrefflichkeit des von Hrn. Hofrath E. übersetzten, oder vielmehr überarbeiteten, und wesentlich verbesserten Mitfordischen Werks nochmals anzupreisen; sondern nur das Daseyn der neuen Bände anzuzeigen. Hr. E. hat auch in diesen beyden Bänden Alles, und, man kann es sagen, noch mehr geleistet, als was er in der Vorrede zum ersten versprochen hatte. Der zweyte Band umfaßt die Geschichte Griechenlands von der Zeit der persischen Kriege unter dem Könige Darius bis auf Perikles, oder bestimmter, bis zum 30jährigen Waffenstillstande zwischen Athen und Lacedämon. Der dritte enthält die Geschichte des merkwürdigen peloponnesischen Kriegs bis zum Ende des 16ten Jahres desselben. Nicht nur den Kennern; sondern auch den bloßen Freunden der alten Geschichtkunde muß es Freude machen, die Erscheinung der verschiedenen Bände des deutschen Werks, das vor dem englischen Original sichtbare Vorzüge hat, so schnell auf einander folgen zu sehen. Im vorigen Jahre allein kamen drey Bände heraus, und, wie wir hören, ist der vierte schon unter der Presse, und wird zur Ostermesse dieses Jahrs 1803 gewiß erscheinen. Wir glauben dieß laut sagen zu müssen, da vor kurzem ein Recensent, man weiß nicht, ob aus Unwissenheit, oder aus unedeln Absichten, bemerkte, daß von Eichstädts Uebersetzung des Mitford nur erst Ein Band zum Vorschein gekommen sey.

Ob.

Handlungswissenschaft.

Allgemeine Encyklopädie der Handlungswissenschaft und ihrer gesamten (gesammten) Hülfskenntnisse; u. s. w. — In Verbindung praktischer Kaufleute ausgearbeitet und herausgegeben von Aug. Schumann. Erste Abtheilung. Erster Band, welcher den ersten Band der Waarenkunde rc. enthält. Leipzig und Ronneburg, beym Verfasser. 1802. XXXIV u. 392 S. gr. 8. 1 Rg. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer vollständigen, systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde. In Gesellschaft praktischer Kaufleute ausgearbeitet und herausgegeben, von u. s. w. Erste Abtheilung. Ersten Theils erster Band, die Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. Ebd. u. s. w.

Noch ein dritter Titel ist vorgesetzt:

Versuch einer vollständigen, systematisch geordneten Waarenkunde der Haare und Federn, und aller daraus gefertigten Manufaktur- und Kunstartikel. Von u. s. w. Erster Band. Ebd. u. s. w.

Nach der ersten Ueberschrift dieses Bändereich werden sollenden Werks, hätten wir also wieder eine allgemeine Encyklopädie der Handlungswissenschaft und ihrer gesammten Hülfskenntnisse, rc. zu erwarten, ungeachtet die Busesche, die schon mehrere Theile geliefert, noch in einigen Jahren, selbst bey der fleißigsten Bearbeitung dieses Gegenstandes, ihre Endschaft nicht erreichen wird. Fragen aber unsere Leser: wie es der Verf. der vorliegenden Encyklopädie angefangen, seine ausführlich und systematisch geordnete Darstellung alles dessen, was dem Theoretiker und Praktiker des Handlungs- und Manufakturstandes zu wissen nöthig

thig ist, vom Hause aus einzukleiden, und nach einem, auf dem Haupttitel vermerkten systematischen Plane, das Ganze in allgemeiner Rücksicht zu betrachten, mithin die einzelnen Theile der Haupt- Hülfs- und Nebenwissenschaften auf die Handlung in allgemeiner und besonderer Rücksicht anzuwenden: so kommen wir wahrlich in Verlegenheit, indem dieß letzte Erforderniß, das doch eigentlich hätte voran gehen sollen, hier gänzlich mangelt. Denn, statt daß Hr. Sch. in einer allgemeinen Einleitung von der Handlungswissenschaft überhaupt, und ihrer systematischen Eintheilung insbesonders, hätte sprechen sollen, schickt er nur eine allgemeine Vorrede voran, in der er den Entschluß rechtfertigt, was ihn bewogen, eine allgemeine Waarenkunde auszuarbeiten. In dieser zeigt er nun freylich viele Belesenheit, indem er mit den meisten und besten Versuchen, Kompendien und Lehrbüchern, welche diesen Zweig der bestimmten Handelskunde seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bisher in Deutschland bearbeitet haben, bekannt ist; aber dieß macht bey weitem den Inbegriff der gesammten Handlungswissenschaft und ihrer Hülfskenntnisse 2c. nicht aus; am wenigsten kann dieses eine ausführlich geordnete, systematische Darstellung 2c. genannt werden. Hierzu wird eine ganz andre Entwickelung ihrer Haupttheile erfordert. Nach des Rec. Einsicht, bleiben wir entweder bey den Gegenständen der Handlung, die uns durch die Erfahrung gegeben werden, stehen; oder wir suchen die davon abgezogenen Begriffe mehr auseinander zu setzen, unter sich, und mit dem verwandten Vorrathe unserer Kenntnisse zu vergleichen, und in einen Zusammenhang zu bringen, ihren Umfang, die Mittel zu dem Zwecke, und umgekehrt zu bestimmen. Im ersten Falle werden die Kenntnisse von den Gegenständen gemeine, oder historische, — in dem andern wissenschaftliche genannt; — jene setzen voraus, daß Etwas ist, — diese dagegen, ob es adäquat, seinem Zwecke angemessen, und mit den dahin gehörigen Begriffen konform sey. — Nach diesen Grundsätzen hätte der Verf. I. die allgemeine Handlungswissenschaft, und zwar a) die Handlung überhaupt, b) ihre Geschichte insbesondere; II. die Hülfskenntnisse der Handlungswissenschaft überhaupt, und die der Han-

Handlungswissenschaft.

Allgemeine Encyklopädie der Handlungswissenschaft und ihrer gesamten (gesammten) Hülfskenntnisse; u. s. w. — In Verbindung praktischer Kaufleute ausgearbeitet und herausgegeben von Aug. Schumann. Erste Abtheilung. Erster Band, welcher den ersten Band der Waarenkunde rc. enthält. Leipzig und Ronneburg, beym Verfasser. 1802. XXXIV u. 392 S. gr. 8. 1 Rg. 18 K.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer vollständigen, systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde. In Gesellschaft praktischer Kaufleute ausgearbeitet und herausgegeben, von u. s. w. Erste Abtheilung. Ersten Theils erster Band, die Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. Ebd. u. s. w.

Noch ein dritter Titel ist vorgesetzt:

Versuch einer vollständigen, systematisch geordneten Waarenkunde der Haare und Federn, und aller daraus gefertigten Manufaktur- und Kunstartikel. Von u. s. w. Erster Band. Ebd. u. s. w.

Nach der ersten Ueberschrift dieses Bändereich werden sollenden Werks, hätten wir also wieder eine allgemeine Encyklopädie der Handlungswissenschaft und ihrer gesammten Hülfskenntnisse, rc. zu erwarten, ungeachtet die Busesche, die schon mehrere Theile geliefert, noch in einigen Jahren, selbst bey der fleißigsten Bearbeitung dieses Gegenstandes, ihre Endschaft nicht erreichen wird. Fragen aber unsere Leser: wie es der Verf. der vorliegenden Encyklopädie angefangen, seine ausführlich und systematisch geordnete Darstellung alles dessen, was dem Theoretiker und Praktiker des Handlungs- und Manufakturstandes zu wissen nöthig

thig ist, vom Hause aus einzukleiden, und nach einem, auf dem Haupttitel vermerkten systematischen Plane, das Ganze in allgemeiner Rücksicht zu betrachten, mithin die einzelnen Theile der Haupt- Hülfs- und Nebenwissenschaften auf die Handlung in allgemeiner und besonderer Rücksicht anzuwenden: so kommen wir wahrlich in Verlegenheit, indem dieß letzte Erforderniß, das doch eigentlich hätte voran gehen sollen, hier gänzlich mangelt. Denn, statt daß Hr. Sch. in einer allgemeinen Einleitung von der Handlungswissenschaft überhaupt, und ihrer systematischen Eintheilung insbesonders, hätte sprechen sollen, schickt er nur eine allgemeine Vorrede voran, in der er den Entschluß rechtfertigt, was ihn bewogen, eine allgemeine Waarenkunde auszuarbeiten. In dieser zeigt er nun freylich viele Belesenheit, indem er mit den meisten und besten Versuchen, Kompendien und Lehrbüchern, welche diesen Zweig der bestimmten Handelskunde seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bisher in Deutschland bearbeitet haben, bekannt ist; aber dieß macht bey weitem den Inbegriff der gesammten Handlungswissenschaft und ihrer Hülfskenntnisse rc. nicht aus; am wenigsten kann dieses eine ausführlich geordnete, systematische Darstellung rc. genannt werden. Hierzu wird eine ganz andre Entwickelung ihrer Haupttheile erfordert. Nach des Rec. Einsicht, bleiben wir entweder bey den Gegenständen der Handlung, die uns durch die Erfahrung gegeben werden, stehen; oder wir suchen die davon abgezogenen Begriffe mehr auseinander zu setzen, unter sich, und mit dem verwandten Vorrathe unserer Kenntnisse zu vergleichen, und in einen Zusammenhang zu bringen, ihren Umfang, die Mittel zu dem Zwecke, und umgekehrt zu bestimmen. Im ersten Falle werden die Kenntnisse von den Gegenständen gemeine, oder historische, — in dem andern wissenschaftliche genannt; — jene setzen voraus, daß Etwas ist, — diese dagegen, ob es adäquat, seinem Zwecke angemessen, und mit den dahin gehörigen Begriffen konform sey. — Nach diesen Grundsätzen hätte der Verf. I. die allgemeine Handlungswissenschaft, und zwar a) die Handlung überhaupt, b) ihre Geschichte insbesondere; II. die Hülfskenntnisse der Handlungswissenschaft überhaupt, und die der Han-

delskunde, nebst den damit verwandten Nebenwissenschaften insbesondere, wozu Waarenkunde, Waarenlehre und Waarenhandel gehöret auch III. die specielle Handlungswissenschaften, als Münz-, Geld-, Bank- und Wechselwesen; IV. die Staatshandlungs-Wissenschaftslehre, in Absicht der innern und äussern Verhältnisse der Handlung, mit allen ihren Ästen- und Unterabtheilungen, wohin wir V. die Aufrechthaltung der Handlung, in Absicht der Staatshandlungspolicey, und der Handlungspolitik, mit ihren mannichfaltigen, ihnen untergeordneten Branchen rechnen, abhandeln sollen. — Eine solche systematisch geordnete Darstellung der Handlungswissenschaft &c. konnte er aus Büsch, Buse, Beckmann, Berghaus, Jung, und Andre excerpiren, statt mit der Waarenkunde anzufangen. Aber auch diese hätte er in allgemeiner Rücksicht betrachten, oder von ihr ein Bild entwerfen können, dessen Umrisse ihn zur besondern Ausführung des hier zuerst gelieferten Haar- und Federhandels geleitet haben würden. Inzwischen geht es in unsern Tagen, wo die Literatur äusserst reich an Kompilatoren und Abschreibern, — aber sehr dürftig an Originalschriftstellern in manchen Fächern der Wissenschaften ist, gemeiniglich so, daß die Verfasser erst dann, wenn sie schon einige Bände ihrer Fingerarbeit zur Messe geliefert haben, anfangen, mit ihrem Gegenstande zwar bekannt, nur nicht immer mit ihm kritisch vertraut zu werden! Dieß ist auch der Fall mit Hrn. Sch. Schon S. V im Eingange der Vorrede giebt er davon ein auffallendes Beyspiel, indem er versichert: die Bearbeitung dieses vorliegenden Buchs, sey bloß Zufall, indem er von ungefähr in einem Bücherkataloge Marpergers Beschreibung des Haar- und Federhandels verzeichnet gefunden, wobey es ihm sonderbar geschienen, daß schon vor beynahe hundert Jahren (Leipz. 1717. 368 S. 8. ohne das Regist.) über einen Gegenstand, der bisher seiner (des Hrn. Sch.) Aufmerksamkeit so ganz entschlüpft sey, ein Buch von beynahe 400 Seiten hätte geschrieben werden können. Was kann man, unter solchen Umständen, von einer Waarenkunde erwarten, wobey man den guten Paul Jacob Marperger zum Grunde legen, Krünitz, Beckmann, Schedel,

Bill, den verbesserten Bohn, und mehrere Andre; besonders aber, die reiche Quelle des Haarhandels, die uns Herr Friedrich Nicolai über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten rc. geliefert, zum ausschattiren brauchen muß, damit das Ganze eine moderne Form erhalte? — Letzteres gesteht der Verf. S. 4 aufrichtig, daß ein bloßer Zufall, ihm Marpergers Traktat, für das Bedürfniß unserer Zeiten umzuformen, aufbewahrt habe. Dieß Geständniß macht ihm zwar Ehre; nur bedauren wir, daß es ihm, zur systematischen Ausführung dieses Vorhabens, in Wahrheit an hinlänglichen gelehrten und alten Sprachenkenntnissen, verbunden mit kritischer Würdigung klassischer und historischer Schriftstellen mangelt, wobey ihm nicht einmal das Verdienst bleibt, das Marperger, den unser Vf. einen fleißigen Kompilator schilt, vor Hrn. Sch. im Voraus hatte, daß jener, der Polyhistor damaliger Zeiten, viele gelehrte Kenntnisse besaß, alte und neue Sprachen verstand, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften war, am Dresdner Hofe viele Jahre lang, ansehnliche kameralistische Aemter bekleidete, und bis zu seiner 74jährigen Lebensperiode, eine Menge Schriften herausgab, wovon Rec. 48 meistens aus eigener Ansicht kennt, und wovon manche mehrere Ausgaben erlebt haben. Wir würden aber zu weitläuftig werden, wenn wir, nach dieser anschaulichen Darstellung, die eigentliche Ausführung dieser Waarenkunde, die wir auf den folgenden Band, als Fortsetzung des Haar- und Federhandels uns vorbehalten, hier zergliedern wollten. Es sey genug, vorläufig zu bemerken, daß der Verf. das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich in zehn Bänden zu liefern gedenkt, wovon die drey ersten, dem zuerst gewählten vorliegenden Gegenstande gewidmet seyn sollen. Wenn nach diesem Entwurfe, alle übrigen Theile der Handlungswissenschaft und Handlungskunde, so ausführlich behandelt, und so manches Ueberflüssige, wie in dem ersten Bande geschehen, darin aufgenommen werden soll: so werden noch wenigstens 20 Bände erscheinen, die in manchem Handlungskomtoir, ein eigenes Repositorium füllen, welches vielen Kaufleuten, zumal bey der immer wachsenden Handlungsliteratur, wo nicht zu

einer unnützen Registratur, doch wenigstens zu einem gelehrtscheinenden Ameublissement gereichen würde.

F.

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten — — für den Landwirth. Neunzehnter Band. July — December 1802. Leipzig, bey Hempel. 1802. 575 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

July. I—IV. Alle 4 Aufsätze: über den Brand im Waizen, stehen S. 1—59. Unter diesen ist Nr. 1 der vorzüglichste; Nr. 2 der mittelmäßigste; Nr. 3 fehlt nur S. 18 noch Salzzusatz, den der vortreffliche Hägel, wenn er der ökonomischen Welt nicht zu frühzeitig durch den Tod entrissen worden wäre, gewiß noch selbst hinzugesetzt haben würde; Nr. 4 hingegen ist der weitläuftigste, aber auch elendeste! Der Vf. schaut überall zum Fenster herein, sucht, wie es scheint, Brodtverdienst mehr wie Ehre! eigener Nutzen sollte nicht vor dem des Publikums gehen? und doch merkt dieß kein Verleger; aber daher weicht unser Geist der Kritik vor ihm hinweg! Denn Wiese, (den der Verf. sogar auch hier noch einmal widerlegt, ohnerachtet er ihn schon im Septbr. 1801 S. 242—250 ziemlich bey den Haaren herumgezogen, auch der Reichsanzeiger schon genüglich widerlegt hat) ist noch besser, wie der Widerleger selbst, von dem es zu bewundern ist, daß er bey Ueberfluß an Reiz, und Mangel an Reiz, (S. 33 ff.) nicht mehr von Stehnie und Asthenie! (S. 26) angebracht hat; dann hätte man doch den Deutschverderber, S. 21 von Tendenz, S. 26. Incitament, u. s. w. eher errathen, als man ihn mit Mühe S. 232, Septbr. 1801 suchen müssen. V. Einige Bemerkungen über die diesjährigen in Thüringen und am Unterharze herrschenden hohen Preise des Roggens. Unterzeichnet J. F. N. S. 60—81. Passend und unpassend, wie man's nimmt! VI. Kurze Nachrichten, schließen S. 82—95.

Ne-

Recensionen haben in diesem Hefte gefehlt, welches auch besser ist, daß lieber keine als schlechte andern passendern Aufsätzen den Platz rauben; zumal wir doch genügsich Schriften haben, welche bloß den Recensionen gewidmet sind!

August. I. Ist die Stallfütterung gegen die Rindviehpest das bewährteste Verwahrungsmittel? S. 98—126. Ein Aufsatz ohne Unterschrift, worin mit den Haaren alles Mögliche herzugezogen ist, da der Vf. weder der Rindviehpest, noch seinem im Eingange beliebten Streite gegen J. G. Reuter Sen. (dem älteren?) gewachsen ist. Letzterer, so viel wir gelegentlich erfahren haben, verachtet ihn, und gegen die erstere sollte er nur erst Pessina's Mittel und streng richtiges Verfahren kennen lernen und zu Hülfe nehmen; aber auch so richtig anwenden, als es jener that und lehrt! Sapientibus sat! Denn wer wird solches Zeug lesen, wenn man nicht muß. Die Vielschreiberey — da alles besser auf 3—4 Seiten gesagt wäre — zeigt, daß Hr. D. Laubender die Feder dabey führte; und dem wird doch weder Riem noch Medicus auf S. 126 antworten und Zeit damit verderben? II. Siehet es da mit der Kultur des Ackerlandes noch übel aus, wo die Wiesen in einem Lande im hohen Preise stehen? S. 127—140. Der Verf. hat nicht so, wie jener im November S. 458, sich versteckt; sondern geradezu gesagt: daß er der (bekannte) ökonomische Amtmann sey; und dabey sehen wir, daß er gegen H. Thaer ziemlich tolerant aufgetreten ist. III. Wie kann die Stallfütterung am leichtesten eingeführt werden? S. 141—152, von Lucas. Ein guter Aufsatz, woraus auch obgedachter Hr. D. Laubender noch lernen, und vom Vf. Lektion erhalten kann. IV. Recensionen. S. 153—168. a, und b, verdienen Lob, und c, muß natürlicher Weise gelobt werden. Der Kenner wird es schon zu unterscheiden wissen, und finden, daß bey letzterm vieler Verdienst fehlt. V. Nachricht über Vertilgung der Kornwürmer. S. 168—171. Das Mittel ist wohl beschrieben, als auch die Erfahrungen über dasselbe gut sind. Besser ist's, man lege die Böden nach Dinglingerscher Art an, damit man nicht solcher Mittel bedarf. VI. Der Johan-

nisbeerstrauch okulirt, giebt keine grössern Beeren. S. 171 ff. Christ soll nach diesem Ungenannten Unrecht haben, wenn er behauptet, daß das Okuliren grössere Beeren bringe. Also müssen auch wir unrecht beobachtet haben, da wir Christische Erfahrung hatten, und richtig finden! VII. Kurze Nachrichten. S. 175—191. Eine gewöhnliche Mischung von allerhand.

September. I. Ueber die Krankheit der Bienen; ihre mögliche Verhütungs- und zweckmäßige Heilart. Unterzeichnet: D. Laubender. S. 193—273. Parturiunt montes etc. Berge wollen gebähren, und eine Maus, springt heraus! Und das auf 80 S. in Beweis, daß der Verf. auch noch ein weitschweifiger Bienendoktor werden will; denn alles dieses hätte auf 6—10 S. hinlänglich abgemacht werden können! Was dürfte er erst noch für ein voluminöses Buch über sämmtliches Bienenwesen hervorbringen, wenn sich ein Verleger zeigen wollte! denn hier ist der pretiöse Raum dieses Heftes beynahe ganz (80 S.!) weggenommen worden! Sthenie und Asthenie, ja sogar Galvanismus kommen S. 251—259 vor. Daben muß sich aber der Verf. sehr gut zu S. 251 verstehen, jeder Biene die richtige Portion Alkohol und Opium einzugeben, wenn nicht die, welche mehr wie andre einnehmen sollen, tollkrank (besser: berauschet) oder gar für immer einschlafen sollen! Es ist traurig, wenn der gemeine Mann sich noch so gelehrt belehren soll; der höher gestimmte muß schon den Kopf darüber schütteln!! Was noch das tollste ist — sollte der Verf. bey dieser Niederschreibung wohl auch zu viel Alkohol und Wein mit Opium eingenommen gehabt haben? findet man S. 257 sie die Bienen einzeln mit einer Schweinsborste zu reizen. Da kostet doch die Sauce mehr wie der Braten!! und der Vf. konnte das dem gutherzigen Bienenvater (S. 256) verübeln, daß er um den Tod einzelner Bienen unbekümmert wär? gewiß ein Beweis, wie wenig Hr. Laubender von Bienenzucht im Großen Praktik hat; er würde uns doch sonst nicht noch nebenbey das bekannte Mittel, mit Kreide Fliegen, also auch todte Bienen lebendig zu machen gelehret haben! II. Noch ein Mittel — — daß sich Kühe nicht aussaugen können. S. 273—274; und III. Etwas über den ungarischen

oder

oder türkischen Hafer. S. 275—277, welchem IV. endlich S. 277—287, kurze Nachrichten, folgen.

Oktober. I. Von der Nothwendigkeit (,) das Vieh zu striegeln (,) nebst Vorschlag zur Anwendung einer neuen galvanischen Striegel. Unterzeichnet: D. Laubender. S. 289—300. Das erste ist alt, das letzte neu. Ob man gleich zu thun hat, das Gesinde beym Alten zu erhalten, und daher beym Letztern noch mehr zu kämpfen seyn dürfte: so wäre es doch zu wünschen, daß der Verf. erst realisirt, dann seinen Vorschlag zur Welt gebracht hätte! Das Schönste in diesem Aufsatze ist S. 94 ff., die aufgestellte Striegelungsgeschichte vom f. S. zu Th. Warum nennt der Vf. den würdigen Pachter Sachse zu Thalwiz nicht? denn es würde der Sache mehr Gewicht gegeben haben, als des Verf. leere Töne! Hr. Sachse ist doch als ein Mann bekannt, der Jedem die Wahrheit frey, und dem Verf. wohl auch so sagt! Die Rec. haben viel Gutes von ihm erfahren. II. Das Federvieh steht in Rücksicht des Werthes — — mit seinem Futter in keinem Verhältnisse. S. 301—303. Wahrheit eines Ungenannten, die längst erwiesen ist. III. Ist denn durch die hohen Preise aller Produkte in der lezt verwichenen Zeit der Bauer durchgängig in den Wohlstand gekommen? Unterschrift: Lukas. S. 304—320. In diesem Aufsatze zeigt sich der Verf. — wenigstens nach unserm Bedünken — weit besser als bey seinen Bienenkugelstöcken, und seiner Bienenphilosophie, nebst Beschnäbelungsbegattung. IV. Zieht jeder besondere Baum seine besondern Säfte aus dem Erdboden, oder einerley Säfte, welche hernach ihre naturmäßigen Eigenschaften erst im Holze bekommen? S. 321—324. Diese Abhandlung, ohne Unterschrift, steht schon in einem vor 30 Jahren erschienenen Buche: Ueberzeugender Beweis, bey welcher Abholzungszeit die Laubholzstöcke am besten wieder ausschlagen rc. von M. Ch. Käpler, gefragt und beantwortet. Wofür hier? V. Recensionen. 1) und 2) S. 325—327. über zwey Erdmandel- und Asklepie-Schriften; 3) S. 328—331 über Leopolds Handwörterbuch — — aus Oekonomie; 4) S. 331—335, über Kermes Handbuch bey Rittergutskäufen; 5) S. 335—341, über Riems neufortge-

de für einen Kunstbuche, oder auch alles in einer be-
sondern Ausgabe hätte aufbewahren wollen. III. Re-
censionen. S. 441—448. Eine ist über: Eiselens
Anleitung zum Ziegelbrennen mit Torfe rc die über ein
so gutes Buch wohl mehr als ½ Seiten einnehmen dürfen,
wenigstens doch noch von ihm gesagt werden sollen: daß
dieß die zweyte, sehr vervollständigte rc. Auflage sey.
Dagegen nahm die andere Recension, über Meblers Ab-
wechselung der Getraidearten, wieder zu vielen Raum
— mit 4 S. ein! IV. Ueber die Wirkung des Dün-
gers. S. 449—455. Unbedeutend, und verräth nur fleis-
sige Finger! V. Recensionen einer Recension. S. 455
—456. Warum gar Recensionen über Recensionen?
Und warum diese nicht zu jenen weiter oben, die ohnehin
eher ans Ende, wie in die Mitte gehörten? VI. Ein
Mittel, das in Brand Gerathen der Schornsteine
zu verhüten, oder wenigstens zu erschweren. S. 457
—458. Es steht dieses schon in vielen öffentlichen Nach-
richten, und selbst im Magazin aller neuen Erfindun-
gen, und besteht in alljährlichem Uebertünchen mit
Kalche, der mit Leimwasser angemacht worden, dann
auf den neu aufgetragenen und glattgemachten Kalchbewurf
angepinselt wird, und das so hoch, als man mit einem
Maurerpinsel reichen kann, bis herab zum Ofen. VII.
Sieht es da mit der Kultur des Ackerlandes gut aus,
wo die Wiesen in einem Lande im niedrigen Preise
stehen? Unterzeichnet: Breslau — Leupert. S. 458—
469. Ist denn der Oekonom schon so bekannt, und von sol-
chem Gewichte, daß er et sich mit dem Leibarzte D. Thaer
messen kann? — Diese Fragen fielen uns gleich bey dieser
Lesung ein, als wir nach der Hand sein Buch: Wirth-
schaftliches Taschenbuch, erster Jahrgang, Breslau,
bey Korn, zur Hand kriegten, das in der Landwirth-
schaftlichen Zeitung, 1803, Sanderleben; Nr. 3. S.
24 so außerordentlich gelobt worden, daß wir unseren
Augen nicht trauten, als wir den Verf. so ganz unwürdig
auf Hrn. Thaer losziehen sahen! Man kann Hrn. Thaer
widerlegen: was er sich wohl auf eine billige Art gefallen
lassen wird und muß; weil er schon selbst eingesteht, die
englische Landwirthschaft zu sehr der deutschen vor-
gezogen zu haben. Aber gegen solche Art, als es Hr.
Leu-

Leupert anfieng und fortsetzte, muß man Abscheu bekommen; wir wollen uns hier am wenigsten zwischen solchen Streit einmischen! VIII. Kurze Nachrichten. S. 470—478. Wie gewöhnlich.

December. Nr. I. II. und III. S. 481—543. Davon ist Nr. 1 bloß als Vorschlag, zu einem transportablen Sommerviehstall, darauf der Verf. S. 492 durch den letzten Krieg geführt wurde. Allein, er sollte wissen, daß in Rußland, Schlesien, u. s. w. dergleichen Feldställe vor vielen Jahren bekannt sind. Nr. 2 handelt von feuerfesten Strohdächern. Es belehrt uns darüber schon Gilly, in einer längst mit Kupfern verdeutlichten Abhandlung, die wohl weniger kostet, wie die ökonomischen Hefte; die Sache ist also als längst bekannt anzusehen, da die Gilly'sche Schrift in gar Vieler Händen, und an vielen Orten ist. In der 3. Nr. wird: vom Melken der Kühe, gehandelt, von Lukas unterzeichnet, und worin der Verf. S. 524—543 Manches vorbringt, das ihm die Leser der ökonom. Hefte danken werden, wenn sie es nicht schon wissen. IV. Recensionen. S. 544—547. die wenig erbaulich ist, meist nur den Inhalt dieser würdigen Schrift anzeigt, d. i. über Pilgers Lehrbuch zum Unterrichte des Landmannes rc. So ein Mann muß auch von einem Meister beurtheilt werden! V. Vom Frostableiter. S. 547—550. Bekannte Dinge, daher auch der Beysatz: wer von beyden Recht habe. VI. Um Kühe von guter Race zu bekommen, ist es räthlich, die Kälber mutterlos aufzuziehen! 550—558. Ein Verf., der so schreibt, wie dieser und ein Leupert, verdienen keine Aufmerksamkeit; zumal D. L. seinem Helden wieder Manches andichtet; z. B. sollte er doch wissen, was sein Held in seiner neuen Auflage russischer Preisschrift §. 8. vom baldigen Kälberentwöhnen, oder von dem nach etlichen Tagen, und in §. 10 selbst die erste Milch dem Kalbe gegeben haben will, überhaupt allen freyen Willen läßt, ob sie so oder anders handeln, gleich, oder nach etlichen Tagen ihre Kälber zur Zucht — in andern Schriften haben wir ihn auch von achttägiger Abgewöhnung handeln sehen — abgewöhnen wollen; wenn der Verf. im Gegentheile von allen Kälbern gesaugt haben will! Der Verf.

sollte

sollte erst die Leute in Sachsen recht verstehen lernen, wenn ers nicht in Franken vermochte. In der landwirthschaftlichen Zeitung wird er sich über das Tränken oder Saugen der Kälber näher belehren lassen müssen! Um berühmt zu werden, wird er doch nicht gern den Tempel zu Ephesus anstecken wollen! Gerade so machts Leupert gegen Thaer! Gute Männchen, löset doch denen Männern, die ihr bestreiten wollt, erst die Schuhriemen auf!! VII. Kurze Nachrichten. S. 558—575. Gott Lob! dachten wir allemal, wenn wir in einem Hefte zu den kurzen Nachrichten kamen; denn da waren wir zu Ende. Allein hier dürfen wir nicht so sagen; sondern müssen dem Herrn Redakteur noch eine gefoderte Erklärung ertheilen. Unrecht hat er, wenn er meint, im Recensionsexemplar habe S. 9 nicht dem statt den gestanden; und Recht hat er, wenn es in seinem und vielen Stücken nicht so stund. Wir nahmen unser Buch vor uns, untersuchten genau, daß das gedachte n drey Strichen hatte; nur mit einer guten Brille fanden wir, daß der dritte Strich ein Spieß seyn konnte, wie die Buchdrucker dergleichen nennen; und die so lang in Abdrücken erfolgen, bis ein sorgfältiger Drucker es entdeckt, abändert, und so diese Spieße nicht in allen, nur in manchen Stücken erscheinen! Wir bitten also, in Rücksicht eines Spießes, den Redakteur um Vergebung! Uns geht das nichts weiter an, was er aus unzeitigem Eifer von Fehlern unsrer Kollegen an der Bibliothek sagt. Wir versprechen ihm dagegen für künftig, wenn die ökonomischen Hefte ferner so in ihrem Werthe fallen, sie äusserst kurz zu beurtheilen; und steigen sie in Güte, dann wollen auch wir wieder im Lobe steigen. Zugleich versichern wir hier noch, daß bey diesen ökonom. Heften nichts Schade sey, als daß die darin befindlichen interessanten und uninteressanten Abhandlungen nicht vor dem Abdrucke einigen tüchtigen Männern zum Gutachten übergeben werden, wie es bey andern Gesellschaften geschieht, wenn dem Publikum brauchbar nützliche Gegenstände vorgelegt werden sollen; dann würde manches schwache Zeug zurückbehalten, oder doch wenigstens zum Besten des Publikums Alles besser durchdacht erscheinen, und nicht bloß dem Tadel des Redakteurs unterworfen bleiben; der oft widersinnig tadelt, und selbst nicht getadelt seyn will!

wirt! Dieß sind Wünsche und Aussetzungen mancher gründlicher Leser, und daher auch der Recensenten!

Jo.

Die Getränke der Menschen; oder Lehrbuch, so wohl die natürlichen, als auch die künstlichen Getränke aller Art näher kennen zu lernen, und nach der besten Bereitungsart aufzubewahren; herausgegeben vom Kommissionsrathe Riem und einigen Mitarbeitern. Dresden, bey Walther. 1803. VI und 512 S. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Der Herausgeber versichert, dieß Buch, das aus 19 Kapiteln besteht, seit mehreren Jahren mit einigen seiner Freunde bearbeitet, und vielen Fleiß darauf verwendet zu haben. Dieser ist auch fast überall sichtbar. Durch natürliche Getränke versteht der Verf. ganz richtig Wasser und Milch, durch künstliche Bier, Wein, Gesundheitsgetränke, Kaffee, Thee, Chocolade, und alle Arten geistige Getränke (wovon jedoch die meisten dem Menschen schädlich sind). Ueber die verschiedenen Arten der Biere, deren Zubereitung und Verbesserung hat sich der Verf. S. 31—123, so wie über die verschiedenen in- und ausländischen Weine, ihrer Verbesserung, wo sie wachsen, ihren Eigenschaften, von welchen Orten dieselben am besten zu erhalten sind, und zu welchen Preisen sie an Ort und Stelle verkauft werden, auch wie verschiedene Weine zu bereiten, und mit allen die Hahnemannische Probe zu machen sind, S. 124—272 am ausführlichsten verbreitet; jedoch hätten wir für Viele unserer Leser gewünscht, der Vf. habe S. 195—198, wo er von den Weinpreisen handelt, theils auf mehrere Gattungen, als nur auf ungarische, griechische und Kaap-Weine, — theils auf die Preise neuerer Zeiten Rücksicht genommen. Denn da der einstweilig geendete Krieg, wie fast in allen Branchen der Handlung, als auch hierin, große Aenderungen hervorgebracht, und so wohl die Preise, als die Ein- und Ausgehenden-Rechte in manchen Ländern, wo der Wein gewonnen, oder zur Versendung im Zwischenhandel verdebitiret wird, geändert hat: so würden die neuen

Verhältnisse der Dinge in der Weinhandlung, allerdings eine erwünschte Gelegenheit für manchen Besitzer des Buchs gewesen seyn; die aber jetzt meistens Preise, die vor der französischen Revolution gänge und gäbe waren, hier verzeichnet stehen. Der Verf. hätte dieß aus Reisebeschreibungen und aus Preiscouranten von Amsterdam und Hamburg erlangen können, wozu er immer Gelegenheit hatte. —

Dem Gebrauche des Kaffee, Thee und der Chocolade sind das achte, neunte und zehnte Kapitel, S. 297—340, gewidmet. Dem Kaffee, dessen Ursprung und Gebrauch in Europa ganz richtig dem Prosper Alpinus gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zugeschrieben wird, ist der Vf. weder günstig, noch nachtheilig, wiewohl er aus vielen medicinisch-ökonomischen Schriften hier Manches einschiebt, das dem Gebrauche dieses Trankpulvers nicht zur Empfehlung gereicht. Eben so macht er es auch bey dem Thee, der Chocolade, und allen geistigen Getränken. Der Verf. hat im Allgemeinen Recht; im Besondern leiden aber seine Vorschriften Ausnahmen, die, wie die Natur des Menschen lehrt, in vielen Fällen eben so verschieden, als die Konstitutionen selbst sind.

Luft, Klima, Nahrung, Arbeit, in und außer den Wohnungen, Gewohnheit, Leibesbeschaffenheit, und mehr andre Dinge, machen hierin Gesetze nothwendig, die den Umständen gemäß angewandt werden müssen. Rec. hat von seiner Kindheit an Wein, Bier, und jedes geistige Getränk verabscheut, und bey einem mäßigen Genuß von Thee, Kaffee, bisweilen auch Chocolade, selten einzelnes Wasser, jedes Bedürfniß des Durstes befriediget, und ist dabey gesund geblieben; wogegen Andre bey starken geistigen Getränken grau und alt werden. Wer von diesen hat nun Recht? — Uebrigens ist dieß Buch jedem Diätetiker empfehlungswerth.

A.

Das Ganze der Torfwissenschaft, theoretisch und praktisch abgehandelt von C. A. H. von Vost. Mit Kupf. Leipzig, bey Fleischer dem Jüng. 1802. XX und 308 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Der

Der Verf., der sich besonders durch sein Handbuch der Landwirthschaft — und einigen andren patriotischen Gelegenheitsschriften rühmlichst bekannt gemacht hat, liefert hier ein Buch, wodurch allen Klassen der Hauswirthe, zumal in Gegenden, wo der Holzmangel bereits eingetreten ist, ein treffliches Surrogat angewiesen werden soll, das in der Feuerung, jenes Brandmaterial völlig ersetzt. Der Verf. klagt, daß man beym Einreißen des schon vor vielen Jahren in Sachsen eingetretenen Holzmangels, sich lange nicht habe entschließen können, Stein- und Braunkohlen in der Feuerung zu gebrauchen; endlich habe man, von der Noth gezwungen, das geherrschte Vorurtheil abgelegt, und jetzt bediene man sich allgemein dieser Brandmaterialien, um dem Holze nach und nach seinen Wachsthum zu befördern, und die Waldungen und Forsten zu ihrem ehemaligen Wohlstande zu erheben. Um dieses letztere noch mehr herbeyzuführen, hat er die vorliegende Schrift in der einzigen Absicht herausgegeben, alle Vorurtheile, die dem Bau sowohl als dem Brande des Torfes entgegen sind, völlig aus dem Wege zu räumen. Dieser Zweck wird, wie wir hoffen und wünschen, nicht nur für Sachsen, sondern für mehrere Gegenden Deutschlands, wohin dieses Buch kommen und gelesen werden möchte, glücklich erreicht werden, wenn man die Anweisungen und Vorschläge befolgt, die der Vf. von einer ruhmwürdigen Seite darstellt. Nur Schade, daß dem Verf. das Verkohlungsgeschäffte des Torfs, wie er selbst gesteht, noch nicht hinlänglich genug bekannt geworden. Wäre die N. A. D. Bibl. dazu geeignet, Aufsätze oder vielmehr Einschaltungen der Art aufzunehmen: so könnte Rec. dem Vf. in diesem Stücke nützlich werden, da Jenem diese Verfahrungsart, durch eine beynahe 22jährige Erfahrung in den Gegenden seines Wohnorts, hinlänglich bekannt geworden ist.

Damit aber die Leser mit dem Inhalte des Buchs bekannt werden, wollen wir ihn im Wesentlichen mittheilen.

Das Ganze der Torfwissenschaft zerfällt hier in acht Titel, jeder in besondere Abtheilungen und Abschnitte. Es wird daher zuförderst von dem Entstehen, der Lage, Beschaffenheit, und den verschiedenen Arten des Torfs, dessen Gewinnung und erforderlichen Vorbereitungsarbeiten, dann von der Benutzung und der Wiederbrauchbar-

machung des ausgestochenen Torflandes, und dem Verkohlen des Torfs insbesondere gehandelt. Alles ist trefflich untersucht, und der letzte Gegenstand besser gerathen, wie wir erwartet hätten. Das Resultat vom Verkohlen des Torfs zeigt S. 271, daß dieses Geschäffte, in steinernen Oefen bereitet, dem Unternehmer 25 Procent reinen Gewinn gegen die Methode bringt, wenn das Verkohlen in eisernen Oefen geschiehet. Zuletzt wird S. 271 — 297 das Torfrecht staatsrechtlich untersucht, und die Frage beantwortet: ob der Torf unter die landesherrlichen Regalien gehöre oder nicht? welches S. 277 ff. verneinend entschieden wird. Rec. ist nicht der Meinung. Denn wird der Torf zum Mineralreiche gerechnet: so gehört er von selbst dahin, wie entfernt aus den Beyträgen zur juristischen Literatur 8. Bd. S. 6 ff. für die preußischen Staaten zu entnehmen ist; soll er aber aus Pflanzentheilen generiren: so gehört er zu den Forsten, und verdient also in der Hinsicht als ein Lehnregal angesehen zu werden. Doch dieß bey Seite gesetzt, ist und bleibt diese Schrift ein gemeinnützige Produkt, dem wir viele Leser wünschen.

Et.

Beschreibung neu erfundener höchstwichtiger Maschinen für die Landwirthschaft, den Ackerbau und (die) Fabriken, vom Bürger Person — herausgegeben von D. Ch. G. Eschenbach — — Fortsetzung und Beschluß mit 10 Abbildungen. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 8 S. 8. 20 gr.

Hier hätten wir denn den Rest der auf dem Titel des ersten Heftes angekündigten 25 Kupfern! Alles dieses findet man aber auch in Hrn. Dr. Eschenbachs Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chymie; worin wir mehr erwartet hatten als wir fanden. Doch dieß Magazin ist uns nicht aufgetragen zu beurtheilen, nur obiges Werk, dabey wir also bleiben.

Tab. A. Fig. 1. Beschreibung einer ökonomischen Maschine zum Austrocknen der Ländereyen, so wie auch zu dem beym Brückenbau nöthigen Ausschöpfen

des

des Wassers; wo vier Menschen so viel leisten können als sonst sechszehen.

Dieses ist eine unvollkommen entworfene Idee einer Pumpmaschine mit acht Stiefeln, die das Gepräge der Marktschreyerey trägt. — Dem Grundsatze der Mechanik nach, geht, was an der Kraft gewonnen wird, an der Zeit verloren. Wenn daher durch diese Maschine vier Menschen so viele Kraft ausüben können, als sonst Sechszehen: so werden dieselben auch viermal mehr Zeit dazu nöthig haben müssen, welches bey Maschinen zum Austrocknen der Ländereyen, und besonders zum Ausschöpfen des Wassers beym Brückenbaue, wo sehr Vieles an der Zeit gelegen ist, keinen Vortheil gewähren kann. — —

In der Beschreibung soll bey aa, Fig. 1 ein doppeltes Rad seyn, welches wechselsweise von oben und unten am vierten Theile seiner Peripherie mit Zähnen versehen ist. An der Abbildung sind aber die Zähne von oben nicht angegeben, und im Grunde auch nicht nöthig. Daß wechselsweise ein Viertel am Rade ohne Zähne ist, soll dazu dienen, die Drillinge cc, bey dem Umdrehen des Rades, vor- und rückwärts zu bewegen, damit die Kolben in den Stiefeln auf und nieder gedrückt werden. — Hierzu müssen aber die gegenseitigen Drillinge cc, an einer Axe bevestiget seyn, welche hier aber durch das Centrum des Zapfens vom Rade gehen würde. Die Möglichkeit dieser Idee kann nun zwar wohl von einem geschickten Mechaniker angebracht und eingerichtet werden; welcher aber auch im Stande seyn wird, diese ganze Maschine zu erfinden. Wenn daher solche Erfindungen dem unwissenden Theile dargelegt werden: so müssen dieselben auch vollkommener und deutlicher angegeben seyn, in sofern man den Nutzen des interessirenden Publikums dadurch beyzwecken will. Uebrigens verdienen zum Damm-, Kanal-, Brücken- und anderm Wasserbaue, die sogenannten Wasserschnecken, wie sie Rec. im Preußischen und in Sachsen u. s. w. besonders in letzter Gegend von den Ingenieurkorps zu Dresden beym Festungsbaue gebraucht sahe, in vieler Rücksicht, vor allen andern zur Zeit bekannten Wasserpumpen den Vorzug.

Tab. II. Fig. 2. Abbildung einer ökonomischen Maschine, vermittelst welcher ein Mensch leicht zwey

Schmiedehammer und zugleich den Blasbalg in Bewegung setzen kann.

Diese Maschine ist deutlicher angegeben, nur in der Ausübung von keiner nutzbaren Anwendung.

Nach dem Sprüchworte: Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, würden mit dieser Maschine viele Zeit und Kohlen verschwendet werden.

Beym Schmieden des Eisens, wo mit 18 bis 25 Pfund schweren Hämmern zugeschlagen wird, bedienet man sich, um die gegebene Hitze des Eisens zu benutzen, oft 3 bis 4 Personen, welche zugleich mit dergleichen Hämmern geschwind zuschlagen. Was würde daher durch diese Maschine, von einer Person bewegt, auf zwey Ambosen ausgerichtet werden können?

Anders ist es in grossen Hammerwerken, wo der Stärke des Eisens wegen Hämmer von 100 und mehreren Pfunden nöthig sind. Und diese werden auch gemeiniglich vom Wasser getrieben. —

Ueberhaupt ist es thöricht, das, was eine Person mit ihren Armen, ohne den Körper in eine üble Stellung zu setzen, verrichten kann, vermittelst einer Maschine, mit Verlust an Kraft durch die Friktion, ausüben zu wollen; es läge denn eine äußerst genaue Akkuratesse zum Grunde, welche schwankende Hände nicht leisten könnten; das aber hier der Fall nicht ist.

Tab. B. Fig. 3. Hier zeigt ebenfalls die Beschreibung einer Handmaschine von ansehnlicher Kraft, (welche ohne Räderwerk einen Schmiedehammer und sechs Pochstempel, um Eisenerz zu stampfen, in Bewegung setzen kann,) bloß die Möglichkeit einer sinnreichen Idee, ohne das Praktische dabey in Betracht zu ziehen.

Die übrigen Maschinen enthalten Erfindungen, welche die Ideen eines Anfängers in der Mechanik bereichern, ohngeachtet Schrauben und Erdwinden bekannt sind, wodurch man so viele Kraft ausüben kann, welche oft die Thaue und der Hebel nicht aushalten können.

Die in Tab. C. Fig. 5 angegebe Brücke leistet, in Ansehung der Festigkeit, das Ihre; nur da dieselbe leicht über-

überall soll verführet, und, wo es Noth thut, aufgeschlagen werden können: so müssen auch dazu überall die nöthigen steinernen Widerlager vorhanden seyn. Man würde daher weit besser thun, sich zu dergleichen Flugbrücken zweyer verzahnten Balken zu bedienen, welche man ohne gemauerte Wiederlager von einem Ufer zum andern legen, und die Schaalhölzer austragen kann. Sie erfordern weit weniger Holz, und tragen unglaubliche Lasten.

Fo.

Anwendung der englischen Landwirthschaft auf die deutsche, und Vergleichung beyder mit einander(,) nach des Hrn. Leibarztes Thaer Einleitung in die englische Landwirthschaft(;) von Lüder Herrmann Hans von Engel(.) Leipzig, bey Rein. 1803. 279 S. 8.

Unstreitig ein sehr wichtiges Werk, seit der Erscheinung der Schriften des Hrn. Leibarztes Thaer. Der würdige Verf. sagt: ein Landwirth in Deutschland zu seyn, ist in der That nicht so etwas Geringes, als Mancher sich einbildet. Wir wollen also billig seyn, und die englische Wirthschaft genau mit der deutschen in Vergleichung stellen, und dann sehen, ob sie Etwas hat, das man bey uns nicht eben so gut findet. Soviel in meinen Kräften steht, werde ich mir auch nicht die mindeste Parteylichkeit zu Schulden kommen lassen; denn der Grundsatz steht unwandelbar bey mir fest, daß der Landwirth in seiner Wirthschaft, so lang er nichts Besseres findet, fest halten muß. Meine Absicht ist, in meinen Bemerkungen den richtigen Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem man diese Vorstellungen betrachten und zu seinem Nutzen anwenden könne. Habe ich diesen Zweck erreicht: so schätze ich mich glücklich, und ich wünsche nichts mehr, als sagen zu können: sehet den Deutschen als den ersten Landwirth in Europa. Das letzte glaubt Rec. aus Erfahrung von vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls; doch setzt er nicht in Abrede, daß die Deutschen nicht auch von Engländern Manches gelernt haben können; denn wer hat nicht etwas

Schmiedehämmer und zugleich den Blasbalg in Bewegung setzen kann.

Diese Maschine ist deutlicher angegeben, nur in der Ausübung von keiner nutzbaren Anwendung.

Nach dem Sprüchworte: Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, würden mit dieser Maschine viele Zeit und Kohlen verschwendet werden.

Beym Schmieden des Eisens, wo mit 18 bis 25 Pfund schweren Hämmern zugeschlagen wird, bedienet man sich, um die gegebene Hitze des Eisens zu benutzen, oft 3 bis 4 Personen, welche zugleich mit dergleichen Hämmern geschwind zuschlagen. Was würde daher durch diese Maschine, von einer Person bewegt, auf zwey Ambosen ausgerichtet werden können?

Anders ist es in grossen Hammerwerken, wo der Stärke des Eisens wegen Hämmer von 100 und mehreren Pfunden nöthig sind. Und diese werden auch gemeiniglich vom Wasser getrieben. —

Ueberhaupt ist es thöricht, das, was eine Person mit ihren Armen, ohne den Körper in eine üble Stellung zu setzen, verrichten kann, vermittelst einer Maschine, mit Verlust an Kraft durch die Friktion, ausüben zu wollen; es läge denn eine äußerst genaue Akkuratesse zum Grunde, welche schwankende Hände nicht leisten könnten; das aber hier der Fall nicht ist.

Tab. B. Fig. 3. Hier zeigt ebenfalls die Beschreibung einer Handmaschine von ansehnlicher Kraft, (welche ohne Räderwerk einen Schmiedehammer und sechs Pochstempel, um Eisenerz zu stampfen, in Bewegung setzen kann,) bloß die Möglichkeit einer sinnreichen Idee, ohne das Praktische dabey in Betracht zu ziehen.

Die übrigen Maschinen enthalten Erfindungen, welche die Ideen eines Anfängers in der Mechanik bereichern, ohngeachtet Schrauben und Erdwinden bekannt sind, wodurch man so viele Kraft ausüben kann, welche oft die Thaue und der Hebel nicht aushalten können.

Die in Tab. C. Fig. 5 angegebene Brücke leistet, in Ansehung der Festigkeit, das Ihre; nur da dieselbe leicht

über-

überall soll versichert, und, wo es Noth thut, aufgeschlagen werden können: so müssen auch dazu überall die nöthigen steinernen Widerlager vorhanden seyn. Man würde daher weit besser thun, sich zu dergleichen Flugbrücken zweyer verzahnten Balken zu bedienen, welche man ohne gemauerte Wiederlager von einem Ufer zum andern legen, und die Schaalhölzer austragen kann. Sie erfordern weit weniger Holz, und tragen unglaubliche Lasten.

Fo.

Anwendung der englischen Landwirthschaft auf die deutsche, und Vergleichung beyder mit einander(,) nach des Hrn. Leibarztes Thaer Einleitung in die englische Landwirthschaft(;) von Lüder Herrmann Hans von Engel(.) Leipzig, bey Rein. 1803. 279 S. 8.

Unstreitig ein sehr wichtiges Werk, seit der Erscheinung der Schriften des Hrn. Leibarztes Thaer. Der würdige Verf. sagt: ein Landwirth in Deutschland zu seyn, ist in der That nicht so etwas Geringes, als Mancher sich einbildet. Wir wollen also billig seyn, und die englische Wirthschaft genau mit der deutschen in Vergleichung stellen, und dann sehen, ob sie Etwas hat, das man bey uns nicht eben so gut findet. Soviel in meinen Kräften steht, werde ich mir auch nicht die mindeste Parteylichkeit zu Schulden kommen lassen; denn der Grundsatz steht unwandelbar bey mir fest, daß der Landwirth in seiner Wirthschaft, so lang er nichts Besseres findet, fest halten muß. Meine Absicht ist, in meinen Bemerkungen den richtigen Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem man diese Vorstellungen betrachten und zu seinem Nutzen anwenden könne. Habe ich diesen Zweck erreicht: so schätze ich mich glücklich, und ich wünsche nichts mehr, als sagen zu können: sehet den Deutschen als den ersten Landwirth in Europa. Das letzte glaubt Rec. aus Erfahrung von vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls; doch setzt er nicht in Abrede, daß die Deutschen nicht auch von Engländern Manches gelernt haben können; denn wer hat nicht etwas

Eigenes? Wer kann nicht auch dieß und das erfinden? Nutze man doch, wo man Gutes findet, es sey wo es wolle; thue aber nicht zu groß auf die Erfindungskunst Dieses und Jenes! Die Behauptung des Hrn. v. Engels: daß der Engländer vor den Deutschen nicht voraus sey, vielmehr Jener vom Letztern gelernt habe, kann ganz gut seyn; nur ist es Schade, daß der Verf. immer Mecklenburg und das sächsische Gebirge im Auge hat, ob er gleich von andern Wirthschaften spricht, die ohne Thaern und die englische Feldfolge zu kennen, lang vorher die vielfeldrige Wirthschaft getrieben haben; wir haben ja ganze Gegenden, die sie seit undenklichen Zeiten getrieben haben. Besonders gefällt es uns, wenn Hr. v. E. es rügt, daß der Engländer aus der Nutzung des fetten Viehes mehr, als aus dem Getraidebaue löset, und daher mehr auf Futter, als Körnerertrag siehet. Wir hätten gewünscht, daß er diesen Faden mehr ausgesponnen und gezeigt hätte, daß nicht verbessertes System, sondern kaufmännische Spekulation diese Feldwirthschaft eingeführt habe. Aus langer Erfahrung können wir es nach unserm Lokal und Bedürfnisse, als einen Grundsatz annehmen: daß die Vielfelderwirthschaft besser als Brache sey; daß es aber nicht klug gehandelt ist, jede Körnerfrucht mit Futter abzuwechseln. Dieß ganze System beweiset, daß man Mangel an Dünger habe, um alle Jahre, oder doch nach 2 — 3 Jahren eine und dieselbe Frucht in einem Felde erbauen zu können. Bey Düngerüberfluß ists Rec. nicht bang, alle Jahre bey alljährlicher Düngung, ein und dieselbe Frucht mit Vortheile zu erlangen. Vielleicht hat diese Herren eine falsch verstandene Erfahrung zur vielfeldrigen Wirthschaft verleitet; z. B. man hat gefunden, daß Gerste in Weizenstoppel nicht so gut geräth, als nach Kraut, Kartoffeln, 2c. Sie haben aber den Versuch noch nicht gemacht, nach Weizen wieder Korn zu säen. Unsre Erfahrung hat uns gelehrt, daß Korn nach Weizen, sowohl an Körnern und Stroh dem Brachkorn oder einer Kleefrucht fast immer gleich ist. Die Physiker mögen so leicht weg sagen, was sie wollen, wir bleiben bey unsrer Erfahrung. Weizen und Gerste verlangen homogene Nahrung zu ihrem Gedeihen, und lassen Kräfte, die ihm nicht angemessen sind, genug zurück, um eine Kornärndte so gut wie in gedüngter Brache zu produci-

weizen. Wir haben daher allemal nach gehackten Früchten die Gerste, dann das Korn, (d. i. Roggen) sofort in den Aeerbrache Weizen, hierauf Korn gesäet, und so haben wir in 9 Jahren zwey Aerndten mehr, als diese Herren, und diese oft sehr reichlich erhalten, welches keine Kleinigkeit ist; dabey haben wir aber auch die Stallfütterung — was nicht zu vergessen ist — bey reichlichem Futter mit betrieben. Vielleicht entschließt sich der Rec., darüber für die neue Sammlung vermischter ökonomischer Schriften des Kommissionsrath Riems eine eigene ausführliche Abhandlung zu schreiben. Sein Grundsatz ist und bleibt: erfüllet oder suchet nur erst genüglich die Düngerphilosophie zu erfüllen; und habt ihr Dünger genug, dann fragt nicht: was wollen wir heuer säen; sondern säet das, was Euch am nützlichsten zu seyn scheint; seyd dann nicht terisch oder apollisch, d. i. nicht englisch noch deutsch; und es wird bey gutem Wetter, als der Segen des Himmels, gedeihen.

Va.

Vermischte Schriften.

Asiatisches Magazin. Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von Julius Klaproth. Erster Jahrgang. Erster Band, erstes bis sechstes Heft. Weimar, im Industriekomtoir. 1802. XII und 554 S. Mit Kupfern u. Charten. Zweyter Band, erstes Stück. 86 S. gr. 8. Den Jahrgang 6 Rg.

Die deutsche Literatur, die sich mit dem äußersten Fleiße über alle Zweige der Wissenschaften in jedem Welttheile verbreitet, kann auch hier ein Unternehmen wieder aufweisen, dem die mächtigsten und gewaltigsten Nationen von Europa, welche die klügsten und gebildetsten zu seyn sich dünken, kein ähnliches an die Seite setzen können. Hiezu helfen keine Kanonen, keine Bajonette, keine Machtsprüche, keine intrigante Politik, keine vorspiegelnde, nie erfüllt werdende Proklamation, — wohl aber ächte Gelehr-

lehrsamkeit und eine deutsche ausdaurende Beharrlichkeit, die Werke und Arbeiten, wie die vorliegende hervorbringen kann. Ehre dem deutschen Vaterlande, daß es, bey aller seiner politischen Herabwürdigung, dennoch der Sieger in der allgemeinen Gelehrten-Republik bleibt, dem selbst der Stärkste unter den Starken, vielleicht wider seinen Willen huldigt. —

Der Zweck dieser Zeitschrift ist den vornehmsten Zweigen der orientalischen Literatur, der Poesie, Mythologie, Archäologie, Philosophie, Philologie, Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte Asiens gewidmet. Ueberdem geht der Plan der Verf. dahin, Nachrichten und Beobachtungen über den Charakter, die Sitten und Gebräuche der asiatischen Völkerschaften mitzutheilen, wobey neue Ansichten und Aufschlüsse geliefert werden, die das bisher Bekannte über diesen Welttheil bereichern. — Dieses mühevolle aber rühmliche Unternehmen, ist nicht irgend eine, in unsern Tagen äußerst gänge und gäbe gewordene Buchhändler-Spekulation, — nicht das Werk elender Kompilatoren und Skribler, die aus zehn mehrmals aus- und abgeschriebenen Büchern und Literatur-Notizen, das eilfte fabriciren; — nein; es ist die angenehme Frucht mehrerer kritischen Forscher nach Gegenständen, die außer der Gränze der Alltagsliteratur, — im entfernten Asien liegen, wozu theils die handschriftlichen Denkmäler der Völker Asiens aus allen Zeitaltern der schriftlichen Verhandlungen, theils die, von den vornehmsten Reisebeschreibern uns überlieferten Nachrichten und Denkwürdigkeiten die Quellen sind, aus denen die Verf. sorgfältig und kritischbehutsam schöpften. In diesem Betrachte ist man zuverlässig gegen jede, schon mehrmals nachgeschriebene Abhandlung gesichert. Denn das Studium der morgenländischen Sprachen, mit welchen sich von jeher nur Wenige beschäfftigten, ward bisher so einseitig betrieben, daß die Ausbeute, welche aus den Werken der Orientaler gemacht wurden, gegen die Schätze, die noch unberührt geblieben, höchst unbedeutend ist. Wer die Bemühungen und Verdienste eines Grave, Thom. Hyde, Will. Jones, Athanas. Kircher, Andr. Müller, de Guignes, Tychsen, u. m. A. kennt, wird sich bescheiden können, was jene Männer bereits geliefert haben, und was die gegenwärtigen, an deren

Spitze der Herausgeber steht, in dem vorliegenden Magazin über die weitschichtigen Fächer der morgenländischen Literatur vortragen. Die hier mitgetheilten Aufsätze zerfallen demnach in zwey Haupttheile, in Auszüge und Uebersetzungen arabischer, persischer, türkischer und chinesischer Schriftsteller, und in eigne Abhandlungen der Mitarbeiter, welche die Kenntniß von Asien in allen Zeitaltern betreffen, wozu auch die besten Reisebeschreiber benutzt werden.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir der vorzehmsten Abhandlungen kürzlich erwähnen, so wie sie in der Ordnung vor uns liegen, ohne der uns minder geschätzten dabey zu erwähnen.

Erster Band, erstes Stück. Nr. II. Ueber die Theile von Mittelasien jenseit des Imas-Tag, in sofern sie den Alten bekannt waren. S. 27—63. Diese kritische Abhandlung bereichert ungemein die Geographie Asiens seit den Zeiten Ptolemäus bis auf Rennel. Allenthalben wird der Alexandrinische Erdbeschreiber zum Grunde gelegt, verglichen, berichtiget, und nicht selten mit kritischen Lesarten bereichert. Nr. III. S. 64—68. Ueber die Musik der Chinesen, aus einem Briefe eines Augenzeugen, der sich lange in China aufhielt. (Etwas ähnliches berührt auch Macartney.) Nr. IV. S. 69—88. Ueber die Stadt Persepolis. Diese Abhandlung ist von dem französischen Gelehrten Langlés entworfen, und erscheint hier deutsch, mit verschiedenen kritisch grammatischen Noten. Sie ist trefflich gerathen; nur Volney's Imaginationen werden, da sie es nicht verdienten, auch nicht erwähnt.

Zweytes Heft. Nr. I. Ueber die Schiffahrten der Araber in das atlantische Meer. S. 101—105. Ein Auszug aus einem Schreiben aus Wien an den Herausgeber, der sich mit der Ausarbeitung dieses Gegenstandes schon lange beschäfftiget hat. Möchte es demselben gefallen, diese dem unterrichtet seyn wollenden Publiko in einem besondern Buche mitzutheilen! Die Aufsätze unter der Nr. III. IV. V. VI. und VIII. interessiren wegen ihres mannichfaltigen Nutzens für die Wissenschaften. —

Drit-

Drittes Heft. Nr. IV. Ueber die vor kurzem entdeckten babylonischen Inschriften. S. 245—256. Diese wichtige Abhandlung des Dr. Jos. Hager (London, 1801. 4.) ist aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen vom Herausgeber begleitet, welche die Data vom englischen Gelehrten kritisch beleuchten und berichtigen. Da diese Abhandlung ziemlich ausführlich ist, und durch die Noten erweitert wird: so trifft man im

Vierten Heft, unter Nr. II. von S. 292—317 die Fortsetzung davon an, und im

Sechsten Heft, Nr. II. S. 478—546 den Beschluß. Fast über alle Theile der wissenschaftlichen Geschichte und Philologie des alten Asiens ist darin mit vieler Sachkunde und kritischer Gewandtheit angebracht.

Des zweyten Bandes, erstes Stück fängt Nr. I. S. 3—10 mit einer geographischen Abhandlung über die bisher geglaubte gemeinschaftliche Quelle der Flüsse Nerbudda und Soane des Prof. und Biblioth. Sprengel an. Darauf folgt die Fortsetzung der fast in allen vorigen Stücken des ersten Bandes theilweise gelieferten Abhandlung: die Verkörperungen des Wischnu S. 11—70 betreffend, eine indische Mythe, die Dr. Fr. Majer mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit dargestellet hat. Nicht weniger lehrreich sind Nr. IV. und V. S. 76—82 die Bemerkungen über religiöse Ceremonien der Chinesen und die chinesische Sprache. Mehr können und dürfen wir nicht ausheben, weil wir die Gränze unserer Anzeige zu überschreiten, befürchten müßten. Indessen werden unsere Leser aus dieser kurzen Darstellung abnehmen können, daß dieß Magazin, unter der Leitung eines so thätigen, als einsichtsvollen Gelehrten, wie der Herausgeber ist, für die morgenländische Literatur gewinnen muß; daher die Fortsetzung mit sehnlichem Verlangen, und mit dem Wunsche entgegen gesehen wird, daß es dem Herausgeber, oder einem seiner gelehrten Mitarbeiter gefallen möge, die so oft und häufig bestrittene alte Geschichte der Sternkunde bey Babyloniern und solchen Völkern des Vorder-Asiens im Alterthume, welche sich ihrer bürgerlichen Verhältnisse wegen, theoretisch und praktisch mit der Astronomie beschäfftigten, und die man, nach unsern Einsichten, ohne allen

histo-

historischen Grund, weit den Beobachtungen der Aegypter hat nachsetzen wollen, wo möglich aufs Reine zu bringen. Ohne unser Erinnern wird derjenige Gelehrte, der sich dieser nicht leichten Arbeit unterzieht, nicht so sehr auf Mythen und dichterische Ueberlieferungen, als auf historisch-wissenschaftliche Data Rücksicht nehmen, und damit die Schriften der jonischen und alexandrinischen Gelehrten des Alterthums vergleichen müssen, wozu Hr. Schuback noch neulich mit glücklichem Erfolge den Weg gebahnt hat.

A.

Moralische Maximen, erläutert in auserlesenen Erzählungen und leichtfaßlichen Gesprächen. Ein Lesebuch für alle Stände, und vorzüglich für die Jugend, von J. S. G. Haubald, der Weltweisheit Doktor, und evangelisch-lutherischem Prediger. Gotha, bey Ettinger. 1802. XVI und 224 S. 8. 12 gr.

Der Verf. wählt eine moralische Sentenz, oder Maxime — wie er sie gewöhnlich nennt — und giebt, zur Erläuterung derselben, eine Erzählung, ein Geschichtchen, eine Anekdote, auch wohl einen Schwank.

Solcher Maximen mit ihren Erläuterungen giebt es hier vier und zwanzig.

Viel Gutes weiß Rec. ihnen nicht nachzurühmen; wohl aber würde er, wenn es der Raum gestattete, bey unbedeutenden Büchern umständlichen Bericht abzustatten, hier viel Nachtheiliges zu sagen haben.

Ob dem Verf. die Einkleidung der sonst schon bekannten Erzählungen, Anekdoten, &c. und die Erfindung der, Rec. wenigstens nicht bekannten, gehören mag, ist nirgends angezeigt.

Mehrere alte Bekannte traf Rec. hier wieder an, nur in schlechterem Gewande. Z. B. Nr. 4 Montesquieu — Nr. 13 Kätius — (wo Rec. diese Erzählung schon sonst traf,

traf. hieß freylich die Hauptperson, nicht gerade Lieb)
Nr. 16 Pontiak.

Fast überall ist der Styl vernachlässigt, und nur sehr selten fließend und angenehm. Sonderbar kontrastirt es, wenn man bis S. 70 in ganz unzierlichem Style fortgelesen hat, und nun der Vf. seinen Spruch also anhebt: »Kaum »hatte Aurora die purpurnen Pforten des Himmels geöff»net: so hüpften die heitersten Stunden hervor, Titans »Befehle erwartend, und flohen auf des Gottes ersten Wink »die mit Ambrosia gemästeten Rosse herbeyzuführen. Da »ward es lichter und immer heller auf dem Erdboden — und »auf seinem Neste krähete der Hahn, und weckte die Schlum»mernden zum Morgendank auf, u. s. f.«

S. 74 singt der Verf. — »O, wer vermags, die Sce»ne ganz zu malen, die ihm und ihr (Lieb'n und seiner »zärtlichst geliebten Karoline) vor Augen stund (stand)? —

»Schon loderte die nachbarliche Hütte
»In hellen Flammen himmelan,
»Eh' noch zu ihrer kleinen Wohnung Mitte
»Die Liebenden nur einen Schritt gethan.
»Mit hohem Muthe stürz'n sie durch die Pforte,
»Das Ihrige zu retten, hin
»Ihn'n folg't ihr Freund zum halb verheerten Orte
»Mit Schreck und schon betäubtem Sinn
»Ergreift, was da, mit schreckenstarren Händen
»Und trägt es durch die Flammengluth
»Und überläßt, den harten Kampf zu enden,
»Dem Feu'r sein schönstes bestes Gut.
»Und kaum entflieht er nach dem frühen Grabe
»Im fürchterlichsten Todeskampf —
»Und steht und sieht fast seine ganze Habe
»Verzehrt im grauen Schwefeldampf! —«

Nachdem endlich der Wuth des Feuers Einhalt gethan ist, sucht Lieb seine Karoline allenthalben vergeblich. Was ist wahrscheinlicher, als daß die »höchstvortreffliche« Karoline, in ihrem Eifer, den Unglücklichen beyzustehen, und rettend, Verlust und Elend möglichst zu mindern — verunglückt, und ein Opfer der Flammen geworden ist? Lieb und sein Freund sind darüber in Verzweiflung; zumal mehrere Personen ein Frauenzimmer (der Beschreibung nach Karolinen sehr ähnlich) in den Flammen wollen bemerkt haben. Aber siehe da! die Vortreffliche vereinigte mit ihren

ren andern Vortrefflichkeiten auch Klugheit und Vorsichtigkeit. Sie hatte sich, als das Feuer um sich griff, klüglich auf die eben flüchtfahrende Post gesetzt, und war davon gefahren. — »Endlich, als schon zwey Monate verflossen »waren, heißt es S. 76, und Lieb so eben an den Trümmern des Unglücks arbeitete, da kam, wie aus den Wolken herab, in der Gestalt eines geliebten Engels; sein »Linchen und der Schall der Trompete verkündigte allen »Einwohnern ihr Daseyn, und lud sie zur Theilnehmung »und Freudenbezeugung ein. Wer war froher, als Lieb? »Jauchzend lief er ihr entgegen, und dankend rief er, alles »ausgestandene Ungemach vergessend, zur göttlichen Vorsehung aus: Sey gelobt, Allgütiger! — Ueberwunden ist »auch dieser Prüfungstag!« — —

Nr. 9 muß der Verf. wohl für lehrreicher und unterhaltender gehalten haben, als Rec. Da verliebt sich in Kaiser Friedrich den Dritten, eine, versteht sich, sehr schöne Apothekerstochter. Der Kaiser besucht die, bis zum Sterben kranke Schöne, wodurch die Verliebte dann wieder völlig gesund wird. Er unterrichtet von diesem Abentheuer die Kaiserinn; diese nimmt die Liebende unter ihre Hofdamen auf, und stellt es ihr frey, sich unter den Hofkavalieren einen Gemahl zu wählen. Sie wählt den Dichter Troßberg, von welchem sie schon zuvor geliebt ward. — Ist übrigens, wie so etwas wohl zu seyn pflegt, anmuthig zu lesen; lehrreich muß es auch wohl seyn, sonst würde es unser Verf. nicht aufgenommen haben; loben muß Rec. daran: daß alles so hübsch ehrbar und züchtig dabey zugeht.

»Prinzen und Monarchen (schließt der Verf. diese Erzählung) gewinnen durch Handlungen von der Art die »Herzen der Unterthanen, und versichern sich der tiefsten »Verehrung und der Unsterblichkeit noch lebend.«

Die Geschichte sagt freylich nicht viel, was zur tiefsten Verehrung Friedrichs des Dritten reizte, und da hat denn der Verf. ein Einsehen. Rec. will indessen glauben, daß unsre Prinzen und Monarchen mehr thun werden, um sich der tiefsten Verehrung ihrer Unterthanen, und der Unsterblichkeit werth zu machen.

Nützliches und angenehmes Lesebuch für die mitlere und wißbegierige Jugend; besonders beym Privatunterricht zu gebrauchen. Von M. C. Köhnke. Braunschweig, bey Culemann. 1802. 362 S. 8. 1 Rh. 4 R.

Für Mannichfaltigkeit hat der Verf. hinlänglich gesorgt. Unter 52 Nummern trifft man hier über Allerley Etwas; oft umständlicher, als zu wünschen wäre.

Der Vf. setzt über jede Nummer sein Thema, z. B. Der Knabe mit der Nachtigal. — Die ungleichen Brüder. — Der Dank mit dem blossen (bloß mit dem) Munde ist noch kein Dank. Die Rechthaberey, ꝛc. Auch wohl ein Sprüchwort, als: Schuster, bleib bey deinem Leisten! Ein gutes Handwerk hat einen goldenen Boden. — Damit das Quodlibet vollständig werde, ist ferner etwas aus der Naturgeschichte (Die Flüsse und ihre (deren) Nutzbarkeit — Der Wallfisch — Beschreibung eines feuerspeyenden Berges) beygemischt.

Auch wohl Etwas geographisch = topographisch = historisch = politisches, als: Die Stadt Kopenhagen — Einige Merkwürdigkeiten Norwegens — Einige Unähnlichkeiten zwischen Dänemark und Schweden; zwischen der Schweiz und Holland ꝛc.

Darüber giebt es denn eine Erzählung, auch wohl ein Gespräch. — Noch liefert ein Anhang das neue oder veränderte Pfänderspiel.

Wenn nun einmal die Zahl der »nützlichen, der angenehmen, der lehrreichen ꝛc.« Lesebücher für die Jugend, für den Bürger, für den Landmann und für allerley Stände — Legion seyn soll, womit Rec. schlecht zufrieden ist: so kann man denn doch von diesem Machwerk noch sagen, daß es, hier und da etwas zu viel Weitläuftigkeit und Kürze abgerechnet, nach Ton und Inhalt, zu den bessern dieser Art gehört.

Für Theologie Studierende, über die sicherste Vorbereitung zum Examen, und die zweckmäßigste Benutzung der Kandidatenjahre. Nebst einem Abdruck der neuesten Instruktion der Konsistorien über die theologischen Prüfungen in sämmtlichen preußischen Landen. Von D. A. H. Niemeyer, Konsistorialrath und Professor der Theologie. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1801. 144 S. 8. 8 gr.

»Schon sehr oft (sagt der Vf. in der Vorrede) haben hier »studierende Theologen meinen Rath verlangt, wie sie sich »auf die zweckmäßigste Art, auf das ihnen bevorstehende »Examen vorzubereiten hätten. Gewöhnlich geschah diese »Anfrage in dem letzten Halben; oft Vierteljahre ihres aka»demischen Aufenthalts, und mit unter kam sie auch von »solchen, welche bis dahin ihr theologisches Studium, wo »nicht ganz vernachlässigt, doch ohne allen bestimmten Plan »betrieben hatten. Für diese blieb kein anderer Rath, als: »noch einmal von vorn und planmäßig anzufangen, und »dann sicher zu seyn, auch die strengste Prüfung nicht fürch»ten zu dürfen; sey dieß aber unmöglich, wenigstens durch »unermüdeten Fleiß das nachzuholen, worin sie sich am »schwächsten fühlten.«

»So oft indeß jene Anfrage — auch von solchen, die »sich keine Vorwürfe zu machen hatten — an mich geschah, »konnte ich die falsche, und gewiß sehr schädliche Ansicht des »Kandidatenexamens nicht unbemerkt lassen. Es lag doch »immer die deutliche oder dunkel gedachte Idee im Hinter»halt, als ob ein Theil des akademischen Studierens, ledig»lich auf dieses Examen — also auf diese zwey oder drey »Stunden — berechnet, und bloß um dieser Stunden wil»len Vieles erlernt und getrieben werden müsse, wovon jen»seits der so gefürchteten Periode nie wieder die Rede, nie »der geringste Gebrauch zu machen seyn werde. Diese Ansicht »hat etwas, mit der wahren Geisteskultur und mit der rech»ten Würdigung der gelehrten Theologie so Unverträgliches, »und muß das Interesse am eignen Studieren in einem so

»hohen Grade schwächen, daß man ihr schwerlich zu laut
»und zu ernstlich widersprechen kann.«

Nachdem der Verf. noch bemerkt hat, daß in manchen Ländern, vielleicht auch selbst in den preußischen, die bisherige Art der Prüfung dazu Veranlassung gegeben haben könne, fährt er fort: »Jetzt haben die Veranlassungen das»zu gänzlich aufgehört, und die neueste Instruktion für »die (preußischen) Konsistorien, ist gleichsam für jeden Kan»didaten ein Sicherheitsbrief, daß man nichts als Beweis »seiner Amtstüchtigkeit von ihm fordern werde, als was »man mit Fug und Recht, von Jedem, der seine akademi»schen Jahre wohl benuzt hat, fordern kann.«

»Ich habe daher geglaubt, sowohl denen, welche noch »auf der akademischen Laufbahn begriffen sind, als solchen, »welche sie schon hinter sich haben, und der Anstellung in »öffentlichen Lehrämtern entgegen gehen, einen Dienst zu »leisten, wenn ich den Inhalt jenes vortrefflichen Gesetzes »ihnen mittheilte; zumal darin so viel Winke liegen, wie »der junge Theologe seine Universitäts- und Kandidatenjah»re anwenden sollte, um sich seiner Bestimmung wirklich zu »nähern.«

»Es folgt daher hier zunächst die Instruktion selbst »nach ihrem Hauptinhalt, so weit er Kandidaten interessi»ren kann.«

»Ich begleite alsdann diesen Inhalt mit einer Entwi»ckelung der Grundsätze, auf welche jene Instruktion gebaut »ist, und der praktischen Regeln, welche daraus für das »theologische Studium fließen. — —«

Rec. glaubte, den Zweck und Inhalt dieses zwar kleinen, aber für studierende Theologen gewiß höchstwichtigen Buches, nicht besser, als mit den eigenen Worten des würdigen Verf. anzeigen zu können; und hat mit Vergnügen gelesen, was derselbe beginnenden Theologen so schön, so zweckmäßig, und mit so eindringender Wärme ans Herz legt.

Eines Auszuges ist diese kleine Schrift nicht fähig; man muß sie ganz lesen. Möchte jeder Akademiker und

Candidat der Theologie, sie beherzigen, und, was darin so wahr und warm gesagt ist, befolgen!

Neuester Volkskalender(,) oder Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1803. 166 S. 8. 9 gr.

Die Einrichtung dieser Volksschrift ist bekannt. Die Auswahl für diesen Jahrgang ist nicht in aller Hinsicht zu billigen. Man findet neben dem Zweckmäßigen auch Zweckwidriges, neben dem Neuen auch oft nachgeschriebene Wiederholungen, neben dem Interessanten und Erwarteten auch manches Unerwartete, das wenig Interesse erregt. Am tadelswürdigsten ist das gewissenlose Bestehlen anderer zweckmäßig und fleißig bearbeiteter Volksbücher. So sind von S. 90 an nicht weniger, als 20, schreibe zwanzig, Seiten aus dem beliebten, vielgelesenen, erst 1801 bey Maurer in Berlin erschienenen Buche: Durch Schaden wird man klug, einer Fortsetzung der zum Volks- und Jugendbuche umgearbeiteten Schule der Erfahrung, wörtlich ausgeschrieben worden. Mit welcher Billigkeit kann der Herausgeber des Volkskalenders verlangen, daß seine Käufer das Nämliche, was sie der Maurerschen Buchhandlung schon ehrlich bezahlet haben, seiner Verlagshandlung noch einmal abkaufen sollen? — Das heißt, einerley Waare dem unerfahrenen Käufer unter verschiedenen Benennungen anbieten, und ihn — sofern er kauflustig ist, um's Geld bringen!

Und wie armselig müssen Volksschriftsteller seyn, wenn sie, ohne Scheu, sich selbst einander auszuschreiben, sich nicht mehr schämen! Ist nicht das unbearbeitete oder noch nicht gehörig bearbeitete Material, welches sich ihnen darbietet, beynahe unerschöpflich?

»Gute Räthe« anstatt »guter Rath« in der Ueberschrift S. 144 ist wohl nur Druckfehler.

Scenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge der Preußen nach Champagne im Jahr 1792. Liegnitz, bey Siegert. 1802. 8. 14 K.

Der Verf. will am erfreulichen Ende eines beynahe zehnjährigen, alles Elends übervollen Krieges, durch sein lesenswerthes Büchlein das Andenken an jenen »romantischen« (abentheuerlichen) Feldzug der Preußen bis beynahe an die Ufer der Marne in Champagne — wieder anfrischen. Er scheint mit Recht zu fürchten, daß die Nachwelt manches bestandene Abentheuer eines der entferntesten Märsche, welche die Truppen des Brandenburgischen Hauses je gemacht haben, ohne die schriftliche Verlassenschaft der Augenzeugen, kaum noch für glaublich halten werde. Er schreibt für diejenigen, welche, den Begebenheiten, die nur im Kopfe des Dichters existirten — den Romanen — abhold, zur angenehmen Ausfüllung einer Erholungsstunde eine leichte Lektüre verlangen, die ihnen wirkliche, nicht ganz alltägliche, Begebenheiten darstellt. Wer das Detail des Kriegs- und Lagerlebens kennen lernen will; wer gern erfahren möchte, wie es in diesem Feldzuge nicht sowohl dem Kriege, als vielmehr den Menschen, ergieng; wer sich von dem außerordentlichen Elende, womit das preußische Heer auf fernem Boden heimgesucht ward, eine lebhafte und richtige Vorstellung verschaffen will; der wird diese Blätter, so flüchtig sie auch nur hingeworfen sind, doch mit Vergnügen durchlaufen.

Rec., selbst Augenzeuge von dem Hergange des unseligsten aller Kriege, fand hier zwar nichts, was ihm neu gewesen wäre; aber eben darum Wahrheit — Thatsachen, anspruchlos und fließend erzählt, so, daß auch der des Feldzugs Kundige das ihm Bekannte hier gern wiederfindet. Indessen marschirte der Verf. mit dem Regimente, darin er dienete, durch Böhmen, nach Champagne. Er hat daher Gelegenheit, den Leser auch noch mit den Merkwürdigkeiten seines eigenthümlichen Marsches zu unterhalten.

Um mit seiner Schreibart bekannt zu machen, mögen hier einige ausgehobene Stellen folgen. S. 87 äußert sich der

der Verf. über das Betragen des Trosses der preußischen Armee unter andern also: — — »Der Devastations- und »Plünderungsgeist des Krieges bemächtigte sich unserer »Knechte, der Weiber und der bey der (zur) Bagage beorderten Bursche; umgestürzt wurden die Bienenkörbe, und »mit den Honigtriefenden (honigtriefenden) Waben »(ein Provizialismus für Wachsscheiben) in der tiebenden Faust liefen die Knechte bey (neben) den Wagen her. »Man machte Jagd auf die Heimathlos (heimathlos) gewordenen Schweine, hieb sie mit den Säbeln in Stücke, »und brtet (bratete) diese dann am Säbel über den Lagerfeuern (dem Lagerfeuer), französische Hüner und Gänse wanderten in deutsche Schürzen und preußische Brodsäcke. Die Stuben der Dörfer waren ausgeräumt, und »drinnen rang ein altes Mütterchen nur noch, unter vielfältigem o mon Dieu! und heißen Thränen, die dürren »Hände. Lauter traurige, widrige Töne durch einander! »Ein kranker Soldat, kaum vor Kraftlosigkeit noch (vor »Kraftlosigkeit kaum noch) des Gehens mächtig, kletterte, »um zu plündern, durch das offene Fenster in eine Stube. »Er fand nichts mehr darin, als eine noch gehende Uhr »Wanduhr. Schlechter Trost! Er nahm sie herab, und »zerschmetterte (schmetterte) sie aus Verdruß gegen den »Boden. Das ist der Genius des Krieges. Die Soldaten brachten Bücher aus den preisgemachten (preisgegebenen?) Bibliotheken der Landpfarrer zu Kauf; das Weibervolk aber geraubtes Zinn und Kleidungsstücke. Die »Packknechte führten kattunene Matratzen zu Lagerdecken »für sich mit fort. Als ich späterhin auf einem Krankenwagen in Gesellschaft eines Büchsenschäfters lag, sprang »dieser, so mühselig und krank er sich auch stellte, bey der »Fahrt durch ein Dorf in Champagne vom Wagen, und »kam mit einem geraubten Sack voll Federn wieder. Auf »dem Wagensitze vorn arbeitete sich ein gebundener Schöps »ab, um das zu erlangen, was sein ehemaliger Besitzer vermuthlich vertheidigte — die Freyheit. Die Bauerpferde »aus den Ställen und von den Waiden wanderten als »Kriegsgefangene und Vorspanndepot neben den preußischen »Pferden her. Umsonst flatterten oben aus den Schalllöchern der Dorfkirchthürme die weißen Tücher an Stangen, »als Zeichen der Unterwerfung und des Friedens. Was

»gelten menschenfreundliche Gefühle, was gilt ihr [illegible]
»aus der Kirche im Gebrüll des Krieges?« — —

Nach dieser Beschreibung dessen, wie es beym Trosse einer Armee wohl zuweilen hergeht, glaubt indessen Rec. aus Achtung für die Mannszucht einer Armee, die, wie er aus eigenen Erfahrungen dieses nämlichen Krieges weiß, in diesem Betracht ihres Gleichen sucht, und sich sehr ehrenvoll mit Engländern und Oesterreichern messen kann, hier auch die Stelle der Vorrede unsres Verf. ausheben zu müssen, wodurch des Lesers Urtheil über preußische Mannszucht berichtiget oder ergänzt und gemäßiget wird. »Man »wird — sagt die Vorrede S. IV — hier freylich finden, »daß der preußische Soldat auf französischem Boden nicht »immer so verfuhr, als es wohl der Zweck unsres Feldzu»ges erfordert hätte; man muß aber doch wissen, daß zwi»schen diesem Betragen unserer Armee, besonders von Sei»ten ihrer Anführer und in den Städten, und dem nachhe»rigen der Neufranken auf deutschem Boden, laut aller em»pörenden Schilderungen aus den Gegenden des südlichen »Deutschlands, ein gewaltiger Unterschied statt finde, und »daß da die Vergleichung sehr zu Gunsten der Preußen »ausfalle. Dort in Frankreich fiel durch unsre Truppen »kein Wehrloser, kleidete sich keine Armee auf Kosten des »Landes (wozu sie dann freylich — Hand über Herz gelegt »— auch keine Gelegenheit hatte!!), brandschatzte kein Ge»meiner und kein Officier auf seine eigene Hand, waren die »Städte und Dörfer vor Geldrequisitionen, die Weiber und »Mädchen vor Gewaltthätigkeiten sicher. Und doch litt der »Soldat, bis zum Staabsofficier und General hinauf, so »viel Ungemach, daß er leichtlich hätte versucht werden kön»nen, üble Laune und Bedrückung damit zu entschuldi»gen.«

Daß der Verf. Lafontaines Familienverhältnisse ꝛc. in seine für den Druck bestimmten Bemerkungen einmischt, darin scheint etwas Undelikates zu liegen, das Rec. unmöglich billigen kann. Wenn der Verf. so öffentlich von sich urtheilen sähe, gewiß, es würde ihm dann auch so scheinen! —

Zum Schlusse noch, mit des Verf. Worten, in [illegible] die in Rede stehenden Abentheuer der Armee in Cham-

pagne:

[illegible]: »So lange die Theilnehmer — heißt es S. 199 — »auf Erden wallen, werden sie an den Marsch bis Haus »in Champagne, und an den Rückmarsch bis Longwy »gedenken! Lange Märsche von Sonnenaufgang bis Unter»gang; zäher Koth auf Straßen und Aeckern; Schlamm »zum Versinken; Regengüsse mit Sturm fast Tag für Tag; »troß dem August oft Kälte zum Zittern; kein lebendiges »Marketenderverkehr im Lager; kein Erscheinen der Land»leute mit Viktualien zum Verkauf; arme und verödete »Dörfer; kein sonderliches Vertrauen und keine Liebe un»ter den alliirten Heeren; abgemattetes, hinfallendes Zug»vieh; erlahmende Kavallerie; ewiges Stocken im Marsch »der Bagage, und Tägelanges (tagelanges) Zurückbleiben »derselben hinter der Ankunft der Armee auf den Lagerplä»tzen; allgemeines Siechen der Soldaten, und daher ent»stehende Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit; Mangel »an Trank und Speise und an dem so aufheiternden Rauch»taback; verfaulende Zelter (Zelte) und Kleidungsstücke; »eine stete Unsicherheit im feindlichen Lande, dessen Ein»wohnern doch nie zu trauen war; eine gewaltige, lange »Kanonade, die der Soldat unthätig, also unabgezogen von »der Vorstellung der Gefahr, aushalten mußte; eine un»geheure Entfernung von Haus und Heimath, und Erschwe»rung der Kommunikation mit den Seinigen und aller zu»zuschickenden Unterstützungen; ein Briefporto für den, der »nicht Gemeiner war, welches mit dem Traktament in kei»nem Verhältnisse stand; strotzende Lazarethe; selbstkranke »Chirurgen, und für die Kranken nirgend feste Ruhe, im»mer wieder lange Transporte unter freyem, unholden »Himmel. Aus dieser Musive ist das Riesengemälde jenes »Elends im Feldzuge von Champagne zusammengesetzt.«

Pm.

Auswahl einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft, Policey und des Kammerwesens, von H. J. Hinze, Privatlehrer der Kameralwissenschaften bey der Universität zu Helmstädt, und Mitglied der Königlichen Land-

Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1801. 478 S. 8. 1 Rg. 14 gr.

Der Name des Verf. vor einer Sammlung von Aufsätzen des auf dem obigen Titel angegebenen Inhalts, ist eine Empfehlung für dieselbe, die von dem Kenner der kameralistischen Literatur gewiß nicht übersehen werden wird. Mehrere dieser Abhandlungen sind indessen dem Publikum in einigen periodischen Schriften bereits vorgelegt; diese wird Rec. nur nennen, und dagegen sich bey denen, welche hier als neu erscheinen (wenigstens den Rec. neu waren), etwas ausführlicher verweilen.

Die zwanzig Aufsätze, welche hier zusammengestellt sind, zerfallen in drey Rubriken; unter der ersten: Ueber Gegenstände der Landwirthschaft, finden sich folgende: 1) Gründe für und wider einige neuerliche Hauptveränderungen in der Landwirthschaft gegen einander verglichen und geprüft. S. 1. Eigentlich Auszug und Beurtheilung einer im J. 1792 erschienenen Schrift: Ueber die Theorie der Landwirthschaft und einige neuere Grundsätze derselben, von Matthesius, die der Verf. für sehr erheblich erklärt. — Die Gegenstände, die hier berührt werden, sind: Abschaffung der Brache, Stallfütterung des Rindviehs und der Schaafe, Nutzen eines ausgebreiteten Anbaus der Futterkräuter, und die Veredlung des Viehes durch ausländische Racen. Aus den Betrachtungen, die der Verf. seinen Auszügen beygefügt, und die das Lesenswürdigste des Aufsatzes sind, findet man doch, daß Hr. Matthesius, der das alte landwirthschaftliche System vertheidigt, ein sehr einseitiger und seinen Gegnern nicht die Wage haltender Mann sey (vergl. die Recens. seiner Schrift, N. A. D. Bibl. Bd. VIII. S. 63 ff.).

2) Ueber die gute und fehlerhafte Anlage und Einrichtung ganzer Dörfer und der damit verbundenen Landgüter. S. 20. Ist schon im Braunschweigischen Magazin vom J. 1788 abgedruckt. —

3) Balance der Kosten und des Ertrags zwischen dem Krapp- und Getraidebaue. S. 42. Steht in Beckmanns Beyträgen zur Oekonomie rc. Theil 11.

4) Schäd-

4) Schädlichkeit einiger unschädlich scheinenden Gebräuche in wirthschaftlichen Geschäfften. S. 53. Im Braunschweiger Magazin. 1793.

5) Ermunterung zum Anbaue des türkischen Waizens in Nieder-Sachsen. S. 73. In den Braunschweiger gelehrten Beyträgen vom J. 1787.

6) Ueber die Wichtigkeit und Möglichkeit der Erziehung guten Leinsaamens in Deutschland, auch über die Mittel zu dessen Beförderung. S. 86. Der durch die Erfahrung bestätigte Satz, daß Natur und Vegetation einer Pflanze um so weniger verändert wird, je geringer der Abstand ihrer Versetzung aus der Heimath ist, daß folglich einheimischer guter Saamen das Mißrathen des Flachsbaus weniger befürchten lasse; die fernere Betrachtung, daß durch die Beyziehung ausländischen Leins große Geldsummen ausgeführt werden, und man dennoch der Verfälschung des Saamens auf mannichfaltige Weise ausgesetzt ist; ja daß oft sogar, unter der Benennung ausländischen Saamens, bloß inländischer Lein zurückgeführt wird, bestimmen den Verf., den einheimischen Leinbau für sehr erheblich und wichtig zu erklären. Dann geht er auf die Maaßregeln über, die zur Erziehung eines gesunden und vollkommenen Saamens genommen werden müssen, und setzt solche in Rücksicht der Auswahl des Bodens, der Dichtheit der Saat, ihrer Zeit, der Behandlung der wachsenden sowohl, als der gereiften Pflanze, und der Aufbewahrung und Zubereitung des aus seinen Kapseln gebrachten Saamens fest. Insbesondre dringt er noch auf Austausch des in nicht sehr weit entlegenen Gegenden erzogenen Leins gegen einander, und giebt an, wie Prämien, wenn man solche auf Erziehung guten Leinsaamens bestimmen wolle, festzusetzen, und zu ertheilen seyn würden.

7) Gründe für und wider die Theilung großer Bauerngüter. S. 101 ff. Nachdem der Verf. die Streitfrage näher bestimmt hat, stellt er die Gründe für und wider die Theilung einander gegenüber. Für die Vertheilung spricht I. in Ansehung der allgemeinen Landeswohlfahrt, 1) Beträchtliche Vermehrung der Landeseinwohner. 2) Vergrößerung der ländlichen Industrie überhaupt. 3) Stärkere Benutzung der Grundstücke, besonders der Aecker, Wie-

 sen

sen und Gärten, ingleichen der Viehzucht (ist eigentlich eine Folge des vorhergehenden Satzes). — II. In Ansehung der besondern Wohlfahrt ihrer gegenwärtigen und künftigen Besitzer. 1) Merkliche Erleichterung des Betriebs der Wirthschaft der Inhaber solcher Güter. — 2) Verminderung an öffentlichen Abgaben und Dienstleistungen. — Die Gründe wider die Vertheilung zerfallen gleichfalls in denselben Rücksichten, wie vorhin angegeben worden ist, in zwey Hauptklassen; in die erste gehören: 1) Beträchtliche Verminderung der Anzahl an Brinksitzern, Anbauern, Häuslingen und Taglöhnern. — 2) Verminderung der Anzahl reicher Bauern. — 3) Verlust am nutzbaren Lande durch die nöthige Anlage neuer Bauernhöfe. — 4) Vergrößerte Konsumtion an Bau- und Brennholz. — 5) Vergrößerte einländische Konsumtion an verschiedenen andern ländlichen Produkten, und hieraus entstehende Verminderung des ehemaligen Vorraths von diesen Produkten zum Verkaufe. — In die zweyte Klasse gehören: 1) Unterhaltung überflüssiger, dem Haushalt nicht mehr angemessener Gebäude. 2) Nöthige Anlehne zum Bau und zur Anschaffung des Viehes und der Ackerbau- und Haushaltungsgeräthschaften und daher erwachsende Schuldenlast. — 3) Verminderung der Einkünfte und übrigen Hülfsmittel, die den Inhaber des ungetheilten Bauernguts vorhin in den Stand setzten, beträchtliche Verbesserungen des Haushalts zu unternehmen. — Nachdem hierauf der Verf. die beyderseitigen Gründe gegen einander abgewogen hat, zieht er das Resultat, daß die Vertheilung der Bauerngüter zwar nicht allemal; aber doch oft thunlich und rathsam sey, und bestimmt die Fälle, wenn sich das Letztere annehmen lasse, und einige nähere Bedingungen, unter welchen sie als statthaft angesehen werden kann.

8) Vorschläge zur guten Verwaltung der einer ganzen Dorfschaft zugehörigen gemeinschaftlichen Güter und Gerechtsame. S. 145. Die Güter, die einer Kommun zugehören können, sind so verschiedener Gattung, daß dieselbe Benutzungs- und Verwaltungsart auf keine Weise Allen gleichförmig angemessen ist. Der Verf. sucht die Regeln zu bestimmen, nach welchen die vortheilhafteste Benutzungsart für die verschiedenen Klassen jener Güter gewählt werden kann: er verlangt in dieser Rücksicht, daß

man diejenige vorziehe, bey welcher nicht bloß der möglichste (jedoch der zuverlässigere von dem höhern) Ertrag der Güter; sondern auch Verbesserung ihrer Beschaffenheit, und, wenn Beydes nicht thunlich ist, wenigstens das Letztre erlangt wird! Zum gemeinschaftlichen Genusse müssen bloß die Güter und Rechte bleiben, welche dem Mißbrauche am wenigsten unterworfen sind, (und, dieß setzt Rec. hinzu, sich auf eine andre Weise, nicht eben so vortheilhaft benutzen lassen!) An diese Regeln knüpft der Verf. andere, welche die Behandlung und Verwaltung der von jenen Gütern entspringenden Einkünfte betreffen. — Die ganze Abhandlung sieht jedoch der Verf. selbst nur als Skizze einer weitern Ausführung der hieher gehörigen Sätze an.

9) Betrachtungen über die Wildschäden. S. 157. Nur Wiederholung der in dieser Rücksicht schon oft vorgetragenen Klagen über die unbillige Behandlung der Landeigenthümer von den Kammern, die die Forstgesetzgebung in den Händen haben.

10) Versuch einer Beantwortung der Preisaufgabe: Würde es den Landwirthen in Niedersachsen vortheilhaft seyn, ihre Getraidefelder einzuschließen oder zu befriedigen? Diese Abhandlung, welche bey der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im J. 1784 das Accessit erhielt, steht in dem Leipziger Magazin zur Oekonomie und Naturkunde, vom J. 1786. — Rec. hält sie für den reichhaltigsten und am besten bearbeiteten Aufsatz der sich mit ihr schließenden ersten Abtheilung dieser Sammlung.

Die zweyte Klasse von Aufsätzen, die Policey betreffend, enthält folgende Abhandlungen: 1) Von der ländlichen Industrie, deren Beförderung und Leitung. S. 245. Ist in den ökonomischen Heften — Rec. kann nicht sogleich finden, in welchem Jahrgange — abgedruckt. —

2) Ueber die Nothwendigkeit einer beständigen engen Verbindung der städtischen und ländlichen Nahrungsgewerbe mit einander. S. 292 ff. — Daß der Wohlstand der städtischen und ländlichen Nahrungsgewerbe gegen einander im Gleichgewicht erhalten werden muß,

muß, und daß die Verletzung dieses Gleichgewichts die gefährlichsten Uebel im Staate erzeuge, wird als ein unbezweifelter Satz vorausgeschickt, und von mehreren Quellen, aus denen eine solche Aufhebung des Gleichgewichts sich ableiten kann, hebt der Vf. in dieser Abhandlung Eine aus, um sie mit ihrem Einflusse näher zu betrachten. Dieß ist Mangel einer engen Verbindung zwischen den ländlichen und städtischen Nahrungsgewerben, welche nur da fortdauernd besteht, wo den — Künste, Handwerke und Handel treibenden — Bewohnern der Städte, die Einwohner der Dorfschaften und diese jenen, in ihren Gewerben und Bedürfnissen unentbehrlich bleiben. Letztres ist nun in unsern Städten und Dörfern, bald mehr, bald weniger, keinesweges der Fall. Sehr viel haben die Städte durch die ihnen vormals — sehr zweckmäßig — allein überwiesenen Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen, durch die Verbreitung der Krämereyen auf den Dörfern, durch den Aufkauf der ersten Bedürfnisse von den städtischen Hökern, durch die Ansiedelung überflüssiger Handwerker — verloren, und eben so wird auch ferner die gegenseitige Verbindung vernichtet, wenn die Städte, wie bey vielen der Fall ist, Landwirthschaft treiben, wenn ihren Handwerkern zu viele lästige Rechte eingeräumt sind, die Marktfreyheit beschränkt wird, u. dgl. Der Vf. thut Vorschläge, wie diesen Mißverhältnissen abgeholfen, und die Sache in ihr nöthiges Gleichgewicht gesetzt werden könne!

3) Einige Vorschläge zu Policeyanstalten, in Betreff des Bauwesens. S. 315. In diesem Aufsatze verkennt Rec. gänzlich die ihm sonst so schätzbaren Einsichten des Verf. — Er vertheidigt hier, um Baue zu verhüten, die dem Bauenden selbst schädlich werden, ein Zwangsystem, welches weit über die Gränzen eines rechtmäßigen Einflusses der Policeyaufsicht hinausschreitet. So soll, damit Niemand über seine Kräfte baue, jeder Bauende der Obrigkeit zuförderst darthun, nicht nur, wie er bauen wolle, (welches Rec. billigt) und warum er dieß unternehme; sondern daß er auch »die Mittel dazu in Händen habe«; so soll der, welcher durch einen unternommenen Bau, seinen Nachbar zwingt, sein nunmehr unhaltbares Gebäude auch neu herzustellen, angehalten werden, diesem ⅓ oder die Hälfte der Baukosten zu erstatten. Die Vorlegung der Risse und Bau-

An-

Anschläge soll auch mit dahin abzwecken, daß die Bauenden gegen die Bevortheilungen der Bauarbeitsleute und gegen die falschen Angaben der Baumeister geschützt, und nicht zu Bauen, die ihre Kräfte übersteigen, verführt würden. Aber wo sind die Policeykollegien, die dieses Letztre zu beurtheilen im Stande sind? —

4) Betrachtungen über den Schaden und Nutzen des Hausirens mit Waaren. S. 327. Die Beeinträchtigung der Verbindung zwischen Stadt und Land, die schlechte Beschaffenheit der herumgetragenen Waaren, die Zudringlichkeit und Ueberredungskunst der Hausirer, die Defraudation der landesherrlichen Abgaben, geben einen Stoff zur Anklage des Hausirens, dessen Erheblichkeit man nicht verkennen kann! Nicht auslangend scheinen Rec. die Mittel, die der Verf. vorschlägt, dem Hausiren seine Nachtheile zu nehmen; wie alle Einrichtungen, die eine sehr genaue und unveränderte Aufsicht erfordern, werden sie immer nur unvollkommen, oder gar nicht ausgeführt werden. — Zuweilen kann jedoch das Hausiren nicht bloß unschädlich seyn; sondern sogar nützlich werden. So erlaube man es den Landleuten, wenn sie nach vorüberlaufener Marktzeit ihre Waaren noch nicht abgesetzt haben, damit sie durch den mißlungenen Verkauf derselben, nicht vom Besuch der Städte abgeschreckt werden; dann benutze man die auf gewisse Zeitumstände beschränkte Erlaubniß zum Hausiren, um den entstandenen Uebertheurungen gewisser Gattungen von Waaren, zumal der ersten Bedürfnisse, entgegen zu arbeiten, und durch eine größere Konkurrenz wohlfeilere Preise zu erzwingen. Der Verf. sah dieses Mittel mit Erfolg gegen die Anmaaßungen der Becker und Metzger anwenden!

5) Einige Materialien zur Beantwortung der Preisfragen: Was ist Wucher? und durch welche Mittel kann demselben ohne Strafgesetze am besten Einhalt geschehen? S. 337. Ist im Braunschw. Magazin vom J. 1788 abgedruckt.

6) Ueber die Unzulässigkeit, Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Monopolien in gewissen Fällen. S. 359. Wenn gleich der größere Theil der Staatswirthschaftslehrer den Monopolien das Verdammungsurtheil spre-

chen;

chen: so muß uns doch das Beyspiel mancher Länder, wo sie mit glücklichem Erfolge zu Beförderung der Gewerbe von weisen Regierungen angewendet werden, wie z. B. Preußen und England, behutsam machen, jenem Urtheil beyzutreten. Allerdings giebt es Fälle, wo Monopolien mit Nutzen angewendet werden können, und fast, wenn ein Gewerbe gedeihen soll, gestattet werden müssen. Der Vf. setzt sie dahin fest, wenn sie die Erfindung eines neuen, oder die Einführung eines im Lande noch nicht gangbaren Produkts — vorzüglich eines solchen Kunstprodukts betreffen, dessen Erfindung und Verfertigung einen beträchtlichen Kostenaufwand erfordert. Doch sollen auch dann die Monopolien nur unter Bestimmung eines gewissen Zeitraums und unter mehreren Bedingungen ertheilt werden, von welchen wir die auf Einreichung einer jährlichen Bilanz seines Aktiv- und Passivzustands dem Monopolisten gemachte Zumuthung, mit dem Wesen des Handels für unvereinbar halten.

7) Vorschlag einer Veranstaltung gegen die Unrichtheiten der Getraidemaaße. S. 367. Der Verf. beschränkt sich hier auf die Betrügereyen, die durch den abwechselnden Gebrauch der Kornmaaße mit höherm und niederm Rande statt finden, indem die erstern beym Ausmessen gegen die letztern, dem Verkäufer allemal Vortheile gewähren. Er schlägt daher vor, die Höhe der Kornmaaße auf eine gewisse Bestimmung zu setzen, und auch keine andre Strichhölzer, als nach einer vorgeschriebenen Einrichtung zu dulden. Die Vorschläge scheinen zweckmäßig.

8) Auch ein Versuch zur Beantwortung der Preisfrage: Wie können die Vortheile, die durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden? S. 372. Aus der Zusammenstellung der Vortheile und Nachtheile, welche mit dem Gesellenwandern verbunden sind, sucht der Verf. die Resultate, die zur Beantwortung der Frage gehören, abzuleiten. Als Vortheile zählt er auf: Vermehrung und Berichtigung der Kenntnisse von dem zu bearbeitenden rohen Material; erweiterte Kenntniß der Werkzeuge, Geräthschaften und Maschinen; Erlernung noch unbekannter Handgriffe und Vortheile

theile bey Behandlung der Materialien, und Anwendung der Werkzeuge; Auffindung neuer Wege und Gelegenheiten zum Absatz der Kunstprodukte; Bekanntschaft und Verbindung mit Beförderern des Gewerbes in verschiedenen Gegenden; erlangte Kenntniß fremder Sprachen, Sitten, Gebräuche und häuslicher Einrichtungen. Diesen setzt der Vf. als Nachtheile entgegen: Verderbniß der Sitten; Anlaß zum Müssiggang und zur Betteley; Aufwiegelungen und Empörungen; Gefahr der Verführung oder des Zwanges zu Militairdiensten. Dann bestimmt er die Mittel, jene Vortheile zu befördern und zu sichern, folgendergestalt: Bestimmung der Dauer der Wanderschaft, und der zu bereisenden Gegenden, nach Beschaffenheit eines jeden Handwerks. Es ist nicht zu verkennen, wie ausgezeichnet nützlich eine solche Richtschnur werden müßte, und Rec. ist lange mit einer Anleitung, diesen Gedanken seiner praktischen Wirksamkeit näher zu bringen, umgegangen! — ferner: es müsse jeder Handwerksgeselle, vor Antritt seiner Wanderschaft von demjenigen belehrt werden, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten habe; freylich sollte dieß seyn; aber dieß setzt auch eine gänzliche Umformung der Verhältnisse der Handwerkslehrlinge voraus, zu der man billig einmal mehr vorwärts schreiten sollte! — Ein drittes Erforderniß ist: daß der von der Wanderschaft zurückkommende Gesell obrigkeitliche Atteste von den Orten seines Aufenthalts, bey welchen Meistern, und wie lange er gearbeitet habe, mitbringe? — ein viertes: daß vor seiner Aufnahme zum Meister eine öffentliche Prüfung, unter obrigkeitlicher Direktion, vorhergehe, und daß ein hierbey wohlbestehender Gesell bey Erlangung des Meisterrechts sowohl, als sonst möglichst unterstützt werde. So wie, nach Rec. Ueberzeugung, auf diesem Wege die Nachtheile der Wanderschaft schon mittelbarer Weise sehr erschwert werden würden: so setzt der Verf. noch ferner folgende Vorschläge hinzu, deren Zweckmäßigkeit unverkennbar ist: der Antritt der Wanderjahre bleibe bis zur Vollendung eines Alters von wenigstens 22 Jahren ausgesetzt; die Gesellen-Herbergen, ihre Wirthe, und die Zusammenkünfte auf denselben müssen einer beständigen genauen Aufsicht von Seiten der Policey unterworfen werden; keinem einwandernden Gesellen werde die gewöhnliche freye Beherbergung und das sogenannte Geschenk zugestanden, wenn er nicht mit seiner Kundschaft beweisen

kann,

kann, daß er in den letzten vier Wochen bey einem Meister in Arbeit gestanden habe, oder, wenn er die ihm dargebotene Arbeit verweigert; die Gassenbetteley werde von den Gilden selbst für schimpflich, und der Geselle des Geschenks für unwürdig erklärt; die im Vorhergehenden vorgeschlagenen Zeugnisse sind auf das Verhalten der Gesellen mit zu richten. — Wie viel ist doch für die Policeykollegien noch zu wirken übrig! vielleicht führt die Verminderung der kleinern Staaten in Deutschland dem erreichbaren Ziel etwas näher!

Die dritte Abtheilung dieser Sammlung: das Kammerwesen betreffend, enthält überhaupt nur zwey Abhandlungen, die auch schon vorher gedruckt sind: 1) Zweifel gegen die Richtigkeit der gewöhnlichsten Methoden, nach welchen Pachtanschläge gefertigt werden. S. 413. — Im dritten Band der ökonomischen Hefte. —

2) Folgerungen aus den allgemeinen Grundsätzen des Steuerwesens zur Einrichtung der ländlichen Abgaben. S. 455. Steht im Braunschw. Magazin vom J. 1788.

Was wir an den Aufsätzen des Vf. vorzüglich schätzen, (die Aufsätze, welche eine Ausnahme machen, hat Rec. besonders bezeichnet,) ist die gute Stellung der einzelnen Theile seiner Abhandlungen, die sehr viel zur Anschaulichkeit der vorgetragenen Sätze beyträgt, und die Vollständigkeit der Gesichtspunkte, aus welchen jeder Gegenstand betrachtet werden kann. Wir empfehlen sie daher mit voller Ueberzeugung dem Publikum als belehrend, und beklagen um so mehr, daß mehrere Arbeiten nunmehr, da der Verf. vor einiger Zeit mit Tode abgegangen ist, kaum noch zu erwarten sind, und daß insbesondre die Grundsätze der landwirthschaftlichen Policey, von welchen seit 1786 zehn Bogen (bey Ettinger zu Gotha) gedruckt sind, und um deren Vollendung der Verleger den Verf. umsonst mahnte, dem Publikum entzogen bleiben.

M.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey der gegenwärtigen Krisis des zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Krieges, macht man das Publikum auf folgende Schriften aufmerksam:

System der Seehandlung und Politik der Europäer, während des achtzehnten, und als Einleitung in das neunzehnte Jahrhundert. Ein Handbuch für den Staats- und Kaufmann, für den Statistiker und Geschichtschreiber, mit Hinsicht auf die Ruhe, Sicherheit und Freyheit aller europäischen Staaten, nach ihren Friedens-, Kommerz- und Schiffahrtstraktaten, und andern öffentlichen Urkunden; aus und nach dem Französischen des Bürgers Arnoulds, Chefs der Handlungs-Kanzley. Mit Anmerkungen, Erweiterungen und Berichtigungen des Uebersetzers. Erfurt, bey Keyser. 1798. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Landung der Franzosen in England!! oder Frage: Was wird Frankreich ohne Beyhülfe der europäischen Hauptseemächte wider England vermögen? — beantwortet aus der Geschichte und den wechselseitigen See- und politischen Verhältnissen dieser Staaten. gr. 8. 8 Gr.

Berichtigungen.

Erinnerung über die Aeußerung eines Mitarbeiters an dieser Bibliothek, bey Gelegenheit der von Schwarzkopfischen Schrift: über politische Zeitungen, u. s. w. 76. Bd. S. 267.

Wenn dort gesagt wird, ich hätte in der fünften Ausgabe des gelehrten Deutschlandes den Herrn D. Immanuel Vertraugott Rothe vergessen: so muß ich zu meiner Verantwortung beybringen, daß ich unschuldig hieran bin; indem Herr Rothe damals, als ich den 6ten Band des Werks im Jahre 1797 bearbeitete (vergl. dessen letzte Seite), noch nichts unter seinem Namen hatte drucken lassen. Im Nachtrag, oder im 10ten Bande S. 517 u. f. steht der Ehrenmann mit allen seinen seit 1798 gedruckten Siebensachen. Im Grunde war es kaum der Mühe werth, ein Wort hierüber zu verlieren; aber Erinnerungen, mit unter auch Vorwürfe dieser Art gegen das gelehrte Deutschland kommen zu oft vor, als daß ich nicht diese Gelegenheit hätte ergreifen sollen, den Tadlern einmal hierüber Etwas zu sagen.

Meusel.

Wenn es in der Bibliothek 79. Bd. S. 275 heißt, der unlängst verstorbene Heinse zu Aschaffenburg wäre 64 Jahre alt geworden: so ist dieß vermuthlich ein Druckfehler. Denn er ward 1749 geboren, folglich nur 54 Jahre alt.

Meusel.

Chronik deutscher Universitäten.

Halle. 1803.

Am 30sten März erhielt Herr C. A. Ramdohr die philosophische Doktorwürde, ohne jedoch seine Inauguralschrift: de arte foecundandi agrae, (?) förmlich vertheidigt zu haben.

Am

Am 14ten April erhielt Herr M. J. Seidenschnur die medicinische Doktorwürde, nachdem er unter dem Vorsitze des Herrn OBR. Keil de cannabis vi medica disputirt hatte.

Dieselbe Würde ward am 4ten Jun. Herrn J. C. W. Luther ertheilt. Seine Inauguraldisputation handelt: de diagnosi graviditatis.

Am 25sten Jul. ertheilte die theologische Fakultät dem Kandidaten der Theologie und Philologie zu Breslau, Herrn J. S. Kaulfuß, die Doktorwürde, nachdem er eine Dissertation: Judicium criticum de H. E. G. Pauli, Prof. Jenens. Commentario in N. T. übergeben hatte.

Göttingen. 1803.

Am 2ten Mai erhielt Herr E. A. Evers die philosophische Doktorwürde, nachdem er seine Dissertation: de prooëmio Thucydideo, 38 S. 8. öffentlich vertheidigt hatte.

Den 3ten Mai vertheidigte zur Erlangung der juristischen Doktorwürde Herr H. C. Kahle seine Inauguraldissertation: de remediis juris ad consequendam quartam Falcidiam competentibus. 15 S. 8.

Am 4ten Mai erhielt Herr C. L. Schlemm privatim die höchste Würde in der Medicin.

Am 14ten Mai wurde Herrn C. Rommel, nachdem er über Theses disputirt hatte, die philosophische Doktorwürde ertheilt.

Das Pfingstprogramm vom Herrn K. Rath Stäudlin enthält: Apologiae pro J. C. Vanino specilegii notis et accessionibus auctioris Specimen. II.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt. 1803.

In der Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften am 2ten April, las Herr Buchholz eine Abhandlung über

einige Versuche zur Beantwortung der Frage: „Enthält „der Zinnober Sauerstoff?“ die der Verfasser verneinte.

Anzeige kleiner Schriften.

1. Huldigungspredigt am 10ten Julius 1803. in der Hauptkirche St. Andreä zu Hildesheim gehalten, von L. H. D. Tögel, Prediger an dieser Kirche. Hildesheim, bey Gerstenberg. 1803. 1¼ Bog. 8.

2. Predigt zur Feyer der Huldigung am 10ten Julius 1803. in der hohen Domkirche zu Hildesheim gehalten vom P. Innocenz Batmer, Kapuciner in Ordens. Hildesheim, bey Kerthager. 23 Seit. 8.

Beyde über Sirach 10, 14 gehaltene Huldigungspredigten verdienen zu den guten Kasualreden, die eben nicht sehr häufig sind, gezählt zu werden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In Moskwa ist auch Cramers Erasmus Schleicher bey Gorf, Lubi und Popoff, in einer russischen Uebersetzung herausgekommen.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXII. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai. 1803.

[illegible]

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des zwey und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

a

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Auch

Auch unter dem Titel:

V. Romane.

Auch unter dem Titel:

VI. Schöne und bildende Künste.

VII. Musik.

VIII. Weltweisheit.

Auch mit einem zweyten Titel:

Mut-

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

X. Chemie und Mineralogie.

XI. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Grund-

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV. Gelehrtengeschichte.

XV. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XVI. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVII. Erziehungsschriften.

Auch unter dem Titel:

XVIII. Haushaltungswissenschaft.

Auch unter dem Titel:

Register
über das Intelligenzblatt
zum zweyten Stücke des zwey und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten in dem Jahre achtzehnhundert (auf dem Umschlagtitel der Hefte heißt es: Ueber die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts,) in Bremen gehalten, von Johann Jakob Stolz, der Theologie Doktor, und Prediger an der Martinskirche daselbst. Erstes bis viertes Heft, oder erster Band. 415 Seit. gr. 8. 1 Rß. 10 ℞. Fünftes bis achtes Heft, oder zweyter Band. 230 Seit. 1 Rß. 8 ℞. Altenburg und Erfurt, bey Rink und Schnuphase. 1801. 1802.

Diese Predigten sind, wegen ihrer zum Theil gut bearbeiteten Gegenstände, zu merkwürdig, als daß diesmal nicht eine Ausnahme statt finden, und die Themata hier namhaft gemacht werden sollten.

Erstes Heft. 1. Ankündigung öffentlicher Vorträge über das 18 Jahrhundert. 2. Fortsetzung allgemeiner Bemerkungen über die Merkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts. 3. Weihnachtspredigt über eine heruntergekommene Fürstenfamilie. 4. Neujahrspredigt über die jetzigen bedenklichen Zeiten. 5. Salomo der Weise und Friedrich der Zweyte. 6. Die Gesellschaft Jesu. 7. Das Oberhaupt der katholischen Kirche.

Zweytes Heft. 8. 9. 10. Die politischen Revolutionen. 11. Gemeingeist, oder: Das Schicksal der Schweiz. 12. 13. 14. 15. Die verderbten Höfe.

Drittes Heft. 16. Veränderungen der Denkungsart in Ansehung der Religion. 17. Religionsspötterey und Unglaube. 18. Gleichgültigkeit gegen Religion. 19. 20. Das christliche Lehramt, 21. Der Krieg. 22. Die Schiffahrt. 23. Die gemeiner gewordenen Kenntnisse.

Viertes Heft. 24. Charfreytagspredigt. 25. Osterpredigt. 26. Himmelfahrtspredigt. (Diese drey Predigten beziehen sich nicht aufs Jahrhundert, sondern auf die genannten Feste.) 27. Preßfreyheit und Publicität. 28. Graf Ludwig von Zinzendorf. 29. Die Brüdergemeine. 30. Joseph der Zweyte. 31. Der dem Meere Entronnene, dem bis dahin nichts Uebles widerfuhr. (Zunächst Paulus, hauptsächlich aber Bonaparte.)

Fünftes Heft. 32. 33. 34. 35. Aufklärung. 36. Das Jahrhundert der Aufklärung. 37. Die Pest. 38. Die Juden. 39. Pfingstpredigt.

Sechstes Heft. 40. Ob die Sitten sich verschlimmert haben? 41. Unmäßiger Hang nach sinnlichem Vergnügen. 42. Lästersucht. 43. Unzuverlässigkeit. 44. Unglaube an Tugend. 45. Widerspruch zwischen Grundsätzen und Charakter. 46. Undankbarkeit. 47. Mangel an Frohsinn. 48. Betteley.

Siebentes Heft. 49. Der Himmel und die Sterne des Himmels. 50 bis 58. Predigten über die Leidensgeschichte Jesu.

Achtes Heft. 59. Säkularpredigt. 60 bis 64. Freundschaft. 65. Eine historische Bemerkung. 66. Eine naive Frage. 67. Neujahrspredigt von 1802.

„Einmal (sagt der Verf. in der Vorrede,) einmal in „jedem Jahrhunderte darf man, denke ich, einem öffentli„chen Lehrer wohl erlauben, über die Merkwürdigkeiten des „laufenden Jahrhunderts einige Zeit zu predigen, zumal wenn „er damit sein Lehramt nicht etwa beginnt; sondern schon „nahe an die zwanzig Jahre über jeden Satz der christlichen

„Glau-

„Glaubens- und Sittenlehre größtentheils mehrere Male ge-
„predigt hat, und von seiner Gemeine längst gekannt ist.“

„Bey einer kleinen Stadtgemeine, wo die Verschieden-
„heit der Bildung der Zuhörer im Ganzen nicht sehr groß ist,
„geht dieß auch zuweilen eher an, als in großen Kirchspielen,
„wo der Lehrer oft den Meisten undeutsch seyn würde, wenn
„er über solche Gegenstände predigte, als in dieser Samm-
„lung bearbeitet werden.“

„Auch entsteht in einer großen Stadt, die in mehrere
„Kirchspiele getheilt ist, aus einem solchen Versuche nicht die
„Unbequemlichkeit, über die man sich etwa da beklagen könnte,
„wo nur Ein Prediger steht. Wenn ja etwa Einzelne lieber
„über andere Gegenstände predigen hören: so können sie in
„einer Stadt, wo, wie hier, so viele vortreffliche Kanzelred-
„ner sind, nie in Verlegenheit kommen, wen sie hören sollen;
„sie haben unter mehrern die Wahl, und dürfen nur ihrem
„Geschmacke folgen. (Sollte das nicht, zumal fürs weibliche
Geschlecht, bedeutende Schwierigkeiten haben?) „Sollte
„es dagegen nicht auch gut seyn, wenn für die religiösen Be-
„dürfnisse Derjenigen gesorgt wird, die solche Vorträge lie-
„ben? Noch tolerabel, sollte ich doch allemal meinen, dürf-
„ten diese Predigten von Jedem gefunden werden, was er
„übrigens auch davon halten möchte. — (Schlimm wäre es
aber doch, wenn ein großer Theil sie nur tolerabel fände.) —

„Die Gespräche mit einem hiesigen Bürger, und der
„öftere, zufällige Umgang mit andern Personen, die nicht
„zu den gebildeten Volksklassen, auch nicht zu den höhern
„Ständen gerechnet werden können, haben mich schon lange
„zu dem Entschlusse geleitet, am Ende dieses Jahrhunderts
„die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer auf die Gegenstände,
„deren Betrachtung diese Vorträge gewidmet sind, hinzulen-
„ken; und ich habe mich wahrlich nicht erst gestern überzeugt,
„daß weit mehr Ideen, als mancher Gelehrte denkt, unter
„dem Volke im Umlaufe sind, und daß zuweilen ein Prediger
„eben so leicht sein Publikum für zu wenig gebildet, als
„für zu gebildet halten kann.“ —

„Einen regelmäßigen Plan darf man in dieser Samm-
„lung nicht suchen; ich habe bey der Menge und Mannich-
„faltigkeit meiner Geschäffte, die mir kaum einen Tag im
„Jahre ganz freie Muße lassen, nicht Zeit genug gehabt, ei-

„nen Plan von Predigten für ein ganzes Jahr schon zum „Voraus zu entwerfen; es sind also Vorträge vermischten „Inhalts, die mit einander nicht genau zusammenhängen, „jedoch sämmtlich, wie ich glaube, dem Ende dieses Jahr„hunderts angemessen sind; da es auch hier wenigstens unge„wöhnlich ist, solche Gegenstände für eine Reihe von Kanzel„vorträgen während eines ganzen Jahres zu wählen: so schien „es mir wohl gethan, nicht so sehr auf eine von Niemanden „zu übersehende Ordnung, als auf Mannichfaltigkeit der Un„terhaltung bedacht zu seyn."

»Aber es sind Predigten, nicht philosophische Abhand»lungen, die den Gegenstand erschöpfen; wie wäre dieß auch »möglich, bey der Kürze, die ich mir vorschreiben muß, wenn »der Vortrag dieser Reden nur möglich seyn und bleiben »soll?« —

»Es sind aber auch wirklich gehaltene Predigten, »und ich denke, da es eine Arbeit in einem neuen Fache ist, »daß es nicht unrichtig sey, daß wenn ich sie einmal dem »Drucke bestimmte, sie gerade so erscheinen, wie sie vorge»tragen worden sind. — Ich glaube, daß es auch eine »rühmliche Erwähnung verdient, daß ich vor meiner Ge»meine in diesem Jahre über die Merkwürdigkeiten des acht»zehnten Jahrhunderts ohne alle Anfechtung, ja, ohne alle »Gefahr einer Anfechtung, meine Ueberzeugung so freymü»thig vortragen darf.« —

»Da ich in allen Vorträgen das etwa vorkommende »Politische beständig aus einem sittlichen und religiösen Ge»sichtspunkte betrachte, und Alles auf Sittlichkeit und Reli»gion zurückführe: so wird hoffentlich Niemand auf diese »Sammlung, als enthielte sie nur politische Predigten, die »den andächtigen Christen nicht erbauen könnten, ein gehäs»siges Licht fallen lassen, und man wird sich der nicht hier»passenden Bemerkung enthalten, daß Christum lieb haben, »besser sey, als alles Wissen der Merkwürdigkeiten unsers »Jahrhunderts.« —

Ein gehässiges Licht möchte nun Rec. keinesweges auf diese Predigten fallen lassen. Eben darum sieht er sich in die Nothwendigkeit gesetzt, so Vieles aus der Vorrede des Verf. herauszuheben, um ihn, so viel als möglich, mit eigenen Worten seine Rechtfertigung führen, und das Charakteristi-

sche

sche seines Entschlusses, solche Predigten zu halten, selbst anzeigen zu lassen.

Hat eine Gemeine, wie die unsers Verf., schon nahe an die zwanzig Jahre Predigten über christliche Glaubens- und Sittenlehre gehört: so mag sie freylich wohl auch einmal politisch-religiöse-historisch-biographisch-polemische Vorträge hören. Es ist zwar in den zwanzig Jahren mehr als die Hälfte einer neuen Generation entstanden, und von der es sich vielleicht ergeben könnte, daß sie der Predigten über christliche Glaubens- und Sittenlehre allerdings bedürfe. Doch das mag seyn. Rec., der kein Feind ist des Neuen, weil es neu ist; aber auch nicht des Alten, weil es alt ist, hat bey alle dem, was der Verf. in der Vorrede darüber sehr gut sagt, doch noch manche Bedenklichkeit wider solche Predigten überhaupt, und wider die Wahl des Gegenstandes, die der Verf. bey mehreren derselben traf, besonders, selbst wenn er die republikanische Verfassung Bremens berücksichtiget.

Daß diese Predigten wirklich gehalten sind, ist, was gerade Rec. am bedenklichsten findet. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede: daß es ihm nicht möglich sey, in einer Predigt seinen Gegenstand zu erschöpfen. »Manches kann nur »angedeutet werden, (Vorrede S. 12.) und wird dem fernern Nachdenken des Verständigen anheimgestellt. Oft »mußte ich fürchten, daß die Geduld des Zuhörers ermüdete, »wenn ich tiefer eindränge; auch hat der Volkslehrer Rück»sichten zu nehmen, über die sich der philosophische Schrift»steller wegsetzen kann; ohne eine nie ermüdende Wachsam»keit auf jeden Ausdruck ist er bey der Bearbeitung gewisser »Gegenstände immer in Gefahr, bald zu viel, bald zu we»nig zu sagen, bald dem Schwächern Anstoß zu geben, bald »den Stärkern nicht zu befriedigen.« — Also tiefer einzudringen, und den Gegenstand mehr zu erschöpfen, welches bey mehreren dieser Vorträge, als, über Friedrich II., über Jesuiten, Papst und andere, so nöthig gewesen wäre, konnte nicht statt finden, weil es Predigten, und zwar gehaltene Predigten sind. Wären es Abhandlungen, oder auch Predigten, nur dem Drucke bestimmt; so konnten sie unbedenklich die nöthige Vollständigkeit erhalten. Dieser Umstand legte also dem Verf. schon lästigen Zwang auf. Doch auch die

ist es noch nicht hauptsächlich, was Rec. in Absicht solcher Predigten bedenklich findet. Kirche und Kanzel waren immer hauptsächlich, und sind jetzt fast ausschließlich der Ort, wo für Erwachsene, religiöser Unterricht und Erbauung angetroffen, und ganz eigentlich dahin gearbeitet werden soll, den oft sehr unvollkommenen, in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht, zu ergänzen, dem Gemüthe gegenwärtig zu erhalten, und das Herz für Religion und Tugend zu erwärmen. Auch Erbauung — sagt Rec., denn er möchte ungern, daß dieß Wort mit seinem Begriffe immer seltener würde, und endlich gar verloren gienge. Wenn nun von der Kanzel statt der, in den höhern Ständen durch kalte Systeme, und in der niedern Volksklasse durch erhitzende Romanen Leserey immer unbekannter und gleichgültiger werdenden christlichen Glaubens- und Sittenlehren, Vorträge über profane Gegenstände, Vorträge polemischen Inhalts, gegeben werden: so erregt ihm dieß allerdings nicht geringe Bedenklichkeiten. Oder wäre es zu hart, wenn hier Predigten, wie über Friedrich II., über Jesuiten-Orden, über das Oberhaupt der katholischen Kirche, über Bonaparte, profan und polemisch genannt werden? Es kann Zeiten geben, wo Polemisiren, selbst von der Kanzel schicklich, vielleicht nöthig ist. Luther, selbst Christus belebten solche Zeiten. Aber jetzt, von der Kanzel, in einer protestantischen Kirche über Jesuiten-Orden, katholische Kirche, Papst und Bonaparte predigen — wem soll das frommen? Für einen großen Theil der Zuhörer kann es gar kein Interesse haben; und wen es interessirt, der findet hier den Gegenstand nicht erschöpft; der kann ja Bücher genug darüber lesen. Wäre denn aber solchen Vorträgen nichts Belehrendes einzumischen? Wer wird das behaupten wollen! Wo wäre ein, auch noch so unfruchtbares, oder vielleicht gar unschickliches Thema, aus dem ein geschickter Lehrer nicht Etwas zur Belehrung, vielleicht auch zur Erbauung, herauspressen könnte? Und Rec. sagt es mit Vergnügen, daß unser Verf. dieß oft geschickt und glücklich, vielleicht so viel es bey solchen, für die Kanzel unfruchtbaren Gegenständen möglich war, gethan hat. Hier ist aber vom Mehr oder Weniger die Rede: und da scheint es nun allerdings nicht rathsam, solche Predigten in unsern Zeiten zu halten. Oder wäre das Alles in Bremen wirklich anders, als in dem übrigen protestantischen Deutschlande? Nun dann hätte

hätte Rec. nichts mehr hinzuzusetzen, als zu beten: „Guter „Gott! bewahre deine Christenheit und unsern denkenden und „gutgesinnten Verfasser vor dem Heere der allezeit fertigen, „oft sehr undenkenden und sehr ungeschickten Nachahmer!" Dieses Heer ungeschickter Nachahmer ist es, was Rec. fürchtet, und dessentwegen er seine Bedenklichkeiten umständlicher zu äußern für nöthig hält, als sonst vielleicht geschehen wäre.

Wie etwa die Bürger Bremens (und hätte denn der Prediger nicht auch Rücksicht auf die Bürgerinnen zu nehmen?) oder anderer Reichs- und Nicht-Reichsstädte über manche solcher Vorträge denken könnten, mag uns der Verfasser selbst sagen. Im zweyten Hefte, wo in vier Predigten über die verderbten Höfe, wozu die Enthauptung Johannes des Täufers Veranlassung gab, die Rede ist, heißt es, Seite 169.: »Man möchte vielleicht denken, daß die Geschichte, bey der wir verweilen, bey allem Unterhaltenden, »welches sie hat, doch für uns nicht so viel Lehrreiches »enthalte, weil unsere Lage von der Lage der Personen, die »darinn redend und handelnd auftreten, zu sehr verschieden »sey, als daß wir so leicht in den Fall kommen könnten, auf »ähnliche Weise versucht zu werden. In der That leben wir »in so großer Entfernung von den Verderbnissen üppiger Hö»fe, daß wir zum Theil nicht einmal einen deutlichen Be»griff von der daselbst herrschenden Denkart, und von den »Sünden haben, die daselbst im Schwange gehen; und es »läßt sich wohl, ohne uns damit schmeicheln zu wollen, be»haupten, daß die Gefahr, zu solchen Verbrechen verleitet »zu werden, wie die Geschichte lasterhafter Höfe uns so man»ches schreckliche, uns oft kaum glaubliche Beyspiel aufstellt, »für uns wenigstens noch sehr entfernt seyn dürfte. Wo »bleibt also, kann man fragen, die Anwendung eines sol»chen Textes auf unsere Umstände? Wir stehen auf einer »niedrigen Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft; unsre Denk»art ist, wenn ich es sagen darf, reichsstädtisch (bürgerlich), »und wenn auch unsere Gesinnungen und Handlungen noch »in manchem Stücke von den Grundsätzen christlicher Recht»schaffenheit abweichen: so haben doch unsere Fehler zu sehr »die Farbe unsers bürgerlichen Standes und Berufs, als »daß die Verbrechen fürstlicher Personen, und derer, die mit »ihnen unmittelbaren Umgang haben, von uns, die wir außerdem im Ganzen genommen, vergleichungsweise unschuldi-

»ger sind, in unserer eingeschränkten Lage, bey unserer ein»
»förmigen Lebensweise, bey dem engern Spielraume unserer
»Kräfte und Leidenschaften, so leicht nachgeahmt werden
»könnten.« —

Seite 178. sagt der Verf., da er von dem Hasse der He-
rodias gegen Johannes spricht — »Seht da Wahrheitshaß
»in einem merkwürdigen Beyspiele! Man kann es zuweilen
»kaum glauben, daß es möglich sey, über Wahrheit, die man
»als solche fühlt, erbittert zu werden; man fragt sich: Sollte
»es wirklich wahr seyn, was man von einer Feindschaft ge-
»gen Wahrheit sagt? Sollten die Sittenlehrer hier nicht
»die Sache übertreiben? —« — (Der Verf. entscheidet.)
— »Ja, es ist wahr; es giebt einen Haß der Wahrheit!«
Es ist wahr, viele Sittenlehrer und unser Verf. sagen es;
und doch möchte Rec. dieß nicht unterschreiben. Immer hat
er geglaubt, es sey wider die Natur der Wahrheit, und wi-
der die Natur des Menschen, einander zu hassen; immer hat
er geglaubt, die Wahrheit, wie die Tugend überhaupt, sey
göttlicher Natur, und der Mensch nie so schlimm, daß er
Wahrheit und Tugend, als Wahrheit und Tugend er-
kannt, hassen, daß sie ihm, wo er sie auch antreffen mag,
nicht vielmehr die reinste Hochachtung und Verehrung, und,
einzelne Augenblicke viehischer Leidenschaft abgerechnet, Liebe
abzwingen sollten. Aber der Wahrhafte? der Tugend-
hafte? — Ja, das ist ganz ein Anderes! der mag wohl,
sofern seine Wahrhaftigkeit, seine Tugend, der Befriedigung
unserer Wünsche und Leidenschaften entgegen wirkt, gehaßt,
obgleich geachtet werden. Johannes mochte immerhin der
wahrhafte Mann seyn; und die unmoralische Herodias moch-
te es wohl leiden, wenn er die, dem Hause des Herodes gar
nicht holden Juden Otterngezüchte nannte; aber wenn er ihre
gesetzwidrige Verbindung mit Herodes tadelte: so zog ihm
dieß freylich ihren Haß zu, wie dieß schon Viele erfahren ha-
ben, die mit gleichen Gesinnungen in gleiche Umstände ka-
men. Man haßt dann nicht die Wahrheit, sondern den, der
sie sagt.

Wahrheit und Tugend achtet der Mensch, auch der
schlechte Mensch, hoch; er würde sie sogar lieben, und üben,
wenn er, unglücklicher Weise von Wahrheit und Tugend ent-
wöhnt, nur Kraft genug fühlte, diesen Göttern seine unge-
zä-

zügelten Begierden zum Opfer dar zu bringen; auch der Lasterhafte schätzt Wahrheit und Tugend, und würde sie wählen, wenn sie seinen Begierden so schmeichelte, als das Laster; zu schwach, seinen Begierden zu widerstehen, wählt er, im Widerspruche mit sich selbst, statt der Tugend und Wahrheit, die er achtet, das Laster, das er, so wie sich selbst, verachtet. So denkt sich Rec. den Menschen; er hält es für schädlich, den Menschen auch in dieser Hinsicht schlimmer darzustellen, als er ist.

Seite 149. des ersten Theils sagt der Verf.: »Johannes lehrte und taufte einmal in dem Gebiete Herodes Antipas, eines Sohnes Herodes des Großen, der den Bethlehemitischen Kindermord veranstaltet hatte, eines Oheims »Herodes Agrippa's, welcher den Apostel Jakobus hinrichten ließ, und eines Großoheims des jüngern Agrippa, »vor welchem sich Paulus vertheidigte.« — (Und S. 181.) »Ist es doch gar nicht unwahrscheinlich, daß auch Herodias, »indem sie sich durch ihre Tochter, Salome, den Kopf Johannes, des Täufers, auf einer Schüssel ausbat, zugleich »dem Uebermuthe, und der Rachsucht einer bekannten römischen Dame, der berüchtigten Gemahlinn des Triumvirs »Antonius, genannt Fulvia, nachahmen wollte, die nur »etwa 40 Jahre früher durch ihren Gemahl, Antonius, »den berühmten Redner Cicero, der das schändliche Leben »Antonius mit lebendigen Farben geschildert hatte, in die »Acht erklären, morden, und sich seinen Kopf auf einer Schüssel bringen ließ, denselben niederträchtig bespie, ihn auf ihren Schoos legte, ihm die einst beredte Zunge aus dem »Munde zog, und sie mit einer aus ihren künstlich geflochtenen Haaren gezogenen kostbaren Nadel durchstach. Dieß »hieß also in jenen Zeiten vornehme Rache! Dieß war »großer Ton, Ton der höhern Stände! Zu dieser Höhe »von Verachtung aller feinern Gefühle konnte sich nicht Jedermann erheben!« — Zu wessen Belehrung und Erbauung sollen wohl solche Nachrichten in einer Predigt dienen? Der Belesene weiß mehr darüber, als ihm hier gesagt werden kann, und wer noch nichts davon weiß, kann auch, was hier davon gesagt wird, wohl entbehren! —

Wenn der Verf. seinen Predigten, oder die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, hier und da, beson-

Hefte aber im 7ten und 8ten Hefte, Predigten zugesellet hat, die dem Umschlagtitel nicht entsprechen: so entschuldigt er sich damit, daß die angekündigten Themata nicht für acht Hefte hätten zureichen wollen. Niemand wird ihm dieß herzlicher vergeben, als Rec., der gerade in diesen nicht ganz zum Titel passenden Reden die mehreste Erbauung, und den wenigsten Anstoß gefunden hat.

Der Styl des Verf. ist fließend und rein, nur äußerst selten ist Rec. ein vernachlässigter Ausdruck aufgestoßen, oder ein Wortspiel, wie in der sonst vortrefflichen Predigt, über den unmäßigen Hang nach sinnlichem Vergnügen, Heft 6., Seite 124. — „Ein Tag, den sie nicht wirklich verloren „haben, scheint ihnen (den nach lauter sinnlichem Lebensgenuß „Geizenden) verloren." —

Ueberhaupt, sobald der Verf. über gemeinnützliche und der Kanzel angemessene Gegenstände spricht, lieset man ihn mit Vergnügen. Viele vorzügliche Stellen hatte Rec. sich angemerkt, und nur die Gränzen einer Recension hindern ihn, sie auszuzeichnen.

Ueber die Menge der Druckfehler hat der Verf. selbst schon den Drucker angeklagt.

Pm.

Die angewandte Sittenlehre, mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum. Ein Handbuch einer durchaus populären Moral für Prediger. Von Friedrich Heinrich Gebhard, Pfarrer zu Bienstedt (jetzt zu Hörselgau) im Gothaischen. Dritter Band. Erfurt, bey Hennigs. 1803. 462 Seiten 8. 1 Rk. 8 gr.

Auch hier, so wie bey den vorhergehenden beyden Theilen dieser angewandten Sittenlehre, ist es nicht wohl möglich, in der Kürze eine deutliche und ganz vollständige Uebersicht des Ganzen zu geben. Denn der Verf. giebt zwar in der That sehr reichlich; aber ohne Plan und Ordnung. Rec. will indessen die einzelnen Ueberschriften hier so hersetzen, wie sie in dem

len Buche selbst sich finden. Zweyter Abschnitt: Begriff der Tugend. (Der erste Abschnitt mit der Ueberschrift: von der Tugend, füllt nämlich den ganzen vorhergehenden zweyten Band.) Dritter Abschnitt: Freyheit. S. 24. Nun hört Hr. G. auf nach Abschnitten zu zählen, und es folgt S. 262. bloß die Ueberschrift: Reiner Mysticismus. Den Beschluß machen S. 361.; Einzelne Pflichten. — — Unter diesen Hauptrubriken ist nun aber wieder, ohne alle Ruhe- und Umsichtspunkte, so viel und Mancherley enthalten, daß Rec. auch nicht einmal den Versuch zu machen wagt, es seinen Lesern in einer gedrängten kurzen Uebersicht vorzulegen. Enthalten indessen kann er sich doch nicht, über einzelne Parthien nur noch Etwas in möglichster Kürze zu bemerken. — Den Begriff der Tugend bestimmt der Verf. S. 8. etwas sehr unbestimmt, wenn er sie darin setzt: daß der Mensch menschlich handelt. In dem Sinne, wie er es nimmt, ist es freylich richtig; aber es giebt nur keinen ganz bestimmten und völlig sichern Begriff der Tugend. Denn die Tugendübung ist zwar allerdings eine menschliche Denk- und Handlungsweise; aber nicht jede menschliche Denk- und Handlungsweise ist Tugend. Denn auch das Irren und Sündigen ist ja etwas Menschliches. Die Sache ist diese: Der wahre wesentliche Charakter des Menschen bestehet darin, daß er Vernunft hat. Er soll also vernünftig denken und handeln. Darauf beruhet seine Würde, und das ist seine Bestimmung. Folglich kann der oberste Grundsatz der Sittenlehre kein anderer, als dieser seyn: Denke und handle jederzeit vernünftig. Aber der oberste Grundsatz alles vernünftigen Denkens und Handelns ist der Satz des Widerspruchs und der Einstimmung. Folglich ist der Satz des Widerspruchs auch zugleich der höchste oberste Grundsatz der Sittenlehre. Sie fordert ein völlig widerspruchloses Denken und Handeln. Die Tugend ist Einstimmung mit sich selbst; das Laster ist Widerspruch mit sich selbst, folglich Unvernunft, Thorheit, Wahnsinn; mithin seinem ganzen Wesen nach das höchste Unrecht; aber auch zugleich das höchste Uebel an sich selbst. — Eine Definition der Freyheit giebt der Verf. nicht. Sie würde aber nach seiner Darstellung etwa so lauten: Freyheit ist das Vernunftvermögen, nur immer nach heller Vernunfteinsicht, nach erkannten Vernunftgründen, und mit völliger Besonnenheit zu denken und zu handeln. Nur der Tugendhafte also ist frey; der Lasterhafte ist ein Sklave. Mit diesen Grundsätzen stimmt Rec.

um so lieber überein, da es völlig auch die seinigen sind. — Von S. 109 bis 195 beginnt eine lange Polemik gegen den Hrn. Oberhofprediger Reinhard, über die Liebe, als Moralprincip betrachtet; jedoch ohne am Ende ein gewisses bestimmtes Resultat daraus gezogen zu haben. Alle Schwierigkeiten heben sich von selbst, wenn man nur den Begriff der Liebe gehörig bestimmt. Sie ist dann unstreitig die reinste, lauterste Tugendquelle, und Tugendgesinnung. — Rec. billigt es zwar sehr, daß Hr. Gebhard der Vernunft, und der Vollgültigkeit ihres Ansehens in der Moral, laut das Wort redet. Wenn er aber S. 196. fragt: „Warum sollen wir uns „nun durchaus gewöhnen, immer auf Gott zunächst Rück„sicht zu nehmen, und nicht vielmehr zunächst nach den Aus„sprüchen der Vernunft, dieser Tochter Gottes, die uns am „nächsten ist, verfahren?“ so scheint er zu vergessen, daß beydes mit einander nicht nur sehr wohl bestehen kann; sondern auch nothwendig mit einander verbunden werden muß, wenn Tugend auch zugleich Gottesverehrung, oder eine religiöse Tugend seyn soll. — „Warum soll eine bloß vernünftige „Gesinnung und Handlungsweise nicht eben sowohl für Got„tesverehrung gelten?“ — Antwort: Der Materie nach allerdings; nicht aber auch der Form nach. — „Wer den „Gesandten eines Fürsten ehrt, der ehrt doch gewiß den Für„sten selbst; denn er ehrt ihn als Gesandten des Fürsten.“ Ganz recht; wer aber vergißt, oder nicht daran denkt, daß der Gesandte der Gesandte des Fürsten ist, der ehrt doch offenbar den Gesandten bloß für seine Person; keinesweges aber auch als Gesandten des Fürsten. — Wenn Hr. Gebhard S. 228. den Ausdruck tadelt, dessen Hr. Oberhofprediger Reinhard sich bedient hat: „Daß man des Beyfalls Got„tes immer würdiger werden könne und solle:“ so ist doch das wohl weiter nichts, als leere, nichtige Krittelev. Denn da die sittliche Vollkommenheit des Menschen unstreitig ihre Grade hat; hiernach aber seine sittliche Würdigkeit sich richtet: so muß auch unstreitig der Mensch des Beyfalls Gottes noch immer würdiger werden können, weil er noch immer besser und vollkommener werden kann. Herr Gebhard wird sich doch nicht dünken lassen, als ob er schon vollkommen wäre. Freylich ist der Mensch, der sich jedesmal mit seiner ganzen vollen Kraft bestrebt, den Beyfall Gottes zu erhalten, auch jedesmal seines ganzen vollen Beyfalls würdig; aber, wohl zu merken, doch nur desjenigen ganzen und vollen Beyfalls,

der

der dem jedesmaligen Grade, der ihm jedesmal möglichen sittlichen Vollkommenheit angemessen ist. Allein es würde doch ungereimt seyn, behaupten zu wollen, daß ein nach und nach errungener höherer Grad der sittlichen Vollkommenheit nicht auch einen höhern Grad des Beyfalls und der Würdigkeit desselben, nach sich ziehen sollte. — In dem Abschnitt, unter dem Titel: Reiner Mysticismus, giebt sich abermals Hr. Gebhard viele Mühe, das Glückseligkeitsprincip zu widerlegen; es versteht sich indessen, nur das falsche und mißverstandene; nicht aber das wahre und richtig verstandene. Er versieht es nur darin, daß er beydes nicht gehörig und ausdrücklich von einander unterschieden hat. Wenn also auch vielleicht ein Theil seiner Leser sich verleiten lassen sollte, beydes unvorsichtig mit einander zu verwechseln: so hat er es zu verantworten. Sehr verfänglich z. B. fragt er S. 275.: „Wenn nun das Streben nach Tugend und Glückseligkeit „mit einander streitet, was soll denn vorgehen, was soll „weichen?" — Aber eben so gut, und mit eben dem Rechte hätte er ja auch fragen können, was zu thun sey, wenn Vernunft mit Vernunft streite, oder eine vernünftige Handlungsweise mit der andern? Denn Tugend und Glückseligkeit kann nie anders mit einander streiten, als in sofern auch Glückseligkeit und Glückseligkeit, oder ein einzelnes einseitiges Glück, und wahre wesentliche Glückseligkeit, oder Tugend und Tugend, Pflicht und Pflicht mit einander streiten kann; im Ganzen aber, und im Wesentlichen kann Tugend und Glückseligkeit nie anders, als in einer ganz vernunftlosen und höchst einseitigen Ansicht mit einander zu streiten scheinen. Denn die Eigenschaft, der einzig richtige Weg zur wahren Glückseligkeit zu seyn, oder das Vermögen, wahre Glückseligkeit zu schaffen und zu geben, liegt eben so wesentlich in der Tugend, d. h. in der vernünftigen Denk- und Handlungsweise, die der Würde und Bestimmung des Menschen gemäß ist, als es zum Wesen des Menschen gehört, daß er Vernunft hat, und als es zum Wesen der Vernunft gehört, daß einzig und allein nur sie es ist, die den Menschen einer weit höhern Glückseligkeit fähig macht, als diejenige ist, der das Thier genießen kann; also: denke und handle jederzeit vernünftig, ist das höchste Tugendgesetz; aber auch zugleich das höchste Glückseligkeitsgesetz. Beydes ist eins! — Thorheit hingegen und offenbare Unvernunft ist es, das eine mit dem andern in Widerspruch setzen zu wollen. Wozu das?

Es bleibt dabey: Nur die Vernunft bestimmt die Pflichten; aber sie bestimmt sie bloß nach ihrem wirksamen Zusammenhange mit Menschenwürde, Menschenbestimmung, Menschenwerth, und Menschenwohl; und so wahr es also ist, daß die Pflichtmäßigkeit der Handlungen ursprünglich bloß auf ihrer Vernunftmäßigkeit beruhet, weil es völlig entschieden ist, daß der Mensch durchaus gar keine Pflichten haben würde, wenn er keine Vernunft hätte; so wahr ist es doch auch, daß die Vernunft keine Pflichten vorschreiben könnte und würde, wenn der Mensch keine Zwecke, keine Bedürfnisse, für Wohl und Wehe keinen Sinn und kein Gefühl hätte, und wenn jeder Zustand ihm völlig gleich und indifferent wäre. Wenn es nun aber Fälle geben kann, wo der Mensch ungewiß ist, ob seine Handlungsweise der wahren Glückseligkeit beförderlich seyn werde: so ist er auch in allen solchen Fällen völlig ungewiß, ob seine Handlungsweise eine vernünftige, oder eine vernunftwidrige seyn werde. Ist er aber hierinne nicht ungewiß: so kann er auch über jenes durchaus nie ungewiß seyn. Denn, wie gesagt, beydes ist Eins; woraus denn folgt, daß auch im Grunde der wahre Eudämonist, und der wahre Purist nur dem Namen nach verschieden; in der Sache selbst aber völlig eins sind, und daß Hr. Gebhard, wenn er die Sache beym Lichte besieht, wohl gar am Ende mit sich selbst streitet. Denn zuweilen scheint er wirklich nahe daran zu seyn, die Sache in dem wahren Zusammenhange zu sehen, worin die Vernunft dem Vernünftigen sie darstellt. — Nach S. 369. soll der wahre Tugendfreund zu sich sagen dürfen: „Du bist der Gottheit „in dem Göttlichsten, was sie an sich hat, nicht bloß ähnlich; „sondern gleich.“ (Das dürfte denn doch wohl etwas stolz und anmaaßend gesprochen seyn! Also wäre der Mensch eine wirkliche Gottheit? Wie denn so?) — „Denn das Beste „der Gottheit ist ihre Heiligkeit, ihr stets wirksamer Wille, „recht zu handeln; diesen Willen hast du so gut, wie sie;“ (Wirklich? So gut? Der Wille des Menschen wirkt also eben so gut mit absoluter Freyheit, wie der Wille der Gottheit? Doch nein.) „nur daß deine unvermeidliche Schwäche „dich nicht ganz von Fehlern frey bleiben läßt.“ (Nun? Und doch ist der Mensch der Gottheit nicht bloß ähnlich, sondern gleich? Ey, ey! Heißt das nicht mit der einen Hand Etwas geben, und es mit der andern wieder wegnehmen?) Auch sagt ja Hr. Gebhard S. 417. selbst: „Der ununter-

„bro-

„brochene besonnene Gehorsam gegen die Vernunft — ist der „einzige Weg, auf welchem wir uns der Gottheit nähern „können." Wer nun aber der Gottheit sich nur nähern kann, der, dächten wir, ist doch der Gottheit wohl noch nicht gleich. — Von der Kollision der Pflichten urtheilt Herr Gebhard S. 450.: sie widerspreche sich selbst. Aber die Kollision der Pflichten besteht ja eben darin, daß eine Pflicht in einzelnen Fällen aufhört, Pflicht zu seyn, wenn und wo eine andere eintritt, die ihr vorgeht, und deren Erfüllung mit ihrer Erfüllung zu gleicher Zeit nicht bestehen kann. — Wie kann nun das sich selbst widersprechen? Oder folgt denn etwa daraus, daß die Vernunft mit sich selbst im Widerspruche stehe? Keinesweges. Sie gebietet z. B. den Körper zu erhalten, weil er ein Werkzeug der Vernunft ist, und weil sie also zu ihrem Zwecke ihn gebraucht; aber es kann auch Fälle geben, wo sie selbst die Aufopferung des Körpers zu ihrem Zwecke nöthig findet. In allen solchen Fällen gebietet sie also, dieser Aufopferung wirklich sich zu unterziehen. Folglich ist hier nicht ein Widerspruch in dem Grade und in der Form ihrer Pflichtgebote selbst, sondern bloß ein Widerstreit in der Materie und in den Gegenständen, worauf sie sich beziehen. Nur diese sind in Kollisionsfällen unvereinbar; jene hingegen sind mit einander immer einstimmig, immer der gerade richtige Weg zu dem aufgegebenen allgemeinen Vernunftzweck, dem Alles untergeordnet werden muß. Nur die Art der Erreichung desselben, kann und muß sich nach Zeit und Umständen abändern. Aber eben diese Abänderung ist ja reelle Einstimmung der Vernunft mit sich selbst, obgleich eine wahre wirkliche Kollision der Pflichten dabey statt findet. — Nun nur noch eine Merkwürdigkeit! Nach S. 450. tritt Hr. Gebhard mit einer ganz nagelneuen Lehre hervor, die wir unsern Lesern doch nicht vorenthalten dürfen. Die Demuth nämlich, der doch bisher alle unsere Sittenlehrer einen so hohen Werth beylegen zu müssen glaubten, scheint unserm Hrn. Gebhard ein Kind der Kinderwelt, in Absicht auf die Religion zu seyn, und er bittet deßhalb seine Leser um Verzeihung, wenn er sich die Freyheit nehme, aus dem Register der Tugenden sie gänzlich auszustreichen. Rec. aber bittet gegenseitig um Verzeihung, wenn er sich die Freyheit nehmen muß, auch selbst dem Hrn. Gebhard sie sehr angelegentlich zu empfehlen, weil er nicht umhin kann, sie für ein Kind der reinen lautern Vernunft zu halten, indem

es

es offenbar doch sehr unvernünftig seyn würde, wenn man eine höhere Würde und einen höhern Werth sich beylegen wollte, als man hat, welches Stolz und Hochmuth ist. — Soll man nun aber nicht stolz und hochmüthig seyn: so folgt von selbst, daß man demüthig seyn muß. Und das ist man, wenn man den Muth, oder die Gesinnung hat, seine Würde und seinen Werth weder höher hinauf, noch tiefer herab zu setzen, als es der Wahrheit gemäß ist. Der Hauptgrund der Verirrung, die den Verf. hier beschlichen hat, scheint darin zu liegen, daß er Würde und Werth des Menschen mit einander verwechselt hat. Die Würde des Menschen ist der Standpunkt auf der Stuffenleiter der Wesen, den der Mensch darum einnimmt, weil er ein Mensch ist; sein Werth aber ist der Grad der moralischen und weltbürgerlichen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit, den er auf diesem Standpunkte sich erwirbt. Hätte also der Mensch bloß Würde, und sollte er nicht auch Werth haben: so würde Hr Gebhard Recht haben, daß kein Mensch, bloß als Mensch betrachtet, gegen den andern demüthig seyn könne, weil in Ansehung ihrer allgemeinen Menschenwürde im Wesentlichen sich alle einander völlig gleich sind. Aber der Mensch soll auch einen seiner Würde und seiner Bestimmung entsprechenden und angemessenen Werth haben; und es ist unläugbar, daß die Menschen in dieser Hinsicht von einander sehr verschieden sind. Folglich ist es vernünftig, daß jeder Mensch keinen höhern Werth sich beylege, als er hat, d. h. daß er demüthig sey. Aber auch selbst die Würde des Menschen ist doch nur eine Menschenwürde, nicht die Würde eines Wesens, das auf der Stuffenleiter der Wesen höher steht, als der Mensch. Die Gottheit steht gleichsam an der Spitze der Wesen; sie hat die allerhöchste Würde, weil sie wesentlich die allerhöchste lautere reine Vernunft ist. Folglich ist es vernünftig, daß jeder Mensch gegen die Gottheit die tiefste Demuth sich zur Pflicht mache, d. h. vernünftige Anerkennung des unendlichen Abstandes der Würde des Menschen von der Würde der Gottheit. Denn 1) die Würde des Menschen ist eine abhängige, die Würde der Gottheit eine unabhängige. 2) Jeder einzelne Mensch hat für die moralische Welt nur eine sehr eingeschränkte moralische Wichtigkeit; die Gottheit hingegen hat für die moralische Welt eine unendliche moralische Wichtigkeit. 3) Die Erhabenheit der Menschenwürde, sey sie an sich auch noch so groß, erscheint in Vergleichung mit der Erhabe-

habenheit der Gottheit doch nur als Niedrigkeit, so wie das Hohe in Vergleichung mit einer noch weit größern Höhe im Grunde doch nur niedrig ist. Wäre es denn nun nicht lächerlich, wenn man das Hohe für eben so hoch, als das noch Höhere, halten wollte? Eben so lächerlich macht sich der Mensch, der die Demuth aus dem Register der Tugenden und der moralischen Gesinnungen ausstreichen will. — Ueberhaupt würde Hr. Gebhard wohl thun, wenn er mehr nur nach reiner Wahrheit strebte, als nach dem Schimmer der Neuheit und der Paradoxie. Uebrigens ist man ihm das Zeugniß schuldig, daß für manches minder Gute, oder Unbrauchbare und Unpopuläre doch ein weit größerer Reichthum des Guten und Brauchbaren den Leser hinlänglich schadlos hält. Nur Schade, daß es dem Ganzen durchaus an einem leicht übersehbaren lichtvollen Plane fehlt. Um so mehr also ist es zu wünschen, daß der Verf. am Ende diesen Mangel, wenigstens einigermaßen, durch ein vollständiges Sachregister noch wieder zu ersetzen suche. Sonst würde sein Werk, besonders für den Prediger, der es von Zeit zu Zeit benutzen will, an Brauchbarkeit gar sehr verlieren.

Wd.

Leichenpredigten, größtentheils bey besondern Veranlassungen gehalten, von Hermann Friedrich Rehm, Metropolitan der Klasse, und Prediger zu Waldkappel, Friemen und Rohrebach. Erste Sammlung. 1801. 172 Seiten 8. 12 ℛ. Zweyte Sammlung. 1802. 266 S. 8. 18 ℛ. Kassel, in der Griesbachischen Hofbuchhandlung.

Mittelmäßigkeit ist der Charakter auch dieser, nach allem für die weniger gebildete Volksklasse berechneten Rehmischen Leichenpredigten. Die bey jeder derselben bemerkte besondere Veranlassung, durch welche der Verf. in der Wahl seiner Materie bestimmt wurde, hat nur selten seinem Vortrag einen ihn von dem gewöhnlichen Schlag der Leichenpredigten unterscheidenden eigenen Gehalt mitgetheilt; und es ist sichtbar auf die Ausarbeitung weit nicht der Fleis gewandt worden, den man heut zu Tage von Predigten zu erwarten be-

richtiget ist, die durch den Druck in das grössere Publikum gebracht werden. Die Sprache ist in mehrern Stellen merklich vernachlässiget; z. B. der Verf. schreibt immer, wie in der zweyten Sammlung S. 52. 204. 233. 255. 257. abgekürzt: daher, statt daher kömmt es, daher ist es zu erklären — wodurch man, bis man sich daran gewöhnt hat, im Verstehen der so verbundenen Sätze sich sehr aufgehalten findet. Er schreibt ferner S. 78. Verdienste für, statt um einen haben; und S. 149.: „Möchte doch Jeder von diesem „wahren Danke beseelt seyn, oder es frey bald werden, wenn er es bis jetzt noch nicht war." Andere Unrichtigkeiten wollen wir auf Rechnung des Druckers setzen. Nun müssen wir uns auch in Absicht des Materiellen einige Erinnerungen erlauben. Wird es dem Verf. nicht als ein unbehutsamer Verstoß gegen seine Dogmatik angerechnet werden, wenn er S. 59. schreibt: „Mußte gleich Jesus den Kelch (des Leidens) trinken, und in der Blüthe seiner Jahre sterben: so blieb er doch der eingeborne Sohn, der Liebling der Gottheit, und dieß blieb er bloß wegen seiner so vernünftigen als pflichtmäßigen Religiosität?" Ist es nicht zu viel gesagt, wenn in der vierten Predigt der zweyten Sammlung, über Syrach 38, 16. S. 85. zum Beweis und zur Empfehlung der Pflicht, unsere verstorbene Angehörige dem Herkommen gemäß zur Erde zu bestellen, behauptet wird: „Ja, der Wunsch, ehrlich begraben zu werden, weckt Manchen zur Veredlung seiner selbst, feuert zu schönen Handlungen an?" — Wenigstens ist uns nicht erinnerlich, daß wir in irgend einer Moral unter den Bewegründen zur Tugend, den von einer unter der Bedingung sittlicher Güte zu hoffenden ehrenvollen Beerdigung hergenommenen, als auf das menschliche Herz wirksam, angeführet gefunden hätten. Derer sind gewiß wenige, die sich des auf ihr Leben einwirkenden Wunsches bewußt werden, wie ihn ein alter Liederdichter, aber noch etwas anders modificirt, fühlte und ausdrückte: „Dem Leib ein Räumlein gönn bey frommer Christen Grab." Nicht immer begleitet man auch, wie S. 86. angenommen wird, den redlichen, den verdienstvollen, allgemein geschätzten Mann zahlreich zum Grabe, so daß man hier aus dem Umstand des viel oder wenig auf seinen vorigen größern oder geringern sittlichen Werth mit einigem Gewißheitsgrunde zurückschließen dürfte, da an so manchen Orten die Größe des Leichengeleits selbst durch öffentliche Gesetze bloß auf die aller-

nächsten

nächsten Blutsfreunde, und auf eine bestimmte Anzahl von Personen beschränkt wird. Mit Recht äussert hingegen der Verf. bey dieser Gelegenheit seine Mißbilligung der auch in seiner Gegend vorkommenden Sitte, verschwenderische Leichenmale zu halten, und überhaupt mit seinen Todten ein Gepränge zu treiben, und erklärt es für beyfallswerth, wenn statt dessen, Diejenigen, die das Vermögen dazu haben, bey den Leichen ihrer Geliebten Almosen unter die Armen vertheilen. In der neunten Predigt der zweyten Sammlung, über 1 Sam. 4, 12—18.: „Einige Regeln zum christlichen Verhalten bey solchen unglücklichen Todesfällen, bey denen wir zur Rettung des Verunglückten nichts mehr beytragen können," (Bey Gelegenheit eines in einer Mühle durch das Mühlrad plötzlich Getödteten,) hat uns die Anwendung des Textes zur Beleuchtung der gegebenen ersten Regel: „Hat sich ein solches Unglück ereignet, so verbreite die schreckhafte Nachricht davon mit Vorsicht und Schonung," am besten gefallen. „Man stelle sich, heißt es S. 179., ja nicht ängstlich an, wenn man einem Freunde eine solche Nachricht überbringen soll; man suche ihn erst durch andere, weniger schreckliche Erzählungen vorzubereiten; mache ihn gefaßt, auch eine schrecklichere Nachricht mit Gegenwart des Geistes anzuhören; man suche ihm Muth einzuflößen, und lege in die vorbereitende Erzählung schon die auf den Vorfall anwendbaren Trostgründe.". Nichts weniger als dem Geiste christlicher Schonung gemäß finden wir es, wenn Hr. Rehm in der eilften Predigt, am Grabe einer abgelebten Bürgerinn, welche dem Trunke ergeben war, Stellen folgender Art, wirklich so, wie sie hier S. 216. stehen, vorgetragen haben sollte: „Die Liebe zum Trunk raubte ihr nicht nur oft ihre Besin„nungskraft; sondern stürzte sie auch in Mangel und Armuth, „und war der Grund ihrer übrigen bürgerlichen Leiden — „das Alles m. Z. ist euch bekannt." Eben wenn es so allgemein bekannt war, brauchte es nicht zur Beschämung der Anverwandten, die doch immer daraus, wenigstens nach der Empfindungsweise der meisten, zu entspringen pflegt, so nackt und crude vom Prediger öffentlich in Erinnerung gebracht zu werden; und das Stehenbleiben beym Allgemeinern und bey verdecktern Winken, die Jeder da von selbst zu deuten weiß, ist bey Fällen dieser Art dem Prediger gar sehr zu empfehlen; wie wir uns dann auch wundern mußten, daß Hr. R. nicht auch hier eben das richtige Gesetz befolgte, daß er sich

gleich darauf in der zwölften Predigt selbst giebt: „Dem Ver„storbenen wollen wir keine Vorwürfe machen, ihn wollen „wir nicht richten. Er stehet vor dem, der gerecht richtet, „und diesem wollen wir ihn und sein Schicksal überlassen; „wir wollen so wenig seine uns bekannte Fehler rü„gen, als seine Tugenden zur Verdunkelung seiner Fehler „hervorziehen." Wird auf Seiten des Predigers bey ähnlichen Anlässen eine solche Ungleichartigkeit seines amtlichen Verhaltens bemerkt, wie sie denn gewiß von Vielen nicht unbemerkt bleibt: so kann es leicht den ihm schädlichen Verdacht einer in besondern Ursachen gegründeten Partheylichkeit erwecken. In einer religiösen Leichenrede stehen auch die Floskeln: „Pflanzet Vergiß mein nicht auf ihren Grabhügel." S. 262.: „Und, auch wir wollen unsern Kindern folgen, wenn sie Vergiß mein nicht auf das Grab ihres Lehrers oder ihrer Lehrerinn pflanzen — Setzt man gleich kein reiches Denkmal auf unsere Gräber: so werden Rosen und Vergiß mein nicht (diese kommen in einer Rede gar zu oft vor) auf den Hügeln blühen, unter denen unsere Gebeine modern." S. 265. — Unsers Erachtens nicht am rechten Orte. Noch müssen wir Hrn. R. bitten, seine Vorträge künftig sorgfältiger von Tavtologien zu reinigen.

Cb.

Katholische Gottesgelahrheit.

Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Kandidaten der Theologie, den Stadt- und Landpredigern, Vikarien, rc. in der katholischen Kirche wesentlich nothwendig und nützlich sind. Erster Band. Koburg, bey Sinner. 1803. 548 Seiten gr. 8.

Zeither fehlte es den angehenden Theologen der katholischen Kirche noch ganz an einer zweckmäßigen Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in ihrem Fache, während die protestantische Kirche mehrere Werke dieser Art aufzuweisen hat. Der Herausgeber wollte diesem dringenden Bedürfnisse abhelfen, und wählte sich zum Muster Fuhrmann's Anleitung,

tung, die 1801. zu Leipzig bey Crusius herausgekommen ist. Dabey nützte er die schriftlichen Aufsätze, welche ihm ein katholischer Landpfarrer auf seinem Todenbette zum beliebigen Gebrauche überlassen hatte. Nach S. 10. der Vorrede ist der Hauptzweck seiner Arbeit, die jungen katholischen Theologen mit der theologischen Literatur der katholischen Kirche bekannt zu machen; doch will er auch die vorzüglichsten Werke der protestantischen Kirche in jedem Abschnitte anführen. In Absicht auf die theologischen Schriften der Protestanten, hätte der ungenannte Verf. vielleicht besser gethan, wenn er die Mitglieder seiner Kirche an Fuhrmann, Nösselt, Niemeyer, Planck, Thieß, Wagnitz, u. s. w. verwiesen hätte, wo sie eine vollständige Kenntniß der theologischen Werke der Protestanten sich hätten verschaffen können: Denn was der Verf. hierin giebt, ist zu dürftig, um einen jungen Wahrheitsforscher befriedigen zu können.

In der Aufzählung der theologischen Schriften der Katholiken ist der Verf. theils zu weitläuftig, theils zu unvollständig. So werden S. 70. 289. 427. rc. unbedeutende Klosterthesen angeführt, während man wichtige Werke in andern Rubriken vermisset. Damit der Verf. nicht aufs neue, wie S. 16., der A. D. B. den Vorwurf mache, daß sie oft zu kühn absprechend sey; so wählt Rec. zur Bestättigung seines Urtheils die nächste beste Stelle. Ueber die Methode, Theologie zu studiren, S. 17., sollte voranstehen: *Desiderii Erasmi* Roterod. ratio seu methodus verae theologiae, recens. et illustr. *J. S. Semler*. Dessau 1782. Ferner: Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den kaiserl. königl. Erblanden. Wien 1782 und 1784. (v. Rautenstrauch.) Die Vorschrift für die theologischen Studien im Oesterreichischen kam den 3ten August 1790. mit den Werken des Tamburinus rc. zu Rom in den Index librorum prohibitorum, dem die besten, und für den Ultramontanismus gefährlichsten Bücher einverleibt werden, und hätte schon um dieser Ursache Willen den jungen Theologen empfohlen werden sollen. Dahin gehören auch die folgenden drey Schriften des ehemaligen Franciskaners Eulogius Schneider, a) Commentario de Philosophiae in sacro tribunali usu. Stuttg. 1787. b) De necessario litterarum elegantiorum cum Jurisprudentia et Theologia nexu. Bonn. 1789. c) De novo rerum theologicarum

in Francorum imperio ordine. Argent. 1791. In dieser Schrift urtheilt Schneider über die französische und jesuitische Theologie, wie folgt: S. 4. Sorbonnae doctores gloriam in eo magnam collocabant, quod Erasmi Roterodami scripta, saeculis omnibus admiranda, censoria virgula perstringerent, immoderatam Pontificum Romanorum autoritatem, pluraque alia, quae nostro aevo ab ipsis etiam Catholicis inter ἀδιάφορα censentur, tamquam necessaria defenderent. Verumtamen spes erat, fore, ut Henrico quarto, Principe optimo, regni gubernacula tenente, uberior in rebus theologicis lux diffunderetur, rumperenturque paulatim vincula, quibus alligata gemebat Francorum ratio. *Sed Lojolitae obstabant, pestifera gens, et generis humani flagellum.* Hi dum paullatim scholas occupant, animos juvenum ab inquirenda veritate detorquent; Philosophiae purioris semina, a Gassendo primum, dein a Cartesio jacta, suffocant: dogmata, primis saeculis ignorata, accumulant: Concilii Tridentini jugum, Pharisaeorum more, Christianis non imponunt tantum, sed etiam aggravant: doctrinam morum, quae sola nos et bonos et beatos efficit, Probabilismi veneno inficiunt: legum optimarum autoritatem infringunt; totam denique religionis doctrinam corrumpunt. Non deerant tamen, qui eorum ausibus sese opponerent, ac salubrem Evangelii fontem a Lojolitica faece purgarent. Inter hos Quesnellius praecipue, Arnaldus, Paschalis, aliique eminebant, quos invidioso Jansenistarum nomine appellatos novimus. Der katechetische Unterricht desselben Verfassers ist S. 504. nach Verdienst gewürdiget worden, mit der Bemerkung, daß diese schuldlose Schrift dem köllnischen Domkapitel zum Vorwande diente, den freymüthigen Mann um seine Lehrstelle zu bringen. Er ward dadurch genöthiget, in den Strohm der französischen Revolution sich zu werfen, wo er, wie so manches andere Kraftgenie, seinen Tod fand.

Unter den hebräischen Sprachlehren S. 120. fehlen katholischer Seits: Aloysii de Sonnenfels Lapis Lydius, seu institutiones hebraicae linguae, lat. und deutsch, Wien 1757. 291 Seiten 8., und Opusculum Grammaticae Hebraeae et Chaldaeae, authore Alexio a S. Aquilino, Heidelbergae 1776, 223 Seiten 8.; und protestantischer

Seits

Seits hätten Biedermann, Haas, Herrmann, Hess, Hezel, Jacobi, Jehne, Michaelis, Pfeiffer, Schmid, Schröder, Schultens, Vollborth, Weckerling und Wetzel eben so wohl, als Vater, genannt zu werden verdient. Bey den hebräischen Wörterbüchern S. 122 mangelt das prächtige Werk: Lexicon Hebraico — Chaldaico — Latino — Biblicum, auctore P... Carmelita Excalceato II. Tomi in Fol. maj. Avenione apud Henr. Jos. Joly. 1765.

Unter den Einleitungen ins neue Testament vermisset man S. 199.: *P. Damiani Czerny* Ord. Praedicatorum, Ss. Th. D. ac Prof. Institutionum Hermeneuticarum Novi Test. libri duo. Brunae 1782. 1. Th. 300 Seit. 2. Th. 252 Seit. 8. Von den Protestanten führt er bloß Hänlein an, ohne zu erwähnen: J. D. Michaelis Einleit. in die göttl. Schriften des N. B., die vier Auflagen erlebt hat, und 1793. auch ins Englische übersetzt worden ist; oder Harwoods neue Einleitung in das Studium ꝛc. des N. T. übersetzt von J. Chr. Friedr. Schulz. 3. Th. 1770—73. Halle, bey Gebauer. — S. 155 und 219. mangeln Thaddäus a S. Adamo (Dereser) Schriftsätze über 1. Mos. XIX., oder die Einäscherung von Sodoma, und die Verwandlung der Gemahlinn Lots in eine Salzsäule. Kölln 1784. und De victu Joannis Baptistae in deserto commorantis: Matth. III, 4. Francofurti 1785. (s. Meusels gelehrtes Deutschl. II. Nachtrag. S. 386.)

Zu Seite 232. gehören: Dorsch de auctoritate Ss. Ecclesiae Patrum, Mogunt. 1781. und die von ihm S. 48. bis 50. über diesen Gegenstand angeführten Schriftsteller. Zu Seite 269.: Primae notiones theologicae etc. conscripsit *Ph. Jos. Brunner.* Heidelb. 1782. 82 Seit. 4. — S. 328. hätte bey der, aus Döderleins Instit. Theol. Christ. Vol. II., großen Theils ausgeschriebenen, und zu Mainz 1784. vertheidigten Dissertatio de lapsu Adami, bemerkt werden sollen, daß Bertulphus Weyl, des Franciskus-Ordens, an dieser Abhandlung einen neuen Diebstahl begangen hat, da er im folgenden Jahre schrieb: Dissertatio philologica in Gen. III, 14. 15. de homine lapso etc. Sie war dem Kurfürsten von Kölln dedicirt, und wurde von zwey Priestern desselben Ordens, Marcellianus Rüdel und

 Ewal'

Ewaldus Huberti in ihrer Klosterkirche zu Bonn vertheidigt in der Absicht, wider die Professoren der Akademie zu Bonn, namentlich wider Thaddeus Dereser, mathematisch zu beweisen, daß die Schlange 1. Mos. III. 1. leibhaftig vom Teufel besessen war, und S. 8. so mit Heva redete, wie die Eselinn mit Bileam geredet hat.

Seite 342. mangelt die merkwürdige Schrift: Sendschreiben eines deutschen Pfarrers an die nach Frankreich zurückkehrenden ungeschwornen Geistlichen, worin sie dringend ermahnt werden, ihre Gemeinen vernünftiger, als bisher, zu behandeln; mit den geschwornen Geistlichen Eintracht zu pflegen, und sich dem Staate redlich zu unterwerfen. Nebst einer freymüthigen Prüfung des vorgeblichen franz. Schisma, und der hierüber erlassenen Breven Pius VI. Germanien 1802. 232 Seiten 8. — S. 344. sind folgende drey Schriften des Dr. Andreas Spitz, Benediktiners und Professors der Kirchengeschichte zu Bonn, übergangen worden: 1) Abhandlung über die Frage: Soll das, was bey Ehescheidungen den Protestanten und Reformirten Recht ist, auch dem Katholiken Recht seyn? 1796. 32 S. 8. 2) Abhandlung über die Frage: Was lehrt die Geschichte von der Auflösbarkeit des Ehebandes im Falle eines Ehebruchs? 1798. 28 Seiten 8. 3) Abhandlung über die Auflösbarkeit des Ehebandes zwischen Katholiken, gemäß dem Sinne der deutschen und griechischen Kirche. 24 S. 8.

Bey den Vertheidigungsschriften für die Rechte des römischen Bischofs S. 380. sollten auch Schriften wider die Herrschsucht des römischen Hofs stehen, z. B.: De primatu Romani Pontificis, opus, cujus scopus est demonstrare, primatum Rom. Pontificis inter alios Episcopos nullum nisi honorificum esse, et illum primatum nec divinum, nec jurisdictionis esse. Lateinisch und französisch. London 1770. 513 S. gr. 8. Ferner: Geschichte der Entstehung, des Wachsthums und der Abnahme der päpstlichen Universalmonarchie, allen christlichen Souverainen zugeeignet. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit historischen Anmerkungen begleitet von einem deutschen Gelehrten. Frankf. a. M. 1795. 343 S. gr. 8. — Deßgleichen die durch den Emser Kongreß veranlaßten

Streitschriften, besonders Hedderichs Dissertatio de juribus ecclesiae germanicae in conventu Emsano explicatis, Bonn 1788. XXVI und 70 Seiten 4., und die Volksschrift: Rechte und Pflichten des Papstes. (von Thaddäus Dereser. Bonn.) 1787. 4.

Zu Seite 402. gehört: Ueber die Würde der Moral, und die Methode, sie zu studiren; ein Programm von Ant. Jos. Dorsch. Straßburg, bey Treuttel. 1792. 8. — Zu Seite 510.: Katholischer Religionsunterricht in Form katechetischer Prüfungen. Zum Gebrauche der Jugend und anderer Religionsfreunde, verfaßt von P. Isidor Schiernbrandt, unbeschuhtem Karmeliter und Katecheten an der Mädchenschule in der Leopoldstadt zu Wien. Wien, bey Doll. 1801. 566 S. 8. — Zu Seite 519.: Praktische Anleitung zum moralischen Unterricht der Jugend, von Gregor Köhler. Frankf. a. M. 1801.

Rec. hat bloß diese Schriften, die er theils selbst besitzet, theils in der N. A. D. B. angezeigt fand, als Zugabe bemerkt. Wie häufig würde erst die Nachlese seyn, welche die Lehrer der katholischen Kirche für einzelne Fächer sammeln könnten, wenn sie ihre Büchersammlungen damit vergleichen wollten?

Warum Werkmeisters Abhandlung: Ueber den neuen katholischen Katechismus zweymal, nämlich S. 495 und 498. mit denselben Worten beurtheilt wird, kann Rec. nicht errathen. Das Urtheil des Verf. wird jener, der die von ihm angeführten Bücher gelesen hat, öfters unrichtig finden. Was soll z. B. der Posaunenton bey der S. 195 angeführten Uebersetzung des neuen Testaments, die von Sprachfehlern wimmelt, und nichts als eine planlose Kompilation ist, in welcher nicht eine einzige, dem Herausgeber eigene, haltbare Erklärung vorkommt? Der Verf. hätte wenigstens die gelehrten Zeitungen nennen sollen, aus welchen er seine übertriebene Lobpreisung katholischer Schriften geschöpft hat. Die Beurtheilung solcher Schriften ist gewöhnlich auch so gedehnt und weitschweifig, daß dieser dicke Band, ohne dem Inhalte zu schaden, um zwey Drittel hätte vermindert werden können; besonders wenn er die in seinen Plan nicht passenden Schriften ausgelassen hätte. Soll der Theolog erst die griechischen Grammatiken, Chrestomathien

thien und Wörterbücher, die S. 175—182, beschrieben sind, kennen lernen? Giebt es noch katholische Gymnasien, in denen die griechische Sprache so sehr vernachlässigt wird, daß der Theolog erst die Anfangsgründe derselben lernen muß?

Diese Bemerkungen sollen aber den ungenannten Verf. nicht abhalten, sein nützliches Werk fortzusetzen. Es wird bey den Mängeln, die bey einer Arbeit dieser Art schwer zu verhüten sind, dennoch, sowohl den Protestanten als Katholiken, äußerst willkommen seyn, und bey jungen Theologen viel Gutes stiften.

Mw.

Christliche Gedanken über moralische Wahrheiten, für das weibliche Geschlecht, auf jeden Tag des Monats. Von Alex. Parizek. Augsburg, bey Merz und K. 1802. 128 S. 8.

Mit einem Marezoll läßt sich zwar dieses kleine Andachtsbuch nicht vergleichen. Es fehlt dem Verfasser an Wärme der Empfindung, Lebhaftigkeit und Schönheit der Sprache, und an der belehrenden Kunst, die Grundsätze zu individualisiren, und die Lagen, worin sich das andere Geschlecht befindet, zu detailliren. Indessen nehmen wir doch keinen Anstand, diese Betrachtungen dem Frauenzimmer der katholischen Kirche zu empfehlen. Der Vortrag ist deutlich, die Sprache korrekt, die Forderungen nicht übertrieben, obgleich streng christlich-moralisch. Mehrere dieser Betrachtungen passen für das männliche Geschlecht so gut, wie für das weibliche, insonderheit die erstern. Vor Freydenkerey hätte wohl der Verf. S. 9. nicht warnen dürfen; die Gefahr vor derselben ist wenigstens bey der Klasse derjenigen Personen, für welche er schreibt, geringer, als die des Aberglaubens und des Kirchendienstes, wovor er indessen auch gewarnt hat. — S. 41. fällt das Verlangen an Gott: **Bilde mich nach deinem himmlischen Geschmacke**, beynahe ins Komische. S. 46. drückt sich der Verf., der recht allgemein schreiben wollte, auch etwas sonderbar aus, wenn er ein Frauenzimmer im Laufe der Meditation sagen läßt: Ich habe entweder schon eine Familie, der ich als Hausmutter vorstehe, oder

werde

werde vielleicht in Zukunft eine erhalten. — Die Benennung Frauenbild S. 60. ist niedrig und gemein. — Den Fehler, daß gute Gesinnungen und Eifer in edlen Werken, wozu wir durch eigenes Bestreben zu gelangen suchen müssen, von Gott als Gabe erfleht werden, hat dieses Andachtsbuch mit vielen andern gemein, die man, diesen Fehler abgerechnet, zu den guten rechnen kann.

Katholisches Gebetbuch, von Alex. Parizek. Stadtamhof, bey Daisenberger. 1802. 238 Seiten 8.

Wir können eben nicht sagen, daß dieses Andachtsbuch unter die schlechten gehöre; aber eben so wenig können wir es mit gutem Gewissen den guten beyzählen. Der Verf. ruft in dem den Gebeten vorangeschickten Unterrichte denen, die die heil. Messe nicht fleißig besuchen, zu: O wie wenig thut ihr Gott zu Gefallen! Er meint, wenn alle Andachten ihren geistlichen Nutzen haben: so habe doch keine einen so großen, als die Messe. — Adam, sagt er, sey zur Arbeit verurtheilt worden. — Das Büchlein von der Nachfolge Jesu, meint er, könne fast unmöglich ein Werk des bloßen menschlichen Verstandes seyn. Auf dergleichen unrichtige Begriffe stößt man in Menge. Hier mag aber auch eine Stelle stehen, die uns gefallen hat: „Ein wahrer Menschen„freund macht keinen Unterschied zwischen eigenen und frem„den Religionsverwandten, zwischen Edeln und Gemeinen, „zwischen Bekannten und Unbekannten, zwischen Freunden „und Feinden. Ihm ist jeder Mensch theuer. (Wir hätten doch lieber gesagt: ihm ist jeder Mensch, der seines Raths oder seines Beystandes bedarf, ein Gegenstand seiner thätigen, durch Gottes Beyspiel erwärmten Menschenliebe.) „Er sieht „sie alle wie Kinder an, die vom allgemeinen Vater abstam„men, und die das Gepräge seiner Kindschaft, das Ebenbild „der Gottheit an ihrer Seele tragen. Er umfaßt sie alle mit „gleicher Bruderliebe.“ Die Gebete selbst sind eben so, wie der Unterricht, von ungleichem Werthe. Es ist wohl nicht der rechte Ton, den Christen also beten zu lassen: „Lasse die „heißen Bußzähren die Schandflecken von meinen Händen „abspühlen; mische die Thränen der bittersten Reue, dich als

„das

„das höchste Gut jemals beleidigt zu haben, mit deinem kost„baren Blute, und sieh, ich werde reiner und glänzender, „als Schnee seyn, und unschuldiger, als das getaufte Kind." Man kann leicht denken, daß die Gebete an Maria, an die Namensheiligen, an den Schutzengel, an den heil. Joseph, Nepomuck, Barbara, u. dgl. und die Litaney von allen Heiligen, keine Beweise von geläuterten Religionsbegriffen darbieten werden. Das Buch ist schön; aber ziemlich fehlerhaft gedruckt. S. 4. verdorbenes Herz, statt unverdorbenes; deine Bitte, statt Güte; Seite 190. Weßlieder, statt Meßlieder.

Vz.

Arzneygelahrheit.

Abhandlung über das Scharlachfieber, nebst Beschreibung einer sehr bösartigen epidemischen Frieselkrankheit, welche im Februar 1801. in Wittenberg herrschte. Von D. Friedrich Ludwig Kreysig, der Anatomie und Botanik ordentlichem Professor, u. s. w. Leipzig, bey Schäffer. 1802. 326 Seiten 8. 1 Rh. 12 gr.

Die Wittenbergische Epidemie vom Jahr 1800—1801., welche auswärts sogar für pestartig gehalten ward, war zweyfacher Art: Scharlach und Friesel. In Hufelands Journal, Bd. 12. St. 3. hat der Verf. bereits Etwas hierüber mitgetheilt. Hier folgen die Resultate seiner spätern und häufigern Beobachtungen. Mit Recht vergleicht er das Scharlach dem Proteus. Dieß erhellet aus den verschiedenen Beschreibungen, der in der Einleitung S. 3. genannten Autoren, wohin noch Werlhoff gehört, der es sehr gutartig fand, und leicht antiphlogistisch behandelte. S. 17. Zuweilen verband sich mit dem Scharlach echter Friesel; in diesem Falle enthalten die eingestreuten hirseförmigen Pusteln eine Feuchtigkeit, wogegen die von der Erhebung der Oberhaut hie und da gebildeten weißen Stippen (Anfang der Abschälung,) leer sind. In manchen Fällen zeigten sich die von

Withe-

Withering und Lorry (auch vom Rec.) beobachteten grossen, mit Feuchtigkeit gefüllten Blasen. Komplikationen mit Friesel und mit Pocken (S. 48,) machen die Krankheit gefährlicher. S. 24. Die Abschuppung, (in manchen Fällen ist es Abschälung; bey einigen gehen Stücke der Oberhaut, wie ein Quartblatt vom Leibe ab. Clarks Beobachtung kann Rec. bestätigen. Bey einem Kinde sah er alle Nägel abgehen, und die Haare ausfallen.) S. 25. Die Wassersucht ist, zumal bey häufigem Ausschlag, oft nicht zu verhüten; wenigstens einige Geschwulst nicht. (Außer der Erkältung gehört hierher zu stark befriedigte Eßlust.) S. 27. Das Scharlachfieber befällt einen Menschen nur einmal im Leben. (Dieß kann, nach des Rec. langer und häufiger Erfahrung, als ein Dogma gelten.) Ausnahmen finden, wie in den Pocken, statt. Unvollkommenes Scharlachfieber ohne Ausschlag (S. 20.), sichert nicht vor dem zweyten Anfall. (Merkwürdige Belege hiezu könnte der Rec. geben; aber er muß den Raum schonen.) S. 29. Daß das Scharlachfieber anstecke. (Wahr! aber es verhält sich anders, als Pocken und Masern. Diese entstehen nie ohne Ansteckung; jenes entsteht auch für sich ohne Mittheilung. Hierzu ist eine Disposition der Luft, u. s. w. erforderlich, woraus dann das Wandern dieser Seuche (S. 33.) zu erklären ist. Das Miasma ist so flüchtig, als das der Masern, es verfliegt in der Luft, und wird nicht so, wie bey den Pocken, durch Mittelspersonen verpflanzt.) S. 33. Unterscheidung. (Die Masern sind wohl nicht den Flohstichen gleich zu nennen; dieß kann man eher von Petechien sagen. Der vom Verf. S. 41. bemerkte eigenthümliche starke Geruch des Schweißes, ist, wie auch S. 251. bestimmter gesagt wird, säuerlich. Dieß charakterisirt ihn, und läßt den Friesel erwarten.) S. 46. Beschreibung der Wittembergischen Scharlach-Epidemie, vom August 1800. bis November 1801. Sie war Anfangs gelinde, wurde aber in der Folge höchst bösartig. Lähmung des einen Auges, und eine weiße Farbe um Stirne und Nase, waren tödtliche Zeichen. (Auch nach des Rec. Erfahrung.) S. 62. Pathologische Bemerkungen. Die große Verschiedenheit findet der Verf. in der Anlage der Individuen, und in der epidemischen Luftbeschaffenheit. (Wahr! Aber dennoch bleibt hier noch Vieles im Dunkeln.) S. 86. Behandlung des Scharlachfiebers. Musterung der bisher angewandten Kurmethoden, mittelst des Aderlassens, der harntreibenden

Mit-

Mittel, Zugpflaster, u. s. w. S. 108. Tadel der Aerzte, welche so grobe Vorstellungen von dem thierischen Organismus haben, daß sie glauben, die Brechmittel vermöchten den Scharlachstoff, oder die Galle, als den Quell desselben, unmittelbar auszuleeren, und so die Krankheit zu heilen. (Immerhin! wenn der Augenschein lehret, daß Brechmittel, worauf Witbering, und Andere, vornehmlich die Kur bauten, hülfreich sind. Sie wirken als reinigende Mittel; die ausgeleerte Galle sey Ursache, oder Wirkung; sie heben wenigstens eine Mitursache des Fiebers, und sie wirken krampfstillend auf die Haut, welches insonderheit von der Ipecacuanha gilt. Das Erysipel, der Nesselausschlag, und andere, lehren eben das.) S. 114. Man solle vornehmlich auf das Fieber sehen, ob es Typhus oder Synocha (sthenisch oder asthenisch) ist; ein ehemals von Frank angenommenes gastrisches Fieber sey schon logisch unrichtig (!!) folglich könne die Sorge für Ausleerungen der ersten Wege niemals Hauptsache seyn; diese können nur einen mit dem Scharlach zufällig verbundenen Zustand hinweg nehmen. (Hat der Verf. nie gesehen, daß Kinder bey wenigen, gut stehenden Pocken, an einer Darmentzündung von einem Wurmklumpen starben? Pocken waren hier doch wohl Nebensache, und die Wurmkrankheit das Hauptübel; logisch oder nicht, die Sache verhält sich so!) Schwierige Unterscheidung des sthenischen und asthenischen Zustandes. S. 119. Der Verf. sucht Licht zu geben. Die Heilung. S. 122. Im sthenischen Zustande solle man mit dem Aderlaß eilen, insonderheit, wenn ein edler Theil, die Brust, das Gehirn, von Entzündung leidet. (Wie aber im komplicirten Zustande? z. B. in der gallichten Pleuresie? — Verzeihung für dieß altmodige Wort! Die Sache selbst existirt noch, — der Zustand scheint entzündlich (sthenisch); aber die antiphlogistische Kur, das Aderlassen, u. s. w. tödtet, ohne Anwendung anderer Evakuationen.) Im leichtern Grade, der mit Erbrechen von grüner Galle eintritt, soll man (Brechmittel? nein!) mäßig warmes Verhalten, kühlendes Getränke mit Salpeter, (!) und Mindacers Geist mit Oxymel anwenden. In höherem Grade, heftigem Fieber mit Phantasieen, u. s. w. solle man stärker kühlende Mittel, Salpeter, (Freylich! hier ist ja Sthenie) Liquor salinus, u. dgl. geben. Ein gelinder Durchfall könne geduldet werden; mit Abführungen solle man vorsichtig, mit Brechmitteln behutsam seyn, solche allenfalls gleich im Anfange

lunge geben; (sie sind ja nach Brown schwächend, wie der Salpeter!) bey heftiger Halsentzündung, Schlafsucht, u. s. w. Igel an den Hals setzen, allenfalls Aderlassen! Im höchsten Grade des sthenischen Fiebers, wo durch Uebertreibung die Entzündung schnell in den Brand (indirekte Schwäche) übergeht, solle der Aderlaß schleunigst angewandt, und nöthigen Falls mehrmals wiederholt werden! (Was man nicht noch Alles lernt! Wohl dem, den hier die Brownische Scala nicht verläßt!) Daß Withering, (S. 140.) ein so guter Beobachter, die Chinarinde im Scharlachfieber schädlich fand, weiß der Verf. nicht anders zu erklären, als daß derselbe, entweder nie entzündliche Scharlachfieber gesehen, oder, daß seine Methode, mit Brechmitteln, u. dgl. auf die eigenthümliche Wirksamkeit des Scharlachs einen so vortheilhaften Einfluß hatte, daß er die stärkenden Mittel mehrentheils entbehren konnte. (Und so wird es auch wohl seyn! Wenn es dem Rec. erlaubt ist, Etwas aus seiner Erfahrung anzuführen: so mag hier die Bemerkung stehen, daß er in einem langen Zeitraume sechs Scharlachepidemieen in verschiedener Gestalt: leicht entzündlich, gallicht, und faulicht, beobachtet hat; in der ersten eine sanft antiphlogistische Behandlung, in der zweyten die antigastrische: in der dritten die antiseptische Kurart, jedoch mit der erforderlichen Reinigung des Darmkanals verbunden, mit glücklichem Erfolge anwandte. In der letzten gallichten Scharlachepidemie (1801.) besorgte er über dreyhundert Kranke, von verschiedenem Alter, von denen viele in hohem Grade litten; gab fast ohne Ausnahme gleich Anfangs, auch wohl wiederholt, Brechmittel, täglich Klystiere, mit unter säuerliche Abführungen, und viel säuerliches warmes Getränke, ließ gurgeln, legte Zugpflaster um den Hals, wiederholt Senfteig an die Beine, wirkte überhaupt gelinde auf die Haut, gab zur Stärkung mitunter Wein, und verlor nur zwey Kinder, wo durch Vernachlässigung der Ausschlag plötzlich zurücktrat, und sich auf die Lungen warf. In einer andern, faulichten Epidemie, war er, wie jeder andere Arzt, weniger glücklich; doch wurden auch hier manche gerettet, die verloren schienen. Von Blutausleerungen, warmen Umschlägen um den Hals, und häufigen Sprützen enthielt er sich. Anderer unglückliche Erfahrungen warnten ihn früh dagegen.) In der bösartigen Bräune widerräth der Verf. (S. 155.) mit fast allen Aerzten das Blutlassen, und räth Brechmittel. (Wenn hier,

warum

warum nicht auch in leichtern Fällen?) Abführungen aber nur im höchsten Nothfalle; (Welchem?) Zugpflaster von einem Ohr zum andern, antiseptische Gurgelwasser, u. s. w.; so auch in faulichter Entzündung der Nase, des Gehirns, der Lungen. Dämpfe von excitirenden Mitteln sind nützlich, dringen aber nicht zum Gehirn. (Allerdings! gleichviel auf welchem Wege, durch Nerven, oder Sauggefäße.) Brechmittel könnten Etwas thun, Abführungen tödten. Am meisten versprechen Zugpflaster im Nacken, auf den Kopf, auf der Brust. (Der Verf. spricht hier, wie sonst häufig, fast immer so, als hätte er, was man doch erwartete, keine eigene Erfahrungen über das Vorgetragene.) S. 160. Behandlung der Nachwehen. (Ein übel gewähltes Wort, aus der Geburtshülfe entlehnt! Die Folgen des Scharlachs sind ja nicht allemal Schmerzen, z. B. die wässerichte Geschwulst.) Diese Folgen sind Entzündungen, Geschwulst der Ohrendrüsen, u. s. w. Gliederreissen, wässerichte Geschwulst, (hier vermißt man das schon von Storch angegebene Zeichen: sparsamer, blutig schwärzlicher Harn, woraus man bey fehlenden Zeichen auf ein überstandenes Scharlachfieber schließen, und die Nachkur einrichten kann,) Alles asthenische Zufälle; (in denen doch schwächende Mittel, Abführungen, Schwefelmilch, u. dgl. so herrlich wirken! der Verf. will auch (S. 165.) nicht gleich eigentlich stärkende Mittel angewandt wissen!) das Fieber aber sey, nach der Hauptkrankheit, bald sthenisch, bald asthenisch. So hofft der Verfasser die Kurarten der Autoren, (S. 170.) in Betracht der Folgen, zu vereinigen. (Von lauen Bädern hat Rec. wenigstens keinen Nutzen gesehen, und nur unter gewissen Umständen von Brechmitteln, beyde S. 173. empfohlen. Schweißtreibende Mittel sind gewiß unzuträglich. Statt der S. 175. gerathenen Zertheilung der Drüsengeschwülste zieht der Rec. vor, die Eiterung zu befördern. Sie gelang dem Verfasser auch nicht, obwohl er glaubt, daß sie nicht kritisch seyen, und ohne Nachtheil vertheilt werden können. Die Geschwulst kam von andern Orten schnell wieder, und gieng dann in Eiterung über. Franks Rath, ein Zugpflaster auf die Geschwulst, ist indeß gut.) Nervenzufälle, sthenisch und asthenisch. Einmal sah der Verf. den Veitstanz folgen, ein andermal ein Asthma, dem Millarschen ähnlich. (Der Würmer, die oft wichtigen Antheil an den Folgen des Scharlachfiebers haben, erwähnt der Verf. nicht. Beobachtete er sie

nicht?

nicht? oder gehören sie nicht unter die Kategorieen der Sthe-
nie und Asthenie?) S. 179. Die Kur des nachfolgenden
Fiebers. Alles komme darauf an, ob es sthenisch oder asthe-
nisch sey. (So wird man freylich am kürzesten — aber auch
am sichersten? — damit fertig!) Im ersten Falle diene
Aderlassen nach den Florentiner Aerzten, Bicker, Wilhelm,
Plenciz, Naaskow, Eichel. Zuweilen folgt ein schlei-
chendes Fieber, worüber der Verf. eigene Erfahrungen bey-
bringt. Von S. 189. an, folgen einige Wahrnehmungen:
1) Fälle vom Scharlach und einfachem Typhus; 2) vom
schlimmern reinen Typhus mit Scharlachfieber; 3) vom ty-
phösen Scharlachfieber, mit Leiden des Kopfs; 4) von Fol-
gekrankheiten des Scharlachs. (Die Verbindung des Gold-
schwefels mit der Scilla ist nicht unrecht; aber auch mit
Säuren?) Ueber die epidemische Frieselkrankheit im Febr.
1801. S. 241. Erster schlimmster Grad. Der schnelle Aus-
bruch erleichterte nicht. (Auch ist ein solcher Friesel nicht kri-
tisch.) Leichenöffnungen geschahen nicht. (Vermuthlich wäre
man doch dadurch eher auf den wahren Grund der Sache,
auf eine glücklichere Kurweise gekommen. Fürchtete man an-
gesteckt zu werden? Der Verf. erklärt die Krankheit für nicht
ansteckend. Oder gebrach es an Zeit?) Im zweyten Grade
waren angegriffene Präcordien, freywilliges Erbrechen, u.
s. w. Brechmittel erleichterten sehr! Im dritten Grade folgte
wiederholter Frieselausschlag. (Mittel, den Darmkanal zu
reinigen, den Harn zu treiben, würden dieß verhindert ha-
ben; vergl. S. 273.) Im vierten, leichtesten Grade, mit
Schwindel, Erbrechen, u. s. w. half ein Brechmittel schnell,
worauf Schweiß, und wenig Ausschlag, mit baldiger Gene-
sung folgte. Die Form des Ausschlages, die Schweisse, und
deren specifischer (säuerlicher) Geruch, die Angst und Un-
ruhe, u. s. w. unterschieden diese Epidemie vom Scharlach.
(Auch, daß Personen damit befallen wurden, die das Schar-
lach schon gehabt hatten.) Die eigentliche Wittenbergische
Epidemie bestand in einem mit Friesel verbundenen gefährli-
chen (gallicht- faulichten?) Fieber, das sich nur zuweilen zu-
fällig mit dem zugleich herrschenden Scharlachfieber verband.
Der Verf. hielt es (S. 267.) für asthenisch, mit einer Le-
berentzündung. (Vermehrter Trieb des Bluts nach der Le-
ber, daher vermehrte Gallenabsonderung mit Verstopfung,
und bey unterlassenen Ausleerungen Darm- und Leberent-
zündung, und gelbe Farbe nach dem Tode?) Nervenmittel

 thaten

thaten keine Wirkung; am besten bekam das Kalomel, als abführend, Speichel erregend. (Sehr gut! Aber konnte der Zustand asthenisch seyn, wo schwächende Mittel halfen?) Die Ursache der Epidemie setzt der Verf. in die durch die Dürre aus den Kanälen entwickelte Sumpfluft. In der Fischerey brach sie aus, und befiel mit Südwestwind die daran gränzenden niedrigen Gassen. Wittenberg hat schon oft am epidemischen Friesel gelitten, auch sind Wechselfieber dort häufig. Der vorhergegangene gelinde Winter trug mit bey. Der eintretende Frost hemmte die Epidemie. Ursachen der großen Letalität, (S. 284.) Manche starben, ehe sie Hülfe bekamen; einige in 12 bis 24 Stunden. Der Schrecken wirkte äußerst nachtheilig. Der Kurart schreibt der Verf. diese Letalität nicht zu. Einige starben, die gleich Brechmittel, Andere die gleich reizend - stärkende Mittel bekamen. (Wenn man diese Krankheit nicht überhaupt für unbezwinglich erklären will: so läßt sich denken, daß die Kurart einigen Antheil an der großen Letalität hatte. Sie war überall stärkend. Daß sie nicht hinreichte, daß der schnelle Uebergang vom Brechmittel zu stärkenden ꝛc. Mitteln, ohne für hinlängliche Leibesöffnung zu sorgen, schadete, beweisen die angehängten Krankengeschichten.) Ungewisse Prognosis einer Krankheit, die so sehr täuschte. (S. 285.) Die ersten fünf Tage waren die schlimmsten. Böse Zeichen waren: die periodische Angst, der vorschnelle starke Ausschlag, der anhaltende Schweiß, Harnzwang, Stuhlverhaltung, Durchfal, ein kleiner unregelmäßiger Puls, die gänzliche Muthlosigkeit und Verzweiflung; (in akuten Krankheiten fast immer tödtlich!) Ein (mäßiges) Nasenbluten schien zu erleichtern. Die Behandlung war fast von allen Aerzten stärkend: China, Serpentaria, Baldrian, Kampher, Moschus, Mineralsäuren, Zugpflaster. Nutzen der Brechmittel, doch mit Einschränkung. (S. 288) Viele wurden dadurch, gleich Anfangs gegeben, sofort hergestellt. Merkwürdig war es, daß viele Kranke schwer zum Brechen zu bringen waren, und daß man oft ungewöhnliche Brechmittel, z. B. Kupfervitriol, anwenden mußte. (Eine Reizlosigkeit, oder ein Krampfzustand, wo Kanthariden - Tinktur auf die Magengegend eingerieben, innerlich Liquor anodynus dienen. Hätte man nicht in Neigung zum Durchfall die Ipecacuanha in kleinen Prisen, als Eckelkur, anwenden können?) Der Verf. bediente sich gewöhnlich des Brechweinsteins; (Rec. würde die

Ipecac.

Ipecac., als krampfstillend, mehr auf die Haut, weniger auf den Stuhl wirkend, überhaupt minder schwächend, vorgezogen haben.) Z. B. erste Krankengeschichte, (S. 300.) Gleich nach dem Brechweinstein bekam der Kranke China, Baldrian, rothen Wein, Fliederthee, Mindarergeist, Vitriolsäure, (in 24 Stunden eine Unze!) Oeffnung hatte er in der fünftägigen Krankheit nur einmal freywillig. (!) Er starb. Bey dem zweyten und dritten Kranken war die Behandlung und der Erfolg derselbe! Nach diesen drey unglücklichen Fällen gab der Verf. dem vierten Kranken das Kalomel mit Weinsteinrahm. Hiernach erfolgten häufige Stühle, und diese retteten offenbar den Kranken. So bewirkten auch in der fünften Krankengeschichte Klystiere und Kalomel, nach starken Ausleerungen konsistenten Stuhlgangs, Befreyung von der Angst, und Genesung. Auch in dem sechsten Fall. In allen diesen Fällen hatten die Brechmittel bloß oberwärts gewirkt. Sobald Klystiere, Kalomel, (beym sechsten auch Sennesblätter und Jalappenwurzel,) reichliche Ausleerung des Stuhlgangs bewirkten, ließen Angst, Fieber, u. s. w. nach, und die Besserung erfolgte. Der siebente Fall beweiset dasselbe. Der Kranke hatte die ersten fünf Tage nur einmal freywillig Oeffnung (!) Ein Klystier, das Kalomel, die Jalappe, machten Ausleerung, benahmen die Angst, brachten Ruhe. Es scheint, daß die China bey dem Gebrauch des Kalomels hülfreich war. Aber das letzte war es auch für sich, durch die bewirkten Ausleerungen, wovon noch eine Erfahrung beygebracht wird. Selbst zur Erstickung der Frieselkrankheit im ersten Keim hält der Verf. das Kalomel wirksam. (S. 323 flg.) Auf dieß Mittel fiel der Verf. nach der Analogie mit andern Leberentzündungen, und mit dem gelben Fieber. (Auch in Aphthen bey gallichten Fiebern, u. s. w. Den Engländern verdanken wir die Anwendung dieses Mittels in solchen Fällen. In J. Abels Geschichte einer merkwürdigen Krankheit und Rechtfertigung, u. s. w. (Düsseldorf 1791.) ist der Nutzen des Kalomels in gallichten und aphthösen Faulfiebern, und im Scharlach, gut entwickelt.) Mineralsäuren bewiesen sich nicht hülfreich. (S. 289.) Ein Kranker, (erster Fall,) nahm in der Verzweiflung die Vitriolsäure in den stärksten Gaben nach Reichs Methode. Sie leistete nichts; (konnte auch unter diesen Umständen nicht nützen; wohl aber schaden!) der Kranke starb am sechsten Tage. Blasenpfla-

ker seyen vielleicht nützlich. Die Hauptmittel waren, außer dem Kalomel, China, Baldrian, Schlangenwurzel, Moschus, Kampher. — Ungern vermißt man am Ende eine Tabelle von den Kranken, Genesenen und Gestorbenen. Auch wäre eine Inhaltsanzeige zur leichtern Uebersicht nützlich gewesen.

Daß unser Verf. der dynamischen Lehre huldiget, ist überall sichtbar; obgleich er S. 293. von den Brownischen Aerzten abzuweichen scheint. Man findet jetzt wenig neue Schriften, worin nicht die Modewörter: Asthenie, Sthenie, direkte und indirekte Schwäche, als gangbare Münzen rouliren. Reizende und stärkende Mittel stehen in der Therapie fast allenthalben oben an. Die Brownische Lehre empfiehlt sich durch ihre Einfachheit; aber es ist Schade, daß so viele Menschen an der Komplikation sterben! Vielleicht auch daran, daß der Arzt selten recht weiß, welche Schwäche er vor sich hat, direkte oder indirekte, und welche Reizmittel, und wie er sie anwenden soll! Diese Schwächen fließen so oft in einander! wie fast überall die Extreme sich berühren. Bey jener Einfachheit werden in der That die Kuren weitläuftiger, und für Kasse, Gesundheit, und Leben der Kranken gefährlicher. Man darf nur die neuesten Schriften im Brownischen und Hyperbrownischen Geschmack, und — die Todtenlisten betrachten. Die Furcht ist nicht ungegründet, daß die direkte Schwäche, woran die meisten Menschen erkranken und sterben sollen, durch die immer weiter wurzelnde Brownische Lehre, mit einer tüchtigen Portion neuer und neuester Philosophie amalgamiret, auf die Arzneykunst selbst übergehen werde, die doch bisher auf der Bahn der Erfahrung so gestärkt und heilsam fortschritt!

Ueber den Genius der Krankheiten, von Dr. *Karl Wolfart*, Professor der Physik und Heilkunde zu Hanau, Brunnenarzt am Wilhelmsbad. Frankfurt am Mayn, bey Guilhaume. 1801. 343 S. gr. 8. 1 Rh. 4 H.

Diese Schrift ist die Ausführung einer Skizze, welche der Verfasser einst (1797. in seiner Inauguralschrift,) über diesen

ſein Gegenſtand entwarf. Er wünſcht, (in der Vorrede) allgemein geleſen zu werden. Aber die Nichtärzte ſollen ſich bloß an die für ſie beſtimmten diätetiſchen Abhandlungen halten. Der vorgedruckte Inhalt giebt eine Ueberſicht des Werks. Hier ein Auszug deſſelben: 1ſtes Kap. Begriff und Weſen des Krankheitsgenius. Es giebt eine gewiſſe Norm, nach welcher ſich alle Krankheiten mehr oder weniger richten; ſo verſchieden ſie auch ſind, einen Anſtrich, der ihnen allen gemeinſchaftlich iſt. Dieſe Norm, eine Harmonie, die ſelbſt das Weſen aller Krankheiten durchdringt, macht den Genius der Krankheiten aus. (Unter den Leſern, zumal den Nichtärzten, möchte wohl Mancher bedauern, die Worte Genius und Harmonie, womit man ſonſt ſchöne Begriffe zu verbinden gewohnt war, auf Krankheiten angewandt zu ſehen. Schon hörte ich einen Dichter klagen, daß der göttliche Ichor bey den Aerzten zur faulichten Jauche herabgeſunken ſey!) Weiterhin giebt der Verf. folgende Erklärung: „Nur das allen Krankheiten eines Zeitalters gemeinſchaftliche „Weſen, verglichen mit dem, welches ihm in andern Zeit„altern eigenthümlich iſt, beſtimmt den Genius der Krankheiten." Charakter und Genius ſind himmelweit (!) unterſchieden. Der Charakter beziehet ſich bloß auf die momentane Einwirkung irgend einer plötzlich entſtehenden Urſache auf die Form und das Weſen der Krankheiten. Daher iſt er ſelten, wie der Genius, allgemein: meiſtentheils fixirt er ſich bloß auf einzelne Gegenden. Er iſt oft ganz das Gegentheil vom Krankheitsgenius; der Charakter kann akut, oder ſthéniſch, und der Genius dennoch zu gleicher Zeit ſchwach und nervös ſeyn. Eine und dieſelbe Krankheit wird nach den verſchiedenen Subjekten modificiret. Haben alle Körper durch allgemein wirkende Urſachen eine allgemein beſtimmte Modifikation erhalten, ſchwach, oder ſtark: ſo bekommen alle Krankheiten dieſe allgemeine Modifikation, ſo bildet ſich der Genius der Krankheiten. Die Körperkonſtitution der Menſchen giebt die Quelle zum Weſen des Krankheitsgenius, und dieſe macht die nächſte Urſache zur Bildung deſſelben aus. Dem theoretiſchen Arzt, und dem praktiſchen Pathologen iſt es wichtig, ja nothwendig, genau zu wiſſen, in welcher Geſtalt der Genius der Krankheiten einherwandelt. Hierzu gehört eine genaue Kenntniß der Phänomene, der Urſachen, die Diagnoſtik. Das Studium des Genius der Krankheiten leitet uns zu dem Gebrauch der Arzneyen.

So sind die Mittelsalze heutiges Tages (durch den Mißbrauch?) unendlich (!) schädlich geworden. Wie die auf den Körper allgemein wirkenden Ursachen sich verändern, und dem Genius der Krankheiten eine andere Gestalt mittheilen: so ändert sich auch der Nutzen und der Schaden, folglich die allgemeine Anwendbarkeit dieser und jener Heilmittel. Was vor wenigen Jahren heilsam und gut war, kann oft bald hernach das Gegentheil seyn! (Der Verf. giebt hier beyläufig, und vermuthlich ohne es zu wollen, eine Apologie der medicinischen Moden!) 2tes Kap. (S. 13.) Veränderung des Krankheits-Genius. Durch große Revolutionen bekommt er oft eine ganz andere und neue Gestalt; nämlich: während die Krankheiten ihrer Natur nach dieselben bleiben, bekommen alle zusammengenommen Etwas gemein, das ihnen sonst nicht eigen war, wovon wir sonst wohl das Gegentheil bemerkten. Der Genius der Krankheiten hat dann einen andern Charakter angenommen. Es ist unmöglich, daß dieses plötzlich geschehen könne. Denn nicht einige; sondern die meisten, oder alle, afficirende Potenzen (Brownisch gesprochen), müssen sich hinfür nach einer gewissen Uebereinstimmung, nach einem Zweck verändern. (Der Rec. bezweifelt diesen Satz. Schnell und stark veränderte allgemeine Luftbeschaffenheit wird den allgemeinen Charakter auffallend schnell verändern. Hierher gehört das Beyspiel, welches der Verf. (S. 2.) von einem plötzlich entstandenen Ostwinde anführt. Man erinnere sich der Influenza. (v. J. 1782.) Finden wir nicht schnelle allgemeine Veränderungen der Krankheiten nach plötzlich eintretendem starken Frost, oder warmen Thauwetter? Eben so wenig möchte Rec. den Satz unterschreiben, daß je länger der einmal angenommene Charakter des Krankheitsgenius dauert, desto mehr er seine Gewalt erweitert. Die Pocken z. B. fangen zu Zeiten bösartig an, und werden im Fortgange der Epidemie milder.) Was der Verf. S. 18. von den ersten Keimen erblicher Schwächen sagt, daß nur nach mehrern Generationen eine Totalverbesserung des Krankheitsgenius, (Abnahme der Anlagen zu jenen Krankheiten) bewirkt werden könne, ist sehr wahr, und verdient, als Gegenstand der medicinischen Policey, insonderheit beym Heyrathen, beherziget zu werden. S. 19. wird behauptet: nie gehe die Krankheit selbst; sondern nur die Anlage dazu, von den Aeltern auf die Kinder über. — (Aber, — der Taub- und Stummgebornen nicht zu erwähnen,

die

die vermuthlich wohl nicht bloß die Anlage mit auf die Welt bringen, — es werden doch Kinder mit Hasenscharten geboren, wo man beym Nachfragen gewöhnlich erfährt, daß eins der Aeltern oder Großältern, damit geboren wurde. Im letzten Falle erbte dann das Uebel vom Großvater auf den Enkel, und es bedurfte zur Hervorbringung desselben nicht der specifisch topischen Schwäche der Aeltern.) 2tes Kapit. Ursachen der Veränderung des Krankheitsgenius. (S. 29.) Stärke und Schwäche sind die beyden Pole, um welche, und nach welchen sich die Form der Wirkung dreht. Stark nennt der Verf., mit Einschluß der Brownschen Theorie, die Konstitution, wo jedes Hauptorgan in gehöriger Uebereinstimmung mit dem andern seinen Dienst vollkommen verrichtet; wo das Nervensystem nicht beweglich (?) und zu reizbar, und kein Lebensorgan durch geringen Reiz in seinen Wirkungen gestört wird; wo das Blut, und die ganze übrige Säftemasse gut und rein ist; (hier kommen wir dann wieder mit der bisher so verschrieenen Humoralpathologie in Verbindung!) und wo überhaupt keine Opportunität statt findet. (Solche stark, gesunde Menschenkörper giebt es wohl nicht!) Schwäche ist das Entgegengesetzte von Stärke. Aber die Linie der Trennung, oder vielmehr, wo beyde sich in einander verlieren, anzugeben, ist eine Sache der Unmöglichkeit. — (Hiemit wäre dann wenig oder nichts erklärt.) Doch, fügt der Verfasser hinzu, könne man im Allgemeinen festsetzen, Schwäche sey, wo ohne eine Lokalkrankheit alle oder mehrere Organe, vorzüglich die Digestionswerkzeuge, unvollkommen wirken, wo das Nervensystem zu reizbar, und (zu) beweglich ist. „Jede äußere Potenz wirkt also (nach Brownischen Grundsätzen, denen der Verf. zugethan ist,) auf zweyfache Art auf den Körper: sie vermindert und beraubt, oder sie erhöhet die eigentliche Stärke. Aber so einfach diese Lehre anscheint, so verwickelt ist sie oft in der Anwendung. Der Modifikationen sind so viele! Wohlthätig ist im Allgemeinen immer die stärkende, verderblich die schwächende Wirkung.“ (Im Allgemeinen, ja! aber der Ausnahmen giebt es so viele, als Modifikationen sind; wiewohl der Verf. sie nicht zuzugeben scheint, da selbst die so betitelten inflammatorischen Hypersthenieen, der rein entzündliche Zustand, z. B. die wahre Pleuresie, keine Ausnahme von dieser Regel machen soll. Muß man denn auch hier stärken?) Von S. 40 an werden nun die Ursachen des veränderten Genius aufgezählt:

zählt: Klima, Temperament und Charakter, [illegible] Staatsform, Lebensart, Speise und Getränke, Thee, Kaffee, Chokolade, u. s. w. geistige Getränke, animalische und vegetabilische Diät, vielfacher Speisegenuß, Toback, Schwelgerey, Weichlichkeit, Luxus, Mode, Hang zum Vergnügen, Spiel, Tanz, u. s. w. (Hier fängt dann der Unterricht für die Laien an, für die der Verf. vorzüglich schrieb, welche die ersten Kapitel auch füglich überschlagen können.) „Der Mensch gehört ausschließlich weder zu den Herbivoren, noch Karnivoren, er ist ein Omnivor.“ (Sollte man für unstudirte Laien hiefür nicht bessere deutsche Wörter wählen?) Was Klima sey. Das Wort ist vielbedeutend, läßt so viele Modifikationen zu. Eine Probe des Styls, der oft sehr ungleich ist: „Wer in aller Welt vermag zu bestimmen, welches Klima eigentlich ein Land, wie die Schweiz, beherrscht? dort, wo bald die mildeste, blühendste, fruchtreichste Gegend,“ u. s. w. Der Verf. nimmt vier Hauptgattungen des Klimas an: das kalte, das kühle, das warme, das heiße; (nach den Zonen,) dann noch die lokalen: das trockene und das feuchte, und das gemäßigte, wo kühles und warmes ineinander fließen. Bey den Temperamenten behält er die uralte Eintheilung in das sanguinische, cholerische, u. s. w. Daß die Pest in der Türkey so endemisch ist, schreibt er (S. 86.) der Staatsform zu. (Einigen Antheil mag sie daran haben.) Mit der veränderten Staatsform muß der Genius der Krankheiten auch eine andere Gestalt annehmen; z. B. in Frankreich, vor, in, und nach der Revolution! Von der Lebensart; (statt: Art zu leben, Lebensweise; jenes Wort läßt einen Doppelsinn zu,) S. 91. Sie ist schwächend (weichlich) und stärkend (hart.) Den warmen Getränken (Suppen u. s. w.) ist der Verf. sehr abhold. Vom Thee. S. 111. (Wenig befriedigend. Der Verf. meint, Bontekoe habe den Thee nur für reichlich empfangenes Gold, gegen seine eigene Ueberzeugung von der Nützlichkeit desselben, so hoch und allgemein angepriesen. Daran mag Etwas seyn. Gewiß ist es doch, daß B. selbst täglich eine Menge dieses Lebenstrankes, — seiner eigenen Versicherung nach, bis 4co Tassen, — zu sich nahm; wobey er jedoch nur Acht und dreyßig Jahre alt ward! Auch ist es nicht ganz richtig, daß der zweyte und dritte Aufguß des Thees — als narkotisches, oder adstringirendes Mittel? — immer stärker als der erste sey. Ueber die Wirkung des Thees hätten Lettsom's

Hill's und Beddoes Versuche vorzüglich genannt zu werden verdient. S. 115. wird, was andere Schriftsteller: Kämpfer, Lettsom, Staunton, nur als leise Vermuthungen andeuteten, für ausgemacht angenommen: daß die Chinesen, wegen ihres seit undenklichen Zeiten häufigen Theetrinkens, ein erschlafftes, entnervtes, schwächliches Volk sey.) Vom Kaffee. S. 114. Diesen nimmt der Verf. schon mehr in Schutz. (Daß der Kaffee ein größeres Publikum, als der Thee besitze, gilt wohl nur von Deutschland. In England und Holland ist es umgekehrt. Von dem Nachtheil des dicken Kaffees — mit dem nicht präcipitirten Bodensatz getrunken — der so häufig genossen wird, von den Surrogaten beyder Getränke, u. s. w. findet man hier nichts.) Daß der Verf. Browns Theorie zugethan ist, erhellet schon aus dem Ausgezogenen. „Auf Browns Elemente soll der Tempel der Arzneylehre fest (!) und für immer (!!) gegründet werden.“ Immer muß es sehr bittere Empfindungen erwecken, bey diesem heiligen (!) Geschäfft Parteysucht, ja Parteywuth, herrschen zu sehen; denn diese herrschten immer auf Kosten der Wahrheit! (Man gehet wohl auf beyden Seiten zu weit!)

Daß die animalische Diät (S. 152.) die Fäulniß eher befördere, als die vegetabilische, ist nicht so unbedingt, wie der Verf. mit Andern annimmt, zu behaupten. Zur Zeit, wenn faulichte, nervöse Krankheiten herrschen, bewahrt man sich, der Erfahrung zufolge, durch animalische, stärkende Nahrung sicherer, als durch eine mehr vegetabilische. Seite 142. heißt es: „Mit Recht kann man die Kochkunst eine Giftmischerey nennen, und eine jede Küche als die Werkstätte von Krankheiten betrachten.“ (Dergleichen allgemein ausgesprochene Urtheile kommen in dieser Schrift ziemlich häufig vor; z. B. Seite 216.: „Daß die erste Muttermilch immer hinlänglich sey, das Kindspech völlig auszuleeren, folglich alle Abführungen, der Rhabarbersaft, u. dgl. verwerflich seyen.“ Der Laie möchte hieher wohl zweifelhaft an der absoluten Wahrheit des Vorgetragenen werden!) 4tes Kapitel. Ueber den heutigen Krankheitsgenius, verglichen mit dem ehemaligen. S. 281. Es wird behauptet: der ehemalige Krankheitsgenius sey stark (sthenisch) gewesen. (Unläugbar mehr und öfter als jetzt, auch wohl weniger komplicirt, nach den vom Verf. angegebenen Ursa-

 chen.)

chen.) Zum Beweise dienen die Kurarten älterer Aerzte, welche schwächend mit reichlichem Aderlassen, u. s. f. eingerichtet waren. (Freylich! und man ließ selbst in der Pest zur Ader. Aber daß die ältern Aerzte, z. B. des siebzehnten Jahrhunderts, bey diesen häufigen Blutausleerungen mit Glück praktisirten, ist zu viel gefolgert. Dieß thaten sie im Allgemeinen wirklich nicht. Faul- und Nervenfieber hatte man auch vormals, wie jetzt, häufig genug; man kannte sie nur nicht unter diesen Namen. Ungarische Krankheit, Lazaretfieber hatte man. Bösartigkeit war der allgemeine Titel.) Die reine Pleuresie sey jetzt fast verschwunden. (Sie kommt freylich seltener vor, als die unächten Arten. Aber kannten unsere Vorfahren diese? Wie viele Kranken dieser Art mögen Opfer der antiphlogistischen Kurart, des Aderlasses, u. s. w. geworden seyn! Belege hiezu hat man noch in unsern Tagen nicht selten erlebt. Daß Nervenübel, insonderheit die chronischen, Hysterie, Hypochondrie, jetzt häufiger, als vormals sind, ist nicht zu bezweifeln.) Das fünfte Kapitel, S. 296., handelt von den Mitteln, dem heutigen Krankheitsgenius (von allgemeiner Schwäche) eine wohlthätige Tendenz zu geben. Ein wichtiger und schon mehrmals erwogener Gegenstand der medicinischen Policey; den aber der Verf. hier nur oberflächlich bearbeiten konnte. Sie beruhen auf dem einfachen (aber äußerst schwer, wenn je, und nur allmählig zu befolgendem) Grundsatz: alle Mittel, welche die Erzeugung, oder die Entwickelung der Krankheiten erregen, zu vermeiden, und alles, was unsern Körper für Krankheiten empfänglich macht, (so viel als möglich!) zu verbannen. Hieher gehört dann die erste physische Bildung, die bessere Pflege des Säuglings, u. s. w.

Aus dem hier Ausgezogenen und Angemerkten, wird man im Stande seyn, über den Werth dieser, nicht ohne Fleiß gearbeiteten, Schrift zu urtheilen. Man darf hoffen, daß der Verf. sich in der Folge durch vollendetere Werke auszeichnen werde.

Außer den, überall nicht angezeigten, Druckfehlern, giebt es hier manche Schreibfehler. Der Verf. schreibt immer: Hämmorrhoiden, Empyrie, und empyrisch, phrysisch; gegentheils wieder: Sistem, skiptisch; auch Infäktion, las Detaille, Karakter, u. s. w.

Almanach des Ernstes und des Scherzes, für Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer; herausgegeben von D. Ludwig Vogel, Fürstl. Schwarzburg-Rudolst. Rath, u. s. w. Zweyter Jahrgang. Mit einem Kupfer. Erfurt, bey Keyser. 1802. LXXXVIII und 278 Seiten kl. 8. 1 Rh.

Mit einem zweyten Titel:

Alte Zeit und neue Zeit, oder Herzenserleichterung über medicinische Neuigkeiten, neumödische Charlatanerie, und Ehrenrettung des verkannten Alterthums, zur Beförderung einer glücklichen Praxis der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, von D. Ludwig Vogel. Erster Band.

Den größten Theil dieses Almanachs (S. 97—227.) füllt eine sogenannte Blumenlese aus dem Paracelsus, und auf ihn beziehen sich wohl die Worte des zweyten Titels: „Ehrenrettung." In der Vorrede erzählt der Verf., wie er zur Lektüre des verunglimpften Paracelsus gekommen sey. Er begann mit Vorurtheil (aus Zimmermanns Werk von der Erfahrung geschöpft,) zu lesen, und traf auf Stellen, deren Weisheit ihn in Erstaunen setzte. Einige davon werden vorläufig hier mitgetheilt. Paracelsus ward dem Verf. ehrwürdig; er fand in ihm „einen der größten, edelsten, (!) verehrungswürdigsten Wahrheitsforscher, einen Gelehrten, (!) der die Bewunderung aller Zeiten und aller Nationen verdient (!!): den einzigen, der das hohe Ziel unserer Zeit: die Medicin zur Wissenschaft, durch Naturphilosophie, zu erheben, ins Auge gefaßt, und auf einer Bahn, die er sich selbst brach, der einzig sichern, mit unerschütterlichem Muthe zu erreichen strebte, und nach des Verf. Meinung, auch erreicht hat" (!!!) (Daß man eine so sichere — die einzig sichere! — Bahn zwey bis dritthalb hundert Jahre — Paracelsus, der im Branntwein, wie Brown im Opium, Kraft und Trost suchte, starb im 48sten Jahre zu Salzburg im Hospital, 1541. — aus den Augen verlieren konnte, erregt die Besorgniß, daß auch die jetzige einzig

sichere

eine Bahn nicht wieder verschütten, und unbrauchbar werden könnte!). Der Verf. fand nun eine auffallende Aehnlichkeit des alten Reformators mit dem Reformator unserer Zeit (Brown.) Aber Browns Forschungen erstreckten sich nur über einen ganz kleinen Distrikt vom Gebiete der Arzney. Paracelsus, (den der Verf. gewöhnlich mit seinem dritten, mehr imponirenden Namen, Theophrast nennt, wiewohl man ihn dabey mit dem alten Griechen verwechseln könnte,) umfaßte zu seiner Zeit das Ganze. Er stellte ein naturphilosophisches System auf, wie in unsern Tagen Schelling zu errichten sich bemühet. „Hoch empor (S. XXXII.) wallt mein Herz bey dem Gedanken, daß meinem Vaterlande, unter vielen andern, auch der schönste der Lorbeerkränze (!) gebührt, der Kranz des Ruhms, den Stifter der wissenschaftlichen Medicin bereits im 16ten Jahrhunderte in seinem Schooße getragen zu haben. Was ist, Griechenland! dein Hippokrates? was, Rom! dein Galen und Asklepiades? was, Schottland! dein Brown? gegen Deutschlands Theophrast!" (Das ist denn doch stark! Aber Paracelsus rief schon mit seiner bekannten Bescheidenheit: „Mir nach! mir nach! ich mit euch nach, Avicenna, Galenus! Ihr von Paris, ihr von Montpellier! Du Grieche, du Araber! Mir nach! und ich mit euch nach! Mein ist die Monarchey!") Deßwegen ist dann auch nach Hrn. Vogels Ermessen (S. XXVIII.) „der Weg, den dieses hocherhabene Genie (!) einschlug, um die Medicin aus dem Zustande der Erbärmlichkeit, der Ungewißheit, des Wähnens und Meynens zu befreyen, der einzig sichere und gewisse; freylich aber ist es kein so kurzer, kein so leichter Weg; — denn er zieht sich, ehe er den Wanderer an sein Ziel — die gründliche Heilkunst — (Wissenschaft soll sie ja seyn!) bringt, durch das ganze große Gebiet der Physik des Himmels und der Erde!" Auf die Verläumder dieses tief verkannten, großen, erhabenen, göttlichen (!) Mannes werden Schillers Worte angewandt:

„Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!"

(Nun, ja doch! Hanns Sachs ist der größte deutsche Dichter! Jakob Böhm ist ein hocherleuchteter Mann Gottes! Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombast ab Hohenheim ist der Fürst der Aerzte! — Dabey

bleibt

[illegible]). S. XXXVI. Note, wird unter den wenigen Edlen, die in neuern Zeiten des Parac. gründliche Gelehrsamkeit (!) gehörig würdigten, der Leibarzt Hengler genannt, und gelobt. Dagegen werden dessen Tadler kurz abgefertiget. (Diese Manier, und die Lobposaune, erregen doch den Verdacht, Hr. V. habe sich von dem ersten Eindruck überraschen lassen, und in der Auswallung zu warm geschrieben. Er kündigt auch (S. XXXII.) „einen vollständigen systematischen Umriß der Theophrastischen Naturphilosophie und Medizin an — wenn der Beyfall der Zeitgenossen diesem Unternehmen günstig ist." Wer indeß, in Ermangelung der Original-Schriften des Parac. über dessen Leben und Meinungen nähere Auskunft verlangt, der wird in Sprengels Geschichte der Arzneykunde, Th. 3. S. 226—395. befriediget werden.) In einer zweyten Vorrede zankt der Verf. mit dem Würzburgischen Rec. des ersten Jahrganges. Besser scheint es, dem Tadler durch die That zu begegnen. Hr. V. liefere nur jährlich einen bessern Almanach; dieß wird die kräftigste Gegenkritik seyn. Sollte er zürnen wollen, wenn einem und anderm Leser dieß und jenes in seinem Buche nicht gefällt? Billige Kritik will er ja ehren! — Wer thut das nicht gern? — Unbillige sollte ihn nicht afficiren. Viele, wohin auch der gegenwärtige Recensent gehört, möchten wohl, ohne die geharnischte Vorrede, von der Würzburgischen Kritik nicht einst gehört haben. In einer Nachrede zankt sogar noch der Verleger mit jenem Recensenten! Hierauf folgt, wie vorhin, ein Verzeichniß der Promotionen, Dissertationen und Todesfälle von 1801 bis 1802.; dann folgen 13 Rubriken: 1) Charon, eine Scene aus der Unterwelt, eine Satyre auf Reichs — meist vergessene — Fiebermittel, in Knittelversen; (hiezu das Kupfer.) 2) Chorgesang der Vertheidiger der humanen Blatterinokulation gegen die Brutalimpfung; Mel.: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern," (dem Freudenliede der Jünger Lavaters (1787.) nachgebildet. z. B.: „Wunder! Plunder!") 3) Alexius von Piemont, oder der bekehrte und büßende Arkanenkrämer. Zu Anfang einige Verse. Nikolist soll wohl der berüchtigte Nickel List seyn, der am Ende des 17ten Jahrhunderts aus der Kirche zu Lüneburg die sogenannte güldene Tafel raubte. Der Aufsatz enthält Bruchstücke (übersetzt) aus Dr. Alex.

Alex. Pedemontani de secretis, L. VII. Basil. 1568. Mehrere Recepte von diesen Geheimnissen mit Hrn. V. Beobachtungen und Anmerkungen. Die folgenden Rubriken 4—10. sind von verschiedenen Verfassern, einige aus andern Schriften entlehnt, von ungleichem Gehalt, mit unter zu kurz und zu weitläuftig, z. B. Nr. 6. und 9. Was Hr. Laubender (S. 86.) über die Heilkräfte der Salzsäure gegen Faulkrankheiten, Wuthgift, u. s. w. sagt, ist wenig befriedigend. — „Ein Bedienter — würde.“ „Man will — keinen.“ Dieß sollen Beobachtungen seyn? Es folgen noch einige dergleichen, und dann ein Versuch, alle diese Erfahrungen (?) mit der Erregungstheorie (der dieser Verf., wie der Herausgeber, zugethan ist,) zusammen zu reimen. „Alle Ansteckungsstoffe sind sthenisirender Natur, und die dadurch erregten Krankheiten ursprünglich sthenisch.“ Der Verf. ist unbedingt für reine Luft in Krankenzimmern, er tadelt das Räuchern, weil es die Luft verschlimmere, u. s. w. (Man vergleiche hiemit Günther über die Anwendung der pneumatischen Chemie, S. 69. 70.) Der Herausgeber hat nöthig gefunden, diesem Aufsatz ein paar kritische Noten beyzufügen; S. 85. daß er den, von L. gefährlich und entbehrlich genannten, Merkur doch nicht entbehren möge; S. 90. daß die Anwendung der Salzsäure nicht so unbedingt sicher sey, u. s. w. Auch S. 95. einen Zusatz: „Alle Ansteckungsstoffe, sagt Hr. V., sind Gährungsmittel.“ (die uralte Meinung des Rhazes von der Entwickelung des Pockengifts!) „Hinderungsmittel der faulen Gährung sind Kälte, Säuren,“ u. s. w. (Aber in der Winterkälte hat man nicht selten schlimme Faulfieber, und solche Kranke genesen in luftigen kühlen Zimmern schwerer, als in allenfalls etwas unreinen, aber warmen Stuben, wie der Rec., mit Andern, aus Erfahrung weiß. Läßt sich dieß auch mit dem System zusammenreimen?) Am Schluß noch Etwas aus den praktischen Denkwürdigkeiten des Herausgebers, einige Kuren cito, hoffentlich auch tuto! Den Kopfgrind eines Säuglings heilte er, in zwey Tagen, äußerlich mit dem Unguent. Neapol., innerlich mit der Tinct. lixiv., wunde Brustwarzen mit fein gepulvertem Kalomel, nach jedem Saugen frisch aufgestreuet, mehrentheils in 24 Stunden; so auch die Vereiterung des Nabels. Gegen grünlichen Stuhlgang der Säuglinge wandte er innerlich das Kalomel an; für ein halbjähriges Kind einen

hal-

halben bis einen Gran mit Zucker, täglich, oder um den andern Tag; vier bis acht Grane vollendeten die Kur!

Hh.

Aphorismi physiologici et anthropologici. Lipsiae, apud Kummer. 1802. 290 Seiten 8. 1 Rt.

Der Verfasser, ein katholischer Geistlicher und Emigrirter, wie es scheint, schickt sein Buch ohne weitern Vorbericht in die weite Welt, und sucht in einigen Aphorismen, und in leichtem lesbarem Latein, seine Meinung über folgende anthropologisch-physiologische Gegenstände mitzutheilen; z. B. „Ob eine zweyfache oder dreyfache Menschennatur statt habe; „die Materialisten können nichts von der Physiologie wissen; „bey der Menschenbildung hat die Seele vielen Antheil; der „Gemüthscharakter der Kinder hängt, meistens vom Charakter der Aeltern ab; es findet eine wahre animalische und vitale Verbindung der Seele und des Körpers statt; aber jene weiß nicht, daß sie einen Körper hat, und wozu? Die „organische Verbindung bringt den Körper der Natur der „Seele näher, und giebt der Seele den Denkstoff; die Seele „bedienet sich ihrer Fakultäten auf verschiedene Art, nach der „verschiedenen Beschaffenheit des Körpers, und nach den „mancherley Zufälligkeiten.“ Wir können und wollen uns nicht in die umständliche Prüfung dieser aufgestellten Ideen und Erklärungsarten einlassen; müssen aber doch gestehen, daß die Physiologie durch diese Schrift nichts gewonnen hat. Die ganze Behandlung ist aphoristisch, d. i. zu kurz, zu abgerissen, und deklamatorisch, fast immer geziert; die Erklärungen sind meistens zu veraltert, wie z. B. die Hypothese vom Nervensafte, u. dgl. Die Noten vollends, sind zu theologisch, und doch der neuern Exegetik nicht angemessen; Alles ist oberflächlich gesagt, mitunter ästhetisch geformt, und daher sehr zu zweifeln, daß das Pariser National-Institut, dem das Werkchen dedicirt wurde, dem Verf. seine völlige Beystimmung geben werde.

At.

Non-

Nonnulla de incremento ossium embryonum in primis graviditatis temporibus. Autore *Carol. Frid. Senff.* Halae, apud Kümmel. 1802. 4. 1 Rl.

Paragraph 1 bis 12. handeln von der Entstehung der Knochen überhaupt; §. 13—64. von den Kopfknochen; §. 65 bis 89. von den Knochen des Stammes; §. 90—119. von den Knochen der Extremitäten. Alles ist durch zwey, in getuschter Manier braun abgedruckte Kupfertafeln, die auf dem Titel nicht angekündiget sind, trefflich erläutert. Auf Tab. I. sind fünf frisch bereitete, noch nicht getrocknete Skeletchen von Embryonen, von 9. 10. 12. 13 und 14 Wochen abgebildet, und neben ihnen, mit Ausnahme dessen von 13 Wochen, auch ihre Embryonen. Fig. IX. finden wir zwar in der Erklärung übergangen. Sie stellt aber das Gerippe des Embryo von 14 Wochen vor. Auf Tab. II. sieht man die ununterbrochene Reihe Embryonen - Skeletchen, von der 8ten bis zur 14ten Woche, und dann noch das Köpfchen des letztern, von der Seite und von unten. Alle diese Skeletchen sind getrocknet abgebildet, weil so erst die schon verknöcherten Theile deutlich sichtbar werden. Zugleich sieht man so an ihnen sehr auffallend, wie ausnehmend durch die Trocknung ihre Gestalt verändert wird; um so mehr, je kleiner sie sind. In dieser zweyten Tafel sind die Figuren auf einem dunkeln Grund aufgetragen, die knorpelichten Theile noch dunkler gehalten; die schon verknöcherten aber, mit nur weniger Schattirung, weiß gelassen, wodurch sie sich sehr gut und deutlich ausnehmen. Eben so stellt die niedliche Titelvignette das etwas vergrößerte Köpfchen von 12 Wochen vor. Daß die schnurgerade auf die Beinchen gestellten Skeletchen ein ziemlich steifes, zum Theil possierliches Ansehen bekommen haben, rügen wir nicht, weil dieß in der That schwerlich zu vermeiden war. Der Verfasser hat hier die erste Erscheinung und fortschreitende Zunahme der einzelnen Knochen, von der 8ten bis zur 14ten Woche, nach eigenen Untersuchungen und mit beständigen Vergleichungen anderer Autoren, genau beschrieben, und zuletzt noch seine daraus gezogenen Resultate in eine bequeme Tabelle gebracht. Seine Arbeit giebt daher einen sehr guten Beytrag zur Geschichte der Osteogenie, und

zur

zur Beurtheilung des Alters, wiewohl doch auch in der letztern Rücksicht aufs neue daraus erhellt, wie manche Schwierigkeiten noch eben dieß Urtheil über das Alter zweifelhaft machen müssen.

Hm.

Physiologische Untersuchungen über Leben und Tod, von Xaverius Bichat, Professor der Anatomie und Physiologie zu Paris. Aus dem Französischen frey übersetzt. Tübingen, bey Heerbrandt. 1802. 1 Rh. 8 gr.

Eben dieselbe in einen vollständigen Auszug gebracht, vom Divisions-Chirurgus J. D. Herholdt, und dem Assessor Rafn. Uebersetzt von C. H. Pfaff, Professor der Medicin zu Kiel. Erster Theil. Kopenhagen, bey Brummer. 1802. Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1803. 7 gr.

Im ersten Kapitel des ersten Theils giebt der Verf. eine Definition vom Leben. Ihm ist Einwirkung von außen verbunden mit Rückwirkung der belebten organischen Masse, das, was das Leben konstituirt. §. 1. Nimmt er ein organisches und thierisches Leben an. Diese zwey Leben sollen in einem Thiere, als zwey verschiedene — unter ganz andern Gesetzen stehende Dinge neben einander existiren; ein Satz, den schon Bordeu und Grimand vorgetragen haben. Zweytes Kapitel. Alle Werkzeuge des thierischen Lebens sollen ihrer äußern Form nach einen symmetrischen, die des organischen Lebens einen unregelmäßigen Bau zeigen. Drittes Kapitel. Harmonie der Wirkungsweise, als Folge des symmetrischen Baues der Organe, soll Charakter aller animalischen Funktionen; hingegen Diskordanz der Aktionen das Attribut der organischen Verrichtungen seyn. Viertes Kapitel. In den Verrichtungen des animalischen Lebens soll ein periodischer Nachlaß, in denen des organischen Lebens Permanenz statt haben. Fünftes Kapitel. Die animalischen Verrichtungen sollen unter der mächtigen Herrschaft der

Gewohnheit stehen; über die Funktionen des organischen Lebens soll die Gewohnheit ihr Gebiet nicht erstrecken. Sechstes Kapitel. Alles, was auf Leidenschaften Bezug hat, gehört zum organischen, und was unter der Herrschaft des Verstandes steht, zum thierischen Leben. Der Verf. glaubt auch, daß die Nervenknoten kleine Nebenhirne, und dazu bestimmt wären, damit die daraus entspringende Nerven vom Willen unabhängig, und die Bewegungen des Herzens und der Eingeweide unwillkührlich gemacht würden; eine Meinung die schon ehemals Winslow geäußert hat. Siebentes Kapitel. Er glaubt, daß in der lebenden Natur gewisse Erscheinungen den allgemeinen physischen Kräften und Gesetzen geradezu widersprechen, oder entgegenwirken. Achtes, neuntes und zehntes Kapitel. Das organische Leben soll sogleich mit der Empfängniß, das animalische hingegen erst mit dem Austritt des Kindes aus dem mütterlichen Schooße in Aktivität treten. Das Spiel der willkührlichen Muskeln des Fötus im Mutterleib soll nicht zum thierischen, sondern zum organischen Leben gehören. Das Hüpfen des Fötus soll sehr viele Aehnlichkeit mit den unwillkührlichen Aufregungen der Muskeln bey leidenschaftlichen Ausbrüchen, oder mit den Kraftäußerungen eines nicht träumenden Schlafenden haben. Die Werkzeuge des thierischen Lebens sollen einer Art Erziehung oder Bildung bedürfen, während die des organischen Lebens den höchsten Grad von Ausbildung oder Vollkommenheit besitzen, so wie sie in Thätigkeit treten. Unsere letzte Stunde soll deßwegen etwas Schaudervolles haben, weil in ihr unser thierisches Leben sterbe. Wäre der Fall möglich, daß dieses, ohne das organische fortbestünde, der Mensch würde sein organisches Leben mit der größten Gleichgültigkeit dahin schwinden sehen; weil er sich wohl bewußt wäre, daß das Vergnügen des Daseyns nicht an das organische Leben geheftet ist. Das thierische Leben höre im natürlichen Tode lange vor dem organischen auf.

Zweyter Theil. Erstes Kapitel. Der Verf. sagt, wenn wir die verschiedenen jähen Todesfälle betrachten: so ist das Erste, was wir wahrnehmen, daß das organische Leben bis auf einen gewissen Punkt fort bestehen kann, wenn auch das thierische Leben schon erloschen ist; daß hingegen das thierische Leben in einer solchen Abhängigkeit vom organischen ist, daß jenes dieses nie überlebt. Hierauf wird an-

ge-

gegeben, wie die verschiedenen jähen Todesarten mit dem Erlöschen einer der großen Funktionen, des Kreislaufes, der Hirnthätigkeit und der Respiration beginnen, und erst durch diese das Aufhören der übrigen Organe nach sich ziehen. Zweytes Kapitel. Die Belebung des Hirns geschehe vom Herzen aus durch das Blut, das dieses dem Hirn zuschickt. Nerven sollen zur Anfachung der Herzaktion nichts beytragen können. Drittes Kapitel. Der Tod des rechten Herzens hemmt die Lungenverrichtungen, weil der Blutfärbungsproceß nicht vor sich gehen kann; beginnt hingegen der Tod mit dem linken Herzen: so kann der Tod der Lunge Systems halber nur durch einen außerordentlichen Umweg herbey geführt werden. Erst müssen aus Mangel rothen Bluts die Hirnthätigkeit, und nachher die willkührlichen Muskeln des Brustkastens und des Zwerchfells erlähmen; und dann erst wird die Lunge zum Einstellen ihrer Verrichtungen gezwungen. Sechstes Kapitel. Er sucht durch verschiedene Gründe zu beweisen, daß die Blutmasse mit aller Leichtigkeit sich durch eine Lunge arbeite, deren Gefäße und Zellen durch ein langes fortgesetztes Ausathmen in Falten gelegt und zusammen gefallen sind. Der leere Raum, welcher gewöhnlich nach dem Tode zwischen dem Rippenfell und der äußern Lungenfläche angetroffen wird, soll nicht davon abzuleiten seyn, daß die Menschen im Exspirationsakt sterben; sondern, weil die Lungenluft, indem sie erkaltet, weniger Raum einnehme, und somit der Totalumfang der Lunge vermindert werde. Eben so entstehe ein leerer Raum zwischen Hirn und Schädel, sobald das Anschwellungsvermögen des Hirns in den letzten Lebensaugenblicken aufhöre. Das Bemühen Goodwyns, Lavoisiers, Jurines u. a., die beym Ein- und Ausathmen in und aus der Lunge tretende, und die nach einer völligen Ausathmung in der Lunge zurückbleibende Luftmenge zu messen, mißbilligt er, und behauptet, daß hierbey nie ein sicheres Resultat zu erwarten sey. Bichat ist mit Goodwyn soweit einverstanden, daß das schwarze Blut die Energie des Herzens zerstöre; allein in der nähern Bestimmung dieser Wirkungsweise weichen sie von einander ab. Goodwyn nimmt nämlich an, daß das Blut, so wie es sich auf seinem Durchgange durch die Lunge nicht mehr färben kann, das linke Herz nicht mehr zu Zusammenziehungen zu zwingen vermöge, und somit der Kreislauf stille stehen müsse; Bichat hingegen will gefunden haben, daß das linke

linke Herz durch Einspritzungen schwarzen Bluts in sehr lebhafte Aufregungen versetzt werden könne, und daß das Herz und alle thierische Theile erst dann durch das schwarze Blut zum Absterben gebracht werde, wann dieses das innere Gewebe des Herzens und jede thierische Fieber in einzelnen durchdrungen und getödtet habe. Das linke Herz soll demnach in Asphyxien vor dem rechten sterben, welches auch durch Leichenöffnungen erwiesen werden soll. Wäre Goodwyns Meinung richtig: so müßten in den Leichen Asphyxirter ganz andere Erscheinungen statt haben. Warum ist aber in Asphyxirten, fragt der Verf., das rechte Herz, und was dahin gehört, immer so sehr mit Blute überfüllt? Weil der Kreislauf sein erstes Hinderniß in den Lungen antrifft, und dem rechten Herzen noch immer Blut von allen Seiten des Körpers zuströmt. Siebentes Kapitel. Höre der chemische Lungenproceß auf: so werde die Thätigkeit des Hirns gelähmt, weil diesem das linke Herz kein rothes Blut zuschicken könne. Das schwarze, das dahin gelange, durchdringe nun das Hirngewebe, wie das Gewebe des Herzens, und tödte es; aber weit später, als dieses. Fremdes rothes Blut, durch die Transfusion gegen das Hirn hingeleitet, störe die Hirnthätigkeit des Thiers nicht. Der Versuch, die Hirnthätigkeit eines asphyxirten Thiers mit künstlich oxygenirtem Venenblut wieder zu beleben, ist dem Verf. fehl geschlagen, weil sich dem Blute Luft beymischte. In der innigen Ueberzeugung von der allbelebenden Wirkung des arteriellen Bluts mußte dem Verf. der natürliche Gedanke kommen, ob ein Thier mit einer aneurysmatischen Varix d. h., wo das Pulsaderblut durch eine Oeffnung der Schlagader in das Blutadersystem strömt, weniger schnell an einer Asphyxie dahin sterbe. Die Versuche, die er dießfalls anstellte, entsprachen aber seiner Vermuthung nicht. Auf die Frage, ob ein gewisser Grad von Leben und Empfindung in dem Kopfe Guillotinirter zurückbliebe, wie Sue und Sömmering behaupteten, antwortet er negativ. Achtes Kapitel. Hier theilt der Verf. seine Versuche über den Färbungsproceß des Bluts mit. In einer asphyxirten trächtigen Hündinn fand er das Blut der Nabelschlagadern der drey Fötus so schwarz, wie das der Blutadern. Im Blute des Fötus vom Meerschweinchen zeigte sich gleichfalls gar kein Farbenunterschied. Die Ursache, warum man in dem Blutsysteme aller Thiere, sie mögen jähe oder langsam gestorben seyn, schwarzes Blut an-

trifft,

treffe, setzt der Verf. darin, daß der Blutfärbungsproceß immer vor dem Kreislauf aufhöre. Unter diesen Umständen könne das Blut ganz wohl noch etlichemal seinen Zirkel durchlaufen, seinen Sauerstoff vollends an die organische Theile abgeben; aber der Wiederersatz desselben sey unmöglich. Auf der Milz traf der Verf. zu Zeiten scharlachrothe Flecken an, deren Ursprung er nicht zu denken weiß. Wenn Asphyxien in den Tod übergehen: so ist in allen Theilen eine allgemeine Schwäche sichtbar, und jene Stärkezunahme, welche bisweilen in den letzten Lebensminuten eintritt, wird hier niemals bemerkt; auch findet man in den Leichnamen Asphyxirter eine Gelenkigkeit der Gliedmaßen, welche gegen den rigor emortualis in andern Todesarten sehr absticht. Obgleich der Tod der in Kohlendampf erstickten Thiere auf eben die Art, wie bey den ersäuften zu geschehen pflegt: so zeigen sich gleichwohl nach dem Tode auffallende Verschiedenheiten. Die Leichen ersterer bleiben geraume Zeit warm und gelenkig, die der andern sind steif und wie gefroren. Zehntes Kapitel. Dem Verf. und Jadelot wäre es nie gelungen, durch die Galvanische Armatur der Herznerven das Herz zur Zusammenziehung zu bringen. Eilftes Kapitel. Der Hirntod kann den Herztod auf keine unmittelbare Weise nach sich ziehen. Erst durch die Lunge als Mittelorgan kann der Tod vom Hirn aus zum Herzen gelangen. Zwölftes Kapitel. Betrachtungen über das Wesen und die wahrscheinliche Verrichtungen der Nervenknoten. Dreyzehntes Kapitel. Da der mit dem Hirne beginnende Tod die Verrichtungen des organischen Lebens nicht unmittelbar zerstören kann: so muß er einen beträchtlichen Umweg machen, zuvor mehrere Mittelorgane tödten, bis er endlich den allgemeinen Tod der thierischen Oekonomie nach sich ziehen kann.

Dieses sey hinreichend, um zu zeigen, daß es zwar dem Verf. an Scharfsinn nicht fehlt; daß aber auch viele seiner vorgebrachten Meinungen so beschaffen sind, daß sich noch manches Erhebliche dagegen einwenden läßt.

Mf.

nes Theiles, als Theiles, nothwendig medicinische Stümperey sey. „Drittes Kapitel. Auf welche Weise die Medicin „meistens in unsern Staaten ausgeübt werde?“ Nebst dem, daß die Meisten, welche sich mit Kuren von Krankheiten beschäfftigen, ziemlich ungeschickte, unwissende und ungebildete Menschen sind: so verbreitet sich noch bey solchen ihr Weniges, was sie, die öffentlich Angestellten, wie die sogenannten Pfuscher, lernen und treiben, über ein abgerissenes Stück, das sie Theil der Heilkunst nennen. Nur Wenige haben Einsicht in das Ganze. „Viertes Kapitel. Was auf „die gewöhnliche Weise, die Medicin auszuüben, zu halten „sey?“ Was einzeln getrieben wird, ist nicht Kunst; sondern besonderer Brodterwerbungszweig, unter dem Namen Medicin oder Chirurgie, d. h. wahre Stümperey. Die Stümperey ist daher das Gewöhnlichste in unsern Staaten. Aber nicht einmal sind die Gränzen zwischen den angenommenen Theilen der Medicin, und der medicinischen und chirurgischen Praktik richtig bestimmbar: solche Bestimmung ist nicht durch die Verschiedenheit der Heilmittel und der Krankheitsfälle zu stabiliren. „Fünftes Kapitel. Welche Folgen „mußten aus solcher Weise, Medicin auszuüben, nothwen„dig entstehen?“ Die Medicin wird aus solchem Grunde als ein nicht zusammenhängendes Stückwerk gelehrt, gelernt und ausgeübt. Medicinische Stümperey wird fast überall, selbst von Regierungen, gehegt; und schlechte Kuren mit dem unglücklichsten Ausgange müssen nothwendig häufig seyn und bleiben. Der Herr Verf. zeigt aus Gründen die Unmöglichkeit wahrer Konsultation zwischen bloßen Aerzten und bloßen Chirurgen, und die Unmöglichkeit der Direktion der Kur in komplicirten Fällen. Die übrigen Folgen — Streitigkeiten hierüber zwischen Aerzten und Chirurgen, nie zu schlichtende Brodterwerbungsstreitigkeiten, Zunftgeist, immerwährender eitler, grundloser Rangstreit und Erbitterung zwischen Beyden, Verspätung oder Vereitelung der Herbeyrufung von einem Arzte bey sogenannten innerlichen oder komplicirten Fällen durch den zuerst gerufenen Chirurgen, und Quacksalbereyen in Städten, noch mehr in Dörfern oder Flecken, durch eine Menge unwissender Chirurgen — werden durch keine Reform gehoben, wobey die Medicin, als solche, getheilt bleibt und ausgeübt wird. „Sechstes Kapitel. Welche Abthei„lung der Geschäffte, welche zur Beförderung der Heilung „zu unternehmen sind, und des dazu erforderlichen Perso-

nals

„nals statuirt werden könne, müsse?" Die zur Beförderung der Heilung zu unternehmenden Geschäffte beziehen sich entweder auf die Entwerfung oder auf die Ausführung des Heilplanes: letztere sind mannichfaltig wie die Veranstaltungen, die der Plan des Heilkünstlers angiebt. Die Verschiedenheit dieser Veranstaltung ist genau und richtig angegeben. „Das Personale," heißt es S. 194, „muß bestehn:

A. „Aus solchen Individuen, von welchen jedes die Idee „des Heilungsprozesses und den Heilplan (diagnosis, „prognosis, indicatio) in jedem einzelnen Krankheits„falle, welcher nur immer vorkomme, zu entwerfen, „und die Ausführung des Heilplanes genau zu detailli„ren verstehet; welches aber ohne gründliche Bekannt„schaft mit der gesammten Chirurgie und Geburtshülfe „keineswegs bestehen kann. Solche Personen mögen „nun Aerzte oder Heilkünstler heißen."

B. „Aus Individuen, welche die, zur genauesten Ausfüh„rung alles im Heilplane angeordneten nöthigen Kennt„nisse, Geschicklichkeit und Fertigkeit besitzen. Da die „Ausführung der manuellen Hülfe, was man chirurgi„sche Operationen, Anlegung von Bandagen, die „manuelle Geburtshülfe bey sehr schweren Geburten, „nur von der Hand eines wirklichen Heilkünstlers gehörig „geschehen kann: so müssen die dazu bestimmten Indivi„duen dieselben mit den eben (A) erwähnten seyn. „Aber außer den Künstlern selbst müssen noch für die „Ausführung des Angeordneten folgende Personen sta„tuirt werden:"

a) „Personen, welche die vom Heilkünstler verordneten „Arzneyen (pharmaca) nach der Vorschrift genau „zu bereiten verstehen, die sogenannten Apotheker, „Pharmaceuten."

b) „Personen, welche Bäder wohl zu bereiten und anzu„wenden, und etwa noch kleinere manuelle Hülfelei„stungen, z. B. einzureiben, Pflaster zu streichen, „Blutigel anzusetzen, Klystiere zu setzen, und so „manches Andere, z. B. den Bart scheren (zu schrö„pfen) verstehen. Sie mögen nun Bader (Balnea„tores) oder wie immer heißen."

beste Ort zur medicinischen Bildungsschule; hinreichende, zweckmäßige Benutzung aller Lehrvorträge, und Anstalten zur Ausbildung zum Arzte. „Zweyter Abschnitt. Einiges über „die Bildung der übrigen Medicinalpersonen und die dazu „nöthigen Anstalten. Sechstes Kapitel. Ueber die Prüfun„gen der als Medicinalpersonen angestellten Individuen. Er„ster Abschnitt. Ueber die Prüfungen der als Aerzte anzu„stellenden Individuen.“ Zweck der Prüfungen von Individuen, welche als Aerzte auftreten wollen. Die medicinisch-akademischen Prüfungen für das Doktorat, können nicht mit den policeylichen verwechselt, für einander geltend genommen werden. Die Norm für diese muß öffentlich bekannt gemacht werden. Blicke auf allerley Uebelstände der Sanitätspolicey in manchen Ländern. Fakultäten können immerhin auch die von der Sanitätspolicey geforderten Prüfungen überlassen werden, nur daß jene die von den Doktoralprüfungen zu unterscheiden haben. Worüber sich jene Prüfungen erstrecken müssen? Norm derselben, bessere Gelegenheit, schickliche Zeit dazu, zweckmäßige und unzweckmäßige Veranstaltungen, Mißbräuche, zweckdienliche Vorkehrungen. „Zweyter Abschnitt. Ueber die Prüfungen der als „Apotheker, Bader, Krankenwärter anzustellenden Per„sonen.“

Dieß ist die Inhaltsanzeige von einem Werke, das gründlich und mit lobenswürdiger Bescheidenheit geschrieben ist. Man sieht wohl, daß Herr Röschlaub die Ideen seiner Vorgänger, vorzüglich Stoll's bekannte Schrift über diesen Gegenstand, sorgfältig benutzt hat. Uebrigens hat diese Röschlaubische Schrift, in Rücksicht der wissenschaftlichen Bearbeitung, einen vorzüglichen Werth, und enthält Manches, aus Gründen einer vernünftigen Theorie, ausführlich, worüber Stoll nur praktische Winke gegeben hat. Nur bedauert Rec., daß er auch in dieser Schrift des verdienstvollen Herrn Verf. die alte demonstrative von Tautologieen und unnöthigen Wiederholungen wimmelnde Schreibart, die in allen Röschlaubischen Werken anzutreffen ist, wieder gefunden hat. Die Hälfte der Bogen wäre hinreichend gewesen, die Materie aufzunehmen.

Möchten alle Regenten, die für das physische Wohl der Staatsbürger pflichtmäßig sorgen, diese Schrift lesen,

und

und die darin enthaltenen Vorschläge endlich einmal ausführen!

Mo.

Ueber Fieber und Salzsäure. Von *Johann Christoph Fried. Bährens*, der Arzneykunde und Philosophie Doktor, u. s. w. Osnabrück und Leipzig, bey Blothe. 1802. XVI u. 212 Seit. 8. 16 gr.

Der Herr Verf. lehrt: „Alle Veränderungen, welche mit „dem organischen Körper vorgehen, und alle Funktionen, „welche er ausübt, sind chemischen Bedingungen unterwor„fen, nach welchen sie erfolgen, und welche seine Selbster„haltung oder den Lebensprozeß bewirken. Obgleich die Ner„ven das wichtigste Mittel sind, wodurch chemische Potenzen „auf den Körper wirken: so muß man doch nicht Reizbarkeit „der Nerven, und Reizbarkeit der Muskeln verwechseln, oder „Irritabilität des Muskels mit Sensibilität der Nerven für „einerley halten; die letztere aber nicht die erstere, ist eine „den Thieren eigenthümlich zukommende Kraft, welche der „Nervensubstanz anhängt, von der alle Erscheinungen der „Nervenreizung abstammen. Die Nervenkraft ist die Grund„oder Lebenskraft, und alle übrige Kräfte sind Modifikatio„nen derselben. Ist die materielle den Nerven adhärente „Bedingung ihrer Reizfähigkeit der Einwirkung chemischer „Potenzen unterworfen: so läßt sich die Basis ihrer Aktio„nen, welche Kraft ist, in zweyerley Hinsicht, als stark „(Sthenie) oder schwach (Asthenie) denken. Ein der vor„züglichsten Produkte der Nervenaktion, ist die thierische „Wärme, welche der Lebenskraft angehöret. Auf der Har„monie oder Disharmonie der Reizung beruhet Gesundheit „und Krankheit. Bey jeder Krankheit muß auf den dynami„schen und materiellen Zustand Rücksicht genommen wer„den. In dynamischer Hinsicht ist die Sensibilität und Ir„ritabilität, im umgekehrten Verhältnisse, entweder ver„mehrt oder vermindert, die Funktionen sind beschleunigt „oder verzögert; in materieller Hinsicht zeigt sich Verände„rung der Mischung und der Form. Zwischen Kraft und „Mischung

„Mischung ist ein Kausalverhältniß — doch ist die thierische
„Chemie der Dynamik untergeordnet. Die wichtigsten (Le-
„bens-) Prozesse gehen in den Lungen, in der Haut, und
„in den ersten Wegen vor. Der Sauerstoff ist die positiv-
„chemische, und der Stickstoff die negativ-chemische Lebens-
„bedingung. Damit aber der Mensch durch den eingeathme-
„ten Sauerstoff, und durch die Oxydation mittelst der Haut
„nicht übersäuert werde: so wird durch einen Verbrennungs-
„prozeß in den ersten Wegen, der die Ernährung begründet,
„und von der die Verdauung den Hauptgrund ausmacht, das
„gehörige Verhältniß zu dem Sauerstoff hergestellt: die Se-
„kretions- und Exkretionsorgane verhüten, daß der Körper
„nicht eine ungeheure Dimension bekommt. Das Leben der
„Thiere ist, als Phänomen betrachtet, ein Brennungspro-
„zeß; die Kraft, welche im organischen Körper Lebensbe-
„wegungen hervorbringt, ist die höhere Potenz des Galva-
„nismus. Der Lebensprozeß wird durch Hyperoxydation be-
„schleunigt — folglich ist Uebersäuerung die Ursache der
„Fieber und Entzündung. Die Entzündungen sind vom
„Fieber nur dem Grade nach verschieden; doch giebt es ver-
„schiedene Fieber. Die Entzündungen, Phlegmasieen, heis-
„sen Zündsuchten; die Fieber, Pyrexieen, Brennsuchten.
„Es gilt als Grundsatz bey allen Zünd- und Brennsuchten,
„sie mögen nun sthenisch (mit erhöhter Kraft) oder asthe-
„nisch (mit verminderter) erscheinen, daß ihr Grad desto
„stärker ist, je kürzer — und desto schwächer sey, je länger
„die Dauer ihres Nachlassens ist. Ein allgemeines Fieber-
„mittel ist ungedenkbar. Die Ursachen der Zünd- und Brenn-
„suchten liegen in der Atmosphäre, in dem Mangel des
„Lichts, und in Allem, was den Ersatz des Kohlenstoffs und
„anderer Stoffe hindert, z. B. schlechten und nicht hinrei-
„chenden Nahrungsmitteln."

Rec. übergehet, was der Herr Verf. von den Sympto-
men, dem Typhus, den Krisen, von der Leitung des Oxyda-
tionsprozesses u. dergl. vorgetragen hat. In dem Anhange
ist von den Fiebermitteln überhaupt, und von den Säuren
insbesondere die Rede. Nach unserm Herrn Verf. giebt es
ein säuerndes Grundwesen, welches sich bey der Säuerung
des Kohlenstoffs bemächtiget. Die Säuren binden den Koh-
lenstoff. Verminderte Anziehung des Sauerstoffs ist Bedin-
gung der chronischen Krankheiten: daher die Wirksamkeit der
Kalien

Kälten in diesen, und der Säuren in den fieberhaften Krankheiten.

Wir wollen noch ein paar Minuten bey den praktischen Fällen verweilen, wo Herr Bährens schon längst (vor Herrn Reich) die reine Salzsäure mit glücklichem Erfolge angewendet hat. Zuvor untersucht er die Natur der Zündsuchten, ihren Charakter, ihre Ursachen; und theilt dieselben in fünf Arten ab, nämlich: 1) Zündsuchten der Schleimhäute — der Nase, des Gaumens, der Luftröhre — des Darmkanals (Dysenterie) — der Schleimsäcke des Mundes — der innern Blasenhaut (Blasenkatarrh) — der Harnröhre (Gonorrhöe) — der Scheide (Leukorrhoe) — der Konjunktiva (Ophthalmie); 2) Zündsucht der durchsichtigen Häute — der Hirnhäute (Phrenitis) — des Rippenfells (Pleuritis) — des Magens (Gastritis) — der Gedärme (Enteritis) — der Blase (Cystitis); 3) Zündsucht der Drüsen — des Zellgewebes (Phlegmone) — der Lungen (Peripneumonia) — der Leber (Hepatitis) — der Nieren (Nephritis); 4) Zündsucht der Muskeln — der äußern Muskeln (Rheumatismus) — des Zwerchfells (Diaphragmatitis) — der Halsmuskeln (angina gangr.); und 5) Zündsucht der Haut — Rothlauf, Pocken, Kuhpocken, Masern und Brandgeschwulst. So wird es auch mit den Brennsuchten gehalten. Es giebt sechs Arten, nämlich: Brennsucht des Schlagadersystems — der Schleimhäute des Verdauungssystems — des Schleimdrüsensystems — des Muskelsystems — des Nervensystems — und des Drüsensystems — welche insgesammt durch griechische Benennungen ein gelehrtes Ansehen bekommen. Alle diese Arten sind in Rücksicht ihrer Entstehung, ihrer Dauer, ihres Verlaufs und der ärztlichen Behandlung, durch Beobachtungen von ungleichem Werthe, erklärt. Bey den meisten Kranken wendete der Herr Verf. die bekannten Mittel in Verbindung der Salzsäure, auch Kälten, und bey andern die Säure allein an. In jenen Fällen bleibt es also noch zweifelhaft, ob der Erfolg der Kur den gewöhnlichen antisthenischen (mitunter auch sthenischen) Mitteln, oder hauptsächlich der Mineralsäure zukomme. So viel wird in den sämmtlichen Beobachtungen bestätiget, daß die Salzsäure in den genannten Krankheiten ein sehr wirksames Mittel sey. Besonders lehrreich sind die Bemerkungen über die Anwendung dieses Mittels in der Gonorrhöe,

Leu-

Leukorrhöe und Lustseuche. Uebrigens fehlt es auch nicht an Behauptungen, die schwer zu beweisen sind, z. B. daß die Ründsucht des Darmkanals, Dysenterie, wie die der Nase anstecke, und bey denen, welche während des höchsten Grades der Krankheit sterben, die dünnen Gedärme brandig gefunden würden. Eben so werden S. 88 unter die reizenden Potenzen, welche den Lungen zu viel Sauerstoff zuführen, und Peripneumonieen bilden, „zurückgetriebene Hautausschläge" gezählt. Das Bekannte von dem Typhusfieber ist zu weitläuftig behandelt; dahingegen sind mehrere Krankengeschichten nicht musterhaft erzählet, und die Begriffe sind nicht immer richtig bestimmt, — z. B. S. 132, wo behauptet wird, daß die Pyrexia arteriaca selten rein, meistens in Verbindung mit rheumatischen, gastrischen, phrenitischen, pleuritischen, dysenterischen und arthritischen Komplikationen erscheine. In den meisten Recepten sind schwächende und reizende Mittel unter einander verordnet, und nach S. 142 ist einer Mischung von ungefähr acht Unzen Flüssigkeit die lächerliche Signatur angehängt: alle Stunde ein Kaffelöffelchen voll zu geben. Selbst die auf chemisch-animalischen Grundsätzen gebaute Fiebertheorie des Herrn Verf. enthält zwar manche scharfsinnige und richtige Bemerkungen; aber auch mehrere unerwiesene Voraussetzungen. Sie ist eine Hypothese, die von der des Verf. vom Anti-Reich nichts zum voraus hat. Die Leichtigkeit, mit der die chemischen Aerzte die Erscheinungen in dem Organismus, nach dem Verhältnisse des Sauerstoffs, Stickstoffs und anderer noch problematischer Stoffe, zu erklären versuchen, ist auch bey unserm Herrn Verf. nicht zu verkennen.

Br.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von W. G. Becker. Dreyzehnter Jahrgang. 1803. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hempel. 1803. 21 Bog. 16. 1 Rthlr. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Neues Taschenbuch. Dritter Jahrgang. rc.

Es ist uns leid, über diesen Jahrgang eines der beliebtesten Taschenbücher, kein vortheilhafteres, ja ein noch ungünstigeres Urtheil fällen zu müssen, als über den vorjährigen, (N. Allg. D. Bibl. LXXIII. S. 543 ffg.) Es hat uns nicht gelingen wollen, einige recht artige Schillersche Gedichte (die jedoch den Ruhm des Dichters, wäre er nicht so felsenfest begründet, eben nicht vermehren möchten,) ausgenommen, etwas aufzufinden, welches auf die Benennung des Vorzüglichen mit einigem Rechte Anspruch machen dürfte; Mittelgut und schlechte Waare aber ist hier in üppiger Fülle aufgestapelt.

Gleich die erste Erzählung, das Blümchen der Trauer, die einem kleinen französischen Ritterromane nachgebildet ist, würde zu viel geehrt werden, wenn man sie zu zu den mittelmäßigen zählen wollte. Sie ist langweilig, ins Breite gezerrt, alltäglich, und darneben — ein wenig ans Unzüchtige streifend. Wie konnte der Herausgeber, dessen Schriften sonst

sonst die feinste Sittlichkeit athmen, in ein Buch, welches ein so gemischtes, auch weibliches Publikum zählt, eine con amore gefertigte Ausmalung der Reize eines jungfräulichen Busens aufnehmen, wo sich der Held der Geschichte sogar beym Schwelgen, bis unter die linke Brust verirrt, und dort Küsse applicirt?

Das zunächst folgende Mährchen: Liamande, von A. Mahlmann, strotzt von einem recht widrigen, ekelhaften Gerwitz; die der Schlegelschen Schule nachgeäffte Spielerey mit Wörtern und Namen, treibt überdieß ihr Unwesen darin; so heißt z. B. eine Stadt wo viel gelacht wird, Risatula. Witzigseynsollende Floskeln, z. B. die Gesellschaft der Ueberklugen zu Sophia, und die Dintensocietät zu Ratschemar, sind freylich wohlfeilen Kaufs zu haben; aber auch erbärmlich wenig werth.

Der Polyp am Herzen, von A. G. Eberhard ist eine unterhaltende Kleinigkeit, die um die Hälfte besser seyn würde, wenn sie um eben so viel kürzer wäre. — Dieses Erforderniß ist nun zwar an dem letzten prosaischen Aufsatze: Der Kutscher wider Willen, — aber auch nur dieses — zu loben. Denn übrigens ist es eine gar gewöhnliche, nichtsbedeutende Anekdote.

Außer dem bereits vorhin erwähnten Gedichten Schillers, verdienen auch die von Pfeffel, Conz und Manso einer Erwähnung. Kretschmann sollte sich unreiner Reime, wie z. B. Gärten und leeren, und unsauberer Späße, wie des folgenden, S. 234:

» Milch und Rosenhonig, beydes reich und süß,
» Findet Star (so sagt er) stets bey Phidilis:
» Rosen nämlich in der Purpurlippen Hauch
» Honig auf dem Busen — Milch wohl endlich auch «

enthalten. Alles, was in guter Gesellschaft für unschicklich gilt, sollte noch weit weniger durch den Druck verbreitet werden! —

Wer so entschieden ohne Talent für die Poesie ist, als der Herr von Nostiz und Jänkendorf, der sollte sich alle weitere fruchtlose Bemühung ersparen. z. B. S. 211.:

» Nicht wo am Dienstag vor den langen Fasten,
» Der Possengeist mit Thorheit sich beweibt,
» Nicht bey Atouts, Spadiljen oder Basten,

„Wo man mit Müh die kurze Zeit vertreibt, —
„Nein! wo von Müh' der Arbeit Edle rasten,
„Und doch dem Geist sein voller Antheil bleibt.“ u. s. w.

Um aller neun Musen willen! — wann das Poesie ist: so gehört die Pfingstepistel, mit ihren Parthern, Medern und Elamitern auch in diese Kathegorie. — Uns scheint es räthlicher, L'hombre zu spielen, als solche Verse zu fabriziren! —

Ungern haben wir den Namen des Dichters der Urania unter den Verfassern der poetischen Beyträge zu diesem Taschenbuche vermißt.

Gf.

Aloys Blumauers sämmtliche Werke. Zweyter bis achter Band. Leipzig, bey Linke. 1803. 1ter bis 8ter Theil Drpr. ohne Kupfer. 3 Rk. 20 gr. Drpr. mit Kupfern. 5 Rk. 8 gr. Schrpr. 6 Rk. 10 gr.

Der erste Band ist im LXXIten Bde. der Allg. D. Bibl. S. 351 angezeigt, der zweyte und dritte Band enthalten den Rest der travestirten Aeneide; der vierte bis siebente Bd. endlich die lyrischen und andere kleine Gedichte. Man ist in der Auswahl, wenn man überall eine getroffen hat, nichts weniger als strenge gewesen; sonst hätte man nicht so viele mittelmäßige Stücke, und am wenigsten das an die Muse IV, 25 aufnehmen können, dessen letzte Strophen so lauten:

Und faßt ihn dein Arm, und befeuert ihn dein Kuß,
So strömet ihr taumelnd in feurigen Guß,
Wie Flamme mit Flamme zusammen:

Da reißt er dir ringend den Gürtel entzwey,
Und wohnet in männlicher Fülle dir bey,
Und schenket zu Kindern dir Flammen.

Doch Jeglichem, der eine Metze dich glaubt,
Und geil mit Gewalt dir Umarmungen raubt,
Dem lohnest den Frevel du bitter;

Er windet sich kraftlos, und stillet an dir
Die Schnöde, sich selbst überlegene Gier,
Und zeuget sich — Krüppel und Zwitter.

Pfui aber mag das seiner Muse, die keine Metze seyn soll, und vor den Ohren der Welt bithen! So enthalten die Bände überhaupt auch nicht wenig matte Gedichte, seynsollende Canzonen, Epigrammen u. s. w., welche man, wenn man um Blumauers Nachruhm besorgt gewesen wäre, billig hätte ausmerzen sollen. Dahin gehören auch die Freymaurergedichte, welche in Logen recht hübsch seyn mögen; aber außer den Logen doch für nichts als für sehr mittelmäßige Gedichte anzusehen sind; und mittelmäßige Gedichte sind eigentlich gar nichts. Eben so hat man den größten Theil des achten Bandes fast ganz mit Freymaurerreden vollgestopft. Lessing sagte irgendwo: Brüder, redet, schwatzt! und das hat denn Bruder Blumauer fleißig gethan. Darauf folgen: Betrachtungen über Oesterreichs Aufklärung, eine vor etwa zwanzig Jahren geschriebene Gelegenheitsschrift; und Erwine von Steinheim, ein Trauerspiel, welches beweiset, daß Blumauer kein Trauerspiel hätte schreiben sollen. Es ist eine Ungerechtigkeit gegen einen so guten Kopf, wie Blumauer war, daß man alle seine Schülerstücke und Ausflüsse einer unedlen Laune, ohne einzige Auswahl in seinen Werken aufgenommen hat.

E.

Grabgesang auf den Ehestand. (Frankfurt am Mayn. 1802. 204 S. 12. 9 gr.

Ein so weit ausholendes, so geschmackloses, und den Leser peinigendes Geschwätz, als seit Jahr und Tag irgendwo mag in Reime gezwängt worden seyn! Zwar ist sein ungenannter Verf. in der skandalösen Sittenchronik alter und neuer Zeit belesen genug; weiß aber damit so wenig etwas Gescheidtes anzufangen, daß unter seiner Feder alles zu Mißgestalt oder Uebertreibung ausartet; und wenn er, was häufig geschieht, durch eignen Humor den Gegenstand ausstutzt, man gar nicht mehr versteht, was uns vorgeplaudert wird. In der ersten seiner ganz ohne Ueberschrift gebliebnen Ergießungen, wird der Cölibat des Soldatenstandes con amore geschildert; in der zweyten, ungleich kürzern, der des Klerus; in der dritten, das Hagestolziat der Dichter; wo dann Ovid, Juvenal, Boileau, Swift, Rabener rc. nicht fehlen. In der vierten kommt an die Herren Philosophen die Reihe; und hier

hier müssen vorzüglich Platon, Erasmus, Deskartes, Newton, Leibnitz, Bayle, sich durch die Hechel ziehen lassen. Die fünfte fällt über berühmte, dem Ehestand abhold gewesene Damen her; läßt aber diese Ansicht bald wieder fahren, um in einer sechsten und desto längern, (denn sie zählt 334 Verse.) auch über andere Fehler und Schwachheiten des schönen Geschlechts sich lustig zu machen. Die siebente zieht gegen den Luxus bald ironisch, bald mit offnem Visir loß; und in der achten werden modische Närrinnen an den Pranger gestellt. Ein, wie sich's versteht, witzig seyn sollender Epilog in Prosa, wo über den Eindruck gespaßt wird, den ein solcher Potpourri auf's Herz der schönen Braut hervorbringen mußte, macht den Beschluß.

Da dieser Kapitalschwätzer, wie schon erwähnt, sich unaufhörlich in seinen eignen Schweif verwickelt, und sodann weder Anfang noch Ende sich bey ihm ausmitteln läßt, hält es schwer genug, ein paar nicht gar zu viel Raum kostende Proben herauszuklauben. Aber auch nachstehende werden hoffentlich den Leser schon belehren, wie bunt und originell es in dem Hirnkasten unsers oberdeutschen Landsmannes aussieht. Zum Vorschmack also die dem Descartes in den Mund gelegte Tirade, wo, Schöngeistern besonders, der Ehestand widerrathen wird, und sich beyläufig ergiebt, wie der Ungenannte Kritik zu schätzen weiß:

— — — auf jede Jünglingsgeistesthat
Thu' er nur kein Verzicht! es ist zu spät
Sobald er die Retort der Eh am Halse hat.
Säh man auch je zuweil noch einen Funken fliegen,
Liegt er im Ganzen doch schon in den letzten Zügen;
Man zählt ihn dann schon unter das Geschlecht
Das man [illegible] (was heißt [illegible]?)
schlecht und recht;
Das, kanns nichts recht mehr aus sich selber spinden,
Zu guter letzt noch giebt die lieben Jugendsünden.
Hinc inde, daß Genie so oft sich überlebt!
Je höher es vorhin im Aether hat geschwebt,
Je tiefer läßt sich's nun im Abendnebel finden:
Ja stinkt wohl gar von Recensentenwinden,
Hat es aus Rache, daß kein Ruhm es überlebt,
Zu guter letzt sich mit Kritik den Steiß beklebt.
Das Alter trägt da mit der Ehe gleiche Sünden! — —

Und dergleichen allerliebster Verse zählt das Bändchen nicht weniger denn 1675! Salva errore calculi! Denn obgleich je-

de zehnte Zeile sich angemerkt findet, gab es doch auch hier manchen Druckfehler zu berichtigen. Auf eine ganz andre Schwierigkeit aber hat der Leser sich noch gefaßt zu halten. Viel zu sehr nämlich fühlte der ungenannte Musen-Sekretair sich Schenie — (so schreibt er statt Sekretair und Genie) — als auf der Heerstraße gemeiner Orthographie einherzuwandeln. Zum Pröbchen der seinigen die Stelle, wo Martin Luther wegen seiner Vorliebe für den leidigen Ehestand ironisch apostrophiert wird:

O Luther! Luther! graues Ungeheuer!
Du Räuber des Mastheiligtums des Stats!
Ein Dumkopf wurdest du aus geilem Tribe
Zur Ehebrunst, aus Has des Tezliats!
Gemordet hast du Kloster-Männerlibe!
So manches Solo ihrer Tribe!
So manches keusche Fingernymfenspil!
Geraubt sogar der heil'gen Kirche Zil.
Das Zepter mit dem Heimnis (Geheimniß) aller Staten
Gabst du aus Hundsfurcht vor den Mäzenaten
An di, di sonst nur Weiber, Flasch' und Braten,
Wi Demipekusart zum Fürstenmenschenzil
Sich hier geträumt, und di im heil'gen Schatten
Der Kirchensonne sich verdummet hatten.
Das alles tatst du dir zu Schand und Spot,
Warfst Belzebub mit Dintekruken tot,
Und beltest auf Befel vom liben Got
Pantoffelnpäpst' und Kirchenplunder
Und al den Tros der heil'gen Wunder,
Auf secula seclorum in den Kot!

Daß ein solcher Orthograph auch Schurnal stat Journal schreibt, versteht sich unerinnert; und weil der seiner Meinung nach unnützen e, h, i, n, r, t, ꝛc. in dem saubern Werkchen noch viel zu viel stehen geblieben, verwahrt er am Ende sich deßhalb auf's feyerlichste, und schiebt Alles auf den vertrakten Schlendrian der Kopisten und Setzer. Wer an den beyden ausgehobnen Stellen kein sonderliches Behagen fand, versuch' es, und lasse das Buch, wo es will, auffallen! Dem Rec. gab diese Operation folgendes zum Besten: S. 168:

Zum Haushalt sind nur Bauermenscher stark!
O merkt ir Männer das! und spielt den Ziselbären
Nur ja nicht gleich in euerm Ehepark,
Wil sich Madam um euern Haushaltsquark,
Um Brau und Bak, nicht gleich in Küch und Keller
scheren,

Hört

Hört ir denn nicht di modgen Autordamen schrein:
»Got nam den Ton zum Damen gar zu fein!?«

Oder S. 173.:

Der kleine Balg mag immer sitlos sein!
Vor Jaren komt, wils Got! doch ni Verstand hinein.
Hat cher Papa nur Geld, dan sei er immer Schweiger!
Hekt' ihm di chere Mama zu Duzenden di Bälger!
Hält er doch darum blos, das teure Hausgebel,
Den Paukersteis, und das grüngelbe Regelesel
Franzosenzwitter di Mamsel!
Wozu Madam in Stank und Küssenzimmern
Sich nun noch um den Quark, um Kinderzucht bekümmern? — —

Mehr als hinreichend zum Belege, was für Hottentotten-bälger, um in des Verf. Sprache zu reden, weiterhin aus der Feder des solchergestalt beginnenden Schriftstellers zu erwarten sind, denn auch in Prosa bleibt er sich völlig gleich. So heißt es in einer Note S. 67.: „Zum bersten möchte „man lachen, wenn man manche Anenklosse, di gleich „Hochverat klozzen, wenn Schenl und freigeborner Sin, „in irem Dunstkreise eine Mine der Dumheit und des verzarten Froschprunks nach der andern sprengt, auf irer Misse, i. e. im Beisein irer Amtmänner and Zekretaire, Hochmut kollern hört, und vor Hochmut fast plazzen sieht.“ — Sonderbar genug übrigens, daß dieser Schöngeist, der in seinem Versbau so vieler Härten sich schuldig macht, so viel Ausländisches und Provinziales einmischt, ordentlich darauf ausgeht, dem guten Geschmack weh zu thun, nicht selten das sittliche Gefühl grob beleidigt: daß eben dieser Versifex doch wirklich die Gesetze des Reims in Ehren hält, und also für schicklichen Endschall noch sein Midasohr nicht verstopft hat! Wie soll man die anderwärts so zahlreich zum Vorschein kommenden Idiosynkrasien desselben sich erklären? — Aus mehrern Anspielungen des Grabgesangs rc. geht hervor, daß sein Verf. im Baierschen zu Hause gehört. Wie bekannt, hat seit kurzem der Menschenverstand sich daselbst wieder Luft gemacht. Vorliegende Ausgeburt fällt vielleicht in den mittlern Zeitraum, wo Licht und Finsterniß mit einander im Kampfe lagen, und alles sehr verwirrt zugieng. Ein schlimmes Zeichen, wenigstens fürs Gefühl des Schönen, würde es seyn, wenn der im Grabgesang herrschende Geschmack auch jetzt noch Wiederhall des allgemeinen wäre; und man durch Abentheuerlichkeit, oder wohl gar durch Frech-

 heit

heit, Aufsehn zu erregen und Beyfall zu gewinnen, ich an der Iser versprechen dürfte. Absit omen!

B.

Spiele der Laune, des Witzes und der Satyre, von Johann Friedrich Schink. Arnstadt und Rudolstadt, bey Langbein und Klüger. 1801. 19 und ½ Bog. 8.

Der Verf. widmet seine Witz-, Spott- und Satyrenspiele, wie er sie nennt, theils den glücklichen Menschen, die es schon vom Haus aus sind, theils andern ehrlichen Leuten, deren Talent gerade der Frohsinn nicht ist, und die sich über die Narren mehr ärgern, als sie sollten. Wer schon vom Haus aus glücklich ist, dem ist freylich gut aufspielen; aber die andern ehrlichen Grillenfänger möchten zuweilen über Mangel an Erfindung und an Salz, über matten Ausdruck, und Verszwang klagen, und über andere Nachlässigkeiten unlustig werden. Das Ganze besteht aus folgenden sechs Rubriken: I. Versificirte Schnurren. II. Weiberrache, ein Schwank, nach dem Englischen bearbeitet. III. Frau Gertrude Klatsche, ein Mährlein. IV. Ungehofft kommt oft, ein dramatisches Sprüchwort, nach dem Französischen. V. Scherz und Laune, in poetischen Episteln an Freunde und Freundinnen. VI. Das Hexenabentheuer, eine wahre Begebenheit. Da der Rec. zu keiner der beyden Klassen gehört, für welche der Verf. gedichtet haben will; so muß er sein Privaturtheil dahin einschränken: daß das Meiste was er las, ihn in seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe ließ; daß Nr. IV. allein ihn wirklich belustigte; daß er Nr. V, wie es mit Kasualgedichten der Fall zu seyn pflegt, ziemlich langweilig fand; daß ihm das Hexenabentheuer Nr. VI. — eine Satyre auf die allerneueste Philosophie — ein glücklicher Einfall zu seyn deuchte, dem er nur eine bessere Ausführung gewünscht hätte.

Ge.

I. Gedichte von *Friedr. Bouterwek.* Mit einem Kupfer und einer Vign. Göttingen, bey Dieterich, 1802. 9 Bog. 8. 12 gr.

II. Gedich-

II. Gedichte von *F. J. Emmrich.* Mannheim, bey Löffler. 1802. 10 Bog. 8. 18 gr.

III. Episteln. Zum Anhange vermischte Gedichte. —, Abdrücke für Freunde. Von *Fr. von Köpken.* Magdeburg. 1801. 10½ Bog.

Wenn gleich durch Nr. I unserer vaterländischen poetischen Literatur gerade keine besondere Bereicherung zu Theil geworden seyn sollte: so schlägt doch der Verf. offenbar ihr Verdienst zu gering an, wenn er der Versicherung des Vorredners (S. VI.) zufolge, erweisen zu können, vermeint: dass er niemals ein Dichter gewesen sey. Lebhafte Phantasie, Innigkeit des Gefühls, Reichthum, Fülle und Korrektion des Ausdrucks sind Vorzüge, die man ihm, ohne ungerecht zu seyn, nicht absprechen kann. Für das in unsern Tagen so gewaltsam gemisshandelte Sonnett scheint der Dichter entschiedenes Talent zu besitzen. Wir geben eins zur Probe, S. 60.:

Die Dämmerungsfeyer.

»Das war ein Kuss? Mit Jahren, freudenlos
»Und düster würd' ich ihn nicht theur büssen.
»Ich sass im Dämmerlicht zu ihren Füssen,
»Und drückte mein Gesicht in ihren Schoos.
»Wie ward in meiner Brust das Herz so gross!
»So fühlte sich vielleicht, als ihm die süssen
»Erscheinungen zum Gott sich träumen liessen,
»Endymion auf seinen Schlummer-Moos.
»Sie spielte still mit meinen wüsten Locken,
»Ich drückte meinen Arm um ihre Kniee,
»Und sah empor, begeistert und erschrocken.
»Ich fragt ihr Aug' und Psyche, Psyche, sie,
»Sie senkte sich auf meine Lippen nieder,
»Und Arm' in Armen fanden wir uns wieder.«

Nr. II, deren edler, freymüthiger Verfasser durch das ihm, ohne sein Verschulden von Bonapartes Despotie bereitete unglückliche Schicksal bekannt geworden ist, berechtigt zu nicht gemeinen Hoffnungen, die leider! und für immer zerstört sind. — Kraft und Fülle — Gewalt der Empfindungen und des Ausdrucks — sind der bezeichnende Charakter dieser lieblichen Geistesblüthen, denen man ein milderes, angenehmeres Klima zu wünschen versucht wird. — Nachstehende bey-

den Strophen mögen unsere Leser mit der Manier dieses Frühentschlafenen bekannt machen:

»Orpheus steigt, die Gattinn zu erreichen,
»Kühn hinunter, wo die bleichen
»Mächte des Avernus, richtend stehn.
»Alle lauschen, regungslos den Tönen,
»Allen sinken die entlockten Thränen,
»Alle rührt des Dichters jammernd Fleh'n.
»In erstaunten Gruppen, stumm, versteinert,
»Starr der finstern Geister stolze Fluth.
»Selbst der Herr des düstern Reiches weinet,
»Und gewähret sonder Wuth.

»Wär nicht Himmel auf des Mitleids Lippe,
»Ach! wer lenkte längst der Klippe
»Eines Staates noch den schwachen Kahn?
»O! wer duldete den Stab der Hirten,
»Ließ mit Stahl und Ritterschmuck sich gürten,
»Trug Atome zu des Weltalls Plan?
»Freyer als die Attila's der Wälder,
»Irrten wir, der kleinsten Fesseln los
»Durch die Haine, Ströhme, Blumenfelder,
»O Natur! in deinen Schoos! —

Auch die Schilderung der Jahrszeiten S. 135—142 sind sehr gelungen.

Nr. III. Die frühern Gedichte des würdigen Verf. sind in unserer Bibliothek (B. IV. S. 590.) von einem andern Rec. mit verdientem Lobe angezeigt worden. Dasselbe gebührt auch der vorliegenden, wie jener, nicht in den Buchhandel gekommenen Sammlung, mit dem vollsten Rechte. — Mehrere der hier gelieferten poetischen Episteln können ohngezweifelt mit zu den wenigen vorzüglichen, die unsre Sprache von Gökingk, Gotter und Tiedge aufzuweisen hat, gezählt werden. — Urbanität, Anspruchslosigkeit und Korrektion sind unbestreitbare Vorzüge der Muse des Dichters, der unter den Alten sich besonders Horaz, so wie unter den Neuern Gresset und Chaulieu zu Vorbildern gewählt zu haben scheint, und ihnen mit vielem Glücke nachstrebet.

Gedichte von J. H. von Wessenberg. Zweytes Bändchen. Zürich, bey Orell. 1801. 15 Bog. gr. 8. 1 Rt.

Wir

Wir finden keinen Grund, dieses Bändchen von dem mißbilligendem Urtheile, welches wir (N. Allg. D. Bibl. LXXII. S. 348 — 349) über das erste gefällt haben, auszunehmen. Die dort gerügten Fehler finden sich auch hier, und leider! — beynahe in noch reicherm Maaße wieder. Reime, wie Güter und Glieder, Klienten und wunden, weisen und entreissen, Begierde und würde, Kette und Städte, spriest und List, grossen und entflossen ꝛc. — Härten, wie z. B. S. 60.

»Doch, wenn der Bau'r für sich auch schwitzet,«

S. 78.

»Mit Geist und Milde thronet,

S. 80.

»Mein Fürstbischof auf Dir
»Wie's Meer, wenn Vesuv speyt.«

unendliche, unpoetische Ausdrücke: z. B. S. 65.

»Wird Weisheit stolzer Thoren Pflaster,«

S. 73.

»Vergönne, daß mein Pinsel,
»Dich durchreis't als Skolar«

S. 60.

»Wenn Favoriten, wenn Maitressen,
»Den Schweiß gequälter Völker fressen.«

(Ein gefressener Schweiß! — Welch ekelerregendes Bild! — —)

Sprachfehler; wie S. 182.

» — wird für Wurm und Rabe,
»Nicht der Geist auch, wie die Hülle, Speis?

S. 62.

»Wenn auf bedrängter Wit(t)wen Thränen
»Die Großen unbarmherzig höhnen ꝛc.«

finden sich auch hier in Menge. Es fehlt dem Verf. durchaus an einem richtigen Gefühle für das Schickliche; so daß man beynahe auf jeder Seite versucht wird, ihm das: *non erat hic locus* zuzurufen. Wo er rührend und erhaben seyn will, wird er gewöhnlich possierlich: z. B. S. 64.

»Wenn junge Laffen grauen Greisen,
»Sich schämen, Ehrfurcht zu erweisen,«

Wie prosaisch gedacht! wie unfein ausgedrückt!

Dem

Derselbe Fehler wird S. 71 ersichtlich, wo der Dichter (oder richtiger: Reimer) die Natur so apostrophirt:

»Die du den Erdball gürtest,
»Mit wechselreicher Pracht,
»Mit ihr das Aug' bewirthest,
»Für das ihn Gott gemacht.
— — — — —
»Doch giebt es selten Plätzchen,
»Auf Gottes schöner Welt,
»Die deiner Gunst, als Schätzchen,
»Zum Hofkreis auserwählst. etc.«

Zu den bessern Gedichten in dieser Sammlung gehört das S. 231, welches den Schluß macht, und die Weihe des Schönen überschrieben ist. Wir setzen die ersten Strophen her:

»Wie die Erde prangt! wie der Himmel
»Sich verklärend über ihr wölbt!
»Wie sich froh der Geschöpfe Glanzgewimmel
»Regt mit Getümmel!
»Wie Natur sich bepurpert und grünt und gelbt!

»Von den Reizen, die um mich schweben
»Bebt mein Innerstes, tief bewegt!
»Welcher Gottheit wird die Feyer gegeben?
»Welcher erheben
»Sich die Bogen, worauf die Nachtigall schlägt?

»Welcher, als Dir, die Du so mächtig
»Mich ergreiffst, daß beperlt mein Blick
»Zum Allvater strahlt, der so seegenträchtig
»Liebend und prächtig,
»Sich abspiegelt im herrlichen Meisterstück?

Hätte der Verf. (was sehr leicht war) hier die gegebene Feyer und das seegenträchtig herausgeschafft; so würden diese Verse tadellos seyn. —

Das Aeußere, Druck und Papier, sind so vorzüglich, als man es von der Verlagshandlung dieser Gedichte gewohnt ist. Schade! daß so viele Druckfehler den S. .. entstellen.

Gk.

Romane.

I. Emilie. Leipzig, bey Wolf und Komp. 1801. Erster Theil 288 S. Zweyter Theil 293 S.

II. Das Felsenschloß von Sommerau, oder Geschichte eines relegirten Studenten. Eine Arabeske von Karl Ludwig Nikolai, Verfasser der Noradine, oder das Labyrinth. Leipzig, im Verlag der Politischen Buchhandlung. 1801.

Nr. I. ist Uebersetzung eines lesenswerthen vorrevolutionairen französischen Romans, den Rec. sich erinnert, schon vor mehrern Jahren gelesen zu haben, doch ohne mehr genau angeben zu können, ob im Original oder in der Uebersetzung. Keine Vorrede, nicht einmal der Titel, belehren den Leser darüber, daß er eine Uebersetzung aus dem Französischen vor sich hat; doch sprechen Inhalt, Farbe und Ton des Ganzen laut genug für das Letztere. Die Uebersetzung ist übrigens, einige Gallicismen abgerechnet, frey und fließend, und das Original zeichnet sich vor vielen andern Schriften der Art sehr vortheilhaft aus.

Nr. II. Ein wegen Liebeshändel mit der jungen Frau eines bejahrten, seinen Schüler zur platonischen Liebe ermunternden Professors, relegirter Student, dessen Herkunft ungewiß ist, wird von einem reichen Grafen und Premierminister, unbesehen und ohne Umstände, zum Sekretair und bald darauf zum Schwiegersohn angenommen; und am Ende entdeckt sich's, daß er die Liebesfrucht einer Schwester des Herrn Premierministers ist, welche zur Strafe für ihr Vergehen, von diesem bisher auf dem Felsenschloß Sommerau eingekerkert ward, und nun, wie leicht zu erachten, mit ihrem Herrn Bruder ausgesöhnt wird.

Wie flach und romanenhaft die ganze Erzählung ausgefallen sey, kann man aus der geringen Bogenzahl, die nicht einmal ein halbes Alphabet beträgt, und aus dem Inhalte abnehmen.

Sg.

Komische Romane der Spanier. Zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

Geständnisse eines Weltkindes. Herausgegeben von Chr. Aug. Fischer. Leipzig, 1801 und 1802. Erster Band. 334 S. Zweyter Band. 288 S. kl. 8. 1 Rh. 8 gr.

Eine mit Auswahl und Geschmack gemachte Sammlung von komischen Romanen der Spanier anzulegen, war eine sehr gute Idee, da sich die Spanier von jeher durch Witz und einen besondern eignen Humor ausgezeichnet haben; und der Herausgeber war der rechte Mann, der so etwas unternehmen konnte, da er die dazu erforderlichen Kenntnisse des Landes, der Sitten, der Sprache u. s. w. besitzt, wovon er dem Publikum schon hinlängliche Beweise gegeben hat.

Dieser zweyte Band enthält eine neue Bearbeitung von Matheo Aleman's Guzman de Alfarache. Die Absicht des Herausgebers war, die Quintessenz herauszuziehen, und Rec. kann versichern, daß er dieses mit vieler Kenntniß und Geschicklichkeit gethan hat. Statt der vorigen langweiligen Einleitungen sehen wir hier Alles von Kapitel zu Kapitel in beständiger Handlung, und statt des schläfrigen Erzählungstones rückt hier der Leser in lebendiger Raschheit gleichsam selbst mit fort, daher man sich auch nicht wundern darf, daß z. B. die beyden dicken Oktavbände des Guzman hier in einen kleinen Duodezband zusammengeschmolzen sind.

Um zu zeigen, wie glücklich der Herausgeber sein Original bearbeitet, und nicht selten verbessert hat, wollen wir aus beyden Bänden nur eine Stelle anführen, die der Leser mit dem Original vergleichen kann.

(S. 154 u. ff.) „Traut nur den Großen! sagte ich zu „mir selbst — Es sind die ärgsten Windbeutel von der Welt „— alle ihre Versprechungen sind Seifenschaum, alle ihre „Hoffnungen sind nicht einen Pfifferling werth. Welche „Dienste ihr ihnen auch erzeigt, es ist eure Schuldigkeit ge„wesen; opfert euch auf für sie, ihr habt nach ihrer Mei„nung nur eure Pflicht gethan. So lange ihr ihnen nütz„lich seyd, caressiren sie euch; sobald sie euch nicht mehr brau„chen

„chen können, werfen sie euch wie eine ausgedrückte Zitrone
„weg. Ueber den Thoren, der einem Großen traut! Ueber
„den Narren, der ihnen seine Zeit, seine Kräfte, seine Ta-
„lente aufopfert!“

Wie natürlich ist nicht diese Sprache eines Unzufriednen, oder eines Getäuschten! Aber die folgenden Zeilen scheinen indeß ein wenig zu stark, und überdem nicht ganz passend zu seyn.

Da die Kommunikationen mit Spanien wieder eröffnet sind: so verspricht der Verf. von nun an lauter neue Originale zu brauchen. Rec. schließt mit der Versicherung, daß diese Sammlung allen Freunden der muntern Satyre sehr willkommen seyn wird.

Ha.

Die Reise auf den Brocken. Eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Erster Theil. 14 Bog. Zweyter Theil. 14 Bog. Dritter und letzter Theil. 14 Bog. Leipzig, bey Dyk. 1801. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Kein Buch für die gewöhnlichen Romanleser. Zwar fehlt es nicht an Abentheuern und Liebesgeschichten; aber sie ereignen sich viel zu natürlich, und sind überhaupt dem (wenn Rec. so sagen darf,) satyrisch-didaktischen Zwecke der Verf. nur untergeordnet. Dieser Zweck läßt sich schon aus der Periode errathen, in der, laut des Titels, die Reise auf den Brocken geschieht. Die tollen Tendenzen unsers neuen, neuesten und allerneuesten a Priori-Schwindels werden hier theils durch Debatten, theils durch Handlungen in das verdiente lächerliche Licht gestellt. Die erste Idee, die philosophische Verkehrtheit der Kantisch-Fichte-Schelling- u. Schlegelschen Schule in einem satyrisch-didaktischen Romane zu veranschaulichen, gehört unstreitig dem Verf. des dicken Mannes, des Sempronius Gundibert und der vertrauten Briefe von Adelheit B**. Seitdem ist sie öfter, wiewohl nicht mit der tiefen Sachkenntniß und dem feinversinnlichenden Spottalente ihres Urhebers, benutzt worden. Die vorliegende Geschichte zeichnet sich indeß durch ei-

re geschicktere und ausgezeichnetere Benutzung der Nicolaischen Idee aus. Der Verf. hat die zu persifflirenden Thorheiten der Verqueerungs- und Verkrüpplungsschule wohl aufgefaßt, und ihre Darstellung durch Wort und That ist ihm auf keine Weise mißlungen. Der Kantianer, Buttervogel, und der Fichtianer, Ostwind, repräsentiren, sowohl debattirend als handelnd, die Inkonsequenzen ihres in verba magistri beschwornen philosophischen Systems mit der den Absichten des Verf. entsprechenden Verlebendigung, und veranlassen mit ihren Widersprüchen, zwischen System und Leben, manche komische Situation. Wären ihre Debatten etwas weniger ausgesponnen, herrschte in der Entwicklung ihrer Charaktere eine dramatischere Lebhaftigkeit, hätte das Komische, das in ihnen liegt, noch einen höhern Zusatz von Salz: so würde die Lächerlichkeit ihres Transcententalwesens noch um viel siegender in die Augen springen. Dieses Verdienst geht überhaupt dem Darstellungstalente des Verf., dem es sonst nicht an Leichtigkeit fehlt, ab. Für den gelungensten Charakter dieses Buches hält Rec. den Berliner Kriegsrath, in dem der gesunde Menschenverstand über den philosophischen, eigentlich Unverstand, einen sehr glorreichen Sieg gewinnt, und die Absurdität des letztern sehr entschieden zum Schweigen bringt.

Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde. Erster Theil. Wien, bey Degen. 1801. 24 Bogen. Zweyter Theil. 1802. 23 Bog. gr. 8. 2 Rt.

Die Idee, den Helden eines Romanes die gesammten Steckenpferde der vier letzten Dezennien des entflohenen Jahrhunderts in unserm Vaterlande dem Publikum vorreiten zu lassen, und so ein vollständiges Gemälde unsrer politischen, literarischen und moralischen Verirrungen aufzustellen, wie sie bey oben stehendem Buche zum Grunde liegt, ist gar nicht uneben, wenn sie nur in einem fähigern, prüfendern, unterscheidendern und gehaltvollern Kopf entstanden wäre, als der Urheber derselben, zu haben, sich rühmen kann. Bey ihm geht alles darunter und drüber, blind in den Tag hinein, ohne den Waizen von der Spreu zu scheiden. Seine sengende Satyre trifft das Verdienst und Unverdienst, das Geniale, wie das Ungenialie, und macht talentvolle Originalität für

die

die sinnlose Nachahmungssucht, die sie, ganz gegen ihre Schuld veranlaßte, verantwortlich; beträuft Wahrheit und Wahn mit einer Lauge, und spottet über Weisheit, wie über Thorheit. Mangel an Urtheilskraft, vorgefaßte Meinungen, Parteylichkeit für seine Religion und sein Vaterland verleiten den Verf. zu den entschiedensten Mißgriffen und den ungerechtesten Ausfällen. Der Dichter des Götz von Berlichingen und des Werthers, wird mit den Urhebern der Sturm- und Drangstücke und der Siegwartischen Ausgeburten in eine Klasse geworfen; der Stifter des Dessauischen Philanthropins, wird des Unfugs wegen, den seine Nachfolger mit dem Erziehungswesen trieben, mit zum Thoren gebrandmarkt, und die Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek und der Berliner Monatsschrift müssen sich, ihres Kampfs gegen Hierarchie und Jesuitismus wegen, eine Rolle neben dem berüchtigten Masius gefallen lassen, der ihnen doch so unähnlich ist, als des Verf. Satyre der Juvenalischen. So gehen seine meisten Streiche in die Luft; sich selbst bindet er die Ruthen, die er Andern binden wollte; seine eigne Thorheit trägt er zur Schau, und es gilt von seiner, wie schon gesagt, gar nicht unglücklichen Idee, was der Prinz in Emilie Galotti zu seinem Kammerherrn sagt: „wenn „der Einfall eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein „gescheuter Mann ausführen."

Uebrigens sind die Steckenpferde, auf denen der Ritter von Unkenbach sich vor der Phantasie des Lesers herumtummelt, an und für sich schon so toll und närrisch, und die Erinnerung daran so lachenreizend, daß die komische Sensation, die des Junkers Reiterey zuweilen auf den Leser macht, dem Verf. als kein besonderes Verdienst angerechnet werden kann. Sein Held beginnt mit der Kraftgenieperiode, empfindet dann à la Siegwart, pädagogisirt, treibt Physiognomie, Oekonomie, Freymaurerey und Rosenkreuzerwesen, legt sich auf Humanität und Publicität; studirt die französische Revolution, wird ein Kantianer, kostet von dem transscendentalen Idealismus; läßt sich nach Brownischem Systeme kuriren, tentirt die bürgerliche Verbesserung der Weiber, und ergiebt sich zuletzt auch dem neuästhetischen Schwindel. Man sieht, die Gallerie der vorgeführten Thorheiten ist reich genug, und kein Mangel an Stoff zu Hogarthischen Gemälden; aber der Verf. verstand es nicht, diesen Reichthum zu benutzen, und

sein Pinsel kleckst, statt zu malen. Ein grosser Theil seines Buches besteht aus Seitenlangen Citationen; Lavaters physiognomische Fragmente, die Kantischen und Fichtischen Schriften werden halbe Bogenweis ausgeschrieben, und sein Roman dadurch dickleibig, ohne Noth. Die gutmüthigste Lesergeduld fühlt sich ermüdet, und die exemplarische Recensententoleranz erschöpft. Erfüllte der Verf. vollends seine Drohung, uns noch einen Theil Unkenbachischer Steckenpferde zu schenken: so möchte Rec. bange werden vor der Möglichkeit, ihn auch lesen zu müssen; in der Angst seines Herzens beynahe rufen: „ist es möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber!"

Hollin's Liebeleben. Roman. Göttingen, bey Dieterich. 1802. 9½ Bog. kl. 8. 12 gr.

Ein wahrer Jammerroman. Der Titel: Hollin's Jammerleben, entspräche daher seinem Inhalte treffender. Der Held und sein Freund, Odoardo, korrespondiren mit einander über ihre Liebschaften. Der erste besonders in einem Tone, der einem das Herz im Leib' umkehrt, so jammerhaft ist sein Geistes- und Herzenszustand, in seinen Freuden, wie in seinen Leiden, in seinem Liebesweh, wie in seinem Liebesjubel. Zuletzt wird er auf seinen Korrespondenten eifersüchtig, was denn sehr tragisch endet. Er hat es nämlich dahin gebracht, daß seine Geliebte das Schillersche Trauerspiel, Maria Stuart, aufführen hilft. Diese übernimmt — sie heißt selbst Maria — die Rolle der schottischen Königinn; er — was sich vermuthen läßt — den Mortimer. Beyde spielen ihre Rollen a Merveille. Besonders gelingt der liebeswüthige Mortimer der Liebeswuth unsers Helden zum Entzücken aller Zuschauer. In der Scene der Gefangennehmung aber treibt er die Illusion des Parterrs aufs höchste. Mit den Worten:

> Geliebte! — Nicht erretten konnt' ich dich,
> So will ich dir ein männlich Beyspiel geben!
> Maria, Heilige, bitte für mich,
> Und nimm mich zu dir in dein himmlisches Leben!

stößt er sich ganz ernsthaft den Dolch in die Brust, und so gut und sicher, daß er wenig Minuten darauf seinen Jammergeist aufgiebt. — Was bedarf es noch weiter Zeugniß über den Geist dieses Autors und seines Machwerks von Roman?

man? Doch, um den Leser vollständig mit beyden bekannt zu machen, hier noch einige Stellen aus seiner Jämmerkorrespondenz:

S. 57. „Es ist doch was Unsinniges mit dem Weiberanzuge. Sie selbst sind immer in der Gefahr zu fallen oder etwas abzureissen; müssen allen lebhaften Sprüngen, allen *Luftfahrten* entsagen, damit das leichte Zeug nicht überfliegt — und wir Männer sind, wie der Ring des Saturns, bey aller Umkreisung in steter Entfernung wegen der Schleppenatmosphäre, und müssen ewig sinnen und rathen, ob denn an dem kleinen Fusse ein *Bein* sitze, oder ob auch *das* nur so ein leichter Modezierrath sey?"

S. 65. „Ich bin der ewige Quell, das ewige Oehl der holden Flamme, in des ich nicht verbrenne, nicht vergehe; in deren Licht ich reingebrannt des Kampfes Wonne schmecke, und hergestellt in der Erinnerung buhle."

S. 88. „Wie doch der Wiederhall den Donner so lieblich aufnimmt und sanfter wiedergiebt. Es ist der *Reim* des Weltgerichts, in dem die Verdammung in Erlösung sich umwandelt."

S. 89. „Wiederum rührte mich einer an, wie das (der) glühende Stahl, *schrieb* auf die Zahl der wallenden Pulsschläge, und befühlte das Knochengerüste des Kopfes."

S. 103. „Ich komme mir, ohne dich, wie ein zerbrochner Pfennig vor, wozu du das andere Stück hast. Ich gelte nichts. Wir beyde verbunden vermehren den Witz im Umdrehen, wie ein Heckepfennig sich selbst." — Punctum, satis.

Angehängt ist diesem Jammergenieprodukte, der Himmel weiß, durch welche Ideenverbindung? eine Biographie aus dem Mémoire historique sur la vie et les ecrits de Horace Benedict Desaussüre par Jean Sennebiet. A Geneve, an IX; die, so sehr sie auch am unrechten Orte steht, den Leser für die Pein der vorhergegangenen Lektüre doch einigermaaßen entschädigt.

Die Grafen von Moor. Ein Familiengemählde. Erster Theil 23 Bog. Zweyter Theil. 17 Bog. Rudolstadt, bey Langbein. 1802. 2 Rh.

Ohngefähr so ein sauberes Stück Arbeit, wie die Bornschenksche Pfarrerstochter von Taubenhayn, (N. Allg. D. Bibl. 71sten Bandes 2tes Stück. S. 362.) Schillers Schauspiel, die Räuber, zu einem ekelhaften Romane ausgesponnen, scheußlich und gräßlich zu lesen! Eine Rotte von moralischen Ungeheuern treibt hier ihr Wesen. Infamieen häufen sich auf Infamieen, und fast jeder Abschnitt enthällt eine Höllennatur. Blut fließt wie Wasser, und gemordet wird ohn' Aufhören. Nur ein ausgeartetes Menschenherz kann die Greuel der Verwüstung, die hier aufgetischt werden, ohne Empörung und Abscheu lesen; nur die verwildertste Phantasie sie aussinnen, und nur die allerunverschämteste Unverschämtheit, Schillers Namen und Schillers Dichtung durch eine solche groteske unnatürliche Darstellung und Ausspinnung brandmarken.

Natalie Normann, das Mädchen im Thale; oder die Gefahren der Einsamkeit. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Jakobäer. 1803. 25½ Bogen. 1 Rh. 12 gr.

Das Mädchen im Thale ist ein junges, auf dem Land' erzognes, unerfahrnes Ding, das durch die Verheyrathung mit einem Manne, der um zwanzig Jahre älter ist, in der großen Welt eingeführt, eine Beute ihrer gereizten Eitelkeit und Sinnlichkeit wird. Ein schändliches Weib von Tante, macht die Kupplerinn, und liefert sie in die Arme eines Wüstlings; sie wird Ehebrecherinn, und sinkt endlich so tief, daß der beleidigte Gatte sie aus seinem Hause verstoßen muß. Sie entflieht, treibt unter der Leitung der Tante das sündige Wesen noch eine Weile fort, kommt dann zu einem Landedelmann, wo der Anblick einer tugendhaften Ehe, sie zur Selbstkenntniß und Besserung bringt. Sie erzählt dem tugendhaften Paare ihre Verirrungen. Glücklicherweise ist der Edelmann ihres betrogenen Gemahles Freund, daher nimmt er sich der gefallnen Sünderinn an, und er und seine edle Gattinn

tinn behalten sie als Gesellschafterinn bey sich. Nach einiger Zeit erobert sie einen Schulmeister, dieser sie; sie wird von ihrem Manne geschieden und des Schulmeisters tugendsame Frau. Hier hat der Leser den Inhalt dieses seynsollenden Romans. Der Verf. hat es damit recht gut gemeint. Seine Natalie soll ein negativer Sittenspiegel seyn; aber sie wird es schwerlich, denn schon die ersten drey Bogen des Buches erschöpfen alle Lust und Liebe, weiter zu lesen. Stoff, Charakteristik und Styl sind gar zu dürftig, und nur die Geduld eines gutmüthigen Recensenten kann es sich abgewinnen, die Lektüre bis zum Ende fortzusetzen.

Sirius, oder Schwärmereyen der Liebe im Augustmonat der Phantasie. Seitenstück zu Lindor und der Fiormona. In zwey Bänden. Hamburg, bey Vollmer. 1803. 16 Bog. kl. 8. 21 Kr.

Die ersten fünf Bogen dieses Büchleins scheinen wirklich unter dem Einflusse des Sternes geschrieben, den der Titel besagt. Der Leser urtheile selbst. S. 2 und 3. beschreibt der Held des Buches den Frühling, wie folget: „Alle Wonne „und der Seeligkeiten erquickendes Sandbad gießt der junge Bräutigam über seine erwachende Tellura aus. — — „Fruchtender gießt er sein ätherisches Herz in sie, die mit „zärtlichem Schmachten an Ihm hängt, wie das Weib, nach „dem Hochzeittage, an dem heißgeliebten Gatten. Immer „noch in seinen Feuerarmen, erglüht sie an ihm, ihre Nerven erstraffen und ihre Fiebern erzittern; vom allmächtigen Galvanismus ätherischen Feuers excitirt, heben höher und höher ihre allmächtigen Pulse. Innig schmiegt sich im Tanze der Horen jeder neue Tag an den verschlungenen, und der Somnambulism von Millionen Leben ist gelößt; alles erwacht im Schooße der Erde und ihrer stärkenden Dunstkugel, angehaucht vom Wärmestoff tragenden Odem des allbelebten Frühlings." S. 4 heißt es: „Mein „Herz überfluthet von dem wallenden Tonmeer überströmender Gefühle, und der höher und höher pulsirenden Quintsextenprogression im Doppelchroma „meiner empfindenden, gebenden und nehmenden „Seele. Meine Augensterne betrinken sich im kri-

 stalli-

„stallinischen Thaubade geperlter Wiesen, und der „Smaragdentinktur über sanfte Kresse hinrollender „Bäche. — Gierig trinken der Lunge dürstende Röh„ren das stärkende Chinadekokt balsamischer Wiesen- u. „Waldgeruchs; rc." S. 5. „Majestätisch erbraußt der Wald „in tiefen, starken Baßtönen, lieblich tönen Lieder in die Dis„kantoktave seiner Wipfel, aus tausend Kehlen ergossen, mit „liebeslötendem Echo, wenn des Waldes Fagott- Hörner- u. „Kontrabaßgebrause verwogt, wie der wilde Gewitter„sturm im Jünglingsgefühl in süße Adagiomelodieen zer„fließt, bey'm ersten Begegnen des geliebten Mädchens: — „— Melodischer schwimmt aus dem belebten Orgelwerke des „Tannen- und Fichtenwaldes, und dem Dämmerung über„döhnten Konzertsaale der Eichen umbüschten Felsengrotte das „süße enharmonische Tonmeer mit dem tönenden Sumsen auf „der Flur durchwirkt (?) an dem Sonanzboden meines „Seele." S. 9, wo von der Erziehung junger, mit einem lebhaften Geiste begabter Leute die Rede ist, lies't man, wie folgt: „Schränkt einen solchen Geist ja nicht ein auf ärmli„che Brodtwissenschaften, er verträgt den Zwang nicht; eigen„mächtig bricht er sich einen Weg durch den gelehrten Eis„pallast, und reißt Lavinen mit sich fort, die auf ihrer „Luftreise Donnerwetter, Schneegestöber und ganze Wolken„brüche voll Unordnung auf die gewöhnlichen Pfannenku„chen-Seelen der Alltagsmenschen herunterdrücken." S. 12. „Rührt dich das Anschaun irgend einer guten That, der „Kupferabdruck einer schönen Seele auf dem Velinpa„pier deiner Empfindungen; verewige sie im unsterbli„chen Liede. u. s. w." S. 43 giebt der Held die Schildrung seiner Schönen: „Ihr Kinn ist nett, ihre Nase in der edel„sten griechischen Form, ach! und ihre Brüste! wie melo„disch, (?) wie reizend, voll, wogend unter dem leichten „Gedeck, und anziehend die männlichen Sinne! — — „Ihr Leibchen ist einladend, und die Form ihrer Lenden „und Waden, so viel sie sich nur durch den weißen Linonar„zug entrathselten, göttlich, unübertrefflich schön, u. s. w." Die Wirkung eines Kusses von dieser melodisch bebuseten und göttlich gelendeten Schöne beschreibt der Empfänger S. 53 so: „Das ganze Inflammabilienkabinet meiner „Seele entzündete, und mein phosphorescirendes „Blut berauschte mein ganzes Ich mit einem Lavabade „nie empfundner Himmel." S. 55 stellt er den gan-

zen

zum Entzückungszustand seiner Seele dar: „Versenkt in das Aetherbad der Göttergefühle meiner Seele, sah und hört ich nichts mehr, als das Tetrachordon der Sphärenharmonie und die poetische Prosa meiner katechorischen Herzensempfindungen. Der Pentateuchus der Schöpfung rollte sich meinen staunenden Augen auf, und die Masora meiner intellektuellen Kraft ergoß sich in hellleuchtenden Feuerzügen über den göttlichdunklen Urtext verworrener Herzgefühle. u. s. w." S. 60 wird der Mond apostrophirt: „Lichtfunken, Mondfläche, von der Sonne des ewigen Lichtpunktes erleuchtet, du, der über den Fluthen meiner Gefühle schwebt, und das chaotische Medusenhaupt meiner Daseynsempfänglichkeit erleuchtet, du planetarischer Abglanz des großen Geistes, wirst auch du in das Nebelbad und die Dunstkugel unbegreiflichen Urstoffs zurücksinken, oder gleich dem gediegenen Quecksilber von Triest und San Albano, aus den aschgrauen Stufen herabträufeln, und das ausgelaugte caput mortuum der langsamen Zersetzung und Verwitterung unbekümmert überlassen? Wird mit der Mazeration deiner zellulösen Wohnung auch dein Glanz vernichtet, und vergehst du in ein langes Nichts, vertrieben aus deinem Gewölbe und dem organischen Körper, oder versteckst du dich nur auf eine Zeit zur Verpuppung, wie dieser Mond, um neuglänzend wieder hervorzutreten, und einen neuen Lauf um die Sonnenbahn deines Schicksals und der Lebensephemere deines Glücks und Unglücks zu beginnen?"

Wenn diese Siriusspukereyen nicht, etwa satyrische Parodieen auf die gegenwärtig kursirende poetische Genialität, sondern bitterer Ernst und verunglückte Kopieen der Jean Paul Richterschen Art und Kunst sind: so ist wohl nie, selbst in unsrer neuästhetischen Tollheitsperiode nicht, ein größeres Vorrath von Bedlams Poesie auf so wenigen Bogen gehäuft worden, als auf den hier bezeichneten. Zu Ehren des Verfassers, hofft Rec. das erste; denn das Büchlein ist noch nicht vollendet, und gleich nach den hier berührten brieflichen Ergießungen — a la Jean Paul Richter Posttage genannt — folgt eine Erzählung der Heldinn des Romans, die wenigstens von den zur Probe gelieferten Verstandesverirrungen ziemlich rein ist. Rec. spart daher, um nicht zu voreilig abzusprechen, sein Urtheil, bis ihn der zweyte Theil des Ro-

mans über die Tendenz des Verf. völlig aufgeklärt hat. Was aber die eben erwähnte, gleichfalls noch nicht vollendete Erzählung betrifft: so fehlt es ihr, trotz allen darin vorkommenden Abentheuern und Verwicklungen, doch durchaus an Interesse, und das läßt denn auch, die Tendenz des Verf. sey bey seinem Buche, welche sie wolle, die geglückten Parodieen — vorausgesetzt, daß es Parodieen seyn sollen — abgerechnet, von dem Ganzen nicht viel Preiswürdiges erwarten.

Wr.

Schöne und bildende Künste.

Niederrheinisches Taschenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten. 1803. Herausgegeben von Fr. Mohn. Düsseldorf, bey Schreiner. 1803. 14 Bogen. Mit Kupfern. 12. 1 Rt. 20 gr.

Dieses Taschenbuch macht sich durch reichhaltigen, gut gewählten und zweckmäßig bearbeiteten Inhalt, und ein schönes geschmackvolles Aeußere, einer rühmlichen Auszeichnung unter seinen zahlreichen Mitbewerbern, werth.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind die: „über den „Zweck und die Anwendung der Kunst, von dem „Wohlgefallen an der menschlichen Schönheit, und „die Beschreibung einiger Gemälde der Düsseldorfer „Gallerie, nebst Nachrichten von ihren Meistern, vorzüglich wohl gerathen. Insbesondere kann die letztere zum Muster dienen, wie man in gedrängter Kürze instruktive Beschreibungen von Kunstwerken liefern kann.

Von den Dichtern, welche (leider nur zu zahlreich!) ihr poetisches Füllhorn hier geleert haben, sind Schreiber's, Burr's, J. Maus's (der Bauersmann), und Kuhn's Beyträge, die gelungensten. Einen der kürzesten wollen wir abschreiben.

Der Tod des Aberglaubens.

„Der Aberglaub' schlich abgezehrt und mager
„Schon Jahre lang im Land' umher.

„Nun

»Nun schüttet man ihn gar aufs Todtenlager,
»Und allenthalben heißt's: »»er ist nicht mehr!««
»Die Dummheit flicht ihm Sterbekränze,
»Und die Vernunft gräbt ihm das Grab.
»Die Wahrheit liest uns seinen Wandel ab,
»Das Leichenfest beschließen Tänze.“

J. Mank.

Die beygefügten, vortrefflich gezeichneten und gestochenen Kupfer sind verkleinerte Kopien von Meisterwerken des van der Werff, Poussin, Dughet, Crayer, Loth und Both, welche sich in der Düsseldorfer Gallerie befinden.

Auch Druck, Papier und Einband sind sauber und nett.

Gl.

Artistische Versuche von *J. F. Bolt. Zwey Lieferungen.* Berlin, bey Maurer. 1801. gr. 4. 2 Rthlr.

Jede dieser Lieferungen, giebt auf acht Blättern, mancherley theils ausgeführte, theils nur skizzirte, liebliche und anziehende Phantasiegebilde eines genialischen Künstlers. Man findet hier das sichtlich con amore gearbeitete Bildniß seines Vaters, mehrere trefflich gruppirte Scenen, Abbildungen Flecks und Ifflands, als Graf Belcoster und Ehrecht in den Malern, einige Studien, Karrikaturen und Attitüden etc., alles eben so glücklich erfunden, als vorzüglich dargestellt.

Za.

Untersuchungen über die Baukunst der Aegypter, und über das, was die Griechen von dieser Nation wahrscheinlich angenommen haben. Von Joseph del Rosso, Baumeister des Großherzogs von Toscana etc. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Valentini. Chemnitz, bey Tasche. 1801. VIII und 352 Seiten. 8. 1 Rthlr.

Der Verdeutscher des gegenwärtigen Werks, von dessen Uebersetzungsexemplar die Vorrede des Verf. verloren war, (konnte er sie sich denn nicht wieder verschaffen?) — kann uns in der seinigen bloß sagen, daß es schon im Jahr 1787 in Florenz erschien, und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen ward, und daß der Verf. ihm zu dem Vorhaben der Uebersetzung ein mit Verbesserungen und Zusätzen versehenes Exemplar sandte. Uebrigens erfahren wir nichts, weder von dem Plan des Verf. bey seiner Arbeit, — außer daß die Schrifft zur Konkurrenz einer von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften publicirten Preisaufgabe im J. 1785 bestimmt, und vielleicht deßwegen in mehrern Kapiteln so oberflächlich und kurz behandelt ist — noch von den neuern Quellen, welche er bey der Ausarbeitung benutzte, wovon jedoch einige hie und da im Text vorkommen. Uebrigens hat der Uebersetzer den Zeitpunkt der Herausgabe dieser Schrift nicht sonderlich gewählt, da wir, seit dem von unterrichteten Gelehrten und Kunstverständigen begleiteten französischen Heerszuge nach Aegypten, vollständigere und gründlichere Werke über alle diese Gegenstände zu erwarten haben, die an der Quelle selbst geschöpft sind.

Folgendes ist, so weit es der Plan unsrer Bibliothek bey Anzeigen von Uebersetzungen gestattet, die allgemeine Uebersicht des Inhalts dieses Werkes, das immer als belehrend und nützlich gelten kann, wenn wir die ebenbenannte Rücksicht dabey nicht annehmen. Nach einem in vier Abschnitten gegebnen koncentrirten Ueberblick der Geschichte der ägyptischen Baukunst, und der damit verwandten wissenschaftlichen und mechanischen Kenntnissen der Aegypter, nach verschiednen Zeitpunkten ihrer Fortschritte, geht der Verf. in 9 Kapiteln die einzelnen Zweige und Gegenstände der Baukunst der Aegypter durch. Nämlich: die unterirdischen Gebäude; — die Wasserbaukunst; — die Obelisken; — die Tempel; — die Mausoleen; — die Pyramiden; — das Labyrinth; — die Kriegsbaukunst; — die Mechanik, und schließt mit guten, gedachten und ausführlichen allgemeinen Bemerkungen über die ägyptische Architektur, sowohl in Ansehung der Konstruktion der Gebäude, als auch ihrer Verzierungen. — Nach dieser Beantwortung des ersten Theils der Frage der französischen Akademie, über den Zustand der Baukunst bey den Aegyptern, folgt nun die des zweyten Theils

der

her Aufgabe: was die Griechen von der ägyptischen Baukunst entlehnt haben, worin in mehreren Abschnitten gezeigt wird: wenn und wie die ägyptische Kunst nach Griechenland verpflanzt ward, und welchen bedeutenden Einfluß sie auf die erste Bildung des Geschmacks der Griechen in der Architektur hatte, in welchem sie bald auf eignem Wege zur Vollkommenheit fortschritten.

Sta.

Dädalus und seine Statuen: ein pantomimischer Tanz. Bey Gelegenheit einer Karnevals-Feyerlichkeit, welche am 23sten März 1802 im Palais Sr. K. Hoheit des Pr. Ferdinand von Preussen statt hatte. Herausgegeben von *A. Hirt*, Königl. Preuss. Hofrath etc. Mit 12 Kupfern. Berlin, bey Sander. 1802. 24 S. 4. 4 Rg.

Die Wiederherstellung des Prinzen Ferdinand von Preußen von einer bedenklichen Krankheit, veranlaßte die Karnevalsfeyerlichkeit, wovon der Erfinder Herr Hofr. Hirt in den gegenwärtigen Blättern eine Beschreibung liefert. Er erhielt vom Hofe den Auftrag, die Idee zu dem festlichem Tanz anzugeben, welcher von vielen Gliedern des königlichen Hauses und von andern Standespersonen aufgeführt werden sollte, mit der Aeußerung: „man werde es gerne sehen, „wenn etwas von zu belebenden Statuen darin vorkä„me.“ H. Hirt wählte die Fabel des Dädalus zur Ausführung, dieser allerdings mit mehrseitigen großen Schwierigkeiten verbundnen officiellen Aufgabe. Wie er sie gelöset hat, darüber vermag eigentlich nur ein Zuschauer, der zugleich Kunstkenner ist, ganz zu entscheiden. Die Rechenschaft, welche er in dieser publicirten Schrift über seinen Plan und über dessen Ausführung giebt, würde allerdings zu mannichfaltigen Bemerkungen Raum geben, wenn einerseits der Verf. nicht schon selbst der Kritik mit eignen Betrachtungen begegnete, und seine durch den bestimmten Auftrag sehr genirte Lage als Kompositeur des Ballets, anderseits nicht Vieles entschuldigte. — Durch die Kupfer, welche eben so schlecht und steif gezeichnet, als beynahe im Bilderbudengeschmack illuminirt sind, erhält man nun vollends eine äußerst schwache Idee,

die

die dem Ganzen nichts weniger, als vortheilhaft ist. — Wir müssen uns hier also dieß mit einer Anzeige der dargestellten zehn Gruppen, welche durch das Schöpferwort der schönen Minerva belebt wurden, begnügen. 1. Aesculap und Hygea; 2. Theseus und Antiope; 3. Iason und Medea; 4. Hippomenes und Attalanta; 5. Bacchus und Ariadne; 6. Cephalus und Aurora; 7. Perseus und Andromeda; 8. Orpheus und Euridice; 9. Pelops und Hippodamia; 10. Boreas und Orithyia. — Die Rolle der Minerva war von der regierenden Königinn von Preußen selbst übernommen. „Die Göttinn," sagt der Verf., „begnügt sich nicht die Geliebte des Dädalus beseelt zu haben, sie will die physische „Erziehung derselben auch fortsetzen, und gleichsam vollen„den. Erstlich lernen die Neubelebten unter ihrer Leitung „sich in vollen Massen und anmuthigen Gruppirungen be„wegen; und dann werden sie von ihr selbst zu Reihn und „Tänzen angeführt u. s. w."

Der Kapellmeister Hr. Righini komponirte die Musik zu dem pantomimischen Tanz, und der königliche Solotänzer Telle ordnete die Gruppirungen und die Pantomime selbst.

Go.

Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten. Göttingen, bey Dieterich, 1801. 180 S. 8. 12 gr.

Eine Eintheilung in Sard, Onyx und Sardonyx kann nicht leichte statt finden, da diese Steine so nahe mit einander verwandt sind. Der Sard, der S. 11 als weiblich angegeben ist, ist mit dem Cornalin oder Carneol so nahe verwandt, daß es unmöglich ist, zwischen beyden eine Gränzlinie zu ziehen und bestimmt sagen zu können: dieser Stein heißt Sard und jener Cornalin; denn der geringere Sard ist feiner Cornalin, und der feine Cornalin ist geringer Sard. Der hier als männlich angegebene Sard ist eine ganz andere Steinart, und wird mit dem weiblichen nie in einem und ebendemselben Stücke beysammen gefunden.

Bey den von den Alten verarbeiteten Steinen, müssen wir uns mit den Beschreibungen der wenigen Schriftsteller begnü-

Zeichnungen, die davon handeln, und die wohl nicht immer die größten Kenner seyn mochten, besonders wenn wir ihre Beschreibungen mit den größern Fortschritten der Neuern vergleichen.

Zu unsern Zeiten bekommen wir die Cornaline und Onyxe gemeiniglich durch Ostindienfahrer; aber wir können sie oft näher haben, da in den beyden Lausitzen, und fast in ganz Kursachsen welche gefunden werden, die an Farbe, Dunkelheit und Feuer zuweilen, und an Feinheit der Masse, fast stets den orientalischen beykommen. Diejenigen Steine, welche roh aus Ostindien zu uns kommen, haben durchgängig Kartoffelform, und sind äußerlich mit einer schwarzgrauen groben Rinde umgeben. Hinter dieser Kruste sind sie mehrentheils am dunkelsten, zugleich am durchsichtigsten, und enthalten oft den schönsten Sard; gegen die Mitte zu werden sie gewöhnlich blässer, hornartiger und undurchsichtiger, und enthalten Cornalin. Doch hat dieses auch seine mannichfaltigen Abweichungen. Uebrigens ist der Fall nicht unerhört, daß aus einem einzigen rohen orientalischen Steine ein schöner Sard, ein Cornalin, und ein Sardonyx ausfällt.

Völlig durchsichtig und klar, wie Krystall, (welches S. 24 gesagt wird) können Sarde nicht füglich genannt werden; denn etwas Hornartiges haben sie alle, und müssen es haben, so lange sie den Namen Sard führen.

Zu S. 21 will Rec. nur so viel sagen, daß das Klima zwar allerdings sehr viel zur Feinheit der Naturerzeugnisse beytrage; aber die Erfahrung lehrt, daß man einem Steine nicht deßwegen ein anderes Vaterland anweisen dürfe, weil er dunkler oder leichter, heller oder trüber ist, denn wie oft sieht man nicht, wie eben gesagt worden ist, daß in einem einzigen rohen Stücke auswendig der schönste Sard und inwendig der trübste Cornalin gefunden wird?

S. 35 kann Rec. nicht zugeben, daß eine schöne Arbeit neu seyn muß, wenn sie nicht auf einem schönen Steine ist; denn sollten nicht alte und neue Künstler oft Steine bearbeiten, die man bearbeitet zu sehen wünscht, wenn sie auch eben nicht schön sind? Folgender Vorfall bringt Rec. auf diesen Gedanken. Vor einiger Zeit besuchte Rec. einen der größten Steinschneider Deutschlands. Er war nicht lange bey ihm, als ein gewisser Mann von hohem Range hineintrat, dem

Kunst-

ler einen sehr mittelmäßigen Stein zeigte, und ihn bat, etwas Interessantes, das er ihm vorschrieb, hineinzuschneiden. Der Künstler stellte ihm vor, daß dieser Stein die Ehre nicht verdiene; aber er erhielt zur Antwort, daß, so unbedeutend der Stein auch seyn möchte, er dennoch in seinen Augen wichtig wäre, da er ihn an einem ihm sehr merkwürdigen Tage und höchst interessanten Orte gefunden habe. Ohne weiteres Bedenken übernahm nun der Künstler die Arbeit, führte den ihm vorgeschriebenen Gedanken äußerst glücklich aus, und jener vornehme Mann trägt noch jetzt diesen Stein in einem Ringe. Sollten dergleichen Fälle nicht auch vor Alters vorgekommen seyn?

Was die Käfer anlangt, von welchen der Verf. S. 41 redet: so waren alle diejenigen, welche Rec. gesehen hat, (und deren sind mehr als funfzig) von schönem Cornalin oder von geringem Sard, so wie die türkischen Petschafte mit arabischen Schriftzügen; vielleicht könnte man daraus schließen, daß beydes Landsleute wären.

Zu S. 51 muß Rec. erinnern, daß oben erwähnter Künstler wirklich gelbe, und zwar schöne zitrongelbe Cornalins besitzt; und weiße Stücken dieser Art findet man nicht sogar selten in den kartoffelförmigen rohen orientalischen Cornalins.

S. 52. Im weitläuftigen Sinne sind alle Hornsteine Achat, sie mögen eine Farbe haben, welche sie wollen, und die Chemnitzer Steine, so hochroth sie auch seyn mögen, kann man nicht wohl Cornalins nennen, denn sie übertreffen zwar die orientalischen weit an Härte, haben aber das Zarte und Feine nicht; welches freylich besonders nur derjenige fühlt, der beyde bearbeitet.

Bey S. 59 und 60 frägt sichs: wie werden diejenigen Steine genennt, welche die Dunkelheit des männlichen Geschlechts, und die durchscheinende gelbe Farbe des weiblichen in minderem Grade haben, und wie dunkel muß jener, wie durchsichtig dieser seyn, um beyde Geschlechter unwidersprechlich zu benennen? giebt es nicht auch Zwitterarten unter den Steinen, und woran erkennt man diese?

Was den Hyacinth anlangt: so ist dieser ein stark gefärbter Topas; der Topas ein gefärbter Krystall; der Karfunkel ein tief gefär-

gesättigter Topas oder Hyacinth; und keiner von diesen gehört unter die halbdurchsichtigen oder Hornsteine, sondern unter die glanzbrüchigen und ganz durchsichtigen.

Bey Gelegenheit des Onyx (S. 61 u. ff.) werden unsern Lesern hoffentlich einige praktische Anmerkungen nicht unangenehm seyn. Die Onyche kommen auch in Form und Gestalt der Kartoffeln zu uns; daß aber auch zuweilen große Stücken gefunden worden sind, beweisen die Gefäße, die wir hier und da antreffen. Diese Steine haben fast alle das Ansehen der Flußsteine mit abgerundeten Kanten, und sind äußerlich glätter als die vorerwähnten. Von außen sehen sie oft schön braun; aber diese Bräune geht sehr selten tief in den Stein hinein, verliert sich in ein angenehmes sanftes Gelblichgrau, und der geringste oder graueste sieht, wenn man ihn gegen das Licht hält, dennoch fein und etwas feurig. Die schönsten darunter sind zwar nur mittelmäßig gegen die zu nennen, welche aus dem Alterthume mit gut gearbeiteten Köpfen oder Figuren auf unsere Zeiten gekommen sind; aber doch finden wir, daß es die nämliche Steinart ist.

Plinius hat sehr unrecht, wenn er behauptet, daß alle Onyche die Farbe des Chrysolith, des Sard und des Jaspis haben und haben müssen; denn ein Stück hat eine gelbe Sättigung, die so blaß ist wie Topas, doch allemal hornartig; ein anderes ist dunkler gesättigt und fällt ins Braune. An manchem Stücke ist äußerlich ein ganz undurchsichtiger leimfarbiger Anschuß oder Anwuchs, der gar nicht zu dem Stücke, woran er hängt, zu gehören scheint, und doch so feste daran hängt, daß man ihn durch Schlagen nicht abbringen kann. Dieser Anschuß ist, seiner Undurchsichtigkeit wegen, mit Recht Jaspis zu nennen; aber im Bruche ists doch Hornstein, hat im Arbeiten alle Feinheit und Dichtheit des Onyx, und kann mit Recht an einem Camee Jaspony heißen.

Um nun auch mit dem Verf. (S. 79.) auf den Sardonyx zu kommen: so muß man merken, daß beyde Steinarten, Onyx und Sardonyx in einem und demselben rohen Steine beysammen seyn können, und daß nicht alle gestreifte Steine, wenn die Streifen auch noch so scharf und deutlich von einander abstechen, nicht den Namen Onyx, noch weniger den Namen Sardonyx verdienen, man mag dagegen sagen was man wolle. Die Handstücker Achate sind auch, und zwar mannich-

mannichfaltig gestreifst; aber sie sind und bleiben Achate, und verdienen den edeln Namen Onyx und Sardonyx nicht, obgleich bisweilen sich Stückchen darinnen befinden, die auf diesen Namen Anspruch machen können. — Die höchste Schönheit eines Sardonyx besteht besonders darinnen, daß die weiße Schicht oder Lage gleichsam stroff zwischen zwey dunkle eingeengt ist, oder sich an die eine fest anschließt. Diejenigen Onyche, oder Sardonyche, woraus die (S. 94) bekannten Gefäße sind, sind mehr wegen der vortrefflichen Steinschneiderarbeit und wegen der Größen, als der Farben wegen, schätzbar. Unter den vielen Onychen und Sardonychen, die Rec. gesehen und betrachtet hat, befand sich nur ein einziger dreyfarbiger, an welchem ganz ungezwungen die dunkle obere Schicht zu einem Pferde, vor einer Biga angewendet war; die Victorie, der Wagen und das zweyte Pferd waren weiß, die Area ganz dunkel und beynahe schwarz.

S. 105 wird sehr unrichtig gesagt, daß seit Pichlers Tode, und seit der Plünderung Italiens, die Glyptik in einen unthätigen Schlaf versunken sey; denn so lange ein Tittelbach lebt, kann man dieses nicht sagen.

Der S. 105 und 106 erwähnte arabische Sardonyx verdient weder den Namen Onyx noch Sardonyx; denn es ist offenbar weiter nichts, als ein zweyfarbiger Achat.

Der S. 126 angeführte isländische gestreifte Stein verdient bey weitem nicht den Namen Onyx; denn seine Farbe ist gleichsam kalt; aber doch hat Rec. aus einem solchen Steine Stückchen herausschneiden sehen, die sich unter den Onychen und Sardonychen verlieren.

Die S. 136 erwähnten Kunstgriffe kennen die neuen Künstler auch, und sie bedienen sich derselben so gut wie die alten, daher man auch bey Kaufung gefaßter Steine, besonders der so beliebten Chrysoprase, sehr leicht betrogen werden kann. Und was des Plinius Nachricht von verfälschten Sardonychen anlangt: so sind jetzt die Hundsrücker Achate zu Sardonychen erhoben worden, da man aus denselben mit leichter Mühe dreyfarbige Cameen machen kann; denn die schöne weiße Linie, die sich zum Fleisch am besten schickt, gränzt mehrentheils links und rechts an Chalcedon, oder auf einer Seite an eine graue oder röthliche Lage. Ist nun das Graue oder Röthliche satt genug, um Gewand, Haare, Bart, Helm, Schild,

Schilde u. s. w. daraus zu machen: so wird dieses der Kameist benutzen, und den untern weißen, zum Grunde gelassenen, Chalcedon sehr dünne abziehen, dann ein dunkles Plättchen Rauchtopas, oder Lava vom Hekla, daran fest kitten, und auf diese Weise einen dreyfarbigen Kamee herstellen, fassen lassen, und als Seltenheit verkaufen, wie es häufig geschieht.

So fleißig übrigens, und mit so vieler Sachkenntniß, dieses Buch geschrieben ist: so hat es doch diesen Fehler, daß der Verf. desselben dem bekannten D. Brückmann zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, der doch selbst ein starkes Naturalienkabinet besaß, und also zu einer gründlichen Beurtheilung Vieles vor sich hatte. Rec. weiß auch aus eigner Erfahrung, daß Brückmanns Behauptungen, die er oft prüfte, auf eigne Erfahrungen gegründet sind.

Rh.

Musik.

Kleines Handbuch der Musiklehre und vorzüglich der Querflöte. Aus den besten Quellen geschöpft von Andreas Dauscher. Mit Tabellen. Ulm. 1801. gr. 8. Ohne Dedikation und Vorrede 148 S.

Wenn aus den besten Quellen schöpfen, so viel heißt, als ganze Seiten ohne zweckmäßige Auswahl und gehörige Prüfung, aus allgemein bekannten Büchern wörtlich ab- oder ausschreiben: so müssen wir Hrn. D. das Zeugniß geben, daß er seinen Endzweck bey dem vorliegenden kleinen Handbuche in einem vorzüglichen Grade erreicht hat. Denn wir würden ganze Bogen mit solchen buchstäblich abgeschriebenen Stellen ausfüllen können. Zum Beweise rücken wir nur einige Perioden ein:

Sulzer, (allgemeine Theorie s. unter Noten.)	Das vorliegende Lehrbuch, S. 22.
Noten sind willkührliche Zeichen, wodurch die ein Tonstück ausmachende Reihe der Töne, nach eines jeden Höhe und Tiefe sowohl, als nach	Die Noten sind willkührliche Zeichen, wodurch die ein Tonstück ausmachende Reihe der Töne, nach eines jeden Höhe und Tiefe sowohl, als nach

seiner Dauer angedeutet wird. Sie sind für den Gesang, was die Buchstaben für die Rede. Ehe für diese beyden Sprachen die Zeichen erfunden worden, konnte weder Gesang noch Rede geschrieben werden, und man mußte sie durch wiederholtes Hören dem Gedächtniß einprägen, um sie zu wiederholen.

Sulzer, unter Schlüssel.

Der Schlüssel trägt den Namen eines der Haupttöne unsers diatonischen Systems, und zeiget an, daß die Noten, welche auf der Linie stehen, die den Schlüssel durchschneidet, denselben Ton andeuten, dessen Namen der Schlüssel trägt; die andern Noten aber bezeichnen denn Töne, die um so viel diatonische Stufen höher oder tiefer, als der Schlüsselton liegen, u. s. w.

Sulzer, unter Takt.

Es ist sehr leicht zu fühlen, aber desto schwerer deutlich zu erkennen, daß ohne Takt ꝛc. kein Gesang möglich sey. Wir müssen, um das Wesen und die Wirkung des Taktes zu entdecken, nothwendig auf den Ursprung der Musik und des Gesanges besonders zurück sehen. Die Musik gründet sich auf die Möglichkeit, eine Reihe an sich gleichgültiger Töne, deren keiner

für

nach seiner Dauer angedeutet wird. Sie sind für den Gesang, was die Buchstaben für die Rede. Ehe für diese beyden Sprachen die Zeichen erfunden wurden, konnte weder Gesang noch Rede geschrieben werden, und man mußte sie durch öfteres Hören dem Gedächtniß einprägen, um sie zu wiederholen.

Vorliegendes Lehrbuch. S. 24.

Der Schlüssel trägt den Namen eines der Haupttöne unsers diatonischen Systems, und zeiget an, daß die Noten, welche auf der Linie stehen, die den Schlüssel durchschneidet, den Ton andeuten, dessen Namen der Schlüssel trägt; die andern Noten aber bezeichnen denn Töne, die um so viel diatonische Stufen höher oder tiefer, als der Schlüsselton liegen, u. s. w.

Vorlieg. Lehrb. S. 25.

Es ist (sehr) leicht zu fühlen, aber desto schwerer deutlich zu erkennen, daß ohne Takt kein Gesang möglich sey. Wir müssen, um das Wesen und die Wirkung des Taktes zu entdecken, nothwendig auf den Ursprung der Musik und des Gesanges besonders zurück sehen. Die Musik gründet sich auf die Möglichkeit, eine Reihe an sich gleichgültiger Töne, deren keiner für sich et-

was

die sich etwas ausdrückt, zu einer leidenschaftlichen Sprache zu machen u. s. w.	was ausdrückt, zu einer leidenschaftlichen Sprache zu machen u. s. w.

Aus ebenderselben Quelle und auf die nämliche Art schöpfte Hr. D. auch bey den Artikeln Pause, (S. 29.) Triole, (S. 32.) Sextole, (S. 33.) Ton, (S. 39.) u. a. m. —

Weiter unten, nämlich S. 45. ff. hat unser Kompilator — wenn dieser Ausdruck nicht zu gelinde ist — aus Knechts Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses geschöpft. Auch hiervon rücken wir einige Stellen zum Beweise ein:

Knecht, S. 11.	Dauscher, S. 45.
Wenn die sieben Haupttöne stufenweis nach einander folgen: so heißet man dieses eine Tonleiter.	Wenn die sieben Haupttöne stufenweise auf einander folgen: so heißet man dieses eine Tonleiter.
Es giebt in der Ausübung eigentlich nur zwey Arten von Tonleitern, nämlich die natürliche (diatonische) und die vermischte (chromatische.)	Es giebt in der Ausübung eigentlich nur zwey Arten von Tonleitern, nämlich die natürliche (diatonische) und die vermischte (chromatische.)
(S. 12.)	(S. 46.)
Die natürliche (diatonische) Tonleiter hat sieben Töne, welche theils aus ganzen, theils aus großen halben Tönen bestehen, und ist entweder hart oder weich. (Nun folgen Beyspiele und Erläuterungen.)	Die natürliche oder diatonische Tonleiter hat sieben Töne, welche theils aus ganzen, theils aus großen halben (Tönen) bestehen, und ist entweder hart oder weich. (Hier folgen ebenfalls Beyspiele.
(S. 14.)	(S. 46.)
Die vermischte (chromatische) Tonleiter hat zwölf Töne, welche theils aus kleinen halben, theils aus großen halben Tönen bestehen. (Beyspiele.)	Die vermischte oder chromatische Tonleiter hat zwölf Töne, welche theils aus großen halben, theils aus kleinen halben Tönen bestehen. (Beyspiele.)

Eine dritte Tonleiter ist noch möglich, welche zwar in der Ausübung, besonders auf dem Klavier, entweder gar nicht, oder höchst selten, und nur in freyen Fantasien, Recitativen u. dgl. statt findet. Man könnte sie die enharmonische nennen, wenn sie nicht auch mit großen halben und kleinen halben Tönen vermenget wäre. Demnach kömmt ihr die Benennung der chromatisch-enharmonischen Tonleiter zu.

Von den Tonverbindungen.

Wenn Töne mit einander verbunden werden, wie z. B. c mit d, c mit e, c mit f, c mit g, c mit a, c mit h: so heißet man dieses nach der Voglerschen Terminologie Tonverbindungen, welche sowohl in der natürlichen, als vermischten Tonleiter begriffen sind; und nach dem alten Tonsystem bisher Intervalle genannt wurden.

Es giebt nach dem Voglerschen Tonsystem 18 ächte und in der Ausübung anwendbare Tonverbindungen u. s. w.

spiele.) Eine dritte Tonleiter ist noch möglich, welche zwar in der Ausübung, besonders auf dem Klaviere, entweder gar nicht, oder höchst selten, und nur in freyen Fantasien, Recitativen u. dgl. (statt) findet. Man könnte sie die enharmonische nennen, wenn sie nicht auch mit großen halben und kleinen halben Tönen vermengt wäre. Demnach kömmt ihr die Benennung der chromatisch-enharmonischen Tonleiter zu.

Von den Tonverbindungen.

Wenn Töne mit einander verbunden werden, wie z. B. c mit d, c mit e, c mit f, c mit g, c mit a, c mit h: so heißet man dieses nach der Voglerischen Terminologie Tonverbindungen, welche sowohl in der natürlichen als vermischten Tonleiter begriffen sind, und nach dem alten Tonsystem bisher Intervalle genannt wurden.

Es giebt nach dem Voglerischen Tonsystem 18 ächte und in der Ausübung anwendbare Tonverbindungen u. s. w.

Schon hieraus erhellet zur Genüge, daß Hr. D. abschrieb, ohne auch nur einen Buchstaben abzuändern, oder, da wo es nöthig gewesen wäre, berichtigende Anmerkungen beyzufügen. Auf diese Art ist in der That nichts leichter, als die Büchermacherey. — Nunmehr kommt die Reihe in Ansehung des Abschreibens an Quanzens und Tromli-

tzens

[illegible] Schwächen. — Wir können uns jedoch nicht überwinden, noch mehrere solche wörtlich abgeschriebene Stellen als Belege unsrer Behauptung einzurücken. Hoffentlich werden uns die Leser, nach den bereits gegebenen Proben davon, um so viel eher aufs Wort glauben, da Hr. D. in der Vorrede selbst sagt, daß er vorzüglich aus Quanzens, Tromlitzens und Sulzers Büchern geschöpft habe. Knechts, Marpurgs und andre Werke muß er dabey zu erwähnen, vergessen, oder sie aus andern Ursachen verschwiegen haben. „Er, als Di-„lettante, würde sich niemals haben überreden lassen, die „Presse mit diesen Blättern zu beschäfftigen (?), wenn unter „den Millionen (!?) Büchern schon viele wären, die den „Anfängern der Musik, besonders der Flöte, von allen in die-„ser Kunst vorkommenden Dingen auf eine sehr kurze, leich-„te und wohlfeile Art deutliche und richtige Begriffe beybrin-„gen könnten. Er gab diese Bogen seinen musikalischen „Freunden zu lesen; sie baten ihn darauf, dieses daraus „(woraus denn?) entstandene kleine Handbuch der Musik, „wo möglich zum Drucke zu befördern, weil sie nicht Zeit „hätten, es abzuschreiben ꝛc.“ Was doch das musikalische Publikum den wißbegierigen Freunden des Herrn D. zu ver-danken hat! — daß es ihm aber selbst an den nöthigen Kennt-nissen und an gehöriger Urtheilskraft fehlt, davon hier nur die folgende (S. 21) merkwürdige Stelle: „Das 18te Jahr-„hundert war es, welches eine Menge sehr großer, sowohl „theoretischer als praktischer Musiker hervorgebracht hat. „Man erlaube mir, die berühmtesten davon anführen zu „dürfen; als: einen Adlung, Agricola, Anfossi, die „Bache, die Benda, einen Bianchi, von Böcklin, „Brandt, Christmann, Cimarosa, Clementi, von „Dittersdorf, Forkel, Graf, Graun, Glück, Gyro-„wetz, Händel, Hayde, Hiller, Hofmeister, Jo-„melli, Kirnberger, Knecht, Kotzeluch, Marpurg, „Mattheson, L. Mozart, W. A. Mozart, Nau-„mann, Neubaur, Nichelmann, Paesiello, Pachel-„bel, Pergolesi, Piccini, Pleyl, Prinz, Quanz, Rhein-„hardt, (?) Riedt, Rolle, Rosetti, Sacchini, Sarti, „Salieri, Schiebe, Schulz, Seyfert, Tromlitz, Vo-„gel, Vogler, Walther, Winter, Werkmeister, Wra-„nitzky ꝛc.“ Unsre Leser sehen hieraus, daß Hr. D. ver-schiedene Männer mit aufführt, die doch gewiß nicht zu den berühmtesten des 18. Jahrhunderts gehören; dagegen feh-

 len

len sehr viele andere, die mit ungleich größerm Rechte, und
zum Theil ohne allen Widerspruch, darunter gezählt zu
werden verdient hätten. — Was Hr. D. über die Flö-
te insbesondere sagt, ist größtentheils aus Quanzens und
Tromlitzens Werken schon längst bekannt; Vieles davon hätte
aber noch einer Berichtigung bedurft, wozu es uns jedoch
hier an Platze fehlt. Bloß noch das Inhaltsverzeichniß rü-
cken wir ein, damit die Leser wenigstens erfahren, wovon in
diesen Bogen gehandelt worden ist. Erster Abschnitt. Ein-
leitung in die Musik; a) Erklärung; b) Zweck; c) Mittel;
d) Anwendung; e) Nutzen; f) Eintheilung; g) Lern- und
Lehrart; h) Geschichte der Musik. (Alles sehr dürftig.)
Zweyter Abschnitt. Begriff der allgemeinen Bezeichnung und
Benennung der Musik: a) Noten; b) Schlüssel; c) Takt;
d) Pausen; e) andre gewöhnlichste Zeichen; f) musikalische
Kunstwörter. (Man sieht, daß hierbey nicht einmal die Ue-
berschrift: Begriff etc. richtig und gut gewählt ist. Auch feh-
len sehr häufig die unumgänglich nöthigen Erklärungen. Wie
kann z. B. der Lernende ohne irgend eine beygefügte Erklä-
rung wissen, was die Kunstwörter Baritono, Pandora,
Pantaleon (S. 36.), Flageolet, Antiphonien, Fanfare
(S. 37.) und andere mehr bezeichnen?) Dritter Abschnitt.
Von der theoretischen Tonkenntniß: a) Von den Tönen
überhaupt; b) Tonleitern; c) Tonverbindungen; d) Wohl-
und Uebelklängen; e) Tonarten; f) Akkorde; 1) Wohlklin-
gende Stammakkorde; 2) deren Umwendung. (Größten-
theils zu kurz und sehr unbefriedigend. Hierzu rechnen wir
unter andern das, was S. 45 von den ganzen, halben und
Vierteltönen gelehrt wird. Zuweilen widerspricht sich Hr. D.
unvermerkt selbst. So schreibt er z. B. S. 59: „Man
„muß die Wörter Akkord, Melodie und Harmonie nicht
„verwechseln. Spielt man z. B. die drey übereinander ge-
„setzten Töne g e c zu gleicher Zeit; so ist dieses ein Akkord (?)
„oder eine Zusammenstimmung; folgen aber die Tonver-
„bindungen (?) hintereinander, als c, e, g: so heißt dies
„eine Melodie, oder ein einfacher Gesang." Gleich-
wohl steht auf derselben Seite unten in einer Note: „Das
„Anschlagen der Harmonie, oder des Akkords, wenn die
„dazu gehörigen Töne nicht zugleich, sondern nach ein-
„ander; oder doch schnell hinter einander — wie auf der
Harfe (?

„Harfe (?) — angegeben werden, heißt man Harpeggio, und so in gebrochnen Akkorden spielen, harpeggiren. Sonach werden ja die drey nach einander angegebenen Töne, c, e, g, hier doch ein Akkord genannt, ob man gleich die Wörter Akkord und Melodie nicht mit einander verwechseln soll. —) Vierter Abschnitt. Anweisung zum Flötenspielen, welche auch bey Erlernung der meisten andern Instrumente nützlich ist. (Sehr ausgebreitet dürfte wohl dieser Nutzen nicht werden; denn Hr. D. mag zwar ein braver Militair seyn; aber ein guter schriftlicher Lehrer ist er doch gewiß nicht. Insbesondere wäre gegen das, was er über den Gebrauch der Zunge beym Flötenspielen sagt, vieles einzuwenden, wenn hier der Ort dazu wäre, sich darüber in das Detail einzulassen.) Fünfter Abschnitt. Vom Vortrage in der Musik. (Wie Alles in dieser Kompilation, schon längst bekannt, ohne irgend eine neue Bemerkung.) Sechster Abschnitt. Von der öffentlichen Ausführung der Musik. a) Musikdirektor; b) Konzertist; c) Akkompagnement. Siebenter Abschnitt. Von der Beurtheilung der Musik. — Die beyden letztern Abschnitte enthalten, wie man schon aus den Ueberschriften sieht, meistentheils Dinge, die gar nicht in ein solches Handbuch gehören.

Der Druck ist nicht schlecht, und ziemlich korrekt; aber von den Notenbeyspielen sollte man glauben, sie wären wenigstens schon vor einem halben Jahrhunderte gedruckt. Ueber die beygefügten Abbildungen alter Instrumente muß sich der Künstler unstreitig selbst gefreut haben. Obgleich Hr. D. in der Vorrede dieser wenigen Blätter, wie er sich ausdrückt, liebevoll beurtheilt zu sehen wünscht: so hält der Rec. sich doch dessen ungeachtet für verpflichtet, über ein öffentlich herausgekommenes Werk die Wahrheit zu sagen, und erklärt daher dieses kleine Handbuch für eine zwar nicht ganz mißlungene, aber doch sehr entbehrliche Kompilation.

Em.

Briefe an Natalie, über den Gesang als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens. Ein Handbuch für Freunde des Gesanges, die sich selbst; oder für Mütter

und Erzieherinnen, die ihre Zöglinge für diese Kunst bilden möchten. Von Nina d'Aubigny von Engelbrunner. Leipzig, bey Voß und Kompagnie. 1803. 234 S. gr. 8. Mit acht Notentafeln.

Anstatt daß dieses Werk als ein brauchbares Lehrbuch der Singkunst, hätte in Kapitel oder Abschnitte getheilt werden mögen, hat unsere Verfasserinn die beschriebene Form der Briefe gewählt, und dadurch ist das Buch etwas weitschweifig und wortreich gerathen, worüber sie sich am Ende selbst anklagt.

Dieser Umstand ist indessen weder der Brauchbarkeit noch Gründlichkeit des Buches schädlich geworden, und die Verfasserinn zeigt eine ungemein vielseitige Kenntniß der menschlichen Stimme, deren Behandlung und Wirkung.

Man könnte dieß Buch, ein Gesundheitsbuch, besonders des weiblichen Geschlechts nennen. Jeder gesunde Mensch, er sey nun Sänger oder nicht, der seine Stimme so respektirt, und derselben pflegt, wie hier vorgeschrieben ist, kann auf diese Art seinen ganzen Körper gesund und fest erhalten. Was dem menschlichen Körper schadet, schadet auch der Stimme, und was die Stimme frisch und rein erhält und bildet, ist für den Körper wohlthätig.

Die Verfasserinn giebt sich das Ansehn, bloß der unerfahrnen Jugend und den Anfängern in der Singkunst, eine Leiterinn zu werden; geht aber unvermerkt in die höchsten Kenntnisse der wahren Art, schön zu singen, über; wodurch sie gerade in unsern Zeiten vielen Sängern von Profession, die sich der Lehre nicht zu hoch dünken, recht nützlich werden könnte.

Die Resultate, über den Einfluß der Sprache auf den vom Gesang; den Ton der Stimme, wie er seyn muß; die Lehre vom Athemholen; die Stellung des Mundes, und Haltung des Körpers; den Unterschied zwischen der Brust- und Kopfstimme; die Intonation; den Genuß der Nahrungsmittel u. s. w., sind sehr wichtig; und wenn gleich diese Materien nicht erschöpft sind: so sind sie doch aufs neue angeregt und leicht zu ergänzen.

 Ueber

Ueber die [illegible] und [illegible] Manieren, als Mittel betrachtet, findet sich zu wenig in dem Buche. Die sorgfältige Uebung in diesen nothwendigen Dingen, macht die Stimme zu allen Arten der Ausführung gewandt und frey, darum hätten sie als besonders wichtig müssen betrachtet werden.

Die Reinhaltung des Mundes, der Zunge und Zähne, hätte auch mehr eingeschärft werden sollen.

Ueber die Aussprache der Konsonanten, besonders des Buchstaben R, ist auch zu wenig beygebracht. Hier liegt der große Unterschied zwischen der italiänischen und deutschen Singart, und die Deutschen werden nicht eher gut singen, bis sie ihre Sprache besser reden lernen. Mäßiger Genuß des Fleisches und Fettes, ist das beste Präservativ gegen eine unreine und klebrigte Aussprache.

Ueber gewisse allgemeine Zustände des weiblichen Körpers, hätte gerade unsere Verfasserinn ausführlicher und lehrreicher werden können, zumal sie an ein Frauenzimmer und für Mütter und Erzieherinnen schrieb. Die allgemeine Unwissenheit in diesen Dingen bringt gewisse Fehler hervor, und richtet manche Stimme zu Grunde.

Die Warnung vor dem häufigen Gebrauch der Guitarre, ist ein Wort zu seiner Zeit. Starke und sogenannte große Stimmen, leiden dabey ungemein. Schwache und dünne Stimmen produciren sich am leidlichsten durch die Guitarre.

Es ließe sich freylich über das Singen noch viel beybringen, wovon die Verf. selbst überzeugt ist. Allein das hier Geleistete, ist schon sehr viel, und das Buch kann großen Nutzen stiften.

Kr.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Versuch eines Leitfadens für den Lehrer, und für den Anfänger in der Naturgeschichte bey der Vorbereitung, und schriftlichen Wiederholung, von Fri-

Naturlehre, gleichsam Bedürfniß, ein Werk zu haben, worin jene in Kalkul gehüllte Theorien ans Licht gebracht, vereinfacht, systematischer dargestellt, und durch die vielen in neuern Zeiten gemachten Erfahrungen berichtigt, und zugleich faßlicher vorgetragen werden. Der Bürger Hauy hat die Ehre, diesem Mangel mit dem glücklichsten Erfolge abgeholfen zu haben: und man muß es dem Uebersetzer doppelt verdanken, daß er dieses in Deutschland noch wenig gelesene Werk aus dieser Unbekanntschaft hervorgezogen, und in einer meisterhaften Uebersetzung mit nützlichen Anmerkungen versehen, uns in die Hände geliefert hat. Einen Auszug daraus, der, um verständlich zu seyn, sich schwerlich enger, als in der Schrift selbst, zusammendrängen läßt, gestattet der Raum nicht; und man wird ihn auch hier nicht erwarten, da das Original als ein ausländisches Produkt für diese Bibliothek nicht geeignet ist. Wir müssen uns daran begnügen, durch die bloße Anzeige eines so nützlichen und längst erwünschten Werks, zumal in einer so vollkommnen Uebersetzung, die Aufmerksamkeit unserer Leser erregt zu haben.

Ra.

Briefe naturhistorischen, physikalischen und ökonomischen Inhalts an H. B. Seb. Nau, von Fr. v. Paula Schrank, nebst drey vorausgeschickten naturhistorischen Abhandlungen. Erlangen, bey Schubart. 1802. mit 4 Kupfern. 1 Alph. $2\frac{1}{2}$ Bog. 8. 1 Rg. 12 gr.

Die erste der Abhandlungen S. 1 — 36. betrifft die Conferva lapidum des V. und Epigenesis; die körnerichten Anhäufungen in den Gliedern der Konferven seyen bloß Mark; feste Körper nehmen, wenn sie in Flüssigkeiten aufgelös't waren, und nun daraus anschießen, wie zusammengesetzter die Auflösungen sind, desto zusammengesetztere Gestalten an; die einfachsten Arten der Fortpflanzung bey den kleinsten Thierchen, z. B. die Zertheilung. II. Betrachtung über die Befruchtungskraft der Staubgefäße S. 37 — 90. Zwar sind die Narben der Staubwege geschlossen; dafür haben sie Nebengefäße (der Vf. nennt sie Walzenhaare), und auf der Oberfläche

flache Drüsen, durch welche der Saamenstaub in das Innere dringen kann, er errege dann im Eyerstocke eine Gährung besonderer Art, und bestehe aus brennbaren und so vieler feiner Säure, daß dieses nicht verfliege (man sieht wohl, daß der Verf. mit der neuern Chemie nicht Schritt hält); die Vergrößerung des körperlichen Inhalts mache, wie bey andern Gährungen (denn daraus erklärt sich der Verf. die Befruchtung,) das ganze Geschäfft der sogenannten Befruchtung aus. II. Liaza, eine neue Thiergattung, sonst zu den Pflanzen gerechnet, nämlich die Seepflaume (Tremella pruniformis), dessen Oberfläche mit einer Art Polypen ganz übersäet ist; dahin bringt er auch einige Müllerische Vorticellen. Und nun die Briefe. Der erste betrifft die Erzeugung der Bastardpflanzen, über deren Fortgang sich der Verf. in geometrischen Figuren und Buchstaben ausdrückt; Linné's species hybridae und spuriae fallen hinweg. Br. II. über die Einrichtungen, durch welche die Natur in der ganzen belebten Schöpfung die Erzeugung von Bastarten verhindert und einschränkt. Br. III. Der Verf. ist der Meinung, die Luft, die man erhalte, wenn man Pflanzen oder Seide u. dgl. unter einer Glasglocke mit Wasser an das Licht setze, komme vom Wasser (doch steigt sie am Lichte auch ohne Wasser davon auf); sie werde aber durch diese Körper gereinigt, d. h. ihres brennbaren Antheils beraubt. Br. IV. beantwortet die Frage: woher die Pflanzen alles zu ihrer Nahrung erforderliche Wasser erhalten? Man könne das Maaß der unmerklichen Ausdünstung der Pflanzen nicht wohl, auch nur einigermaaßen befriedigend angeben. Der Verf. thut dar, wie wenig zuverlässige Folgerungen die bisher gebrauchte Verfahrungsarten zulassen; meistens sey diese Menge viel größer angegeben worden, als sie in der freyen Natur statt finde. Br. V. verbreitet sich über den Einfluß der Elektricität auf Pflanzen; sie dehne ihre Säfte, und damit auch die Gefäße aus, in welchen sie enthalten sind; sie dünsten dann schneller aus. Br. VI. betrachtet den Einfluß der atmosphärischen Elektricität auf das Wachsthum der Pflanzen. Die Erde, und die Pflanzen, welche darin stehen, können wie + C werden, da sie beständig vom Wasserdampf umgeben sind; da die Pflanzen am besten wachsen, wenn die atmosphärische Elektricität am schwächsten ist: so scheine allerdings diese den Wachsthum der Pflanzen nicht zu befördern; wo der Ableiter so ungeheuer viele seyen, sey Anhäufung der Elektricität nicht wohl

möge

möglich; daß die Pflanzen in phlogistischer Luft, wenn anders der Verf. das reine Stickgas darunter versteht, gedeihen, davon hat doch Herr von Humboldt das Gegentheil gesehen. Nr. VII. Ueber die Frage: Wie viele Jahrhunderte gehören dazu, um einen Tropfstein von gegebener Dicke zu bilden? Der Verf. zeigt, daß sich diese Frage nicht bestimmt beantworten lasse, daß man also nicht die geringste Zeitrechnung darauf bauen könne. Nr. VIII. Von einer Motte, (T. graminella) oder einer verwandten, die der Verf. nachher für Borkhausen's Bombyx atra erklärt, welche im mittägigen Theil Baierns unter dem Getraide und Gras Schaden angerichtet hat, ob sie gleich Aehre und Wurzel nicht angreift; der Verf. räth zu ihrer Vertilgung Hühner auf die angefallene Felder zu treiben; auf Sommerfelder aber Ofenruß zu streuen. Nr. IX. Jedes obere Naturreich unterscheide sich vom nächst unter ihm durch einen Zusatz, der diesem fehlt; so sey z. B. eine Pflanze nichts, als todte Materie, durch schickliche Vertheilung und künstliche (?) Anwendung chemischer (nicht auch hydraulischer und anderer, die außer dem Gebiete von diesen beyden liegen?) belebt; nach diesen Grundsätzen macht der Verf. aus den Menschen ein eigenes Naturreich. Nr. X. Den Erfahrungen baierischer Landwirthe zufolge räth der Verf. allerdings allerley Abfall von Laub, u. dergl. auf die Miststätte zu werfen; die theoretischen Gründe davon nach alt chemischen Grundsätzen, und etwas unbestimmt; läßt sich z. B. geradezu sagen: Gerüche sind flüchtige Nebel. Pferdemist tauge auch auf Thonboden nicht immer. Nr. XI. Die Unzuverläßigkeit der Größe, Anzahl, Farbe bey Bestimmung der Arten in der Naturbeschreibung, und zahlreiche Beyspiele davon; jede Farbe könne sich in Schwarz verdunkeln, auch fast jede in Weiß gebunden werden, Roth nie blau, Blau nie roth (sollte der Verf. die rothe Kornblume, die rothe Rittersporen, die rothe Hyacinthen in unsern Gärten kennen?) Roth verbleiche häufig in Gelb, Gelb vertiefe sich (doch seltener,) in Roth, Vollgelb, wenn es rein ist, nie in Blau. (Sollte nicht die Aurikel und Tulpe Beyspiele dieser Art darstellen?) Grün könne sich in Gelb erhöhen, oder in Blau vertiefen, überhaupt in andere Farben umändern; und umgekehrt: Thiere, welche sich unter allen Himmelsstrichen finden, können keine beständige Farbe haben. Bey scheckigen Thieren ist die Zeichnung desto beständiger, wie oberflächlicher sie ist. Nr. XII. Nachricht von einem

schmeichelten Frost, dem Schaden, den er für die Saat anrichtet, und Vorschläge, diesen zu mildern. Nr. XIII. Ueber das Wässern der Wiesen und Saatfelder bey den Alten, wozu ihm eine Stelle bey Virgil (Georgic. I. v. 104 — 117.) Anlaß giebt; der Verf. schlägt sogar unter gewissen Umständen das Befruchten der Felder durch Staubspritzen vor. Nr. XIV. Der Lauf der baierischen Flüsse, welche sich alle mittelbar oder unmittelbar in die Donau ergießen. Das südliche Gebirg schärft durch eine weit vorspringende Ecke der Donau, oder eigentlich dem mitternächtlichen Gebirge, das bey Passau bis an die Donau kommt, zu; in Baiern ist der Abendwind der ungestümste; auf ihn folgt der Morgenwind; Vergleichung der Winde im Donauthal mit denen im Rheinthal. Nr. XV. Gegen Hedwig behauptet der Verf., die Spiralgefäße seyen Luftgefäße, ungeachtet er die Hedwigischen Erfahrungen als wahr anerkennt. Nr. XVI. beschäfftigt sich mit der Beschreibung und Abbildung einiger kleinen Thiere, einiger Läuse (Ped. phaeopodis und Crabronis), einer Wassermilbe (Hydrachna T. flavum), Tellerschnecke (Planorb. hispidus), eines Walzenthierchens (Ench. glistens), einiger Streckthierchen (Vibr. Filaria und Eruca), und Scheidethierchen (Vaginaria Cuneus, cylindrica und longiseta), einer Langhaut (Peramaec. pigrum), eines Hornwurms (C. macrocetas), Schwanzthierchens (C. tricaudata), und Wurmenthierchens (Tr. Vibrio). Schade ist es, daß dieser Band, vornehmlich von vornen her, so sehr von Druckfehlern wimmelt.

L.

Betrachtungen über die Natur, nicht nach Bonnet und Sander. Leipzig, bey Liebeskind. 1801. 400 S. 8. 1 Rg. 4 gr.

In der Vorrede sagt der Verf., daß sein Buch die Ansichten der Natur größtentheils von der Seite enthalte, von welcher sie eben nicht den erfreulichsten Anblick gewähren — man sieht also, was die Worte auf dem Titel: Nicht nach Bonnet und Sander, zu bedeuten haben — und daß es ein Versuch sey, der bloß um deßwillen gemacht wurde, um als Gegenmittel gegen die Schlafsucht gebraucht zu werden, in welche

die

die Lobredner der europäischen Kultur, am Rande des achtzehnten, und beym Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts das deutsche Publikum einzuwiegen, sich die Mühe gegeben zu haben scheinen. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß es noch Uebel genug in der Welt gebe, und daß weit mehrere entstehen müssen, je mehr sich die Menschen bestreben, sie los zu werden, d. h. je mehr sie besorgt sind, ihrem zügellosen Hange nach Glückseligkeit, die sie nicht in sich selbst, sondern in äußerm Glanz suchen, keinen Abbruch zu thun; — und daß man die Worte: alles ist gut, durchaus nicht zum Grundsatze machen dürfe, um alle Fragen darnach zu entscheiden. Die Ansichten der Natur sucht er immer, so viel wie möglich, auf den Menschen zu beziehen; macht aber S. 8. die Bemerkung, daß der Mensch, so lange er von sich selbst so sehr eingenommen sey, daß er sich nur immer als den letzten Zweck des Schöpfers ansehe, und in dem Wahne bleibe, die ganze Natur sey nur für ihn da, so lange er noch nicht einsehe, und einsehen wolle, daß die Natur in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Größe betrachtet werden müsse, und daß er nicht in Beziehung auf sich darüber zu urtheilen fähig sey, er immer vergeblich forschen werde; — und S. 111, heißt es: das fürchterliche Heer von Mühseligkeiten, womit das Menschengeschlecht schon gequält worden ist, noch gequält wird, und noch lange gequält werden wird, ist gewiß nicht da, um den armen Sterblichen Thränen auszupressen, sondern um die Menschen zur Thätigkeit zu zwingen, ihrer los zu werden. Nach einer kurzen Einleitung ist das Ganze in mehrere Bücher, und jedes Buch wieder in besondere Kapitel eingetheilt, die wir ihrem Inhalte nach hierher setzen wollen. 1ter B. 1tes Kap. Ansicht der Natur überhaupt. 2tes 3tes und 4tes Kap. Ueber die Veränderung der Erde, und die scheinbar möglichen Ursachen derselben. 2ter B. 1tes Kap. Ansicht der Natur, in Rücksicht auf thierische Schöpfung überhaupt. 2tes Kap. Der Löwe. 3tes Kap. Der Tiger. 4tes Kap. Der Panther, Leopard und Unze. 5tes Kap. Hyäne, Schakal, Bär, Wolf, Luchs, Vielfraß. 6tes Kap. Kleinere Räuber. 7tes Kap. Raubvögel. 8tes Kap. Schädliche Amphibien, Insekten und Gewürme. 9tes und 10tes Kap. Ueber den thierischen Instinkt. 11tes Kap. Ueber Stufenfolge und Endabsichten der Natur. 3ter B. 1stes Kap. Vorzüge des Menschen. 2tes Kap. Schönheit. 3tes Kap. Menschenracen. 4tes Kap. Vernunft und Verstand

stand des Menschen. 5tes Kap. Menschliche Schwachheiten. 6tes Kap. Modesucht und Ueppigkeit. 7tes Kap. Industrie und Handel. 8tes Kap. Ungerechtigkeit, Krieg. 9tes Kap. Charakter des Menschengeschlechts. 10tes Kap. Beschluß. — Das Buch zeigt überall den Mann von Belesenheit und von philosophischem Kopf. Es enthält sehr viel Gutes und Brauchbares fürs praktische Leben, ob wir gleich einige etwas harte Stellen daraus wegwünschten. Unangenehm ist es, daß auch nicht einmal eine Inhaltsanzeige vorgesetzt ist.

Am

Mineralogie.

Vers. einer Gesch. der Steinkohlen, der Braunkohlen u. des Torfes, nebst Anleit., diese Fossilien kennen und unterscheiden zu lernen, sie aufzusuchen und nützlich anzuwenden. Eine von der Königl. Soc. der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift, von J. C. W. Voigt, Herzogl. Sächs. Weimarischem Bergrathe rc. Weimar, bey Hoffmann. 1802. XXIII und 307 S. ohne 4 S. Register. 8. 1 Rh. 8 gr.

Der vorangegangene Ruf von einer Zeitschrift, die einzig und allein den brennbaren Fossilien gewidmet seyn sollte, — von einem Verf., der in seinen bekannten und sehr geschätzten mineralogischen Schriften diesen interessanten Gegenstand mit ausgezeichnetem Fleiße gewürdiget, — und die Anerkennung seines Verdienstes durch die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen, berechtigen zu der großen Erwartung, mit welcher das unterrichtete Publikum diese Schrift empfieng, zumal da der Gegenstand zuletzt allgemein interessirt, und noch zu wenig bearbeitet worden ist. Außer Williams's Geschichte der Steinkohlen, sind nur einzelne mitunter sehr schätzbare Abhandlungen, von denen der Verf. in seinen früheren mineralogischen Schriften selbst mehrere mitgetheilt hat, bekannt geworden. Er ist in der Bearbeitung dieses Gegenstandes seinen eigenen Weg gegangen, und um diesen zu vertreten und zu beurtheilen, muß man seine frühern

Abhandlungen mit zur Hand nehmen, weil man sonst in ein Labyrinth von abweichenden, sich oft widerstreitenden Klassifikationen geräth, und keine Hülfe zu erwarten hat, weil der Verf. gleichsam seine eigene Sprache redet.

Steinkohlen gehören zu der Klasse der Inflammabilien und zu der Ordnung der Erdharze. Unter dieser Ordnung giebt es nun wiederum mehrere Gattungen und Arten, deren Anordnung leider! noch sehr im Streit liegt. Viele wollen nach den äußern Kennzeichen oryktognostisch, Andere nach den Lagerungsverhältnissen in den Gebirgen, geognostisch klassificiren. Die Eintheilungsgründe, welche sich auf den technischen Gebrauch der Stein- und Braunkohlen beziehen, können füglich übergangen werden, wohin die Abtheilung von Splint- und Clod-Coal der Engländer, oder der backenden und nicht backenden Kohlen in Deutschland gehört. Keiner, sowohl der geognostischen als der oryktognostischen Eintheilung kann man vielleicht unbedingt den Vorzug geben, da jede für sich, unter gewissen Voraussetzungen, bestehen kann. Sehr unrecht würde es aber seyn, wenn man in der Oryktognosie zugleich auch auf das geognostische Vorkommen Rücksicht nehmen wollte, und umgekehrt. Die Oryktognosie ist eine in sich vollendete Wissenschaft, eine systematische Aufstellung der Mineralien. Sie verhält sich zur Geognosie, wie die Botanik zur Pflanzenphysiologie. Sie ist aber, wie schon aus diesem Vergleich hervorgeht, nur Hülfswissenschaft; ein Mittel zu höhern Zwecken, und man würde es verkehrt anfangen, wenn man zu ihrer Organisation aus der höhern Geognosie die Klassifikationsgründe entnehmen wollte; dieß hieße vorgegriffen, und wäre auch unrichtig, weil die Kenntniß der Geognosie, die der Oryktognosie voraussetzt.

Wenn man nun aus diesem Gesichtspunkte die jetzt bekannten Abtheilungen der Steinkohlen betrachtet: so wird man von dem Werthe der Werner- und Karstenschen Systeme, die einzig und allein auf oryktognostische Prinzipien Rücksicht nehmen, überzeugt. Werner theilt alles, was man bis jetzt unter dem Namen Braun- und Steinkohlen begreift, in zwey Gattungen, nämlich in braune und schwarze Steinkohlen ein. Zu jenen zählt er: 1) Bituminöses Holz; 2) Erdkohle; 3) Gemeine Braunkohle; 4) Moorkohle. Unter die schwarzen Steinkohlen rechnet er: 1) die Grobkohle; 2) Schieferkohle; 3) Pechkohle; 4) Blätterkohle; 5) Ken-

nelkohle; 6) Stangenkohle; 7) Mineralische Holzkohle. Hiermit stimmt die Karstensche Klassifikation in der Hauptsache überein. Er ordnet gleichfalls lediglich nach den äußern Kennzeichen, und vermehrte jene vorgedachten Arten durch einige neue, die Werner nicht aufnahm, weil er sie entweder nicht kannte, oder weil er fürchtete, durch die Vervielfältigung der Arten, das Studium der Steinkohlen selbst zu erschweren. Ohne Zweifel müßten wir noch mehrere neue Arten aufnehmen, sobald sie durch hinreichende Charaktere eine eigene Stelle fordern; allein wir können uns auf der andern Seite bey den äußern Beschreibungen oft damit beruhigen, wenn es heißt: diese oder jene Kohle sey ein Mittel oder ein Uebergang aus der einen Art in die andere. Karsten nimmt nun zwey Hauptgattungen an, nämlich Steinkohlen und Braunkohlen. Zu den ersten zählt er folgende Arten: 1) Grobkohle; 2) Schieferkohle; 3) Blätterkohle; 4) Pechkohle; 5) Kennelkohle; 6) Glanzkohle; 7) Stangenkohle; 8) Faserkohle; 9) Rußkohle. Die Braunkohlengattung enthält folgende Arten: 1) Gemeine Braunkohle; 2) Körnige Braunkohle; 3) Moorkohle; 4) Fasrige Braunkohle; 5) Erdige Braunkohle. Er hat also unter den Steinkohlen alle Arten, die auch Werner aufnimmt, und überdieß noch eine neue Art, nämlich die Rußkohle, welche auch ihre Stelle behaupten wird, da sie viele eigenthümliche Charaktere besitzt. Seine Faserkohle ist übrigens Werners mineralische Holzkohle. Die Gattung der Braunkohlen hat er mit einer neuen Art, unter dem Namen: Körnige Braunkohle (aus Italien) vermehrt. — Die Lenzesche Klassifikationsmethode läuft allen chemischen Erfahrungen entgegen, und bedarf daher keiner weitern Erwähnung.

Ganz abweichend von dieser Werner-Karstenschen Methode ist die Anordnung des Verf., weil er nach geognostischen Principien klassificiren wollte. Er kennt unter den Steinkohlen nur fünf Arten, worunter zwey sind, die man noch nicht in den Systemen aufgeführt findet, so daß ihre Existenz noch precär erscheint. Zu den Steinkohlen rechnet er nämlich: 1) Schieferkohle; 2) Kohlenschiefer; 3) Blätterkohle; 4) Rußkohle; 5) Lettenkohle. Dagegen wirft er unter die Braunkohlen: 1) Kennelkohle; 2) Pechkohle; 3) Glanzkohle; 4) Stangenkohle, außer der ihnen eigenthümli-

len; 5) Moorkohle; 6) Gemeine Braunkohle; 7) Bituminösen Holz, und 8) Bituminösen Holzerde.

Dieser Umsturz der bisher gebräuchlichen guten Ordnung und der Klassifikation der Steinkohlen nach geognostischen Principien, hat ein einziges geognostisches Faktum — der Uebergang der Braunkohle in Pechkohle, und die darüber liegenden Schichtungen von Glanz- und Stangenkohle, — zum Grunde; mithin ist es eine geognostische Ansicht, die hier eine solche Rolle in der oryktognostischen Bestimmung spielt; welches aber ein sehr großer Verstoß gegen die wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes ist. Die Unzulässigkeit dieses Verfahrens leuchtet zu sehr in die Augen, als daß es nöthig wäre, sie hier weitläuftiger auseinander zu setzen.

Die Steinkohlenflötze pflegen mit anderen ihnen zugehörigen Lagern von sehr verschiedener Mächtigkeit abzuwechseln, und meist an Stellen der Ruhe in großen Kesselthälern, in Buchten u. s. f. muldenförmig gelagert zu seyn. Die gewöhnlichsten Lager die sie begleiten, sind Schieferthon, thonartiger Eisenstein, Kalk und Mergel; vorzüglich aber Sandstein, der sich in Verhältniß der übrigen Lager so mächtig findet, daß die Steinkohlen und alle sonst genannten Flötze ihm subordinirt sind. — Mit den Braunkohlen wechselt verhärteter und gemeiner Thon, Sand, und Steinlager. Diese machen in der Regel auch ihre Bedeckung aus; doch findet sich an vielen Orten auch Basalt als Bedeckung der Braunkohlen; z. B. in Hessen auf dem Meisner, auf dem Habichtswalde, auf dem Westerwalde, in Schottland u. s. f.

Der Schieferthon, der die Steinkohlen begleitet, ist oft schon sehr bituminös, und heißt dann Brandschiefer. Bisweilen wird er so sandig, daß es schwer zu bestimmen ist, ob er nicht schon zum Sandstein zu zählen sey. Merkwürdig sind die Menge von Pflanzenabdrücken, die so gut erhalten sind, daß man daraus auf eine ruhige Bildung des Steinkohlengebirges schließen darf. In ihm finden sich auch Muschelversteinerungen, wie z. B. Hall im Ravensbergischen. Der Thon-Eisenstein findet sich meistens im Schieferthon, weniger als aushaltendes Lager, wie Nesterweise. Die Mächtigkeit der Schieferthonflötze erhebt sich, wie die der

Stein-

Steinkohlen, kaum über einige Lachter. Die Kalk- und Mergellager sind eher noch schwächer, wie mächtiger.

Der Sandstein, unter und zwischen welchem die Steinkohlenflötze liegen, zeichnet sich nicht immer ganz vollkommen als ein Steinkohlensandstein aus. Ist ihm Schieferthon und Glimmer beygemengt: so scheint er freylich einen eigenthümlichen Charakter zu haben; aber dieß ist nicht überall der Fall. Auch sein Korn scheint nicht viel zu entscheiden; es giebt sehr feinkörnigen Sandstein, und gewaltige Konglomerate, die wir mit den Steinkohlen zusammen finden. Ein merkwürdiges Konglomerat dieser Art ist bey Haynichen im sächsischen Erzgebirge. Die Härte scheint etwas mehr zu entscheiden. Man muß diese Kennzeichen zusammen nehmen, um sich richtig leiten zu lassen; da jedes für sich nicht allgemein gültig ist. Die Steinkohlenflötze enthalten gewöhnlich mehrere Kohlenarten zugleich, und sind in der Regel frey von Versteinerungen. In Tyrol kommen indeß Muscheln in den Steinkohlen vor. Pflanzenabdrücke finden sich selten in den Steinkohlen selbst; in einigen schlesischen Flötzen hat man vor einiger Zeit farrenkrautartige Abdrücke entdeckt.

Was die Lager der Braunkohlenformation anbetrifft: so findet sich in dem Thone häufig mineralische Holzkohle. In den Braunkohlenlagern kommen mehrere verschiedene Arten, und oft zugleich vor. Von Versteinerungen finden sich fossile Hirschgeweihe, und auch verschiedene Saamenarten darin.

Die ausgezeichnetesten Formationen der brennbaren Fossilien, nach ihrer Altersfolge, würden folgende seyn.

Die älteste Formation, die aber nicht die eigentlichen Stein- und Braunkohlengebirge betrifft, ist die der Kohlenblende, im Uebergangsgebirge. Diese ist unglücklicherweise oft mit Schieferkohle verwechselt worden, und der Verf. ist in den nämlichen Fehler gerathen. Sie findet sich zu Lischwitz bey Gera, zu Walbeck auf dem Harze u. s. f.

Nach dieser ersten Erscheinung des Kohlenstoffes in Lagern finden wir die erste wahre Steinkohle unmittelbar unter dem ältesten Flötzsandstein (das Rothe Todte Liegende). Sie liegen auf dem Kiesel-Konglomerat. Ausgezeichnet ist dieß zu Wettin im Saalkreise, und in mehreren Gegenden des Vorharzes, zu Meisdorf, Opperode, Neustadt am Hohnstein,

stein, zu Ihlefeld, u. s. f. In dieser ältesten Steinkohlenformation finden sich Grobkohle, Schieferkohle, und zwar diese hauptsächlich, Pechkohle, Blätterkohle, und wahrscheinlich auch Glanzkohle. Vermuthlich gehören zu dieser Formation die großen, jetzt bekannten Steinkohlengebirge in Schlesien, in der Grafschaft Mark, im Lüttichschen; jedoch ist dieß bis jetzt nicht bestimmt dargethan. Sie kommen zwar auf Ur- und Uebergangsgebirgen gelagert vor; finden sich aber oft ohne Bedeckung, oder von ungleich jüngerem Gebirge bedeckt, zwischen denen mehrere Glieder der Flötzgebirge fehlen, so daß man sie noch nicht bestimmt genug rangiren kann. In Niederschlesien liegt das Steinkohlengebirge in großen Mulden, zwischen Urgebirgen gelagert, ohne weiter bedeckt zu seyn; und in der Grafschaft Mark liegt ein vielleicht nicht sehr altes Mergelgebirge darüber. — Zu dieser ältesten Flötzformation gehört wahrscheinlich auch das Steinkohlengebirge im Plauischen Grunde, und von Haynichen im Erzgebirge, wenn es nicht sehr partikuläre Formationen sind, die in verschiedene Zeiträume fallen. Auch die Zwickauer gehören vielleicht hierher.

Eine zweyte Formation in dem Flötzgebirge ist die, unter dem ältesten Flötzkalk, unserm sogenannten Zechstein. Miesbach in Baiern, Hanring in Tyrol, zeigen sehr bauwürdige Flötze. Unbauwürdig finden sie sich weit häufiger. Dort kommen sie unter Stinkstein vor, der sich in Lagern zwischen dem Zechstein befindet. — Die Kohlen sind theils Pechkohlen, theils Blätterkohlen.

Eine dritte Formation ist im jüngern Sandsteingebirge, am Süntel, am Deister, u. s. f. Auch in den Pirnaer Sandstein, bey Morsleben im Halberstädtschen kommt diese Formation vor. Sie hat Schieferkohle, Pechkohle und Blätterkohle, und ist von Schieferthon begleitet.

Eine vierte Formation ist die, im Muschelkalke bey Mattstädt. Sie enthält Pechkohle in kleinen Parthien, einen sehr bituminösen, vitriolhaltigen Thon, oder Mergel.

Eine sehr wichtige Formation ist die der Braunkohle unter dem Basalt, womit auch wahre Steinkohlen zuweilen zugleich vorkommen, wie dieß der Fall auf dem Meisner ist. Zu dieser Formation gehören bituminöses Holz, Braunkohle, Moorkohle, Pechkohle, Glanzkohle, Stangenkohle. Diese

se Kohlenarten kommen mit Sand und Grus, auch gemeinen Thon vor, wie die der folgenden Formation, nämlich in aufgeschwemmten Gebirgen. Diese zwey Formationen scheinen oft zu kollidiren, weil auch unter dem Basalt eine Art aufgeschwemmtes Gebirge vorkommt, die ebenfalls zur Trappformation gerechnet wird. — Wer nun diese beyden Formationen, die übrigens viel Aehnlichkeit mit einander haben, in eine zusammenwirft, der muß das Trappgebirge für das neueste Erzeugniß halten, und von allen aufgeschwemmten Gebirgen behaupten, daß sie früher als der Basalt gebildet; aber entweder gar nicht bedeckt, oder ihrer Bedeckung beraubt worden seyn müssen; oder er muß den Basalt für Lava halten, und dann verfährt er freylich konsequent. Die erste Meinung wird Niemand im Ernst behaupten können, und gegen die zweyte sprechen andere Thatsachen, worüber schon so viel debattirt worden ist, daß man nichts hinzusetzen mag.

Man muß also noch eine eigene sechste Formation annehmen, welche die Braunkohlen im aufgeschwemmten Gebirge begreift. In dieser kommen zwar, wie in der vorigen, ebenfalls bituminöses Holz und Braunkohle vor; aber in größerer Menge noch die bituminöse Holzerde.

Nach diesen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen wird Rec. sich bey der Anzeige des Voigtischen Werkes kürzer fassen können, als es sonst möglich gewesen wäre. Im Ganzen zerfällt das Werk in drey Abtheilungen, von denen die erste von Seite 1 — 84 die Steinkohlen (im Voigtischen Sinne) in sich begreift, denen von S. 85 — 134 eine sehr schätzbare Literatur angehängt ist. Die zweyte Abtheilung von S. 135 — 203 enthält die Voigtischen Braunkohlen, deren Literatur von S. 204 — 221 folgt. Im dritten Abschnitte von S. 221 — 276 wird der Torf abgehandelt, und S. 277 — 307 giebt eine vortreffliche Uebersicht der darüber herausgekommenen Schriften.

Erste Abtheilung. Steinkohlen. Ueber die Klassifikation derselben hat Rec. sich bereits erklärt. Der Verfasser läßt nun die Schieferkohle, Rußkohle, den Kohlenschiefer, die Blätterkohle und Lettenkohle, welche seine Steinkohlenarten sind, nach einander folgen, und betrachtet bey einer jeden, ihre äußeren Kennzeichen, ihre chemischen Eigenschaften, ihr geognostisches Verhalten, ihren Gebrauch, und giebt eine Anleitung sie aufzusuchen. — Die Schieferkohle ist nie einzig und allein für Steinkohle ausgegeben

worden, wie der Verf. will; sondern die Pechkohle ist gewiß eben so lange als solche bekannt. In Schlesien wird sie gleichzeitig mit der Schieferkohle abgebaut, und ist wegen ihrer bessern Qualität, besonders für die Schmiede, welche am frühesten Steinkohlen gebrauchen lernten, vielleicht noch früher, wie die Schieferkohle benutzt. Wenn der Verf. unter Schieferkohle nur allein die schiefrige Steinkohle versteht, die allemal Kohlensandstein und Schieferthon zu Begleitern hat, und nur in Flötzgebirgen von der ältesten Formation herkommt; so irrt er recht sehr, abgesehen, daß sein Kohlensandstein auch nicht so problematisch wäre, wie Rec. gezeigt hat. Schieferthon ist ja der stete Begleiter fast aller Steinkohlen. — Die äußern Beschreibungen und chemischen Eigenschaften der Kohlen übergeht Rec. ganz, da beyde theils unvollständig sind, theils auch nicht einmal immer auf die abgehandelten Kohlenarten passen. — Die Schieferkohle macht nicht eine Formation für sich aus, die mit keiner andern in Verbindung steht (S. 17); sondern sie kommt zugleich mit Grobkohle, Pechkohle, Blätterkohle und Faserkohle, ja vielleicht auch mit Glanzkohle vor. Dieß bestätigen die größten Steinkohlengebirge von Schlesien, Westphalen und England, obgleich sie in der ältesten Steinkohlenformation immer das Uebergewicht haben mag. Die Schönfelder Kohle bey Frauenstein (S. 18) ist keine Steinkohle, sondern Kohlenblende in einer noch nicht genug bestimmten porphyrähnlichen Gebirgsart, die zu den Uebergangsgebirgen zu gehören scheint. Die Bemerkung des Verf. S. 20, daß die Schieferkohlenformation so alt ist, daß die neuern Geognosten in Versuchung gerathen dürfen, sie zu den Uebergangsgebirgsarten zu rechnen, kann nur in so ferne statt haben, als H. V. Kohlenblende mit Schieferkohle verwechselt. — Die vollkommne Aehnlichkeit des sogenannten Kohlensandsteins mit der Harzer Grauwacke (S. 21), werden geübte Mineralogen wohl nicht zugeben können; und diejenigen, welche von einem granitartigen Sandstein (S. 22) reden, verstehen wirklich darunter einen Sandstein, der viele Feldspathkörner mit Quarzkörnern gemengt hat, wie ein solcher z. B. bey Wettin wirklich vorhanden ist. Schieferthon soll der Schieferkohlenformation allein und ausschließlich eigen seyn (S. 24); und dennoch begleitet er ohne Zweifel alle Steinkohlenflötze im älteren und neueren Sandstein, und im älteren Flötzkalkgebirge, ausgenommen die Steinkohlen im

Flötz-

Flötztrappgebirge und im Muschelkalk oder im jüngeren Flötzkalk, und fast durchgängig befinden sich Kräuterabdrücke darin. — Das Maximum der Mächtigkeit (14 Fuß), welches der Verf. für die Schieferkohlenformation angiebt (S. 26), ist viel zu geringe; in Oberschlesien hat man Flötze von vier Lachter. — Wenn sich die sogenannten Schwühlen in den Steinkohlen auch manchmal dem Kieselschiefer annähern sollten, wie der Verf. (S. 28) behauptet: so werden sie sich doch nie dem Trapp nähern. Der Name Trapp ist von den Schweden für die Fossilien entlehnt, welche sich durch Hornblende charakterisiren, und diese kommt, wie in faspisharten Thonsteinen vor. Die Aederchen welche sie durchziehen, sind meistens Kalkspath, beym Kieselschiefer aber Quarz; es ist daher sehr zu zweifeln, daß die Kieselschiefergeschiebe mancher Gegenden und Flüsse (S. 29) aus Steinkohlenflötzen herrühren. — S. 31 u. f. stellt Hr. V. die Ordnung auf, in der sich mehrere Steinkohlenflötze, mit denen ihn zugehörigen Schieferthon und Sandsteinflötzen überall lagern sollen; allein diese ist sehr beschränkt, und mag vielleicht nur von einigen wenigen Punkten gelten; denn das Zusammentreffen einiger angeführten Fälle kann sehr zufällig seyn. Was mögen S. 35 die Rücken wohl anders seyn, als gleichfalls ausgefüllte Gänge? — Der Tadel, den H. v. Römer S. 39 vom Verf. erhält, fällt gänzlich auf ihn selbst zurück; denn Hr. v. Römer zeigte sich als sehr guter Geognost, weil er wußte, was Uebergangsgebirge war. — Der Grund, den Hr. V. (S. 47) gegen die Hypothese, daß Steinkohlenflötze ehemals Torfgründe gewesen seyn können, und daß überhaupt ein Uebergang von der neuesten Erzeugung des Rasentorfs, durch den Stechtorf (einen ungleich bituminösern Torf, wie z. B. bey Eger,) bis in die braunen und schwarzen Kohlen statt findet, einwendet, ist sehr unbefriedigend, ja sogar unstatthaft. Wenn Hr. V. S. 48 behauptet, daß die Schieferkohle von allen Steinkohlenarten die vorzüglichste ist, und beym Verbrennen den höchsten Grad von Hitze giebt: so ist dieß wohl großen Einschränkungen unterworfen; denn die Schieferkohle ist in der Regel eine sehr magere Kohle; weil aber die Pechkohle oft mit ihr zusammen vorkommt: so ist wohl Vieles auf Rechnung der Schieferkohle geschoben, was der Pechkohle zukam. — Die Bemerkung S. 52, daß der gut gebrannte Kalk schon hinlänglich mit Luftsäure gesättigt sey, und beym Kaltwerden keine mehr annehme; im Gegentheil nur Stick-

ges und dergleichen in sich nehme, so daß die Luft, wenn sie durch den ausfühlenden Kalk zieht, beynahe so rein wird, als eine andere durch Kunst hervorgebrachte, berechtigt zu der gewissen Vermuthung, daß Hr. V. auch in der Chemie eine ganz eigenthümliche Nomenklatur befolge.

Die übrigen Steinkohlenarten des Hrn. Verf., nämlich seine Nußkohle, Kohlenschiefer, Blätterkohle und Lettenkohle übergeht Rec. ganz und gar; weil die Nachrichten, welche uns von denselben mitgetheilt werden, theils unvollständig und mangelhaft sind, und theils auf vorausgesetzte, nicht ganz zulässige Grundsätze beruhen. Der Beytrag zur Literatur der Steinkohlen, wird hingegen jedem Mineralogen willkommen seyn.

Zweyte Abtheilung. Braunkohlen. Das geognostische Verhalten derselben, muß Rec. hier mit Stillschweigen übergehen, da er seine Meinung darüber schon vorhin gesagt hat; eben so wenig kann er sich auf eine Widerlegung des Ausfalls einlassen, den Hr. V. S. 138 u. f. auf diejenigen Geognosten macht, welche eine Trappformation annehmen, da Werner schon in einer besondern Abhandlung die Nothwendigkeit dieser Annahme so schön gezeigt hat, weßhalb Rec. den Hrn. V. füglich auf diese verweisen kann. — Beym Gebrauch der Braunkohlen, führt Hr. V. es als etwas ganz Alltägliches auf, daß man sie zu Koaks verkohlt: Rec. hätte gerne gesehen, daß der Hr. Verf. sich hierüber etwas umständlicher verbreitet hätte, da ihm kein einziger Ort bekannt ist, wo wahre Braunkohlen verkohlt werden. — Die Beschreibung der Kennelkohle (S. 174) ist nicht genau; indeß ist der Hr. Verf. zu entschuldigen, da er selbst gesteht, daß er von dieser Kohle nicht genau unterrichtet sey: zu seiner Ehre ist zu hoffen, daß er sie im entgegengesetzten Falle den Stein- und nicht den Braunkohlen zugezählt hätte. — Die Beschreibung der Braunkohle (S. 176) paßt bloß auf die Erdkohle, nicht aber auf die gemeine Braunkohle. — S. 178 führt Hr. V. zwar die Moorkohle als eine besondere Braunkohlengattung auf; meint aber, daß der Unterschied zwischen (gemeiner) Braunkohle und Moorkohle so subtil und unbedeutend sey, daß er sich nicht entschließen könne, ihn zu beachten. Beyde wären ein und dasselbe Fossil, — weil sie sämmtlich aus dem bituminösen Holze erzeugt wären! Kommt es denn hier auf die Erzeugung an?

Dritte

Dritte Abtheilung. Torf. Dieß ist ein sehr schätzbarer Abschnitt, worin in gedrängter Kürze die Hauptmomente beym Torfwesen vorgetragen sind. Der Hr. Verf. redet zuerst von der Klassifikation des Torfes, dann von der Entstehung desselben, worin Rec. gänzlich mit ihm übereinstimmt; vom Nachwuchse des Torfes; von der Gewinnung desselben, sowohl des Stech- als des Form und Bagger-Torfes; von dem Gebrauche und dem Verkohlen desselben, und von der Art, ihn aufzusuchen.

Physische und lithologische Reisen durch Kampanien; nebst mineralogischen Beobachtungen über die Gegend von Rom. Vom Abt Scipio Breislak. Nach dem Französischen des General Pommereuil übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. F. A. Reuß. Mit Charten und Kupfern. Leipzig, bey Rein. 1802. Erster Theil. VIII und 247 S. Zweyter Theil. 236 S. 8. 3 Rthl. 12 gr.

Für den deutschen Geognosten bedürfte es wohl nur der bloßen Anzeige, daß dieß wichtige Werk nun auch in seiner Muttersprache erschienen ist; da Rec. sich schwerlich weiter, als auf eine solche einlassen kann. Man muß diese Schrift als eine Topographie von Kampanien, in mineralogischer und geognostischer Hinsicht ansehen, die theils ihres äußerst interessanten Gegenstandes, theils der genau und scharfsichtig beobachteten Thatsachen wegen, welche hier aufgestellt werden, einen bleibenden Werth behaupten wird. Der Mangel einer Topographie des Vesuvs wird durch sie fast ganz aufgehoben, und dem Geologen eine Menge interessanter Beobachtungen und Bemerkungen dargeboten. Wir erhalten in diesem Werke eine Beschreibung der Apeninen vom Vorgebirge Gaeta bis zum Vorgebirge Minerva, der Ebene Kampaniens zwischen den Apeninen und dem Tyrrhenischen Meere, der vulkanischen Hügel des Rocca-Monfine und Massico, des Berges Somma, des Vesuvs, der noch erkennbaren Kratere zwischen Neapel und dem Strande bey Kumä, der Inseln Prosida und Ischia; ferner lithologische Bemer-

Bemerkungen über die Stadt Rom; Beobachtungen über die Entstehung des Leuciths, oder vielmehr eine Monographie desselben; und endlich Beobachtungen und Bemerkungen über die Erscheinungen am Vesuv, und Muthmaßungen über die Entzündung dieses Vulkans. Die Anmerkungen des Hrn. Uebers. beziehen sich größtentheils auf eine genauere Beschreibung der von B. aufgeführten Fossilien, mit Rücksicht auf Hauy's neuestes mineralogisches Werk; und geben eine umständliche Nachricht von der Eruption im Jahre 1794, die von Hamilton entlehnt ist.

Rec. will nur noch mit wenigen Worten die Meinung des Hrn. B. erwähnen, welcher zufolge die Entzündung des Vesuvs von einer Quelle von Bergöl, die sich nahe am Fuße des Vesuvs befindet, herrühren soll. Er glaubt daher, daß, wenn diese Quelle einmal versiegte, auch die Erscheinungen des Vulkans aufhören müßten; ja er geht noch weiter, — er glaubt dem Vulkan seines Nahrungsstoffes berauben, und seine verheerenden Erscheinungen verhindern zu können, wenn es glücken sollte, dieser Quelle eine andere Richtung zu geben. Ist die Theorie richtig, so ist es wirklich ein erhabener Gedanke, daß es in des Menschen Macht steht, den Vulkan nach Belieben wüthen zu lassen, oder ihn zum Schweigen zu bringen.

Mt.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Periodisch-synchronistische Tabellen der neuesten Geschichte aller europäischen Reiche, seit der französischen Revolution bis zum Frieden von Amiens, von Wilh. Friedr. Gerken, Königl. Etats-Prediger und Pastor an St. Wilhadi. Stade, bey Friedrich. 1802. 4½ B. Fol. 1 Rf. 4 K.

Der Verf. hat drey Perioden angenommen: 1) vom Tode Joseph II. bis zur Entthronung Ludwigs XIV.; 2) bis auf Buonaparte, ersten General der französischen Republik, 1796;

1786) 3) bis zum Frieden von Amiens. Bey solchen Tabellen kommt Alles auf eine gute Auswahl an. Der Verf. aber hat nicht bloß universalhistorische, nicht bloß solche Begebenheiten, welche auf den Flor oder den Verfall eines einzelnen Reichs Einfluß haben; sondern auch mehrere minder wichtige und alltägliche Begebenheiten in seine Tabellen aufgenommen, und dagegen manche interessantere, einflußreichere Nachrichten übergangen. Wozu nützt z. B. die Nachricht von einem Brande in einer Stadt als Habelschwerdt, Fraustadt, wenn nicht durch denselben in der Stadt wichtige Veränderungen bewirkt wurden? es vergeht ja kein Jahr, daß sich in einem großen Reiche dies Unglück nicht ereignen sollte. Dagegen hätte der Verf. mehrere merkwürdige Begebenheiten nicht unberührt lassen sollen. Wie konnte z. B. der Verf. in der 4ten Tabelle, und zwar in der Rubrik Preußen, die Nachricht übergehen, daß vom Könige Friedrich Wilhelm III. ein General-Rechenkammer-Kollegium errichtet, und der Graf von Schulenburg zum Generalkontrolleur ernannt worden wäre. Der Einfluß dieser Veränderung auf den Flor des Staats ist doch bey weitem größer, als die angeführte Einrichtung, daß kein Officier, wenn er noch keine Kompagnie hat, heyrathen soll, wenn er nicht gerichtlich dokumentiren kann, daß seine Braut 600 Rthlr. jährliche Revenüen hat. Solche Beyspiele könnte Rec. aus mehrern Rubriken ausheben. Die Kriegsbegebenheiten hat der Verf. am vollständigsten aufgezeichnet; diese waren aber freylich auch am leichtesten in verschiedenen Journalen aufzufinden.

Die Revolutionsgeschichte der Venetianer im Jahr 1797. In Briefen bearbeitet von J. F. Fick. Mit der Ansicht des Markusplatzes. 1802. XXIV und 318 S. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Ein interessantes Werk! Wer wünscht nicht alle die Ursachen, die entfernten und nahen, die geheimen Triebfedern und die Schlangenlist kennen zu lernen, durch welches alles es möglich wurde, eine gerade 500jährige Aristokratie zu stürzen, und einen tausendjährigen Staat seiner Selbstständigkeit zu berauben? Der Verf., welcher in jener Revolutionszeit in Venedig lebte, den ganzen Gang der Revolu-

tion genau beobachtete, und noch eine Menge kleiner Schriften, in denen das Getreibe der Revolutionärs freymüthig aufgedeckt war, benutzte, konnte von dieser wichtigen Begebenheit, eine treue Erzählung liefern. Da die Kriegsereignisse in Italien, und die besondere Wendung derselben mit der Revolution der Venetianer in einer genauen, obgleich noch immer entfernten Verbindung standen: so hat der Verf. diese Kriegsvorfälle nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können; doch wollte er auf die wichtigsten mehr hindeuten, als sie genau darstellen. Die Begebenheiten sind sowohl nach ihrer chronologischen Folge, als auch hie und da nach ihrer synchronistischen Verbindung vorgetragen worden. Der Briefform bediente sich der Verf., um in die Reihe der Begebenheiten so manche Bemerkungen schicklich einzustreuen, welche jedem aufmerksamen Beobachter unter den jedesmaligen Umständen und Ereignissen entgegen kommen müssen. Diese gutgerathene Geschichte endigt sich mit der Beschreibung des großen Freyheitsfestes am 4ten Jun. 1797. Im letzten Briefe schildert der Verf. im Allgemeinen die Männer, welche die Stifter, Wächter und Handhaber der sogenannten Demokratie der Venetianer waren.

Mm.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Lateinisches Lesebuch für die untern Schulklassen. Herausgegeben von Friedrich Buchholz. Berlin, bey Frölich. 1802. 14½ B. 8. 12 gr.

Da wir Bücher dieser Art bereits in Menge haben: so war es nöthig, daß sich der Verf. über die Absicht erklärte, die er bey den bisherigen lateinischen Elementarbüchern nicht erreichen zu können geglaubt, und die ihn zu Abfassung eines neuern bestimmt hat. Er glaubt nämlich, als Schulmann bemerkt zu haben, daß die Abneigung seiner Schüler von der lateinischen Sprache in dem Maaße verschwunden sey, in welchem das darin Vorgetragene ihr Inneres ergriffen habe; träge bis zum Einschlafen (?), wenn ihnen Naturgeschichte, Mytho-

Mythologie ꝛc. im römischen Gewande vorgehalten wurde, wären sie immer ganz Aug und Ohr und Aufmerksamkeit gewesen, wenn von großen Männern, kühnen Unternehmungen, kurz von moralischen Phänomenen die Rede gewesen sey, wie wir sie unter uns selten oder gar nicht antreffen. Er habe daraus geschlossen, daß ein Lesebuch, ganz auf diese Disposition junger Gemüther berechnet, die Erlernung der lateinischen Sprache sehr erleichtern müsse. Man kann ihm darin Recht geben, daß gut erzählte Beyspiele menschlicher Größe und edler Handlungen, wie ein elektrischer Schlag, auf das unverdorbene kindliche Herz wirken, und also auch den Worten, mit denen sie erzählt sind, einen bleibendern Eindruck verschaffen können; und daß also ein in diesem Gesichtspunkt gesammeltes Lesebuch eine in ihrer Art einzige und immer nützliche Sache ist: allein darin können wir ihm nimmermehr beystimmen, daß der Schüler, der es brauchen soll, nicht wenigstens Paradigmen und die vornehmsten Verbindungsregeln im Kopfe mitzubringen brauche; sondern seine Grammatik, nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr erlernen müsse. Das Buch selbst besteht aus zwey ziemlich gleichen Theilen, zuerst den Text der lateinischen Aufsätze, die ganz gut nach dem gewählten Gesichtspunkt gesammelt worden sind; außer daß auch einige entgegengesetzte Charaktere und Handlungen, z. B. von Tiberius, Claudius und Nero mit aufgenommen worden sind, mit untergesetzten Stammwörtern, oder kurzen Erklärungen. (Der Sinn der Worte: maluit Socrates extingui, quam Lysias superesse, ist wohl nicht ganz richtig angegeben: „Sokrates wollte lieber sterben, als die Unsterblichkeit eines Lysias genießen.") Auch einige schöne Briefe des Plinius, worin er edle Handlungen seiner Zeit beschreibt, stehen hier an ihrem Orte; doch wäre es gut gewesen, wenn auch bey den übrigen, zumal langen Aufsätzen, der Autor angegeben wäre, aus dem sie genommen sind. Darauf folgt denn von S. 93 ein erklärendes Verzeichniß aller im Buche vorkommenden Wörter, oder ein dazu gehörendes Vokabularium.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum, ad optimas editiones collatae. Studio et cura *Joh. Joach. Bellermanni*, Theolog. et Philos. P. P. O.

P. O. et Gymnas. Erford. Direct. Erfordiae, sumtibus Mülleri. 1802. 12 B. 8. 6 gr.

Es giebt Ausgaben klassischer Schriftsteller, von deren Eigenheiten und Vorzügen man nicht viel sagen kann, weil sie im Grunde nur korrigirte Nachdrücke sind; und dieses muß man auch von der gegenwärtigen sagen. Dieser Vorwurf trifft aber nicht den Herausgeber, der nicht aus eigner Wahl, sondern aus Gefälligkeit gegen den Antrag des Verlegers diese Besorgung übernommen hat. Dieser sann auf einen neuen Verlagsartikel, der auf mehrere Messen fortdauern würde, und fand darzu eine abermalige Suite wohlfeiler Abdrücke klassischer Schriftsteller für das Bequemste, und trug Hrn. Prof. Bellermann die Besorgung auf; und dieser machte dann, wie gewöhnlich, mit dem Nepos den Anfang. Er hat den Heusingerschen, in der Zweybrücker Ausgabe wiederholten Text auch hier beybehalten, nur von seinen wenigen Druckfehlern gereinigt, und hier und da die Interpunktion zum Vortheil der Erklärung geändert, und führt die Stellen, wo beydes geschehen ist, in der Vorrede an; welches wir sehr billigen. Der Text ist möglichst korrekt aufs neue abgedruckt; aber ohne alle Noten, welches wir doch nicht ganz billigen. Es giebt Stellen, die der Anfänger ohne Anmerkungen nicht verstehen kann; und diese, in möglichster Kürze angebracht, würden bey etwas engerer Zusammenrükung der Zeilen, die Bogenzahl nicht vermehrt, und also auch das Buch nicht vertheuert haben. Uebrigens ist das Verdienst eines wohlfeilen Abdrucks des Textes eines Klassikers in unsern Tagen schon lange nicht mehr einzig und neu.

Gi.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Weltweisheit.

Kritisches Journal der Philosophie; herausgegeben von Fr. Wilh. Jos. Schelling und Ge. Wilh. Fr. Hegel. Tübingen, bey Cotta. 1802. Ersten Bandes drittes Stück. 98 S. 8. (die drey Stücke des ersten Bandes 1 Rh. 16 gr.) Des zweyten Bandes erstes Stück. 188 S. Des zweyten Bandes zweytes Stück. 88 S.

Die Verfasser bleiben dem Berufe, den sie sich selbst gegeben haben, die ganze Philosophie, und zwar auf dem ganzen Erdboden, für immer dergestalt zu reformiren, daß hinführo nur von der weitern Anwendung ihrer Grundsätze die Rede seyn kann, auch in diesen Stücken mit völligem blinden Zutrauen ergeben. Mit allen andern Mystikern alter und neuer Zeiten haben sie das gemein, daß sie von der Wahrheit ihrer Theorie, ohne allen weitern Beweis, die allerfesteste Ueberzeugung besitzen, und diese Ueberzeugung so laut als möglich, ohne allem Besorgniß irgend eines Irrthumes aussprechen. Hierin verrathen sie allerdings Mangel an historischer Kenntniß, welchen sie allen andern Philosophen so stark vorwerfen: da nämlich in der Hauptgrundlage ihr System schon sehr alt und abgedroschen ist, und da es doch unter mancherley bisherigen Gestalten nie allgemeinen Eingang hat finden, noch so festen Fuß fassen können, als andere Systeme manchmal gefaßt haben: so würden sie, wenn sie die philosophische Geschichte stu-

ält hätten, hätens billig einigen Verdacht gegen die vollkommene Richtigkeit, und apodiktische Festigkeit desselben schöpfen. Wäre ihr System in der Philosophie eben was das Euklidische in der Geometrie ist: so sollte man denken müßte es nun, nach den langen und mancherley Vorbereitungen endlich die Form gefunden haben, in welcher es sich aller Gemüther bemeisterte, und über alle andere entschieden triumphirte. Aber ihre Eitelkeit und Mangel an Selbstkenntniß übertrifft noch ihre historische Unwissenheit, und sie würden die Augen verschließen, um die Mängel ihres Systems nicht zu sehen.

Auch darin bleiben sich die beyden Herren ziemlich gleich, daß sie, eben wie alle andere Mystiker, mit plumper Verachtung auf alle Andersdenkende herabsehen; nur daß die Mystiker ihre Verachtung gewöhnlich in ein mildes Bedauern einkleiden, weil sie wahrscheinlich besorgen, mit gleicher Münze bezahlt zu werden; unsere kecken Philosophaster hingegen, um ihre Widersacher ganz zu annihiliren, sie gar nicht schonen zu müssen, sich verstellen. In der That aber kleidet jenes milde Bedauern den besser, welcher im alleinigen Besitze aller ausgemachten Wahrheit zu seyn überzeugt ist; dieß Poltern hingegen verräth entweder Mißtrauen in der Güte seiner Sache, oder einen unter freyen Menschen nicht zu duldenden Meinungsdespotismus. Es scheinen jedoch die Eruptionen dieser Art nach und nach etwas seltner zu werden. Einige Beyspiele dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Bey Gelegenheit der Hoyerschen Schrift über die Konstruktion in der Philosophie heißt es S. 60: „Es ist erfreulich, unter der „Fluth in Deutschland erscheinender philosophischer Bücher, „welche meist nur die unglaubliche Rohheit, den Mangel an Bildung, und selbst der historischen Kenntniß „der Philosophie, bey ihren Verfassern beurkunden, ein freyes, so durchgebildetes, gedachtes, in den Zustand der Wissenschaft wirksam eingreifendes, und mit durchgängiger Kenntniß und Beurtheilung des Vorhandnen abgefaßtes Werk „zu bemerken." Wie wenn nun die Gegner, nach dem Vergeltungsrechte ihnen für die unglaubliche Rohheit, eine unbegreifliche Leerheit an Gehalt; für den Mangel an Bildung, eine Verbildung in mancherley sophistischen Wortkrämereyen; und für den Mangel an historischer Kenntniß der Philosophie, eine gänzlich verdrehte

drehte Vorstellung von den Theorien Anderer, zurückgaben? Verdient hätten die hochdahersahrenden Herren Schelling und Hegel das in vollem Maaße, und an Beweisen fehlt es nicht, wie aus dem erhellt, was in dieser Bibl. gelegentlich dargethan ist.

Zu diesem Beyspiele gehören noch zwey am Schlusse des Stückes, wo von einem allerdings achtungswerthen Philosophen die Rede ist. Das erste ist von einer allerdings etwas sonderbaren Ankündigung der Gedichte des Herrn Bouterwek hergenommen, die so lautet: „Eine geringere Meinung als „Herr B. selbst, der nach seiner gegenwärtigen Ueberzeugung „nie ein Dichter war, und nie hätte Verse schreiben sollen, „können wohl die unbilligsten Tadler nicht von seinen poeti„schen Arbeiten gehabt haben: Da er längst schon in einer „andern Ideenwelt lebt, müssen ihm seine ihm persönlich un„bekannten Freunde um so mehr Dank wissen, daß er ihnen „das kleine Denkmal seiner Jugend nicht entzogen hat." (S. 97.) Dürfte man nicht hoffen, setzen die Herausgeber „hinzu, daß der nämliche Freund nach Verfluß einiger Jah„re, die Ankündigung der philosophischen Werke des Herrn „B. übernehmen wollte, welche mit kleinen Modifikationen „ganz dieselbe seyn konnte, als z. B. daß Dichter mit Philo„soph, Verse schreiben mit philosophiren, und die Erwähnung „einer Ideenwelt, worin Herr B. angeblich lebte, gänzlich „ausgelassen, oder mit einer rein praktischen vertauscht, und „statt Jugend männliches Alter, oder zweyte Jugend gesetzt „würde?" So laut sollte doch ein Philosoph die Leidenschaft nicht sprechen lassen!

Noch lauter, aber zugleich unüberlegter bricht die blinde Leidenschaft in dem sogleich darauf folgenden zweyten Beyspiele hervor, welches wörtlich so lautet: „ebendaher (aus „Göttingen nämlich) ist uns eine Einleitung in die dynami„sche Physiologie vorgekommen, der wir statt des Plutarchi„schen Spruchs folgendes schickliche Distichon zur Ueberschrift „gewünscht hätten:

»Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren,
»Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!«

Das andere übergehn wir, weil es wegen der Anspielungen auf die Dedikation, und auf den Inhalt des Werkes selbst,

 nicht

nicht so fort verständlich ist; nur so viel setzen wir hinzu, daß die weisen Herren Schelling und Hegel nicht daran gedacht haben, daß sie sich selbst in dem Falle dieses Distichens befinden, indem keinesweges, was sie lehren, mehrere Jahre zählen kann. Herr Schelling ward ja vor wenigen Jahren erst von Herrn Fichte belehrt, was das reine sich selbst setzende Ich sey; und geschwind schrieb er ein Buch über das Ich; und, um ein Gleichniß zu brauchen, das der Schreibart dieser Herren recht angemessen ist, Herr Hegel ist ja erst ganz kürzlich noch, wie ein Pilz aus Herrn Schellings Dünger unbemerkt hervorgeschossen!

Einige Aeußerungen über den neuen Mysticismus, oder eigentlicher Pantheismus der beyden Herren, glauben wir unsern Lesern noch vorlegen zu müssen. „Der Keim des Christenthums," heißt es S. 16. „war das Gefühl einer Entzweyung der Welt mit Gott, seine Richtung war die Versöhnung mit Gott, nicht durch eine Erhebung der Endlichkeit zur Unendlichkeit; sondern durch eine Endlichwerdung des Unendlichen, durch ein Menschwerden Gottes. Das Christenthum stellte diese Vereinigung für den ersten Moment seiner Erscheinung als einen Gegenstand des Glaubens auf. Glauben ist die innere Gewißheit, die sich die Unendlichkeit vorausnimmt, und das Christenthum selbst deutete durch diese Zurückführung sich selbst als einen Keim an, der seine Entwickelung erst in der unendlichen Zeit mit den Bestimmungen der Welt haben sollte." Wie willkührlich diese Auslegung ist, und wie wenig Herr Hegel mit den eigentlich Historischen bekannt seyn muß, erhellt zur Bestätigung des von uns oben Bemerkten sehr leicht. Nicht die Welt selbst, nur die Menschen und einige Geister, sind nach der Kirchenlehre mit Gott entzweyt; und damit fällt von selbst hinweg, daß das Christenthum auf eine Vereinigung beyder, oder auf einen Pantheismus hinausgeht; fällt also auch weg, daß dieser pantheistische Mysticismus durch das Christenthum erst in der unendlichen Zeit bewerkstelligt werden soll.

Eben so historisch unwahr ist, was gleich darauf hinzugefügt wird: „alle Symbole des Christenthums zeigen die Bestimmung, die Identität Gottes mit der Welt in Bildern vorzustellen, die dem Christenthum eigenthümliche Richtung ist die der Anschauung Gottes im Endlichen; sie entspringt aus dem Innersten seines Wesens, und ist nur in ihm möglich." Wenn im Christenthum von einem Anschauen

Gottes

Gottes geredet wird: so meint es ein solches nach dem Tode, wenigstens verheißt es keinem dieses schon in diesem Leben, wie die Mystiker behaupten, die schon jetzt sich zu dieser Höhe zu erheben versichern. Nicht einmal wird dazu den Christen Hoffnung gemacht, zur Anschauung ihres Erlösers auf der Erde zu gelangen, oder gar ihn in der Herrlichkeit eines Gottes zu erblicken. Wie der Verf. seine Behauptung in den Symbolen des Christenthums ohne handgreifliche Verdrehung finden kann, begreift Rec. wenigstens nicht; und Herrn Hegels Bemühen, dem Christenthum seinen Pantheismus aufzuheften, um ihm dadurch größern Eingang zu verschaffen, dürfte in den Augen unparteyischer Ausleger des Christenthums schwerlich gelingen. Nimmt man noch hinzu, daß im Christenthum doch gewiß ein außerweltlicher Gott gar klar gelehrt wird, und daß es die mosaische Schöpfungslehre voraussetze: so wird die Nichtigkeit eines solchen eben so unchristlichen als unphilosophischen Bemühens noch handgreiflicher.

Was Herr Hegel gleich darauf zur Bestätigung anfügt, dürfte nicht besser Probe halten: „wir können,“ spricht er, „diesen auf das Anschauen des Unendlichen im Endlichen gerichteten Sinn allgemein Mysticismus nennen. Nichts „beweist auffallender, daß der Mysticismus die nothwendige, „durch den innersten Geist des Christenthums vorgeschriebene „Anschauungsweise ist, als daß er selbst in dem Entgegenge„setztesten, wie der Protestantismus, wieder in neuen, und „zum Theil nur dunklern Formen durchbrach.“ Im Vorbeygehn möchten wir gern belehrt seyn, wie unser endliches Anschauungsvermögen je das Unendliche, als solches, und mit Ueberzeugung, daß es unendlich sey, anzuschauen im Stand gesetzt werde, und noch dazu dieß im Endlichen, welches doch die Unendlichkeit aufhebt, bewerkstelligen soll. Möchten zugleich auch wissen, ob der Verf. meint, der Protestantismus sey das Entgegengesetzteste vom Geiste des Christenthums, wie es den Worten nach, zu lauten scheint, oder ob er vielmehr meint, der Protestantismus sey dem Mysticismus am meisten entgegengesetzt? Daß der Mysticismus, wenn das letztere verstanden wird, auch hier durchbrach, dürfte schwerlich für einen Beweis gelten, daß er im innersten Geiste des Christenthums enthalten; denn alsdann wäre ja doch der Protestantismus kein Christenthum, weil er dem Mysticismus, als des-

sen innersten Geiste entgegen steht. Auch ist denn sehr klar, daß der Verf. es mit einem Widerspruche so genau nicht nimmt; wie kann nämlich der Mysticismus aus dem innersten Geiste des Christenthums hervorgehen, wenn er selbst im Protestantismus durchbricht, der diesem Geiste zuwider ist? Daß aber der Mysticismus selbst Protestanten befallen hat, kommt weder aus dem Geiste des Christenthums, noch aus dem des Protestantismus; sondern daher, daß es von jeher Imaginationsmänner gegeben hat, die auf das Fremde und Außerordentliche ausgiengen, und Wunder und Zeichen zu thun sich einbildeten, oder durch ganz außerordentliche Mittel bewirken zu können sich überredeten. Eben darum verband sich auch dieser Mysticismus in den Kabbalisten mit dem Judenthume.

Von den Griechen heißt es endlich: „Die ganze Reli„gion war, wie die Poesie der Griechen, frey von allem My„sticismus, und vielleicht war es im Christenthum eben zur „vollkommenern Ausbildung seiner ersten Richtung nothwen„dig daß die, sich mehr und mehr der Poesie nähernde, kry„stallhelle Mystik des Katholicismus, durch die Prosa „des Protestantismus verdrängt werden mußte, innerhalb „dessen erst der Mysticismus in der ausgebildetsten Form auf„gehoben würde.“ (S. 17.) Wie? die Religion der Griechen wäre frey von allem Mysticismus gewesen? Wie können doch Leute, die andern den Mangel historischer Kenntnisse vorzuwerfen affektiren, ihre eigene grobe Unwissenheit so verrathen! Hatten nicht die Griechen ihre Theophanieen, ihre Inkubationsorakel, und selbst in den Eleusinischen und andern Mysterien ihre Göttererscheinungen? Was ist denn Homer gewöhnlicher als Göttererscheinungen und Götterumgang? und die ganze νεκυια in der Odyssee, was ist sie anders als eine Erscheinung aus der Unterwelt? In welcher Gestalt man sich die Gottheit denkt, oder ob ohne alle Gestalt, ist einerley. Wer glaubt, mit den Göttern in nähere Verbindung, und einen empfindbaren Umgang kommen zu können, ist dem Wesen nach ein Mystiker. Man sieht hieraus, daß es mit der historischen Bildung der beyden Herren sehr schlecht beschaffen ist, und daß die Gegner ihnen ihren obigen Vorwurf mit mehrerm Rechte zurück schicken können.

Was

Was nun die einzelnen Aufsätze dieses Stückes anlangt, so haben sie folgende Ueberschriften: 1) über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt; 2) über Konstruktion in der Philosophie; 3) Anzeige einiger der Naturphilosophie betreffenden Schriften, nämlich des Ioyand principes naturels; 4) Notizenblatt, worin a) Notiz von Herrn Villers Versuchen die Kantische Philosophie in Frankreich einzuführen; b) aus Göttingen, von der Logik und allgemeinen Encyklopädie Herrn Wildts; Vorschlag einer künftigen Anzeige der philosophischen Werke des Herrn Bouterweck, und endlich Einleitung desselben in die dynamische Physiologie vorkommen. Aus den Abhandlungen weiter den Hauptinhalt anzuführen, finden wir überflüssig; denn es ist darin eben das Geschwätz, aber noch viel seichter, als in den vorigen Stücken.

Die beyden Stücke des zweyten Bandes enthalten jedes nur eine Abhandlung; die des ersten ist überschrieben: Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjektivität in der Vollständigkeit ihrer Formen, als Kantische, Jakobische und Fichtesche Philosophie; die des zweyten aber: über die wissenschaftliche Behandlungsart des Naturrechtes, seine Stelle in der praktischen Philosophie, und sein Verhältniß zu den positiven Rechtswissenschaften. Die erste Abhandlung ist geschlossen; die zweyte soll im dritten Stücke fortgesetzt werden.

Von der ersten Abhandlung will der Rec. versuchen, Bericht abzustatten; denn es kann doch nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, auf welche Art die neueste Philosophie ihre ältere Schwester bekämpft; — aber fast möchte es ihm gereuen, die ekelhafte Arbeit übernommen zu haben, sich durch ein dunkles und widersprechendes Geschwätz durchzuarbeiten. Die älteren pantheistischen Systeme hatten das Eigene, daß sie durch lauter Bilder unverständlich wurden, und daß sie sich eine eigene, nicht einmal ihren Adepten deutliche Sprache gebildet hatten. Hiervon haben ihre jetzigen Töchter zwar auch etwas geerbt; allein ihre vornehmste Dunkelheit entspringt doch aus dem, und zwar oft in ganz eigenem Sinne gemachten Gebrauche abstrakter Wörter. Sie gleichen hierin vornehmlich den Philosophieen des Plotin und Proklus, welche beyde, am meisten jedoch die letztere, mit ihren Zahlenwörtern

ein so mysteriöses Spiel treiben, daß man unter der Arbeit erliegt, den darunter verborgenen Sinn zu erreichen. Damit die Leser sich durch den Augenschein überführen, daß diese Klage der neuen Pantheisten Hegel und Schelling nicht ungegründet ist, glauben wir etliche Proben aus dem Anfange der ersten Abhandlung vorlegen zu müssen.

„Die große Form des Weltgeistes aber," heißt es S. 6, „welche sich in jenen Philosophieen (nämlich den auf dem Titel genannten) erkannt hat, ist das Princip des Nordens, „und es religiös angesehen, des Protestantismus, die Subjektivität, in welcher Schönheit und Wahrheit in Gefühlen „und Gesinnungen, in Liebe und Verstand, sich darstellt; „die Religion baut im Herzen des Individuums sich ihre „Tempel, und Altäre, und Seufzer und Gebete suchen den „Gott, dessen Anschauung es sich versagt, weil die Gefahr „des Verstandes vorhanden ist, welcher das Angeschaute als „Ding, den Hayn als Hölzer erkennen würde. Zwar muß „auch das Innere äußerlich werden, die Absicht in der Handlung Würklichkeit erlangen, die unmittelbare religiöse Empfindung sich in äußerer Bewegung ausdrücken; und der die „Objektivität der Erkenntniß fliehende Glauben sich in Gedanken, Begriffen und Worten, objektiv werden; aber das „Objektive scheidet der Verstand genau von dem Subjektiven, „und es wird dasjenige, was keinen Werth hat, und Nichts „ist: so wie der Kampf der subjektiven Schönheit gerade dahin gehen muß, sich gegen die Nothwendigkeit gehörig zu „verwahren, nach welcher das Subjektive objektiv wird; und „welche Schönheit in diesem reell werden, der Objektivität „zufallen, und wo das Bewußtseyn auf die Darstellung und „die Objektivität selbst sich richten, die Erscheinung bilden, „oder in ihr sich gebildet bewegen wollte; das müßte ganz „wegfallen; denn es würde ein gefährlicher Ueberfluß; und „weil es vom Verstande zu einem Etwas gemacht werden „konnte, ein Uebel, so wie das schöne Gefühl, das in schmerzlose Anschauung übergienge, ein Aberglaube seyn."

So viel sehen wir ohngefähr durch den Nebel dieser Wortphilosophie, daß den genannten Reflexionsphilosophieen vorgeworfen wird, sie haben die Religion, und alles was die Gottheit angeht, zu etwas bloß Subjektiven gemacht; aber etwas Bestimmteres oder Deutlicheres herauszubringen, will

uns

uns, bey aller angewandten Mühe, nicht gelingen. Von einer großen Form des Weltgeistes haben wir unsers Orts keine Ideen, und zweifeln, ob irgend ein Mensch eine davon haben kann, weil der Weltgeist sich und seine Form bisher noch keinem erweislichermaaßen vorgezeigt hat, ja weil das Daseyn eines Weltgeistes, oder Helmontischen *Archaeus*, einer Cudworthischen *natura plastica*, einer Plotinischen *Venus Urania*, oder wie er bey dieser Art Philosophen sonst heißen mag, sehr problematisch ist. Von einer Form, die sich selbst erkennt, haben wir noch viel weniger eine Vorstellung; da, allen deutlichen Begriffen zufolge, eine Form ohne alles Subjekt ein *non ens* ist, und mithin keine Form allein etwas erkennen kann. Eben so wenig wissen wir bisher etwas von einem besondern Principe des Nordens, es müßte denn etwa ein böses Princip darunter verstanden werden, weil alle Theosophen und Mystiker mit dem Norden das Böse bezeichnen. Aber dann wäre auch das Princip des Protestantismus etwas schlimmes, welches doch hoffentlich ein protestantischer Philosoph, der sich bisher als ein Protestant, seine Philosophie auf einer protestantischen Universität hat bezahlen lassen, nicht wird behaupten wollen. Diese große Form des Weltgeistes, in wiefern die, wie es hier scheint, die Subjektivität ist, oder seyn kann, und in wiefern diese Subjektivität das Princip des Protestantismus ist, oder seyn kann, davon verstehn wir nicht eine Sylbe; so wenig wir davon das Geringste verstehen, wie in dieser Subjektivität Schönheit und Wahrheit, in Gefühlen und Gesinnungen, in Liebe und Verstand, sich darstellen. Wahrlich der Schuster Jakob Böhm schreibt nach seinem göttlichen Salnitter, von seinen Quellen und Quellgeistern nicht räthselhafter, als hier unsere Jenaischen Philosophen, die doch billig nicht so elend wie Schuster schreiben sollten, von ihrer großen Form des Weltgeistes, und seinem Principe des Nordens.

Wir überlassen es dem Leser, das Folgende einzeln zu zerlegen, und zu sehen, ob er darin mehr Sinn als in dem eben Zergliederten, entdecken kann. Es begegnet einem Philosophen, besonders wenn er in lauter abstrakten Wörtern philosophirt, und wenn er dabey rascher Worte verknüpft, als Gedanken, gar leicht, daß ihm eine oder die andere Stelle entschlüpft, bey welcher er nichts gedacht hatte. Zum Beweise, daß dieß hier der Fall nicht ist, sondern daß die ganze

Abhandlung in gleiche Dunkelheit gehüllt ist; müssen wir noch einige Stellen vorlegen. „Nachdem die Zeit gekommen „war," heißt es S. 8, „hatte die unendliche Sehnsucht über „den Leib und die Welt hinaus, mit dem Daseyn sich ver„söhnt, aber so, daß die Realität, mit welcher die Versöh„nung geschah, das Objektive, welches von der Subjektivität „anerkannt wurde, wirklich nur empirisches Daseyn, gemei„ne Welt und Wirklichkeit war, und also diese Versöhnung „selbst nicht den Charakter der absoluten Entgegensetzung, der „im schönen Sehnen liegt, verlor, sondern daß sie sich nun auf „den andern Theil des Gegensatzes, auf die empirische Welt warf; „und wenn um ihrer absoluten blinden Naturnothwendigkeit „willen, sie schon ihrer selbst im innerlichen Grunde sicher „und fest war, bedurfte sie doch einer objektiven Form für „diesen Grund, und die bewußtlose Gewißheit des Versen„kens in die Realität des empirischen Daseyns muß nach eben „der Nothwendigkeit der Natur zugleich sich zur Rechtferti„gung und einem guten Gewissen zu verhelfen suchen; diese „Versöhnung fürs Bewußtseyn machte sich in der Glückselig„keitslehre; so daß der fixe Punkt, von welchem ausgegangen „wird, das empirische Subjekt, und das womit es versöhnt „wird, eben so die gemeine Wirklichkeit ist, zu der es Zu„trauen fassen, und sich ihr ohne Sünde ergeben dürfte. Die „tiefe Rohheit und völlige Gemeinheit, als der innere Grund „dieser Glückseligkeitslehre, hat darin allein seine Erhebung, „daß er nach einer Rechtfertigung und einem guten Gewissen „strebt, welches, da es, weil das Empirische absolut, der „Vernunft durch die Idee nicht möglich ist, allein die Objek„tivität des Verstandes den Begriff erreichen kann, welcher „Begriff sich als sogenannte reine Vernunft in seiner höchsten „Abstraktion dargestellt hat."

Damit auch hier der Unsinn etwas klarer werde, wollen wir Einiges in dieser Stelle etwas sorgfältiger zerlegen. Zuerst wissen wir nicht, und werden nicht belehrt, was für eine unendliche Sehnsucht über den Leib und die Welt hinaus hier eigentlich gemeint seyn soll. Es ist uns zwar eine gewisse, auch in Romanen manchmal genannte Sehnsucht nach einer bessern Welt bekannt; aber noch ist uns nicht bekannt, daß diese in eine äußerst tiefe und apodiktisch gewisse Philosophie als ein Princip aufgenommen werden kann, und darf. Vermuthungen nämlich lassen sich auf sie,

wie

[illegible] und Verstärkungen großer Erwartungen; freylich bauen: aber so lange nicht ausgemacht ist, ob nicht diese Sehnsucht aus einer überspannten Phantasie, oder aus Hypochondrie, Melancholie, oder NB. Mißmuth über gewisse fehlgeschlagene Erwartungen eigentlich entsteht, läßt sich aus ihr nichts mit einiger Zuverlässigkeit erweisen. Sollte also im Ernste diese Sehnsucht hier gemeint seyn: so würde alles darauf Gegründete auf sehr schwachen Füßen stehen. Ist sie es aber nicht, dann sieht man gar nicht, was diese mystische Philosophen eigentlich sagen wollen. Diese Sehnsucht nun, welche sie denn auch sey, hat sich mit dem Daseyn versöhnt. Auch dieß finden wir nicht sonderlich verständlich; denn entzweyt ist dies Sehnen mit dem Daseyn eigentlich nicht dergestalt, daß eine Feindschaft beyder vorhanden wäre, sonst wäre die Sache schon zum Lebensüberdrusse, mithin zu einem hohen Grade der Thorheit gediehen, und der kränkliche Zustand des Subjektes augenscheinlich. Auch lassen Dichter und Romanschreiber diese Sehnsucht wohlweislich nicht bis zum Lebensüberdrusse steigen, weil sie wissen, daß sie alsdann alles poetisch Schöne und Anziehende verlieren, und eine ganz gemeine Anwandlung thörigter Melancholie werden würde. Ganz klar ist demnach diese Stelle nicht; wenn indeß Einiges auf die Rechnung der diesen Philosophen gewöhnlichen Uebertreibung gesetzt wird: so läßt sich doch einiger Sinn noch entdecken. Nun aber fängt alles an stockfinster zu werden. Die Realität nämlich, mit welcher die Versöhnung beyder geschah, das Objektive, welches von der Subjektivität anerkannt wurde, war nur empirisches Daseyn, gemeine Welt und Wirklichkeit, und also verlöhr diese Versöhnung nicht den Charakter der absoluten Entgegensetzung, der im schönen Sehnen liegt. Hiervon verstehen wir nun nicht das Mindeste; denn daß die Versöhnung mit einer Realität geschehen soll, ist uns nicht begreiflich, noch weniger, daß diese Versöhnung unter der Bedingung geschieht, daß das Objektive von der Subjektivität anerkannt wird. Hierin liegt überdem noch ein äußerst geschränkter Ausdruck, die Subjektivität, als solche, erkennt nichts an; und es sollte eigentlich heißen, das Subjekt erkennt das Objektive an. Dieß Objektive nun wird durch empirisches Daseyn sogleich näher bestimmt, welches dann natürlich noch ein anderes nicht empirisches Daseyn voraussetzt. Hier aber verschwindet uns alles Denkbare; denn wir wenigstens müssen gestehen, von einem

Daseyn,

Daseyn, das nicht erfahren, oder empfunden wird, und das mithin nicht empirisch ist, nicht das Geringste zu wissen. Ein eingebildetes Daseyn, ein Daseyn in Gedanken, kennen wir zwar auch; glauben aber dabey mit der übrigen Welt sehr gut zu wissen, daß beyde diese Arten kein eigentliches Daseyn sind. Eben so wenig wissen wir bisher das Geringste von der absoluten blinden Naturnothwendigkeit jener unendlichen Sehnsucht; sondern glauben vielmehr, daß ein sehr beträchtlicher Theil derselben, wo nicht gar Alles, auf die Rechnung der Phantasie zu setzen ist, wie denn ferner die bewußtlose Gewißheit des Versenkens in die Realität des empirischen Daseyns nach eben der Nothwendigkeit der Natur, sich zugleich zur Rechtfertigung und zu einem guten Gewissen zu verhelfen suchen muß, auch davon hat Jemand, dem nicht das innere Licht hat, welches die Zirbeldrüsen oder die Eingeweide der Herren Schelling und Hegel erleuchtet, nicht die geringste Vorstellung.

Wenn wir den Lesern noch eine Probe aus dem ersten Abschnitte der Abhandlung selbst vorlegen, der gegen die Kantische Philosophie allein gerichtet ist: so hoffen wir unsere Behauptung noch unwidersprechlicher erwiesen zu haben. „Wie sind synthetische Urtheile möglich? Dieses Problem „drückt nichts anders aus, als die Idee, daß in dem synthe„tischen Urtheil Subjekt und Prädikat, jenes das Besondere, „dieses das Allgemeine, jenes in der Form des Seyns, dieses „in der Form des Denkens — dieses ungleichartige zugleich „a priori, d. h. absolut identisch ist. Die Möglichkeit dieses „Setzens ist allein die Vernunft, welche nichts anders ist, als „diese Identität solcher ungleichartigen. Man erblickt diese „Idee durch die Flachheit der Deduktion der Kategorieen hin„durch, und in Beziehung auf Raum und Zeit nicht da, wo „sie seyn sollte, in der transcendentalen Erörterung dieser „Formen; aber doch in der Folge, wo die ursprünglich syn„thetische Einheit der Apperception erst bey der Deduktion „der Kategorieen zum Vorschein kommt, und auch als Prin„cip der figürlichen Synthesis, oder der Formen der An„schauung erkannt, und Raum und Zeit selbst, als syntheti„sche Einheiten, und die produktive Einbildungskraft, Spon„taneität und absolute synthetische Thätigkeit, als Princip der „Sinnlichkeit begriffen wird, welche vorher nur als Receptivität charakterisirt worden war.“ (S. 25.)

Was

Was wir hier lesen, ist uns so wenig verständlich, daß wir vielmehr das Gegentheil klar einzusehen glauben. Im synthetischen Urtheile *a priori* sollen Subjekt und Prädikat *a priori*, d. h. absolut identisch seyn? Widerspricht nicht dieß dem Begriffe eines synthetischen Urtheiles, in welchem das Prädikat nicht im Begriffe des Subjektes liegt, folglich mit dem Subjekte, sofern es gedacht wird, nicht identisch ist? Sogar im analytischen Urtheile sind Subjekt und Prädikat nicht identisch, sondern das Prädikat ist immer nur ein Theil, oder eine Seite des Subjektes, nicht das ganze Subjekt selbst. Soll hierin ein einigermaaßen denkbarer Sinn liegen: so kann er kein anderer seyn, als daß das Prädikat mit seinem Subjekte Einen Gegenstand, oder Einen Begriff ausmachen soll, welches aber ganz etwas anders ist, als daß beyde unter sich einerley, und von einander gar nicht verschieden seyn sollen. Hier wird also, wie in der Kantischen Philosophie, ebenfalls das Wort identisch in einer ganz andern Bedeutung genommen, als es bey den Philosophen sonst eine gehabt hat, und eigentlich haben soll.

Ferner heißt es: In dem synthetischen Urtheile a priori solle das Subjekt das Besondere, das Prädikat das Allgemeine seyn, und es wird damit stillschweigend vorausgesetzt, daß es sich überall so verhält. Gleichwohl ist auch dieß nicht immer der Fall; denn in dem Urtheile: der rechtwinklichte Triangel ist die Hälfte eines Quadrats, das von der Diagonallinie getheilt wird, ist das Prädikat nicht allgemeiner als das Subjekt. Auch in dem Satze: alles was geschieht, hat eine Ursache, ist dieß der Fall; denn eine Ursache haben nur würklich vorhandene, und den Veränderungen unterworfene Dinge. Daß in den Urtheilen das Subjekt in der Form des Seyns, das Prädikat hingegen in der Form des Denkens, vorkommt, ist ebenfalls nicht richtig; vielmehr wird, wenn anders der Satz Wahrheit enthält, mit ihm behauptet, daß das Prädikat reell, und auch in der Erfahrung dem Subjekte zukommt, also würklich in ihm vorhanden ist. Dieß Prädikat ferner wird in dem Satze als etwas außer dem Gedanken Befindliches, mithin ebenfalls würklich Vorhandenes, keinesweges aber als etwas bloß Gedachtes, oder in der Form des Denkens Auffallendes angesehen. Wer da sagt, alle Dreyecke haben drey Seiten, der will damit versichern, daß die drey würklichen Seiten als drey würkliche

Dinge,

Dinge, dem Dreyecke wirklich zukommen. Sollten unsere mystische Philosophen ihre Form des Denkens, und Form des Seyns in einem andern Sinne etwa genommen haben, dann wissen wir wenigstens damit keinen Begriff zu verbinden. Die Möglichkeit eines solchen Setzens, wird hinzugefügt, ist allein die Vernunft, welche nichts anders ist, als diese Identität solcher ungleichartigen. Auch hierin ist kein Sinn. Zuvörderst kann die Vernunft wohl schwerlich eine bloße Möglichkeit des Setzens seyn, sondern es soll dieß aller Wahrscheinlichkeit nach heißen, die Vernunft macht dieses Setzen möglich. Daß die Vernunft es begreiflich machen soll, wie Subjekt und Prädikat in einem Urtheile a priori absolut identisch gesetzt werden können, dazu wird als Grund angeführt, weil sie nichts anders ist, als diese Identität des Ungleichartigen. Das heißt also, die Vernunft selbst besteht ihrem Wesen nach in einer solchen Identität, und sie ist mithin nichts als ein bloßer abstrakter Begriff, wie es die Identität ist. Eine solche handgreifliche Absurdität hat selbst die Schellingische Mystik schwerlich zu Tage bringen wollen, und es bleibt also nichts anders übrig, als daß der Verf. auch hier sich einer sehr geschraubten Wendung bedient hat, und weiter nichts hat sagen wollen, als was andere Philosophen bisher so ausgedrückt hätten: Vermöge der Natur der Vernunft, werden solche ungleichartige Dinge, wie Subjekt und Prädikat, als identisch gesetzt. Aus den beyden oben aufgestellten Beyspielen erhellt, daß diese Philosophen die abstraktesten Ausdrücke am meisten lieben, indem sie sie sogar auf Kosten des gesunden Verstandes anbringen, und lieber ganz widersinnig sprechen, als sich enthalten auf das allerabstrakteste zu sprechen. Daß in dieser neuen Sprachweise eine Hauptquelle ihrer Dunkelheit liegt, werden sie selbst ohne Zweifel gar gut wissen; aber sie scheinen die Dunkelheit dem Lichte mit Fleiß vorzuziehn. Dieß erregt keinesweges ein günstiges Vorurtheil von ihrer Theorie; denn die Wahrheit hat nicht Ursache das Licht zu scheuen. Hoffentlich werden aber auch die Leser einer solchen gesuchten Finsterniß bald überdrüßig werden, und mit Unwillen ausrufen: qui non vult intelligi, non debet legi!

Wenn man nun aber auch jenen ungereimten Satz so verstehet, wie oben gesagt ist, so ist doch damit noch dem Leser nicht geholfen; denn er wird dadurch im geringsten nicht

des

begreiflicher. Wie nämlich in der Vernunft alle ungleichartige Dinge, oder auch, wie die Ungleichartigkeit des Subjektes und Prädikates in einem Urtheile a priori, in ihren Augen eine Identität seyn kann, davon ist demohngeachtet nichts zu begreifen. Daß die Vernunft verschiedene, und verschiedenartige Individuen in einem höher. Begriff zusammenfaßt, und solchergestalt eine Identität des Ungleichartigen hervorbringt, wissen wir zwar wohl; aber daß sie deßwegen überall, und in allen ihren Verrichtungen hierauf ausgehe, ist uns keinesweges bekannt. Vielmehr ist uns gar gut bekannt, daß sie von einer andern Seite auch das Gegentheil hiervon thut; denn in ihren Aeußerungen, als Scharfsinn, und in ihren Verrichtungen als Urtheilsvermögen unterscheidet und trennt sie wieder, was sie in einer andern Rücksicht, und aus andern Ursachen verknüpft hatte.

Die Leser ersehen aus diesen Proben, daß es nicht möglich ist, von dem, was gegen die drey auf dem Titel genannten Systeme von unsern mystischen Philosophen eingewendet wird, genauern Bericht zu erstatten. Wir hätten sehr gewünscht, dieß thun zu können, um zugleich auch selbst die neueste Schellingische Philosophie im Gegenschein gegen diese Systeme, und mithin in ihren mancherley Verhältnissen genauer kennen zu lernen. So viel scheint indeß durch den dichten Nebel, daß Don Schelling und sein Schildknappe Hegel es diesen Systemen nicht verzeihen können, daß sie nicht mit dem Schellingischen sich auf den identischen Standpunkt stellen, und die Vernunft gerade in dem Sinne nehmen, in welchem er sie zu nehmen gut gefunden hat. In der Hauptsache wird hierdurch nichts entschieden; denn so lange nicht unwidersprechlich dargethan ist, daß alles nur mit den Augen der Vernunft muß angesehen, und daß diese Vernunft gerade so genommen werden muß, als sie in diesem Schellingischen Systeme verstanden wird, entscheidet eine solche Widerlegung nicht das Geringste. Dieß aber ist bisher nicht geschehen, und dürfte auch, so viel wir einsehen, nie geschehen können, weil unsere andern Erkenntnißkräfte doch an die Bildung philosophischer Systeme auch gegründete Ansprüche haben, und weil, wenn man eine, oder einige darunter mit Machtsprüchen verwirft, man eben dadurch das Ansehen selbst derer verdächtig macht, die man in Schutz nimmt.

Daß

Daß auch diese Philosophie mit Religionslehren des Christenthums gern spielt, ist bey einer andern Gelegenheit schon bemerklich gemacht worden. Am Schlusse der gegenwärtigen Abhandlung erscheint ein solcher lusus ingenii gleichfalls, den wir unsern Lesern noch vorlegen müssen, damit sie sehen, ob sie Lust haben, eine Parthie mit zu spielen. „Der reine Begriff aber, oder die Unendlichkeit," heißt es S. 187, „als der Abgrund, worin alles Seyn versinkt, muß „den menschlichen Schmerz, der vorher nur in der Bildung „geschichtlich und als das Gefühl war, worauf die Religion „der neuern Zeit beruht, das Gefühl: Gott selbst ist todt, „dasjenige, was gleichsam nur empirisch ausgesprochen war, „mit Paskals Ausdrücken: la nature est telle, qu'elle mar„que partout un Dieu perdu, et dans l'homme, et hors de „l'homme, rein als Moment, aber auch nicht als mehr denn „als Moment der höchsten Idee bezeichnen, und so dem; „was auch entweder moralische Vorschrift einer Aufopfe„rung des empirischen Wesens, oder der Begriff formeller „Abstraktion war, eine philosophische Existenz geben, und also „der Philosophie die Idee der absoluten Freyheit, und damit „das absolute Leiden, oder den spekulativen Charfreytag, der „sonst historisch war, und ihn selbst, in der ganzen Wahrheit „und Härte seiner Gottlosigkeit, wiederhergestellten, aus wel„cher Härte allein, weil das Heitere, Ungründlichere und „Einzelnere der dogmatischen Philosophieen, so wie der Na„turreligionen verschwinden muß, die höchste Totalität in ih„rem ganzen Ernst, und aus ihrem tiefsten Grunde, zugleich „allumfassend und in die heiterste Freyheit ihrer Gestalt auf„erstehen kann, und muß."

An orakelmäßigem Dunkel übertrifft diese Stelle alle vorher angeführten, und die Leser mögen nun selbst sehen, ob sie Lust haben, dieß philosophische Blindekuhspiel mit zu spielen.

In Ansehung der Abhandlung des zweyten Stückes, haben wir aus der obigen Ursache gar nicht Lust, etwas Merkwürdiges, oder den Hauptinhalt unsern Lesern vorzulegen. Die nämliche Dunkelheit herrscht auch hier vom Anfange bis zum Ende in den nämlichen weitläuftigen, fast Seitenlangen, verwickelten Perioden, in denen die beyden Herren sich selbst manchmal ganz verloren zu haben scheinen. Auch hiervon Proben vorzulegen, und diese Proben zu zergliedern, wird

man

man uns hoffentlich nicht zumuthen, da dieß ein sehr unangenehmes Geschäfft für Jeden ist, der etwas Besseres zu thun weiß. Nach dem so eben aus dem vorigen Stück Beygebrachten, wird man uns aufs Wort um so eher glauben.

Am Ende müssen wir noch erinnern, daß es unverantwortlich ist, die Jugend auf Universitäten mit solcher sinnlosen Philosophie die Zeit verderben zu lassen. Wir können daher nicht umhin, der Universität Jena Glück zu wünschen, daß Herr Schelling dieselbe verlassen hat, und daß sich die dort, wie wir hören, allgemeine Hoffnung, daß er nicht wieder dahin kommen wolle, bestätigt. Herr Hegel ist ein junger, gesunder, starker Mann, und wird wohl irgend einen Erwerbszweig finden können, wodurch er der menschlichen Gesellschaft nützlich wird. Nach unsern Begriffen ist es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen, dahin zu trachten, und ein Lehrer der Jugend hat doppelt die Pflicht auf sich, der Jugend nützlich zu werden. Daß aber ein solcher sinnloser Mysticismus und Pantheismus, eingehüllt in dunkle Worte und vertheidigt mit den gröbsten Schimpfworten gegen Andersdenkende, der Jugend nützlich sey, wird hoffentlich Niemand behaupten.

Universalkatechismus für Kenner und Bekenner des allgemeinen Dreyecks und Vierecks in dem Universalreiche, und in den drey Reichen der Natur;

Oder nach einem zweyten Titelblatte:

Allgemeines Hand- und Taschenbuch, oder Universalphysik für Naturweise und Naturforscher. Leipzig, bey Richter. 1803. 202 S. 8.

Wenn der Verf. mit dem, der die Dedikation: „dem Lichtmann des verewigten und verklärten Andreas Nirsche, „werden diese Urwahrheiten vom Seyn, Leben und Bewe„gen, als das schönste Denkmal und beste Dankopfer darge„bracht, von Adam Michael Birkholz,“ gefertiget hat, einerley ist; so erhellte hieraus der Name des Verf. Herr Birkholz ist Dr. der Philosophie zu Leipzig, und, wie man vernimmt, Verfasser mehrerer schwärmerischen Schriften unter

dem (vielleicht rosenkreuzerischen) Namen Adamah Boaz. Die ganze Schrift ist darauf gerichtet, die dynamische neuere, und zwar insbesondere, eine der neuesten der Schellingischen ähnliche, intellektuell-dynamische Naturlehre in den Freymaurerorden einzuführen, indem sie in die Sprache desselben gekleidet, als die ächte und wahre Lehre der wahren Weisen aufgestellt wird. Dadurch soll sie allem Vermuthen nach mehreren Eingang ins unphilosophische Publikum finden, und es soll versucht werden, ihr auf diesem Wege zu verschaffen, was bey den eigentlichen Philosophen nicht gelingen will. Von der einen Seite nun möchte dieß wohl nicht ganz mißrathen, insofern bey den Rosenkreuzern und andern schwärmerischen Freymaurern die mystischen Träume des Jakob Böhme, Fludde, u. s. w. die im Wesentlichen mit der neuesten Naturphilosophie zusammentreffen, schon seit zwanzig Jahren im Stillen als eine wichtige geheime Philosophie gelehrt ward, welche nur den Eingeweihten offenbart wäre. Der oben erwähnte, (nun verstorbene) Hofrath Nitsche in der Lausitz, ein ganz gutmüthiger Mann, war dabey nicht nur ein bekannter Rosenkreuzer; sondern überhaupt ein arger Schwärmer, Geisterseher, u. s. w. Auch bey den neuern Rosenkreuzern geht alles darauf hinaus, aus dem Geistigen durch Verkörperung alles herzuleiten, und auf intellektuelle Principien alles durch Emanation zurückzuführen; und sofern also haben beyde im Grunde einerley mystische Hauptbegriffe, und was etwa in den Bildern oder Ausdrücken Verschiedenes seyn möchte, wird sich leicht beseitigen lassen: und bezieht sich zum Theil auf die Anleitung zum blinden Gehorsam gegen die unbekannten Väter, wohin die Rosenkreuzer ihre Jünger anführen, und dieß unter allerley Bildern verstecken, welche sie nie erklären. Man sehe nur des berüchtigten Chrysophirons Reden, in dem rothen Buche: Pflichten der Gold- und Rosenkreuzer.

Doch auch noch abgesehen von den geheimen Bildern, worunter die unbekannte Obern der Rosenkreuzer ihre Absichten verstecken, findet die Amalgamation ihrer Lehren mit der der Schellingischen Naturphilosophie mehr Schwierigkeiten. Die Rosenkreuzer nämlich sind überzeugt, durch ihre Vergeistigung der ganzen Natur, nicht nur Gold und Edelsteine machen, sondern auch alle ersinnliche Krankheiten auf das leichteste heilen; ja was das hauptsächlichste ist, mit den Geistern, und mit Gott selbst in vertrauliche Bekanntschaft

schaft zu kommen, und von Angesicht zu Angesicht sie zu erblicken. Können nun die Naturphilosophen dieß durch ihren Mysticismus nicht auch bewirken, oder wenigstens zuversichtlich verheißen: so werden sie bey den Rosenkreuzern, u. s. w. keinen Beyfall finden. Hierzu haben sich nun die neuesten Philosophen bisher noch nicht geneigt bewiesen; wer weiß aber was sie nicht noch zuletzt thun werden, wenn es nicht anders mit ihnen vorwärts gehen will? Wer weiß, ob sie nicht dann auch den Spruch zum ihrigen machen werden: flectere si nequeo superos, Acheronta moueho? Einige Phänomene scheinen wenigstens schon hierauf hinzudeuten, wie wenn der krystallhelle Mysticismus der Katholiken empfohlen, (welches die Rosenkreuzer auch thaten,) und selbst die christliche Religion als ein System des Pantheismus dargestellt wird. Auf einen solchen Emanationspantheismus deutet der Schluß dieses Buches sehr vernehmlich mit Folgendem: „andere tiefere Gründe, auf denen das Seyn, Leben, „und Bewegen, der Erde sowohl, als aller übrigen Dinge „beruhet, übergehe ich dermalen mit Stillschweigen; weil ich „hoffe, daß das Gesagte zur Bestätigung des zu Erweisenden „so lange zureichen wird, bis wir uns zu der Quelle des Lichts, „aus der auch die Erde rein hervorgieng, genahet, und die „Ursache des Verlustes ihrer Jungfrauschaft, dieser buhlerischen „Mutter, erkannt haben werden.“ (S. 202.)

Das Büchlein sieht übrigens beynahe aus, als wäre es aus einem Freymaurerkatechismus von irgend einer rosenkreuzerischen Winkelloge, und aus einem Entwurf zu einer Instruktionslage zusammengesetzt. Der Hofr. Nitschke hat mehrere solche mystisch-schwärmerische Verbindungen errichtet, und Dr. Birkholz mag nur wohl zum Nutzen der profanen neuesten Naturphilosophen diesen zeigen wollen, daß die unbekannten Väter die ächte Identitätsphilosophie längst besaßen, ehe sie Schelling der Große aus seinem Gehirn entspringen ließ. Der freymaurerische Ursprung erhellet theils schon aus dem Titel, theils aber noch kenntlicher aus dem Inhalt; z. B. aus folgender Stelle, worin die Farbe der Kleidung in gewissen Fällen, aus der Entstehung dieser Farbe im Pflanzenreiche hergeleitet wird. „Hier ist der Ort,“ heißt es, „den höchst wichtigen Grund zu finden, warum die „Farbe der äusern [.·.], nebst derjenigen, worin der Mstr. „derselben gekleidet ist, gelb und blau seyn müsse; und warum

„in dem Sch—tt—sch—n Viereck, die grüne Farbe, als „die einem ächten Cc—ls—s einzig angemessene, angeführt, „und angenommen worden sey. Denn es ist gewiß, daß der „M—r—r allen Fleiß darauf anzuwenden habe, die Extreme „seiner Natur, unter dem sanften Scepter des Vereinigers „und Mittlers alles Getrennten und Widerwärtigen zu brin„gen, alle dem V. eigene Tugenden zu erwerben, um der„einst als ein aus der Finsterniß Erretteter im Lichte, und „nach dem Lichte zu wandeln; und als ein allgemein Erwähl„ter, die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stum„men redend, und die Todten lebendig zu machen.« (S. 30) Diese Stelle ist auch deßwegen merkwürdig, weil sie eine Anspielung auf eine wunderthätige Kraft enthält, und den Worten nach, wenigstens eine solche den ächten Maurern (d. h. den Rosenkreuzern) zuzuschreiben sich erdreistet.

Daß endlich der Kern dieser Rosenkreuzerschrift mit der neuesten dynamischen Naturphilosophie übereinkommt, wollen wir, zugleich mit einigen Bemerkungen über die Gründlichkeit dieser Rosenkreuzerphilosophie, noch in aller Kürze vorlegen. »Alles Wirkende,« heißt es S. 3, »haben wir Kraft »genannt. Diese dreyeinige Kraft (S. 4) äußert ihr Bestre»ben an jedem Dinge nicht einerley, weil sowohl die eine, »als auch die zweyte und die dritte Eigenschaft dieser Kraft, »in allen endlichen Dingen nach Zahl, Maaß und Gewicht, »abgezählt, abgemessen und abgewogen ist; so daß in dem »einen die anziehende, in einem zweyten die ausdehnende, »und in einem dritten die vereinigende, stärker oder schwä»cher seyn kann. Die Eigenschaften dieser Kraft werden so »begründet; (S. 6) erstlich begreift man durch die Vernunft, »daß bey einer jeden Wirkung Etwas vorhanden seyn müsse, »das Seyn, Leben und Bewegen besitzt. Ferner das »Seyn schließt schon alles Uebrige, was einer Sache zukommt, »mit in sich, folglich auch das Leben und das Bewegen. Es »kann auch keine dieser drey Kräfte ohne den Beytritt der »übrigen, Seyn, Leben und Bewegen haben, und also nicht »Kraft seyn. Das Seyn ist nie ohne Leben und Bewegen, »das Leben nie ohne Seyn und Bewegen, und das Bewe»gen nie ohne Seyn und Leben. Oder: soll eine Kraft an»ziehn; so muß sie Leben und Bewegen haben; soll sie ver»einigen: so muß sie Existenz, einen fixen Punkt der Stärke »und Beweglichkeit haben; soll sie bewegen: so muß sie wie-

»derum

»darum Existenz und Leben haben. Das was nicht ist, hat »also auch weder Leben noch Bewegung: was kein Leben hat, »kann weder zusammenziehn, noch ausdehnen; und das kei»ner Bewegung fähig ist, kann weder zusammenziehn, noch »entgegengesetzte Dinge mit einander vereinigen. Folglich »kann keine Kraft der andern entrathen, um Kraft zu seyn. — »Daraus also sieht man, daß sich diese dreyeinige Kraft überall »unzertrennlich beysammen durch ein unauflösliches Band »verknüpft befinden müsse.«

Zu mehrerer Erläuterung setzen wir einige Betrachtungen hinzu. Von der Kraft überhaupt geschieht ein Sprung zu einer dreyeinigen Kraft, und zu einer ersten, zweyten und dritten Eigenschaft derselben, als schon bekannte, ohnerachtet mehr keine Sylbe hiervon erwähnt worden ist. Die anziehende, ausdehnende und zusammenziehende Kraft treten als Grundkräfte der ganzen Natur, wie ein deus ex machina auf; denn wie dieser Rosenkreuzer zu ihnen kommt, wird nicht im mindesten erläutert, oder bewiesen; als Schelling je bewiesen hat, wie er zu seinen Träumen übers Unendliche und Absolute kommt. Soll dieß Philosophie, die allertiefste Philosophie seyn, dann kann Jeder philosophiren. Da nach Schelling jede ächte Philosophie den Satz des Widerspruchs aufhebt: so kann es nicht fehlen, daß die Phantasie eines Einwohners von Bedlam, eben so wie die Philosopheme eines rosenkreuzerischen sowohl als eines Schellingischen Naturphilosophen, ungefähr gleich widersprechend, thöricht und verkehrt sind.

Hm.

Neue Grundlegung zur Philosophie der Sitten, mit beständiger Rücksicht auf die Kantische, von Georg Wilhelm Block. Braunschweig, bey Vieweg. 1802. 341 S. gr. 8. 1 Rg.

Der Verf. ist, laut seiner Vorrede, bey aller Hochachtung gegen Kant, doch keineswegs der Meinung, daß durch das formale Moralprincip die Sittenlehre erst zur Gewißheit, Reinheit und Kraft gebracht worden sey, und daß nur solche Grundsätze und Beweggründe, die von allem Materiellen gereiniget sind, eine wahre Tugend hervorbringen können. Viel-

mehr

mehr stellt er folgende Grundsätze auf: »Die Moral kann »nicht auf ein formales Princip allein gegründet werden; son»dern bedarf eben sowohl ein materiales; das Kantische for»male Moralprincip ist nicht das einzig-mögliche, auch nicht »das wahre und höchste formale Princip; und (was die »Hauptsache ist) es giebt ein materiales Princip der Sit»tenlehre, welches alle zu einem höchsten Grundsatz erforder»liche Eigenschaften hat, rein-vernünftig, unbedingt»gebietend, und objektiv-allgemeingültig ist.« (Vorr. XV.)

Hier haben wir also einen neuen Selbstdenker, (denn als einen solchen hat sich der Verf. schon durch seine, von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin mit dem Accessit beehrte Abhandlung über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß gezeigt;) der, weit entfernt, mit Kant und den Kantianern zu glauben, daß außer dem Kantischen Moralprincip kein Heil in der Sittenlehre sey; vielmehr dieses Princip geradezu verwirft, und seinem materialen Moralprincip alle die Vorzüge beylegt, die Kant von seinem formalen Princip ausschließlich prädicirt. — Die Grundzüge seines Moralsystems sind folgende.

»Der Grund alles Wollens, aller Willensbestimmung ist die Vorstellung eines Werths. Von einem Werth aber haben wir keinen andern Begriff, als daß er unmittelbar in den ursprünglichen Anlagen, Gesetzen und Richtung der Kräfte eines vernünftigen Wesens gegründet ist. Zwar giebt es für ein sinnlich-afficirtes vernünftiges Wesen auch einen sinnlichen Werth; allein dieser ist bedingt und mittelbar; der vernünftige Werth hingegen ist unbedingt und unmittelbar. Jener ist der Gegenstand einer aus Gefühl entsprungenen Neigung; dieser der Gegenstand einer auf Ideen beruhenden Achtung. Für jenen haben wir ein sinnliches, für diesen ein vernünftiges Interesse. Die persönliche Beschaffenheit und Wirksamkeit eines vernünftigen Wesens ist also allein das, was den höchsten Werth und das höchste Interesse hat, und unsere größte Achtung verdient.«

»Hieraus folgt, daß nur die persönliche Beschaffenheit eines vernünftigen Wesens der höchste Grund, Gegenstand und Zweck, mithin auch die nothwendige Richtschnur und

die gebotenen Handlungen seyn sollen. Und so ergiebt sich von selbst das höchste und einzig wahre Moralprincip.« Denn da die Vernunft durchgängige Uebereinstimmung unserer ganzen Thätigkeit, in allen ihren Aeußerungen, in Vorstellungen, Begehrungen und Handlungen fordert; Uebereinstimmung in Vorstellungen aber Wahrheit, in Begehrungen Güte, in Handlungen Recht genannt wird: so sind diese drey Eigenschaften der Grundcharakter und die oberste Bedingung einer vernunftgemäßen und an sich selbst guten Wirksamkeit. So liegt in Wahrheit, Recht und Güte das höchste Interesse eines vernünftigen Wesens, der vornehmste Bestimmungsgrund seines Willens, und die höchste Regel seiner Handlungen. Jene Eigenschaften sind das Einzige, was einen unbedingten Werth, ein Interesse an sich selbst hat. Die Vernunft nöthiget uns, das, was wir für wahr, recht und gut erkennen, zu schätzen und zu bewahren, schlechthin um seiner selbst willen, ohne alle Beziehung auf einen andern Zweck, ohne Einfluß des Gefühls und der Neigung, bloß wegen seiner Vernunftmäßigkeit oder Uebereinstimmung mit ihren Gesetzen. Es ist also Grundgesetz des vernünftigen Willens, nichts anders zu wollen und zu thun, als was die Vernunft, und weil sie es für wahr, recht und gut erkennt. Also kann nur ein Charakter und eine Wirksamkeit, worin sich Wahrheit, Recht und Güte offenbaren, den höchsten Werth haben, weil nur eine solche mit den wesentlichen Gesetzen der Vernunft, oder der Natur eines vernünftigen Wesens übereinstimmt.« Da nun der Werth der persönlichen Beschaffenheit eines vernünftigen Wesens Würde heißt: so bestehet die Würde desselben in einer Wirksamkeit, worin sich Wahrheit, Recht und Güte äußern. Eine solche Wirksamkeit ist auch der höchste Zweck und die Bestimmung des vernünftigen Wesens; und ein weiser, wohlwollender und muthiger Charakter ist das, »was man Tugend nennt.«

„Also ist die der Vernunft, Würde und Bestimmung des Menschen (vernünftigen Wesens) gemäße Handlungsweise der formale, und die Wirksamkeit eines weisen, wohlwollenden und muthigen Charakters, der materiale höchste Grundsatz der Sittenlehre, die Quelle und Regel aller praktischen Gesetze.« (S. 14.)

Rec. stimmt in der Hauptsache dem Verf. bey; und nur bey der Art, wie er sein Moralprincip deducirt, findet er hie und da etwas zu erinnern. Rec. ist gleichfalls überzeugt, daß der persönliche Werth des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, der höchste Gegenstand, Zweck und Bestimmungsgrund seiner Wirksamkeit seyn muß. Ein Moralprincip, das uns nicht diesen Gegenstand, diesen Zweck und diese Triebfeder vorhält, ist entweder unrichtig, oder unbrauchbar; oder es führt durch Umwege darauf zurück.

Dieses Princip ist auch so neu nicht, als der Verf. zu glauben scheint, ob er wohl durch eigenes Nachdenken darauf gekommen seyn mag. Es ist wenigstens von dem Wolffischen Moralprincipe nur dem Ausdrucke nach unterschieden. Denn ein Princip, das mir gebietet, mich so vollkommen zu machen, als mir möglich ist, macht mir ohne Zweifel die Vollkommenheit meines Geistes, d. i. meiner vernünftigen Natur, zum höchsten Gegenstand, Ziel und Bestimmungsgrunde meines Bestrebens. Ist aber das, was der Verf. persönlichen Werth und Würde nennt, etwas anders als Vollkommenheit des Geistes? — Es kann also von nichts Anderm als einem Mißverständnisse herrühren, wenn der Verf. an mehrern Orten (S. 40. 47. 64.) das Princip der Vollkommenheit als untauglich zu einem Moralprincipe verwirft. Es scheint, er kenne den Begriff der Vollkommenheit nur aus den Kantischen Schriften: und da ist er freylich sehr schwankend, und hie und da offenbar zu eng. Aber in der Leibnitzischen, so wie in der ältern Philosophie, ist er es nicht. Auch macht der Verf. selbst (S. 69.) gegen Kanten, der unter Vollkommenheit bloß Talent und Geschicklichkeit versteht, die Bemerkung, daß nicht Jedermann mit diesem Begriffe zufrieden seyn werde, und daß es nicht nothwendig sey, die Vollkommenheit für etwas bloß Relatives (am wenigsten auf empirische Zwecke) zu halten; man könne sie auch durch diejenige Beschaffenheit des vernünftigen Wesens erklären, welche selbst Zweck sey, absoluten Werth habe, und unmittelbar den Willen bestimme. Wenn dem so ist: so läuft ja das Moralprincip des Verf. auf das Leibnitzisch-Wolffische hinaus, nur daß das letztere noch allgemeiner ist, als das seinige; welches ohne Zweifel dem Princip, das an der Spitze einer Wissenschaft steht, nicht zum Vorwurfe gereicht.

Mit

Mit den Begriffen, die der Verf. von Wahrheit, Güte und Recht giebt, ist Rec. auch nicht ganz zufrieden; sie sind gar zu schwankend und unbestimmt; wenigstens wird zum Begriff der Güte mehr als bloße Uebereinstimmung in den Begehrungen, und zum Begriff des Rechts mehr als Uebereinstimmung in den Handlungen erfordert. Diese Begriffe, wovon der des Rechts einer der schwersten ist, sollten nicht so leicht deducirt, und dem Moralprincip einverleibt, sondern durch eine sorgfältige Analyse erörtert, und aus demselben hergeleitet werden. Indessen betrifft diese Kritik bloß die Methode des Verf. Das Princip selbst kann doch richtig seyn.

Der Verf. vertheidigt nun sein Moralprincip, insofern es material ist, gegen die Scheingründe, wodurch Kant die Untauglichkeit aller materialen Grundsätze zu Principien der Moral, zu zeigen gesucht hat, um seinen formalen kategorischen Imperativ allein geltend zu machen. Alle praktische Principien, sagt Kant, die einen Gegenstand oder eine Materie des Begehrungsvermögens, als Bestimmungsgrund desselben voraussetzen, laufen am Ende auf das Glückseligkeitsprincip hinaus; sie sind also empirisch, und geben keine rein-vernünftige Gesetze a priori ab. Dagegen bemerkt der Verf. mit Recht, daß der Gegenstand des Begehrungsvermögens nicht nothwendig außer dem begehrenden Subjekte liegen, und von demselben verschieden seyn, auch daß ihm nicht nothwendig Lust oder Annehmlichkeit ankleben müsse. Es könne einen durch bloße Vernunft gegebenen, und durch sie allein und unmittelbar wirkenden Gegenstand, mithin auch eine von allem Sinnlichen gereinigte Materie des Willens geben. Ueberdieß sey es ein anderes, die sittlichen Vorschriften erfinden, erkennen oder herleiten; und ein anderes, sie beurtheilen, prüfen und bestätigen. Zu dem letzteren bedürfe es bloß eines formalen Princips; das erstere sey ohne ein materiales Princip unmöglich; jenes gebe den Bestimmungsgrund, dieses den Gegenstand und Zweck des Willens an. Der Verf. erläutert diesen Unterschied dadurch, daß er sagt: eine gewisse Handlungsweise müsse unbedingt gewählt werden, weil sie eine persönliche Beschaffenheit, (einen weisen, wohlwollenden und muthigen Charakter) zum Gegenstand und Zweck habe, (materiales Princip;) der Bestimmungsgrund zu dieser Handlungsweise aber sey die

 Ue-

Uebereinstimmung derselben mit der Vernunft, Würde und Bestimmung des Menschen, (formales Princip.) Rec. muß bekennen, daß er hier zwischen dem Materialen und Formalen keinen bedeutenden Unterschied findet. Der Verf. scheint sich auch in einen Widerspruch zu verwickeln, wenn er S. 25. sagt, daß die Gültigkeit und Verbindlichkeit des materialen Princips erst aus dem formalen dargethan werden könne; sogleich aber hinzusetzt, daß das materiale Princip nicht erst aus dem formalen abgeleitet werde, sondern unabhängig von demselben in der Vernunft seinen Grund habe. Wenn das materiale Moralprincip, unabhängig von dem formalen, in der Vernunft gegründet ist, warum soll seine Verbindlichkeit erst aus dem formalen dargethan werden? — Eben so scheint es dem Rec. eine bloße Spitzfindigkeit zu seyn, wenn der Verf. S. 31. sagt: »Der Bestimmungsgrund des »Willens entspringt also wirklich aus seinem Gegenstande, »oder liegt in demselben; nur ist dieser Gegenstand nicht sei»ner Materie nach, oder an sich selbst, sondern seiner forma»len Beschaffenheit nach (um seines unbedingten Werths wil»len) der Bestimmungsgrund des Willens.« Was läßt sich hierbey gedenken? und wie kann man hier die formale Beschaffenheit des Gegenstandes von dem Gegenstande selbst unterscheiden? — Rec. ist durch alles dieses in seiner Ueberzeugung bestärkt worden, daß der Unterschied zwischen einem formalen und materialen Moralprincip, auf welchen in der neuen Philosophie so sehr gedrungen, und so Vieles gebaut wird, genau betrachtet, sehr schwankend, und von keinem sonderlichen Nutzen ist. Man kann mit Grunde behaupten, daß ein jedes materiales Moralprincip in gewisser Hinsicht auch formal ist, weil dadurch nothwendig eine gewisse Handlungsweise geboten, mithin zugleich die Form der Handlung bestimmt wird. Um nur von dem Princip des Verf. zu reden: so muß, wenn ich mir bey meiner Handlung, meinen persönlichen Werth zum Gegenstand und Zweck mache, meine Handlung auf eine solche Art geschehen, oder eine solche Form bekommen, daß dieser Zweck erreicht werde. — Uebrigens ist es ein scharfsinniger, und so viel dem Rec. bekannt ist, neuer Gedanke, wenn der Verf. gegen Kanten behauptet, daß die Materie des Begehrungsvermögens nicht nothwendig sinnlich sey, und daß sich gar wohl ein reinvernünftiger Gegenstand des Willens denken lasse. — Auch zeigt der Verf. (S. 41 — 44.) sehr gut, daß die Pflich-

ten

ten in der Moral nicht aus einem blossen Formalprincip her-
geleitet werden können, sondern daß dazu ein materiales
Princip erfordert werde. Dieses wird selbst durch Herrn
Kants Beyspiel bestärket, der, ob er wohl von einem ma-
terialen Princip in der Moral nichts wissen will, doch in sei-
ner Tugendlehre bald zu diesem, bald zu jenem materialen,
ja selbst zu dem Glückseligkeitsprincip, gegen das er sonst den
entschiedensten Widerwillen hat, seine Zuflucht nimmt, und
solches bey seinen Beweisen stillschweigend zum Grunde legt.

Daß das Kantische Moralprincip weder das einzig
mögliche, noch das höchste, ja nicht einmal ein wahres Prin-
cip ist, beweiset der Verf. theils aus bekannten, theils aus
ganz neuen Gründen. Sehr richtig bemerkt er dagegen (S.
48 — 57.), daß es offenbar ein anderes Princip voraus-
setzt, und daß sich uns dabey die Frage aufdringt: wie muß
meine Maxime beschaffen seyn, wenn sie sich zu einem
allgemeinen Gesetze qualificiren soll? Daß ferner dieses Prin-
cip in der Praxis unbrauchbar ist, indem wir in tausend
Fällen nicht beurtheilen können, ob die Maxime, nach der
wir handeln wollen, ein allgemeines Gesetz werden könne:
ein Einwurf, der gegen Kanten um so treffender ist, da er
gleichfalls dem Princip der Vollkommenheit den Vorwurf der
Unbrauchbarkeit macht, indem wir in dem unermeßlichen
Felde der möglichen Realität die für uns schickliche
Summe herauszufinden nicht im Stande seyen. Der
Verf. antwortet aber hierauf sehr gut, daß ja nicht von der
Vollkommenheit überhaupt, sondern von der des Menschen,
als eines Wesens mit bestimmten Kräften und Anlagen die
Rede sey, (S. 70.) Besonders zeigt der Verf., daß aus dem
Kantischen Formalprincip die Pflichten gegen uns selbst
sich weder herleiten, noch beurtheilen lassen. »Wie folgt,«
fragt er (S. 55.) »die Verpflichtung, meine Talente zu cul-
»tiviren, aus dem Kantischen Princip? Als ein vernünftiges
»Wesen will ich nothwendig, sagt Kant, daß meine Ver-
»mögen entwickelt werden, weil sie zu allerley Absichten
»dienlich und gegeben sind. Was für einen Zusammen-
»hang hat das aber mit jenem Princip, und wie kann es aus
»demselben fließen? Wenn auch kein Mensch seine Talente
»entwickelte: so würde er doch dem Princip nicht entgegen
»handeln, wenn nicht der angegebene neue Grund hinzukäme,
»woraus ich erst erkenne, daß, und warum eine solche Maxime
»nicht

»nicht allgemeines Gesetz seyn könne.« Es ist dieses ein neues Belege zu den vielen Inkonsequenzen der Kantischen Philosophie; denn auf der einen Seite verbietet die Kantische Moral, um unsere Handlungsart rein-vernünftig zu machen, alle Rücksicht auf irgend einen Gegenstand und Zweck; und auf der andern gebietet sie uns, nach Zwecken zu handeln; ja sie stellt sogar ein zweytes Moralprincip, (denn daß das erste zu Errichtung eines Moralsystems nicht hinreichend ist, muß Herr Kant selbst gefühlt haben;) in folgender Formel auf: »gebrauche die Menschheit, sowohl in deiner »Person, als in der Person eines Andern, jederzeit zugleich »als Zweck, niemals aber bloß als Mittel;« wobey uns ausdrücklich ein Gegenstand und ein Zweck vorgehalten wird. Eben dieser Widerspruch kommt auch sonst in den Kantischen Schriften vor, wie der Verf. S. 93 — 95 auf eine evidente Art zeigt. Dergleichen grobe Widersprüche werden immer noch von einigen Kantianern vertheidiget; wodurch aber Hrn. Kants Moralsystem so wenig als seine theoretische Philosophie, bisher in ein helleres Licht gesetzt worden ist.

Der Verf. nimmt mit Kanten ein reines Vernunft-Interesse als höchsten Bestimmungsgrund des Willens an, weil der Mensch sich seiner persönlichen Beschaffenheit, als eines vernünftigen Wesens, nicht bewußt seyn könne, ohne Achtung und Interesse für diese seine Würde zu haben, und dadurch zu einer gewissen Handlungsweise bestimmt zu werden. Dieses Interesse läßt sich auch ungleich besser begreifen, als dasjenige, welches, nach Kanten, aus dem Bewußtseyn entsteht, daß die Allgemeingültigkeit der Maxime der alleinige Bestimmungsgrund unsers Willens ist. Doch Kant gesteht selbst, daß in seinem Moralsysteme, Freyheit, kategorischer Imperativ, reines Vernunftinteresse, lauter unbegreifliche Dinge seyen; daher man dieses System füglich das unbegreifliche nennen könnte. Rec. verweiset deßhalb den Leser auf die merkwürdige Stelle in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten S. 124; und auf die gründliche Kritik, die unser Verf. S. 86 — 92 darüber macht.

Gegen die Kantische Behauptung, daß das Daseyn vernünftiger Wesen, und also auch des Menschen, als eines solchen, Zweck an sich selbst sey, macht der Verf. S. 99. die

scharf-

scharfsinnige Bemerkung, daß das Daseyn eines vernünftigen Wesens, für sich betrachtet, keinen unbedingten Werth habe, und kein objektiver Zweck an sich selbst, sondern nur die erste Bedingung aller möglichen subjektiven und objektiven Zwecke sey. Rec. würde noch hinzufügen, daß Herr Kant nach den Principien seiner theoretischen Philosophie, gar nicht von dem Daseyn eines vernünftigen Wesens reden sollte; denn dadurch setzt er ein Noumenon in Raum und Zeit. — Eben so scharfsinnig sind die Einwürfe, die der Verf. (S. 102 ff.) gegen die seltsame Kantische Behauptung macht, daß es für uns Pflicht sey, eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit; aber nicht, eigene Glückseligkeit und fremde Vollkommenheit zu befördern; welches sich eben so wenig mit den Principien seiner Moral vereinigen läßt.

S. 113. prüft der Verf. die nicht minder paradoxe Kantische Behauptung, daß die Principien der Moral nicht aus der menschlichen Natur dürfen genommen werden, weil sie sonst keine allgemeine Gültigkeit für alle vernünftige Wesen, und keine absolute Nothwendigkeit haben würden. Er zeigt, (was auch schon von Herrn Nicolai geschehen ist,) daß dieß eine aus der Luft gegriffene Behauptung ist. Die Grundlosigkeit derselben ist auch so handgreiflich, daß die Kantianer in der Verzweiflung, hier ihren Meister zu vertheidigen, seine Worte auf die willkührlichste Art drehen und deuten; ein Kunstgriff, (wenn er anders diesen Namen verdient,) wodurch sich freylich alles vertheidigen läßt.

Da Herr Kant der Apriorität der Moralprincipien einen so großen Werth beylegt, und alles Empirische, als etwas der Lauterkeit der Sitten nachtheiliges, aus der Moral verbannt wissen will: so zeigt der Verf. (S. 135 ff.) daß Kant hier Erkenntnißgründe, die in der Erfahrung liegen, mit Bestimmungsgründen, die auf Sinnlichkeit beruhen, oder den empirischen Ursprung der Vorstellungen mit dem empirischen Interesse derselben verwechselt; daß es aber in der Moral nicht auf die Reinheit des Ursprungs der Erkenntniß, sondern auf die Reinheit des Interesses und der Beweggründe ankomme; und daß dieses Interesse rein-vernünftig seyn könne, wenn gleich unsere moralische Erkenntniß nicht aus bloßer oder reiner Vernunft entsprungen sey. Die Distinktion des Verf. zwischen dem Ursprung der moralischen Erkenntniß,

niß, und dem moralischen Bestimmungsgrunde, stimmt sehr gut mit der in der oben erwähnten Preisschrift vorgetragenen Theorie von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß überein, auf die sich auch der Verf. beruft. Sie hat des Rec. vollkommenen Beyfall; denn wie zur vollkommenen Gewißheit der theoretischen Erkenntniß nicht erfordert wird, daß sie aus reiner Vernunft, unabhängig von der Erfahrung, entsprungen; sondern nur, daß der Wahrheitsgrund aus der Vernunft geschöpft sey; eben so ist es zur reinen Moralität nicht nothwendig, daß alle unsere moralische Begriffe und Grundsätze aus reiner Vernunft entsprungen seyen, sondern es ist genug, daß der Bestimmungsgrund unserer Handlungen rein-vernünftig sey; (wobey freylich vorausgesetzt wird, daß es rein-vernünftige, von allem sinnlichen Interesse unabhängige Bestimmungsgründe gebe.)

Eine andere sehr richtige Bemerkung des Verf. trifft die willkührliche Bedeutung, die Kant dem Worte Natur gegeben hat. Kant unterscheidet bekanntlich Natur und Sittlichkeit, und setzt beyde in den stärksten Kontrast. Dagegen zeigt der Verf. S. 142 ff. daß, da die Vernunft ohne Zweifel zu unserer Natur gehört, das Moralgesetz gar wohl ein Naturgesetz genannt werden könne, und daß es sich von andern Naturgesetzen nur dadurch unterscheide, daß es nicht zwingend sey.

S. 152. berührt der Verf. die in der neuern Philosophie so wichtig gewordene, (aber von ihr auf keine befriedigende Art entschiedene) Frage, ob nicht, da die menschliche Natur eines zweyfachen Interesses, eines sinnlichen und vernünftigen, fähig sey, neben den rein-vernünftigen, auch sinnliche Triebfedern, z. B. die Neigung zur Glückseligkeit, zugelassen werden können und müssen. Er verneint sie, und behauptet, daß, wenn unsere Gesinnung und unser Verhalten moralisch seyn soll, die rein-vernünftige Triebfeder allein statt haben dürfe. Um diese Frage gründlich zu erörtern, müßte vordersamst untersucht werden, ob auch bey dem Menschen, als einem sinnlich-vernünftigen Wesen, eine rein-vernünftige Triebfeder möglich sey. Die Kantische Moral ist auch über diesen Punkt sehr schwankend; denn bald verbietet sie schlechterdings die sinnliche Triebfeder, bald läßt sie solche zu, um, (wie Kant ausdrücklich sagt,) den Anlockungen, die

das

das Muster auf der Gegenseite vorzuspiegeln nicht ermangeln, das Gleichgewicht zu halten. Das haben auch die ältern Moralisten schon gesagt; und es kann bey einem Wesen, bey welchem die sinnlichen Reitze so stark sind, wie bey dem Menschen, nicht wohl anders seyn. Warum soll die Vernunft, wenn sie sich im Kampfe mit den Neigungen und Leidenschaften nicht stark genug fühlt, um das Böse zu verwerfen, und das Gute zu wählen, nicht solche Neigungen und Leidenschaften zu Hülfe rufen, die ihr in diesem Kampfe beystehen, und ihr den Sieg davon tragen helfen? Hört sie in diesem Falle auf, das Ruder zu führen, und über die Neigungen und Leidenschaften zu herrschen, d. i. Vernunft zu seyn? — Wenn man also auch die vernünftigen und sinnlichen Triebfedern so scharf unterscheidet, wie der Verf.: so folgt daraus nicht, daß der Gebrauch der sinnlichen Triebfeder die Moralität unserer Handlungen verunreiniget, wenn nur die Sinnlichkeit der Vernunft immer untergeordnet bleibt.

Der Verf. giebt S. 170 zu, daß ein gewisses Wohlgefallen, ein gewisses angenehmes Gefühl mit der Ausübung der Tugend und der Pflichterfüllung verbunden sey; aber er behauptet, daß ein solches Gefühl nicht der Bestimmungsgrund oder die Triebfeder zur Tugend seyn dürfe. Hierin ist insofern etwas Wahres, daß, da das moralische Gefühl erst eine Wirkung oder Folge der Ausübung der Tugend ist, solches nicht die ursprüngliche Triebfeder dazu seyn kann. Allein es entsteht doch die Frage, ob dieses Gefühl, wenn es einmal erzeugt ist, nicht eine sehr gute Triebfeder zur Tugend werden kann. Es ist freylich sinnlich; allein es gehört keinesweges der groben Sinnlichkeit an, sondern macht die Quintessenz der vernünftigen Glückseligkeit aus. Warum ein solches Gefühl, eine solche Glückseligkeit, eine solche Zufriedenheit mit sich selbst nicht unter die Triebfedern soll aufgenommen werden, kann Rec. nicht einsehen. Der Verf. lenkt übrigens S. 183 und S. 231 so ein, daß Rec. sich in diesem Punkte wohl mit ihm vereinigen kann.

Sehr richtig bemerkt der Verf. S. 175 ff. daß das, was Kant Achtung des Gesetzes nennt, keinen rechten Sinn hat, indem nicht das Gesetz, sondern der persönliche Werth des Menschen ein Gegenstand der Achtung seyn könnte. Wenn

Kant

Kant sage, das moralische Gesetz sey Triebfeder dadurch, daß es uns die Erhabenheit unserer übersinnlichen Existenz fühlen lasse, und Achtung für unsere höhere Bestimmung wirke: so werde hier der bloßen Form des Gesetzes etwas ganz Anderes und vom Gesetze Unabhängiges untergeschoben (Würde und Bestimmung der vernünftigen Natur), welches freylich, und zwar allein, ein sittliches Interesse hervorbringen könne (S. 177). Man sieht hieraus, wie unser Verf. Kanten nicht nur zu widerlegen, sondern auch sein eigenes System in ihm zu finden weiß; denn in Kanten kann man alles finden. Dieß ist auch der Grund, warum die orthodoxen, d. i. sich an den Buchstaben in den Kantischen Schriften haltenden Kantianer, in jedem Streite mit ihren Gegnern, durchschlüpfen können; denn wenn von diesen gewisse Sätze der Kantischen Philosophie bestritten werden: so können jene in den Kantischen Schriften immer Stellen finden, wo Kant das Gegentheil sagt, und mit seinen Gegnern zusammentrifft; und dann schreyen sie über Mißverständniß, und über das Unrecht, das man dem großen Mann anthue. Ob aber dieser Vortheil, und diese Art von Unüberwindlichkeit, die Kant seinen Anhängern zu verschaffen gewußt hat, ein Beweis von seiner Konsequenz, und von der Genauigkeit seines Vortrags und Ausdrucks ist, und seinem Systeme zur Empfehlung gereicht, ist freylich eine andere Frage.

Kant stellt bekanntlich zuerst sein Sittengesetz auf, und leitet sodann aus demselben den Begriff des Guten ab, statt daß man bisher zuerst den Begriff des Guten festgesetzt, und auf denselben das Sittengesetz gegründet hat. Es gehört dieses zu den vielen Umkehrungen, die Herr Kant in der Philosophie vorgenommen hat. Der Verf. bestreitet S. 191. diese Kantische Umkehrung der bisherigen Methode, und zeigt, daß sie, wie so vieles Unrichtige in der Kantischen Moral, auf der Voraussetzung beruhe, daß jeder Gegenstand des Begehrens nothwendig etwas Sinnliches und Empirisches sey, und nur durch Lust den Willen bestimmen könne; da es doch einen Gegenstand des Willens (den persönlichen Werth des Menschen, als eines vernünftigen Wesens) gebe, der von empirischen Bedingungen unabhängig, und durch bloße Vernunft erkennbar sey. Dieser Gegenstand sey an sich und unbedingt gut, und dadurch werde erst das Sittengesetz begründet. Ganz richtig; denn es ist doch natürlich,

daß

daß, wenn man mir etwas zu thun gebietet, und das Gebot soll vernünftig seyn, man mir vorher zeige, daß es gut ist. Befiehlt man mir hingegen etwas, und ich muß bloß deswegen, weil mirs befohlen wird, glauben, daß es gut ist: so behandelt mich der Gebieter nicht als ein vernünftiges Wesen, sondern als einen Sklaven, der blindlings gehorchen muß. Herr Kant nennt daher mit Recht seinen kategorischen Imperativ einen Machtspruch, und sagt von ihm, daß er unbegreiflich sey.

Das höchste Gut ist nach dem Verf. der höchste, durch seinen unbedingten Werth nothwendige Gegenstand, Zweck und Bestimmungsgrund des vernünftigen Willens (S. 196.) Es ist also von dem persönlichen Werthe des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, nicht unterschieden. Hiermit wird sich auch der Wolffische Begriff vom höchsten Gut, nach welchem solches in einem beständigen Fortschreiten zu immer größern Vollkommenheiten besteht, wohl vereinigen lassen. — Der Verf. bemerkt bey dieser Gelegenheit einen Widerspruch Kants mit sich selbst, indem er schlechterdings keinen Gegenstand als Bestimmungsgrund des Willens gelten lassen wolle, und doch hernach zugebe, daß das höchste Gut, nach einem seiner wesentlichen Bestandtheile, nicht bloß Objekt, sondern zugleich Bestimmungsgrund des reinen Willens sey.

Kant setzt das höchste Gut in eine genaue Proportion zwischen Tugend und Glückseligkeit. Dagegen bemerkt der Verf. mit Recht, daß, wenn Glückseligkeit im Kantischen Sinne genommen werde, die Vernunft die Begriffe von Tugend und Glückseligkeit weder als identisch, noch als Ursache und Wirkung verbinde; daß zwar ein Theil der Glückseligkeit, (den der Verf. die moralische Seligkeit nennt,) ihrer Natur nach, aus der Tugend entspringe; daß aber ein sehr bedeutender Theil derselben sich nach Kenntniß und physischem Vermögen, Schicksal und Umständen richte. Diese Bemerkung ist sehr natürlich; und es ist dem Rec. immer unbegreiflich gewesen, wie Kant, bey seinem (gar nicht Stoischen) Begriffe von Glückseligkeit, eine nothwendige und genaue Proportion zwischen Moralität und Glückseligkeit hat postuliren, und dieses Postulat, das nichts als die willkührlichste Verbindung von Begriffen ist, auf Rechnung

der reinen Vernunft hat setzen können. Und eine so grundlose Verbindung von Begriffen ist zum Fundament eines neuen Arguments für das Daseyn Gottes gemacht worden, wodurch die ältern Beweise für diese Wahrheit verdrängt werden sollen! Wie doch Neuerungssucht und Sektengeist den Verstand berücken können! — Da übrigens der Verf. gleichwohl die Möglichkeit eines beständigen realen Zusammenhanges der Tugend mit der Glückseligkeit, unter der Leitung und Bestimmung des Urhebers der vernünftigen Wesen und der übrigen Natur, annimmt: so wird er ohne Zweifel das Daseyn Gottes aus andern, als Kantischen Gründen beweisen. Rec. zweifelt aber, ob, wenn man die Glückseligkeit im Kantischen Sinne nimmt, sich auf irgend eine Art eine genaue und nothwendige Proportion zwischen Tugend und Glückseligkeit, streng werde beweisen lassen; denn Wünsche, die durch Postulate maskirt werden, sind keine Beweise.

Mit Kanten stimmt der Verf. darin überein, daß der Werth des tugendhaften Charakters nicht durch seine Wirkungen, sondern lediglich durch seine Beschaffenheit und innere Güte bestimmt sey; er sey nicht durch das, was er wolle und bewirke, sondern durch sein Wollen und seine Thätigkeit selbst gut und schätzbar. Rec. hält dieses (insofern hier nicht von zufälligen Folgen, sondern von den aus dem tugendhaften Charakter nothwendig fließenden Wirkungen die Rede ist,) für eine bloße Subtilität; und eine solche Distinktion kommt ihm vor, wie wenn man von einem guten Baume sagte, er sey nicht deßwegen gut, weil er gute Früchte trage; sondern weil er so beschaffen und organisirt sey, daß er gute Früchte hervorbringen könne. Beydes ist bey dem tugendhaften Charakter, (zumal wenn man auf die immanenten Handlungen Rücksicht nimmt,) nicht nur unzertrennlich verbunden, sondern koincidirt, wie der Verf. S. 213 (in der Anmerkung) selbst zugiebt. Ein wahrhaft tugendhafter Mann wird in allen, auch den unscheinbarsten Lagen seines Lebens, gute Handlungen hervorbringen; und wenn es hieran fehlt, so darf man sicher daraus schließen, daß der Charakter und die innere Beschaffenheit noch nicht ist, wie sie seyn soll. Wenn der Baum mit seinen Früchten da steht: so hat er ohne Zweifel einen größern Werth, als wenn er nur noch Knospen trägt.

In

In dem lesenswerthen Abschnitte von der Freyheit, ist der Hauptgedanke des Verf., daß, wenn der Mensch wahrhaft frey seyn soll, die Vorstellungen der Vernunft eben so wenig, als die Gefühle und Neigungen, nothwendig bestimmend für den Willen seyn müssen. Ganz richtig; denn wenn wir gleich bey allen unsern freyen Handlungen Gründe haben: so sind diese doch nicht nothwendig bestimmend, d. i. sie haben keinen solchen Einfluß auf unsern Willensentschluß, daß wir nicht auch anders handeln könnten. Wenn aber der Verf. S. 262. hinzusetzt, daß eine Handlung aus sinnlichen Antrieben eben so frey seyn könne, als eine aus vernünftigen Beweggründen: so ist das nur unter der (ohne Zweifel von ihm hinzugedachten) Einschränkung wahr, daß die Vernunft die Herrschaft über die sinnliche Triebfeder behaupte. Denn wenn ein Mensch in dem Drange der Leidenschaft einen Gegenstand verfolgt oder flieht, so wird seine Handlung nicht in eben dem Grade frey seyn, als wenn er ruhig überlegt, ob er nach demselben streben oder ihn fliehen soll. Uebrigens tritt der Verf. hierdurch demjenigen bey, was Rec. oben gesagt hat, daß nämlich eine Handlung, wenn auch sinnliche Triebfedern dabey mitwirken, dennoch moralisch seyn könne; denn wo Freyheit ist, da ist Moralität; und wenn die sinnliche Triebfeder nur nicht vitiös ist: so verliert die Handlung nichts von ihrem moralischen Werthe.

„Die Freyheit, sagt der Verf. S. 275, ist eben so wenig eine sich ganz von selbst ohne alle Gründe bestimmende Kraft, als eine Nothwendigkeit, nach bestimmten „Gründen zu handeln; sie liegt zwischen beyden in der Mitte, „und der Fehler lag darin, daß man glaubte, sie müsse eins „von beyden seyn." Der Verf. stimmt hierin (und, wie es scheint, ohne es zu wissen,) mit der Leibnitzisch-Wolffischen Schule überein; denn diese behauptet gleichfalls, daß alle unsere freye Handlungen zwar aus zureichenden Gründen geschehen; daß sie aber gleichwohl auch nicht und anders geschehen könnten. Bilfinger — (wenn die neuen Schulen der Philosophie erlauben wollen, jetzt noch einen wahrlich mit Unrecht ganz vergessenen Philosophen anzuführen, aus welchem sie Manches lernen könnten,) bemerkt daher, daß die Vergleichung der Beweggründe mit den Gewichtern in einer Waage nicht ganz richtig sey. „Actio ponderum, sagt er in seinen Dilucidationen (§. 312.), est in genere caussae

 efficien-

efficientis, motivorum *finalis*: *trahunt* illa et *impellunt*; haec *suadent* et *alliciunt*:“ gerade wie der Verf. S. 275 sagt: unsere Wirksamkeit wird durch die Gründe erweckt, gereizt, veranlaßt, nie aber unausbleiblich zu einem gewissen Erfolge bestimmt. Er verwirft daher (S. 277.) auch nicht gerade den Ausdruck: zureichende Gründe; und nach des Rec. Bedünken kann er füglich beybehalten werden. Denn man kann mit Recht sagen, daß, wie das Geschehen einer freyen Handlung seinen zureichenden Grund hat, auch die Möglichkeit des nicht-Geschehens ihren zureichenden Grund habe, so daß die Handlung auch hätte nicht geschehen können; denn ein zureichender Grund ist nicht mit einem nothwendig-bestimmenden Grunde zu verwechseln, wie der Verf. S. 283 sehr richtig bemerkt. Wer dergleichen Distinktionen als Spitzfündigkeiten verwirft, muß etwas Besseres über die Freyheit vorbringen. Wenn Kant von der Freyheit behauptet, daß wir theoretisch schlechterdings nichts von derselben wissen; gleichwohl aber, vermöge des kategorischen Imperativs, dem Menschen als Noumenon eine absolute Freyheit, und eine schlechthin-anfangende Kaussalität beylegen müssen: so findet Rec. mit dem Verf. (S. 278.) hierin nichts als die willkührlichste und grundloseste Verbindung von Begriffen. Die Widerlegung dieses chimärischen Begriffs verdient ganz in dem vorliegenden Werke (S. 281 ff.) nachgelesen zu werden. Besonders empfiehlt Rec. dem Leser, was der Verf. (S. 291 ff.) über die Kantische Entgegensetzung der Natur und Freyheit sagt; eine Distinktion, die so viel Verwirrung in der Philosophie verursacht, und vorzüglich zu dem Fichtianismus Anlaß gegeben hat. Rec. kann nicht umhin, dem Leser folgende Stelle herzusetzen: „Es ist „Uebertreibung und Irrthum, wenn die kritischen Philo„sophen behaupten, durch das sittliche Gesetz und Bewußt„seyn der Pflicht trenne sich der Mensch gänzlich von der „Natur; denke sich von ihren Gesetzen unabhängig, und müsse „sich zu einer ganz andern Ordnung von Wesen rechnen, als „die, welche den Gesetzen der natürlichen Nothwendigkeit „unterworfen sind. — Um dem Menschen Freyheit beyzule„gen, braucht man ihn nur von unvermeidlich-bestimmenden „Gründen, nicht aber von Natururſachen und Naturgesetzen „unabhängig zu machen, noch ihn in eine übernatürliche „Klasse von Wesen zu versetzen. Er ist ein Theil der Natur, „ein Naturwesen nur von besonderer Art und mannichfaltigen

„Kräf-

Kräften. Er steht in der Reihe der Naturursachen, und seine Selbstthätigkeit hebt nicht die durchgängige ursachliche Verknüpfung auf, die das Wesen der Natur ausmacht; nur in Ansehung seiner Willensthätigkeit ist er unabhängig von „aller unvermeidlichen Bestimmung durch natürliche (ver„steht sich, auch sittliche) Ursachen und Gesetze. Er ist in „Rücksicht seines Willens, von dem physischen Zwange frey, „dem andere Kräfte und Wesen unterworfen sind; aber er ist „darum nicht unabhängig von allen Naturgesetzen. Auch so„fern seine Handlungen Erscheinungen sind, müssen sie unter „keiner Naturnothwendigkeit, nur unter einer Naturordnung „stehen. Auch wenn sie mehr als Erscheinungen, oder sofern „sie frey sind, stehen sie unter natürlichen Gesetzen als Be„dingungen, (und unter sittlichen als Antrieben;) aber nicht „als nothwendig-bestimmenden Ursachen." (S. 293 ff.)

Wie inkonsequent es ist, daß Kant den Begriff der Kaussalität, der nach seiner Theorie von den Kategorieen, nur für Erscheinungen gilt, in der Moral, wo er dessen benöthigt ist, auch auf das Subjekt der Freyheit als ein Noumenon, anwendet, und durch diese Inkonsequenz die Freyheit, die er retten will, wieder vernichtet, wird S. 299 ff. sehr gut gezeigt. Hoffentlich werden endlich auch die orthodoxen Kantianer, wenn sie nicht ganz mit philosophischer Blindheit behaftet sind, dergleichen Inkonsequenzen einsehen.

Der Verf. gründet (S. 305.) die Realität der Freyheit auf die Realität des Sittengesetzes. Das that auch Kant; und hierin scheint also der Verf. mit Kanten übereinzustimmen. Allein er glaubt doch, sich auch hierin von Kanten trennen zu müssen, weil er die Realität des Sittengesetzes bewiesen, Kant aber solches bloß postulirt, und es dabey für unbegreiflich erklärt habe. Allerdings macht das einen bedeutenden Unterschied; indessen ist doch Rec. auch mit des Verf. Methode nicht ganz zufrieden. Wenn das Sittengesetz irgend eine verbindende Kraft haben soll; so muß offenbar die Freyheit vorher ins Reine gebracht seyn. Kant hat dieses selbst eingesehen, und sich aus dem Cirkel, in dem er sich durch die Umkehrung der bisherigen Methode befangen sah, durch die Distinktion herauszuhelfen gesucht, daß die Freyheit die *ratio essendi* des Sittengesetzes; das Sittengesetz aber die *ratio cognoscendi* der Freyheit sey. Wenn man ihn freylich

lich weiter gefragt hätte, woher er denn wisse, daß die Freyheit, von der er theoretisch lediglich nichts wisse, die *ratio essendi* des Sittengesetzes sey: so würde er in keine geringe Verlegenheit gekommen seyn. Dem Rec. dünkt, daß man die Realität der Freyheit gar wohl theoretisch, so weit es nöthig ist, beweisen, und gegen alle sophistische Einwürfe vertheidigen könne. Wer hier mathematische Beweise sucht, wird sich nur in neue Schwierigkeiten verwickeln, und am Ende gar nichts bewiesen haben. So gieng es Kanten. Er war mit den bisherigen Beweisen von der Realität der Freyheit, die auf dem gemeinen Bewußtseyn, mithin auf Erfahrung beruhen, nicht zufrieden; und beweiset nun die unbegreifliche Freyheit aus dem unbegreiflichen kategorischen Imperativ! — Und das sollte keine Philosophie a priori seyn?

Am Ende handelt der Verf. von dem Verhältniß der Glückseligkeit zu der Moral; berichtiget und ergänzt den willkührlichen und einseitigen Kantischen Begriff von der Glückseligkeit; deckt das Unrichtige und zum Theil Widersprechende in den Kantischen Behauptungen von der Glückseligkeit auf, und zeigt, in wiefern auch das Glückseligkeitsprincip ein gutes und brauchbares Princip der Moral seyn könne, ob es wohl nicht das höchste und allgemeinste sey. Rec. empfiehlt diesen Abschnitt allen Kantianern, die ihrem Lehrer noch die Sprüchelchen nachbeten: „Die Glückseligkeit ist ein „unbestimmter und schwankender Begriff; — eigene „Glückseligkeit ist ein Zweck, den zwar alle Menschen, ver„möge des Antriebs ihrer Natur haben; der aber nicht als „Pflicht kann angesehen werden, weil ein jeder ihn schon „unvermeidlich will; — wäre Glückseligkeit der Zweck der „Natur: so würde sie ihn durch den Instinkt weit sicherer, „als durch die Vernunft erreicht haben. — Das Princip „der Glückseligkeit ist als Moralprincip der Reinheit der „Gesinnungen und der Sitten nachtheilig. — Es ist zwar „Pflicht, fremde, aber nicht seine eigene Glückseligkeit zu „befördern" — und was dergleichen falsche, und man darf wohl sagen, ungereimte Behauptungen mehr sind.

Wenn noch mehr solche Selbstdenker, wie der Verf. ist, gegen die Kantische Moralphilosophie auftreten, und das Unrichtige, Schwankende und Inkonsequente darin aufdecken wer-

[illegible]: so ist zu hoffen, daß man endlich in Deutschland die Unhaltbarkeit derselben, in gewissen Hauptpunkten, allgemein einsehen, und von dem unbegreiflichen formalen Imperativ, der weder zu Errichtung eines gründlichen Moralsystems, noch zur Praxis tauglich ist, zu einer menschlichern und brauchbarern Moral zurückkommen wird.

Hb.

Versuch einer faßlichen Darstellung der Kantischen Philosophie, daß hieraus das Brauchbare und Wichtige derselben für die Welt einleuchten möge. Fortgesetzt von einem Verehrer des seligen Mutschelle, und einem Freunde der Philosophie. Zweytes Heft, zweyte Hauptfrage: was soll ich thun? Drittes Heft. München, bey Lindauer. 1801. 8. Viertes Heft. Fortsetzung der zweyten Hauptfrage: was soll ich thun? Fünftes Heft. Ebendas. 1802. Mit fortlaufender Seitenzahl 342 S.

Des Verf. einzige Absicht ist, die Kantische Philosophie in ein populäres und leicht verständliches Gewand zu kleiden; und diese hat er in diesen Heften sehr gut erreicht; wenigstens wüßten wir nicht etwas Faßlicheres bisher gesehen zu haben. Hätte er über Kant hinausgehen, und die Sache selbst in ein vollkommenes Licht setzen wollen, dann würde er freylich manchen Anstoß gefunden, und Manches, was einem Kantianer klar genug zu seyn scheint, in nicht geringem Nebel erblickt haben.

Dh.

D. Johann Christian Oersted's Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphysik, nebst Bemerkungen über einige Theile derselben; herausgegeben von D. M. H. Mendel. Berlin, bey Maurer, 1802. 56 S. 8. 5 gr.

Wir überlassen es gern den Liebhabern der dynamischen Naturlehre zu beurtheilen, ob, und wiefern die, hier gelieferten Ideen auch nur einigermaaßen brauchbar sind, manche Kantische Lehren zu berichtigen und zu ergänzen. Da wir es für leeres Spiel mit Worten und Begriffen halten, eine Kraft, ohne irgend ein Substrat anzunehmen, und da wir durch die dynamische Betrachtung der Natur, sie keinesweges begreiflicher finden, als durch die mechanische; da endlich diese dynamische Ansicht den leeren Abstraktionen viel freyeren Spielraum giebt, als die mechanische: so glauben wir, daß der ältern mechanischen Theorie der Vorzug zukommt; und daß man mit der dynamischen es nicht so weit als mit jener bringen werde.

Gz.

Ueber das Begehrungsvermögen, von Ferdinand Ueberwaßer, Professor der Philosophie auf der Universität zu Münster. Münster, bey Waldeck. 1801. 212 S. 8. 14 gr.

Ueber das Begehrungsvermögen ist unsers Wissens noch keine besondere Untersuchung vorhanden; die gegenwärtige hat außer dem auch noch das Verdienst einer sehr hohen Deutlichkeit, die unter den jetzigen Philosophen leider seltener wird; und einer sich an die Erfahrung haltenden Bündigkeit, die bey den herrschenden Philosophie-Schriftstellern immer mehr verschwindet, weil man sich gewöhnt, auf die Erfahrung verächtliche Seitenblicke zu werfen, und Alles aus höhern Principien a priori herzuleiten. Wir empfehlen diese Schrift als reichhaltig an solider Geistesnahrung, besonders denen, die in psychologischen Untersuchungen noch Neulinge sind. „Die „Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, sagt die Vorrede, „ist: in kurzem eine psychologische Geschichte zu geben, wie „der Mensch, durch Anwendung und Nichtanwendung der „ihm verliehenen Kräfte, durch Achtung und Nichtachtung, „und Vernachlässigung seiner selbst, durch Widerstand und „Nachgeben gegen die Reize der Sinnlichkeit, sich bilde, ver„edle, mißbilde, verunstalte, und in Laster, in Elend und „Schande, herabstürze." Zu dem Ende betrachtet er die mancherley Aeußerungen des Begehrungsvermögens von der niedrig-

[illegible] Stufe an bis zur obersten hinauf, und ertheilt zugleich sehr brauchbare und erprobte Anweisungen, den schädlichen Einfluß mancher Arten derselben zu hemmen. Rec. hätte gewünscht, daß der Verf. eine genaue und streng ausgeführte Analyse des Begehrungsvermögens, woran es noch sehr fehlt, nach dem Muster der Tetensschen Versuche über die menschliche Natur, angestellt hätte, weil dadurch Manches in helleres Licht würde gesetzt worden seyn, und weil unter andern auch die sehr streitige und verwickelte Frage, mehr Aufhellung bekommen hätte, ob die Erkenntnißkräfte und das Begehrungsvermögen eine gemeinschaftliche Wurzel haben? Er hätte auch gewünscht, daß auf die, durch die neueste Philosophie sehr streitig gewordene Frage, Rücksicht genommen wäre, ob die Vernunft an und für sich, durch ihre eigenthümlichen Grundsätze, die des Widerspruchs, z. B. auf das Begehren und Wollen Einfluß hat, weil dadurch der Streit über den Vorzug der ältern und neueren Grundsätze der Sittlichkeit, seiner Vereinigung näher gebracht worden wäre. Wie die Untersuchung jetzt vorgelegt wird, gewährt sie in der Natur des Begehrungsvermögens noch keine vollständige und erschöpfende Einsicht.

Der Verf. geht vom Begehren überhaupt aus, und schreitet von da zu dem bloß sinnlichen Begehren, den Instinkten, dem verständig sinnlichen Begehren, dem vernünftig sinnlichen Begehren, den Affekten und Leidenschaften, und endlich dem höhern Begehren, dem Wollen und der Freyheit über. In dieser Ordnung müssen auch in einer analytischen Untersuchung die Aeußerungen des Begehrungsvermögens auf einander folgen, weil man von der Analyse des Einfacheren zu der des Zusammengesetzteren billig fortschreitet: und man ferner am natürlichsten von dem Allerallgemeinsten anhebt, um in der Analyse der einzelnen Punkte mehr Ordnung und Zusammenhang zu bringen. In dieser allgemeinsten Bedeutung schließt, wie auch der Verf. annimmt, das Begehren das Wollen ein. „Er erklärt es, als ein, auf gewisse Empfindungen und Vorstellungen erfolgendes inneres Hinwirken, „oder Streben zur Wirklichmachung eines Etwas, was nicht „ist, oder zur Erhaltung und Fortdauer eines Etwas, was „ist; oder als ein auf gewisse Empfindungen oder Vorstellungen erfolgendes inneres Streben, das Daseyn eines Etwas „zu bewirken, oder, wenn es wirklich ist, es in der Art, wie

vormals Gegessenen wieder zum Vorschein, nebst der des ihn begleitenden Wohlgeschmackes. Umgekehrt, so oft der Gegenstand empfunden wird, wird die Vorstellung des Essens, nebst der des angenehmen Genusses aufgeweckt, und dadurch das Bestreben zum Essen, der Appetit, erneuert. Endlich, nachdem Vorstellungen von mancherley Wohlgeschmack erlangt sind, weckt auch deren sinnliche Wahrnehmung, und besonders die Empfindung des Wohlgeruchs, die Begierde zum Essen. Das empfundene Angenehme oder Unangenehme ist es also nicht allein, und zuerst, was das Bestreben aufregt; es ist ursprünglich nur ein Leiter, der es auf bestimmte Gegenstände fixirt; und wird erst durch Hülfe der vorstellenden Kraft ein Ergänzungsmittel. Durch diese Ansicht erscheint die Selbstthätigkeit, oder Spontaneität des Begehrens in hellerem Lichte; und es wird nachher leichter, die Freyheit gegen die mancherley Schwierigkeiten zu retten, die die gewöhnliche Meinung, daß das Angenehme und Unangenehme die Kraft in Thätigkeit setzen, am schwersten drücken, weil hierdurch das Begehren und Wollen von äußern Einflüssen abhängiger gemacht wird.

Es folgt hierauf das verständig-sinnliche Begehren und Verabscheuen, nebst seinen höheren Stufen. Jenes beschreibt der Verf. so: „durch vielfache Erfahrungen belehrt, gelangt „der Mensch zu der Anfangs dunkeln, nachher klärern Be„merkung, daß seine Einbildungskraft ihm oft angenehme „Empfindungen vorspiegelt, oft den Besitz, oder Genuß der „begehrten Objekte nicht gewähre. Daß den angenehmen „Empfindungen oft sehr unangenehme, und den an sich unan„genehmen, oder gleichgültigen, angenehme Empfindungen fol„gen. Nachdem der Mensch auf den Zusammenhang seiner „Empfindungen und Handlungen, auf die Umstände und de„ren Einfluß auf die Befriedigung und Nichtbefriedigung „seiner Begierden aufmerksam geworden war, fängt er nun „an, bey allmählig zunehmender Entwickelung seiner intel„lektuellen Fähigkeiten; durch den Reiz, sich das Angenehme „zu verschaffen, und das Unangenehme von sich entfernt zu „halten, über den ihm bemerkbar gewordenen, aber nur, wie „in der Dämmerung gesehenen Zusammenhang näher nachzu„denken. Auf diese Weise gelangt er nach und nach zu den „Begriffen des sinnlich Nützlichen und Schädlichen, der den „Genuß des Angenehmen vermittelnden, oder ihn erschwe-

„renden,

punkten, ohne verschiedenen Handlungen und Wünschen. Er
„wird in den Stand gesetzt, gewisse Klassen zu machen, wor-
„in er die einzeln zerstreuten Genüsse, und die dafür dienli-
„chen Mittel ordnet. Wird die Vorstellung einer angeneh-
„men Empfindung erneuert, und die Seele dadurch in ein
„Begehren derselben versetzt: so kann auch die damit verbun-
„dene Vorstellung eines Mittels geweckt werden; die Seele
„begehrt dann auch dieses Mittel wirklich zu machen; indem
„sie aber dieß Mittel vielleicht noch nicht kennt, oder es ihr
„nicht gleich einfällt: so entsteht eine Aufgabe, die nur durch
„Anstrengung des Erinnerungsvermögens, durch Reflexion
„und Schlüsse aufgelöset werden muß." Im Allgemeinen ist
dieß nicht unrichtig; nur wünschte Rec. manches Einzelne
mehr unterschieden und bestimmt zu sehen. Das verständige
und vernünftige Begehrungsvermögen besteht darin, daß Ver-
stand und Vernunft es unter ihre Leitung nehmen, das
heißt, daß Urtheile, erst einzelne, nachher allgemeine, und
zuletzt Raisonnements oder Vernunftschlüsse unsere Handlun-
gen lenken. Diese alle haben aber einen doppelten Einfluß
auf das Handeln und Begehren; einige nämlich bestimmen
was gethan und begehrt werden soll; sie sind Urtheile und
Schlüsse, wodurch wir handeln; andere hingegen bestimmen,
wie das Begehrte soll ausgeführt werden; sie sind Urtheile,
wornach wir handeln. Beyde hätten wir gewünscht genauer
von einander unterschieden und erklärt zu sehen. Bey der
ersten Art entsteht die Frage, wie und woher kommt es, daß
gewisse Urtheile uns zum Handeln bestimmen? Das früheste,
was hier Bestimmung giebt, sind die Vorstellungen des An-
genehmen und Unangenehmen, des Nützlichen und Schädli-
chen; wie kommen wir also dazu, diese uns zu Endpunkten
unserer Handlungen zu setzen? Dieß scheint ein ursprünglicher
Einfluß des Denkvermögens zu bewirken; denn in der Ord-
nung der sinnlichen Natur, sind sie nur Leiter, keine Hebel.
Die Affekten und Leidenschaften unterscheidet der Verf. ge-
nauer, als man es gewöhnlich zu thun pflegt. „Die ersteren
„erklärt er durch Gefühle des Vergnügens und Mißvergnü-
„gens von besonderer Stärke; die letzteren durch Begierden
„und Verabscheuungen, verbunden mit einem heftigen Be-
„streben nach Befriedigung." Bey der Entstehung der er-
steren hätten wir indeß gewünscht, daß darauf Rücksicht ge-
nommen wäre, daß das Unerwartete es hauptsächlich ist, was
den Gefühlen diejenige Stärke giebt, wodurch sie in Affekten
über-

übergehen. Wer den letztern aber, daß in die Erklärung auch das Dauerhafteste und Beharrliche aufgenommen wäre, wodurch die Leidenschaften von andern Begierden sich unterscheiden, und daß auch der Charakter erwähnt wäre, vermöge dessen sie auf gewisse Arten von Gegenständen, nicht auf bloße Individuen gehen, welche sie von den meisten andern Begierden gleichfalls absondert. Der Charakter des höhern Begehrungsvermögens beruht darauf vornehmlich, daß nach Maximen gehandelt wird, die der Verstand festsetzt; und das allerhöchste, daß diese Maximen in ein zusammenhängendes System gebracht werden. Auf diesen Punkt hat unsers Erachtens unser Verf. sein Augenmerk nicht ganz gerichtet. Wir wünschen, daß der Verf. diese unsere Bemerkungen, nicht, als Herabsetzungen seines Werkes, sondern als Winke zu fernern Untersuchungen betrachten möge; und setzen deßwegen ausdrücklich hinzu, daß wir manches bey Andern nicht so gut Auseinandergesetzte hier gefunden haben, und daß die Philosophie sonst die verschiedenen Gradationen im Begehrungsvermögen und in seiner Entwickelung nicht so gut auseinanderzusetzen pflegen.

Hw.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge, für Kinder. Von A. F. Höpfner, Rektor in Greußen. Erfurt, bey Keyser. 1801. VI und 251 S. 8. 12 gr.

So sehr der Rec. von dem höchst wichtigen Einflusse, den eine in frühern Jahren erlangte Kenntniß der Naturbegebenheiten auf das ganze Leben hindurch hat, sich überzeugt hält, und so sehr es auch noch täglich sein ernstlicher Wunsch ist, dergleichen Kenntnisse durch faßliche Darstellung jener Begebenheiten, immer mehr verbreitet zu sehen: so sind ihm doch die vielfältigen Schwierigkeiten, die dem Unternehmen, dahin zu gelangen, im Wege stehen, nicht unbekannt geblieben. Systematische Darstellung, verständlicher und faßlicher Vortrag, Bestimmtheit der Begriffe, und endlich Richtigkeit und Vollständigkeit in der Belehrung, sind Erfordernisse,

denen selbst bey großer Bekanntschaft mit dem Gegenstande, nicht so leicht eine Genüge geschehen wird, und wovon auch in der gegenwärtigen Schrift hier und da etwas ohne Befriedigung geblieben ist. Gleich im Anfange sucht der Verf. die unsystematische Form seines Büchelchens, wie er es nennt, zu entschuldigen; allein wird der daraus entstandene Nachtheil dadurch gehoben? — Wenn er auch dem Hange der Jugend zu beständigen Abwechselungen, und der Begierde, sich mit Dingen zu beschäfftigen, die in die Augen fallen, in etwas nachgeben wollte: so geht er doch damit offenbar zu weit. Sollte es denn so ganz und gar unmöglich seyn, in einer Wissenschaft, die die Wißbegierde zu reizen so geschickt ist, die trocknen Lehren, zumal wenn sie als nothwendige Erläuterungen des Folgenden, ohne Nachtheil nicht zu übergehen sind, durch gut gewählte Beyspiele, angenehm und unterhaltend vorzutragen? — An Bestimmtheit der Begriffe fehlt es hin und wieder. Auf Manches wird sich außer Verhältniß zu umständlich eingelassen. Mehrere neue Entdeckungen und Berichtigungen sind nicht bemerkt; Naturgeschichte, Chymie, Geographie und Anatomie wird ohne Noth eingemischt. — Beyspiele hiervon anzuführen, gestattet der Raum nicht. — Was der Rec. hier bemerkt, hat die Absicht, keinesweges, den Bemühungen des Verf. an ihrer Nützlichkeit etwas zu benehmen, er glaubte nur die Lehrer, die sich dieser Anleitung bedienen, aufmerksam machen zu müssen, und gesteht gerne, daß er diese Schrift, wegen des sehr gut getroffenen, anziehenden und unterhaltenden Tons, der darin herrscht, nicht ohne Vergnügen gelesen hat. Diejenigen, die Kinder in diesem Fache zu unterrichten haben, werden von dieser Anleitung den besten Gebrauch machen, und wenn sie in dem, was sie Andern beybringen sollen, nicht ganz unerfahren sind, auch schon durch eine zweckmäßig angeordnete Folge der Materien, den Grad der Brauchbarkeit merklich erhöhen. Das nicht zu verkennende Bestreben des Verf. der Jugend von dieser Seite nützlich zu seyn, läßt von ihm mit Zuversicht erwarten, daß er bey der Fortsetzung seiner Arbeit, aufmerksamer zu seyn, die neuern Schriftsteller mehr zu Rathe zu ziehen, und Manches seiner lobenswürdigen Absicht gemäßer einzurichten, nicht unterlassen werde.

Ka.

Leitfaden zu einem gemeinnützigen Unterricht in den Grundbegriffen von der Oekonomie der Natur und ihren Produkten. Nach neuern Systemen bearbeitet. Zum Gebrauch für Schulen, Privatlehrer und Schüler, welche ihre Kenntnisse selbst zu erweitern wünschen. Stuttgard, bey Erhard. 1801. 144 S. 8. 9 Kr.

In der Vorrede sagt der Verf., er habe die Absicht, die Jugend und diejenigen, welche auf die Haushaltung der Natur bisher wenig Acht hatten, zu einer Art (?) Kenntniß zu leiten, die jedem Stande nützlich, angenehm und nicht schwer zu erlernen sey; nur die allgemeinste(n) Grundbegriffe natürlicher Dinge habe er ausgehoben, zusammengetragen, und ohne sich der sogenannten (?) Kunstwörter zu bedienen, ausgewählt, um jeder Klasse von Leser(n) verständlich genug zu seyn, und Aufmerksamkeit auf diese so wichtige(n) Gegenstände zu erzielen. In 206 Paragraphen wird das Allgemeine aus der Naturlehre und Naturgeschichte vorgetragen. Zum Leitfaden in diesen Wissenschaften könnte das Buch in niedern Schulen, noch allenfalls dienen; aber darin irrt der Verf. sehr, wenn er glaubt, dadurch etwas für die Vervollkommnung der niedern Stände geleistet zu haben; denn es fehlt wirklich an Schriften für die niedre Volksklasse nicht, die diesem weit vorzuziehen sind. Die Lehre von der Elektricität ist auf zwey Seiten, eben so auch die Lehre vom Magneten abgehandelt, und im Grunde von beyden gar nichts gesagt. Von den Pilzen sagt der Verf. weiter nichts, als daß ihre Naturgeschichte noch viel Räthselhaftes habe. Von Amphibien nicht mehr, als was in funfzehn Reihen zusammengefaßt werden konnte; und was von Fischen, Insekten und Würmern gesagt ist, ist nichts weiter, als das Teleologische aus Blumenbachs Handbuche der Naturgeschichte. Auch von Fehlern gegen die Rechtschreibung und Grammatik ist das Buch nicht frey. Nach des Verf. Wunsche sollen die Winke zur künftigen Verbesserung dieser Schrift an den Verleger eingesandt werden. Wir geben den Wink, das Ganze zweckmäßiger umzuarbeiten.

Syste-

Systematisches Verzeichniß der Seesterne, Seeigel, Konchylien und Pflanzenthiere, nach Linné Systema Naturae, und mit Einschaltung der im Linné ausgelassenen, aber in andern vorzüglichen Schriftstellern vorkommenden Gattungen. Ein sehr bequemes Hülfsmittel, über eine Sammlung dieser Natur seltenheiten in kurzer Zeit einen Katalog zu verfertigen. Halle, bey Gebauer. 1802. 150 S. gr. 4. 1 Rthl.

Aus dem Titel ergiebt sich schon die Absicht des Buchs. Der Verf. Herr Joh. Jak. Gebauer hat bey diesem Verzeichnisse die dreyzehnte Ausgabe des Linnéischen Natursystems zum Grunde gelegt, und es enthält nicht nur alle Gattungen des Systems; sondern auch die darin fehlenden und bey andern vorzüglichen Schriftstellern anzutreffenden Species, mit Einschaltung der hin und wieder zerstreueten Abänderungen am gehörigen Orte, und mit Beyfügung der deutschen Benennungen, so oft dieß hat geschehen können. Die Schriftsteller, die er bey diesem systematischen Verzeichnisse noch außer dem Linnéischen System gebraucht hat, sind jeder Hauptabtheilung desselben vorgedruckt. Ohnerachtet die Konchylien nach dem Linné geordnet sind: so ist doch dieß Verzeichniß nicht, dem Linné gemäß, mit dem Geschlecht Chiton, sondern mit Argonauta angefangen, weil der Verf. bey Anordnung dieses Natursachs in seinem Kabinette nicht dem Linné, sondern dem Schröter gefolgt ist. Ob dieser Grund hinreichend sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Sache bleibt freylich in dieser Hinsicht eben dieselbe; und wer das Glück hat, zu einem Kabinette von der Art, wie der Verf. zu gelangen, dem wird diese Arbeit gewiß nicht unangenehm seyn.

Kabinet zum Unterricht in der Naturgeschichte, enthaltend 260 Abbildungen aus den drey Reichen der Natur, nach dem Linnéischen System geordnet, und zu jeder Naturgeschichte brauchbar eingerichtet auf dreyzehn Kupferplatten. Potsdam, bey Hor-

 vath.

vath. 8. quer Fol. schwarz 2 Rthl. illuminirt 4 Rthl. Das Lehrbuch dazu 18 gr.

Rec. hat das Lehrbuch nicht, sondern nur die Kupfer vor sich, denen in deutscher und französischer Sprache eine Erklärung auf einem besondern Bogen, so wie auch letztern ein französischer Titel beygefügt ist. Die schwarzen Abdrücke, welche wir vor uns haben, sind, obgleich die Abbildungen klein, doch ganz gut, und treffend; wie die Illuminirten an den andern beschaffen seyn möge, wissen wir noch nicht. Es können aber diese Blätter wirklich von Lehrern und Lernenden beym Unterrichte in der Naturgeschichte mit Nutzen gebraucht werden.

Ueber die sogenannten Seemäuse oder hornartigen Fischeyer, nebst anatomisch-physiologischen Bemerkungen über die Fortpflanzungsweise der Rochen und Hayfische. Von *W. G. Tilesius*, der Weltw. Arzneywiss. und Wundarzneykunst Doktor, praktizierendem Arzte und Privatdocenten zu Leipzig, etc. Mit fünf ausgemalten Abbildungen. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel 1802. 170 S. 4. 1 Rthl. 16 gr.

Die Gelegenheit, Seeküsten zu bereisen, hat dem Verf. Gelegenheit gegeben, so wie manchen andern, also auch diesen, bis dahin bey weitem noch nicht ausführlich bearbeiteten Gegenstand der Naturgeschichte, näher zu untersuchen, und die Physiologie ist dabey sein Hauptaugenmerk gewesen. Der erste Abschnitt dieses ungemein interessanten Werks enthält ein literarisches Verzeichniß derjenigen Schriftsteller, welche über den Ursprung der sogenannten Seemäuse, und über die Fortpflanzungsart der Rochen und Hayfische geschrieben haben, nebst einer prüfenden Uebersicht ihrer Schriften und Nachrichten über diesen Gegenstand. Der zweyte: Allgemeine naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht der Rochen, nebst Abbildung und Beschreibung einer neuen Gattung des Rochengeschlechtes aus dem portugiesischen Ocean. 3. Abschn. Allgemeine anatomische und physiologische Bemerkungen über das

das Geschlecht der Rochen. Was Vicqu d'Azyr, Schneider Monro, u. a. darüber geschrieben haben, hat der Verf. bestätigt, und weiter ausgeführt. 4. Abschn. Naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht der Hayfische. Der Verf. sah am 1. Mai vor drey Jahren auf der Rückreise von Portugal im atlantischen Ocean 37° 30. Min. nördl. Br. 5° Länge Teneriff: eine unzählige Menge um das Schiff versammelt, auf welchem er sich befand; deren Züge aber nur 3 bis 4 Stunden anhielten, und alsdann wie verschwunden waren. Ihre durchaus schuppenlose, von zarten, dicht an einander stehenden Stacheln rauhe Haut, leuchtet des Nachts. Um der Lebern und Häute willen werden sie vorzüglich gefangen, denn das Fleisch ist übelriechend. Von einem 18 — 20 Fuß langen Hayfische erhält man aus der Leber 2 bis 2½ Tonnen Thran. 5. Abschnitt: Anatomische und physiologische Bemerkungen über den Hayfisch. Die hartschaligen Eyer der Hayfische, die den Rocheneyern so ähnlich sind, daß sie sowohl von Sachverständigen als Layen verwechselt worden sind, unterscheiden sich von jenen nur durch die vier längern und feinern gewundenen und rankenartigen Fortsätze, die bey den Rocheneyern mehrentheils kurz und abgebrochen, und zugleich weit dicker als bey den Hayeneyern sind. — 6. Abschn. Naturhistorische Bemerkungen über das Geschlecht der Froschfische. — 7. Abschn. Von den verschiedenen hartschaligen Eyern der Fische, ihrer Anwendung und Benutzung. Dergleichen hartschalige Eyer schreibt der Verf. S. 116. mit Herrmann auch dem Froschfische (Loph. piscatorius L.) zu. — 8. Abschn. Ueber die Gestalt, Farbe, Substanz und Größe der Rocheneyer. (Seemäuse). Ueber 6 Zoll lang und 3 Zoll breit hat der Verf. keine gefunden. 9. Abschn. Ueber die Gestalt, Größe, Farbe und Substanz der Hayeneyer. Ihre Länge erreicht 7. 8, auch wohl 9. 10 Zoll mit den Ranken. Sie kommen aber sehr selten vor. Der Verf. fand am Ufer unter mehrern Hunderten entleerter Rocheneyer nur 3. 4 dergleichen Hayeneyer. — 10. Abschn. Chemische Versuche über die Unauflösbarkeit der hartschaligen Fischeyer, über ihr Verhalten gegen die Auflösungsmittel, und ihre übrigen Eigenschaften. — 11. Abschn. Ueber die Begattung und Fortpflanzungsweise des Rochen und Hayen insbesondere. — Zuletzt eine ausführliche und sehr genaue Erklärung der Abbildungen. — Rec. hat dieß vortreffliche, an interessanten Bemerkungen so reichhaltige Werk mit dem größten Vergnügen

 gelesen,

gelesen, und der Verf. kann gewiß auf den allgemeinen Beyfall des naturhistorischen Publikums rechnen.

Die Kunst, allerhand natürliche Körper zu sammeln, selbige auf eine leichte Art für das Kabinet zuzubereiten, und sie vor Zerstöhrung feindlicher Insekten zu sichern. Ein nützliches Taschenbuch für angehende Naturaliensammler. Von Georg Gottfried Zinke, der Arzneygelahrheit Doktor rc. Jena, bey Göpferdt. 1802. 159 S. gr. 8. 18 gr.

Wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er diesen Gegenstand größtentheils gut und zweckmäßig bearbeitet hat. Außer der Beschreibung der erforderlichen Werkzeuge wird die nöthige Anweisung zum Ausstopfen der Säugthiere, Vögel, Fische rc. zum Aufbewahren der Körper in Weingeist, zum Sammeln der Insekten und Gewürme, und deren Aufbewahrung für das Kabinet, u. dgl. gegeben; darauf das Nöthige von Sammeln, Zubereiten, Austrocknen, Skelettiren und Aufbewahren der Pflanzen, nebst Beschreibung der botanischen Geräthschaft, mitgetheilt, und endlich das Wesentliche von der Erhaltung der gesammelten Körper angeführt, wobey zugleich die Insekten, welche die Sammlungen zerstören, beschrieben, und Mittel gegen dieselben angegeben werden. Bey Gelegenheit dessen, was von Zubereitung und Aufbewahrung der Raupen für das Kabinet S. 75. gesagt wird, bemerkt Rec. nur, daß er das Ausspritzen des Balgs mit Wachs besser und zweckmäßiger, als die hier angegebene Methode befunden hat, da das mit dem Aufblasen verbundene beständige Umdrehen desselben über dem Kohlenfeuer mancherley Unbequemlichkeiten hat, und der Balg dabey doch sehr leicht verletzt werden kann.

Am.

Chemie.

Revision der chemischen Affinitätslehre, mit beständiger Rücksicht auf die neue chemische Theorie. Von *C. I. B. Karsten*. Leipzig, bey Reklam, 1803. 278 S. 8.

Mit

Mit vielem Vergnügen zeigt Rec. diese Schrift eines jungen Chemisten von großem Scharfsinn und vielen Kenntnissen, an, welche von einem jeden denkenden Chemisten verdient gelesen und geprüft zu werden. Es wird darin vorzüglich Bertholleťs neue Theorie über die Verwandtschaft der Körper untersucht und vertheidigt. Berthollet hat selbst seine Theorie nicht ausführlich dargestellt; seine Schrift enthält einzelne gut angestellte Versuche, und eben so einzelne ungemein glückliche Gedanken. Desto mehr muß man sich freuen, daß diese Theorie in Deutschland zwey so geschickte Bearbeiter, als die Herren Fischer und Karsten, bekommen hat, welche sich bemühen, ihr die wissenschaftliche Gestalt zu geben, worin sie in Deutschland allein ihr Glück wird machen können. Verwandtschaft ist dem Verf. das Streben der Körper, sich chemisch zu vereinigen; eine gute Erklärung, obgleich Rec. den Ausdruck Streben mit einem andern vertauschen würde. Denn daß die Körper sich chemisch vereinigen, ist zwar eine Erfahrung; ob sie aber ein Streben nach einer solchen Vereinigung besitzen, ist wohl die Frage. Aus dieser Erklärung des Verf. folgt, daß es überhaupt nur eine Art der Verwandtschaft giebt, und sehr richtig verwirft der Verf. die verschiedenen Unterscheidungen zwischen näherer und entfernter Verwandtschaft, u. s. w. Ganz im Geiste der Berthollettschen Theorie mit Bestimmtheit und Deutlichkeit erklärt er die Anomalien, welche bisher große Schwierigkeiten in der Lehre der Verwandtschaft machten, und entwickelt die Begriffe von Neutralität, Sättigung und Auflösung. Die Quantitäten zweyer Substanzen, welche von einer jeden erfordert werden, um mit einer dritten einen gleichen Grad der Sättigung hervorzubringen, stehen, zufolge Berthollet's Theorie, in einem geraden Verhältnisse mit der Verwandtschaft derselben zu der dritten, so daß diese dadurch bestimmt wird. In dieser Bedeutung stellt der Verf. zuletzt folgende sehr merkwürdige, und im Ganzen richtige Gesetze der Verwandtschaft auf: Das specifische Gewicht der Grundlage drückt die Verwandtschaftskraft der Säure zur Grundlage aus, und das specifische Gewicht der Säure drückt die Verwandtschaftskraft der Grundlage zur Säure aus. Rec. setzt nur noch folgende Bemerkung hinzu, welche Berthollets Theorie überhaupt trifft: Aus den bisher angestellten Versuchen folgt noch nicht, daß die Menge ersetzt, was an Verwandtschaftskraft abgeht. Die wechselseitigen Scheidungen, oder die Wirkungen der affinitas reciproca, welche nach Berthollet

 durch

durch die Menge der angewandten Substanzen statt finden, sind in den meisten Fällen nur dann möglich, wenn eine starke Hitze angewendet wird. Auf die Wirkungen der Wärme hat B. zu wenig Rücksicht genommen. Ferner will Rec. den Verf. daran erinnern, daß die Annahme einer chemischen Durchdringung alle feste chemische Theorie unmöglich macht. Was nie ein Gegenstand einer Erfahrung seyn kann, darf nie die Grundlage einer Theorie, nicht einmal einer Hypothese seyn. Auch raubt uns diese Vorstellungsart eines der besten Mittel, viele Erscheinungen zu erklären, welches ein großes Licht auf die ganze Chemie wirft, nämlich die Annahme verschiedener Grade in der chemischen Verbindung. Dem Fleiße und Scharfsinne des Verf. werden die Mängel der Berthollet'schen Theorie nicht entgehen, und Rec. muntert ihn hierdurch zu fernern Untersuchungen über diese Materie auf, welche er so glücklich angefangen hat.

Dm.

I. B. T. Baumes Versuch eines chemischen Systems der Kenntnisse von den Bestandtheilen des menschlichen Körpers. Aus dem Französischen übersetzt von *C. I. B. Karsten*. Mit einigen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von *D. S. Fr. Hermbstädt*. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1802. XIV und 129 S. 8. 12 gr.

Wenn ein berühmter Mann ein ganz neues Feld in den Wissenschaften eröffnet; wenn er seine Arbeit mit der Selbstzufriedenheit dem richtenden Publikum vorlegt, mit welcher man nur das Vollendete und auf unerschütterlichen Beweisen Gegründete öffentlich bekannt zu machen wagt; wenn er Alles, was Andre vor ihm geleistet haben, gering achtet, tadelt, verwirft, und nur den Weg, welchen er einschlug, für den richtigen anerkennt; wenn dieses Mannes Arbeit durch öffentliches Lob eines ebenfalls mit Recht berühmten Mannes gebilligt, seine Grundsätze vertheidigt, und ihre Verbreitung begünstigt wird: so ist die Kritik befugt, ja gewissermaaßen aufgefordert, mit doppelter Strenge den Ideengang dieses Schriftstellers zu untersuchen, und alles, was in ihren Kräften ist, aufzubieten, um den Beweis für oder wider diesen

Schrift-

Schriftsteller zu führen. Der doppelte Fall tritt bey dem Werkchen ein, welches jetzt vor uns liegt. Baume sowohl als Hermbstädt sind Namen, welche der Chemiker nur mit Achtung nennt; Karsten ist der gelehrten Welt rühmlich bekannt, wir sind folglich gezwungen, dieses Produkt ihres gemeinschaftlichen Nachdenkens mit Ernst zu studieren; aber auch ohne Scheu unser freymüthiges Urtheil über dasselbe zu sagen. Daß dieses nicht ganz günstig ausfällt, liegt nicht an uns, auch nicht an unserer moralischen Verkehrtheit, wie B. im Anfange und am Schlusse der Schrift seine Leser von seinen etwanigen Gegnern gern glauben machen möchte.

Herr B. ist der Meinung, und Rec. pflichtet ihm darin vollkommen bey, daß eine genauere und vollständigere Anwendung des neuen chemischen Systems auf die Physiologie und Pathologie, die Heilkunde ungleich weiter ausbilden müsse, als es bey der bisherigen Vernachlässigung dieser Anwendung möglich gewesen ist. Allein der Weg, den er dazu einschlägt, ist unfehlbar nicht der rechte. Ohne die geringste Rücksicht auf den Einfluß zu nehmen, welchen die Organisation und das Leben auf die Chemie im belebten Organismus haben müssen; ohne daran zu denken, daß diese lebendige Chemie ganz etwas Anders seyn müsse, als die todte Chemie in unsern Laboratorien; ohne zu ahnden, daß bey lebenden Substanzen ganz andere Gesetze der Anziehung der Wahlverwandtschaft und der Zersetzung statt finden müssen, als bey todten eintreten; ein Gedanke, welcher seit der Entdeckung der Voltaischen Säule jedem Chemiker wohl doppelt lebhaft gegenwärtig seyn muß, da auch sie uns ganz neue Verhältnisse der Verwandtschaft gezeigt hat, erklärt er rasch alles nach zwar richtigen, aber nur für die todte Chemie erwiesenen Principien. Und auch davon abgesehen, scheint es uns durchaus fehlerhaft, daß er alle Phänomene chemisch erklären und jeder Erscheinung, jeder Verrichtung eine bloß chemische Ursache und bloß chemische Wirkung unterlegen will. Um wie vieles der Verf. hier zu weit gehe, sieht man z. B. aus der Erklärung, welche er S. 25. von den Verrichtungen der Sinneswerkzeuge giebt, nach welcher das Tasten, insofern es durch Wärme modificirt wird, das Sehen, selbst das Hören für chemische Prozesse ausgegeben werden. Daß beym Sehen, Schmecken, Riechen, dergleichen gleichsam accessorisch statt finde, wird Niemand läugnen; allein daß sie in chemischen Prozessen bestehen, ist

ist übertrieben. Eben so übertrieben und grundlos ist die Behauptung S. 1. daß die jetzige Arzneykunde gar nichts aus der Chemie schöpfe, da doch so viele wackre Aerzte, besonders in Frankreich und England, ihre Systeme auf die Chemie stützen. Allein überall verfällt Herr B. in den Fehler, daß er die Arzneykunde auf Kosten der Chemie herabwürdigt. Hr. H., welcher nicht selten den Verf. berichtigt, schweigt zu dergleichen Behauptungen still, billigt sie also. S. 7. finden wir von Herrn H. folgende Definition der Lebenskraft: sie ist „das Endresultat aller chemischen Wirkungen, der Mischungstheile des thierischen Körpers.“ Es würde nicht schwer fallen, die völlige Unrichtigkeit dieser Definition zu erweisen; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß die Fäulniß auch ein solches Endresultat chemischer Wirkungen im thierischen Körper sey, und daß Pflanzen auch Lebenskraft besitzen. S. 8. werden weiche Theile den festen entgegengesetzt, und von den ersten gesagt, sie enthalten weniger Phosphor als die letzten. Allein das weichste unter den visceribus, das Gehirn, enthält, nächst den Knochen den mehrsten Phosphor. S. 9. finden wir die Vermuthung, daß die Elektricität im Körper von der Verbrennung des Phosphors entstehe, welcher man auch wenig Glauben beymessen kann. Viel wahrscheinlicher entsteht diese durch die Muskularbewegung, die Zersetzungen, Verdampfungen und den Galvanismus. (sit venia verbo!) Sehr wahr ist das, was Herr H. in der Note darüber äußert. Eben so unterschreibt Rec. alles, was Herr H. über Säuren ohne Sauerstoff sagt. S. 13. ist die Rede vom Fleische im Gehirne. S. 19. meint Herr H. jede Krankheit sey ein Grad der Fäulniß, weil Fäulniß und Krankheit Resultate eines dem gesunden Zustande entgegengesetzten Mischungseffektes sind. Wohin müßte dieser Satz führen, wenn er allgemein angenommen würde? Er ist wahrlich gefährlicher, als der verschrieene Brownianismus. S. 35. wird Nahrungsbrey und chymus unterschieden, und beyde sind doch völlig einerley, nämlich die halbverdaueten mit den Darmsäften, der Galle und dem pankreatischen Safte gemischten Speisen. Ueberhaupt ist die ganze Darstellung des Verdauungsgeschäfftes schwerlich richtig. Sie ist die von Fourcroy gegebene. S. 51. fehlt unter den Bestandtheilen des Fettes, der Kohlenstoff, welchen es in großer Menge enthält. S. 53. erklärt Herr H. die Saamenthierchen für krystallisirten phosphorsauren Kalk. S. 90. glaubt derselbe,

Wasser

Wasser sey ein vorzügliches Mittel, den Körper zu oxydiren, passe folglich besonders in Fiebern, u. s. w.

Diese Proben mögen zureichen, um unsern Lesern zu zeigen, daß das System, welches auf diesem Versuch sollte errichtet werden, wenigstens in sehr wesentlichen Punkten Abänderungen, und im Ganzen eine völlige Revolution des Entwurfes, der uns hier vorgelegt ist, bedürfe. Wir wollen nur noch den Plan des Ganzen mittheilen. Herr B. theilt sein Werk in drey Theile. 1. Physiologische Chemie. Bestandtheile, Kräfte, Verrichtungen des lebenden Wesens. Sie sind alle rein chemisch, durch chemische Prozesse entstanden, oder bestehen in chemischen Prozessen. 2. Pathologische Chemie. Die Krankheiten entstehen durch, und bestehen in chemischen Operationen, welche den natürlichen (normalen) entgegengesetzt (konträr entgegengesetzt) sind. Es entstehen auf diese Weise 1) Oxygenesen, Süroxygenesen, b) Desoxygenesen. 2) Kalorinesen, a) Sürkalorinesen, b) Deskalorinesen. 3) Hydrogenesen, (a) Sürhydrogenesen, b) Deshydrogenesen?) 4) Azotenesen, a) Sürazotenesen, b) Desazotenesen. 5) Phosphorenesen, a) Sürphosphorenesen, b) Dephosphorenesen. Gegen alle diese Krankheiten giebt es nun oxygenirende, und zwar süroxygenirende und desoxygenirende, u. s. w. Mittel. Herr H. schlägt noch eine Klasse von Krankheiten, die Sulfurenesen, vor. Die Mittel sind zum Theil sonderbar gewählt, z. B. gegen Sürkalorinesen, wohin die Entzündung gehört, Aether, damit er im Verdämpfen die Wärme mit fortreiße.

Gerne zeigten wir hier noch manche medizinische Unrichtigkeit; allein diese Recension ist schon zu lang geworden. Wir versparen dieses also für einen schicklicheren Ort. Dafür bemerken wir nur noch, daß die Uebersetzung nur an wenigen Stellen die Spur der Ursprache an sich trägt; allein daß sich einige Fehler eingeschlichen haben, welche Herr Karsten hätte vermeiden können, z. B. S. 64. u. a. scharfe Krankheiten (Maladies aiguës) statt hitzige Krankheiten, Oxigene statt Oxygene, Katharr statt Katarrh (von κάταῤῥος) u. s. w.

So viel wir nun auch gezwungen sind, an dem Buche zu tadeln, und so wenig es uns befriedigt hat: so läugnen wir es doch nicht, daß es viele treffliche Ansichten eröffnet, sehr anziehend zu lesen ist, und, richtig beschränkt, dereinst

viel Vortheil in der Medizin stiften könne. So wie es aber da ist, gestehen wir, halten wir es für gefährlich, ohne den uns angedroheten Zorn des Verf. zu fürchten.

Ot.

D. Joseph Maria Socquet's theoretisch- und praktisch-chemische Abhandlungen. Aus dem Französischen; herausgegeben von D. J. B. Trommsdorff. Mit 1 Kupfer. Erfurt, bey Hennings. 1803. 188 S. 8. 18 gr.

Die ganze kleine Schrift enthält drey Abhandlungen, von denen die erste: Untersuchung der Anomalien der chemischen Verwandtschaften, besonders derer, die man disponirende nennt, um eine geraume Zeit zu spät erschienen ist, weil die neueren Untersuchungen über die Affinitätslehre alle die, zum Theil scharfsinnigen, zum Theil aber nur oberflächlichen Ansichten des Verf. überflüssig und völlig unbrauchbar machen. Es ist in der That zu verwundern, daß der Herr Herausgeber auf Berthollets Verwandtschaftsgesetze, die zur Zeit der Herausgabe dieser Schrift doch in Deutschland schon ziemlich bekannt seyn mußten, durchaus nicht Rücksicht genommen hat. — Die zweyte Abhandlung enthält Bemerkungen über das Alaunwerk und den natürlichen Alaun zu Sauvignaco in Istrien, und über die Methoden, die dort angewendet werden, dieses Salz auszuziehen und zu reinigen. Das Interessanteste ist die Beschreibung des Verfahrens beym Versieden der Lauge, welches der Verf. auch beym Versieden der Salzsohlen anzuwenden vorschlägt. Diese Methode besitzt sehr viel Eigenthümliches, und ist gewiß mit ökonomischen Vortheilen verbunden; nur würde die Beschreibung ohne Kupfer sehr unvollkommen ausfallen. — In der dritten Abhandlung redet der Verf. von dem Verfahren, das reine Kupfer im Großen aus dem Glockenmetalle zu scheiden, und bedient sich zu diesem Ende des Braunsteins mit vielem Vortheil, indem das Zinn früher oxydirt, und auf diese Weise vom nicht oxydirten Kupfer sich abzuscheiden genöthigt wird.

Mt.

Allge-

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft — von Chr. Dan. Voß, Prof. zu Halle. Sechster Theil. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1802. 22 Bog. 8. 1 Rk. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Einleitung in die Geschichte und Literatur der allgemeinen Staatswissenschaft. Zweyter Theil.

Dieser Theil enthält die Fortsetzung und den Beschluß der im vorigen Bande angefangenen Einleitung in die Geschichte und Literatur der allgemeinen Staatswissenschaft im Alterthum, oder die Geschichte und detaillirte Beschreibung der ganzen atheniensischen Verfassung von der Zeit an, da sie, nach der Vernichtung der Solonischen Konstitution, zu einer vollendeten Demokratie ward. Fleißiges Nachforschen in den Quellen, Aushebung des Wichtigern und Charakteristischen, und eine fruchtbare, pragmatische Behandlung, sind auch in diesem Theil unverkennbar. Rec. kennt kein Werk, das die Verfassung jenes merkwürdigen Staats so genau und mit solchem Scharfsinn, wie hier geschehen ist, auseinander gesetzt hätte. Desto mehr muß man bedauern, daß der Verf. keine bequemere Form oder Methode wählte. Zuerst hat er kurze §§. hingesetzt. Dann folgen unter jedem §. mehrere Anmerkungen nach Numern, und hier ist alles, was er zu sagen hatte, in sehr viele Abtheilungen und Unterabtheilungen nach einfachen, doppelten, dreyfachen, großen und kleinen Buchstaben aus mehrern Alphabeten gebracht, wodurch, nach des Verf. Absicht, der Gebrauch des Buchs erleichtert werden sollte; in der That aber erschwert worden ist. Wenn ein anderer Schriftsteller, z. B. vom atheniensischen Kriegswesen gesagt haben würde: Bey der Bewaffnung war theils auf die Vertheidigung, theils auf den Angriff Rücksicht genommen. Vor der Zeit des Iphikrates kannte man nur Eine Art der Bewaffnung für die Infanterie rc. — so bedient sich Herr V. folgender Methode: B. Bey der Bewaffnung war a) theils auf die Vertheidigung, theils b) auf den Angriff

Rück-

Rücksicht genommen. c) Vor der Zeit des Iphikrates kannte man aa) in Athen nur Eine Art von Bewaffnung für die Infanterie. bb) Die Vertheidigungswaffen aaa) bestanden, α) in einem Helm, β) Panzer, γ) einem großen Schilde, δ) einer Art von Halbstiefeln. bbb) Die Beinbedeckung ausgenommen, waren sie sämmtlich von Erz. cc) Die Waffen zum Angriff aaa) bestanden: α) in einem Degen, β) einer Lanze, und γ) einer Streitaxt. bbb) Beyde erstere waren u. s. w. Daß mit jeder Nummer und mit jedem Buchstaben oder Abtheilungszeichen eine neue, bald lange, bald kürzere, Zeile anfange, versteht sich von selbst. Es ist wohl klar, daß mit dieser Art des Vortrags durchaus nichts gewonnen, wohl aber verloren werde; ungeübte Leser müssen dabey ermüden und in Verwirrung gerathen; nicht zu gedenken, daß damit viel Papier ohne Noth, bloß zum Vortheil des Autors, verschwendet wird.

Grundriss der historischen Hülfswissenschaften — von *Fessmaier*, Hofr. und Prof. zu Landshut. Landshut, bey Weber. 1802. 21½ Bog. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Dem Verf. fehlte bey seinen Vorlesungen über die historischen Hülfswissenschaften, die er seit zwey Jahren an des würdigen Mederers Stelle übernehmen mußte, ein bequemer Leitfaden. Gatterers Schriften waren, wegen ihrer zu weiten Ausdehnung in mehrern Materien, dazu nicht geeignet; noch weniger war es Hederichs Handbuch, selbst mit Schmidt Phiseldeks Verbesserungen. Herr Fessmaier entschloß sich daher, selbst ein solches Handbuch auszuarbeiten, und zwar nach Gatterers Grundsätzen, so weit er sie, nach reifer Prüfung, bewährt fand; auch ist er denselben in der Ordnung gefolgt, um den Freunden der historischen Wissenschaften den Gebrauch der Gattererischen Schriften zu erleichtern. Voran geht eine kurze Einleitung; sie betrifft den Begriff, die Quellen und Hülfswissenschaften der Geschichte, und die historische Kritik überhaupt. Sodann werden nach einander folgende Hülfswissenschaften systematisch abgehandelt: 1) Chronologie, S. 5 — 41. 2) Genealogie, 42 — 64. 3) Diplomatik, 65 — 193. 4) Heroldik, 194 — 246. 5) Nummismatik (Numismatik), 247 — 281. 6) Historische

sche Kritik; 282 — 310. Angehängt ist ein Verzeichniß merkwürdiger Historiker, von Gatterer und Meusel entlehnt. Jedem Fach ist ein, zwar nicht vollständiges, aber doch hinreichendes, Verzeichniß der Schriftsteller, und dem Fach der Diplomatik ihre Entstehungsgeschichte nach Huch und Schönemann vorangesetzt. Die Erdbeschreibung ist billig übergangen, da es an brauchbaren Kompendien dieser Wissenschaft nicht fehlt, und auf den meisten Universitäten besondere Vorlesungen darüber gehalten werden.

Die gute Absicht des Verf. und die zweckmäßige Anlage seines Buchs sind nicht zu verkennen; er hat damit einem Mangel abgeholfen, der bisher manchem Universitätslehrer fühlbar genug war. Allenthalben zeigen sich die Spuren von seiner ausgebreiteten historischen Belesenheit, und von dem Scharfsinn, mit dem er über die behandelten Gegenstände nachgedacht hat. Dennoch scheint Manches noch mangelhaft, unbestimmt und dunkel, Manches auch wohl ganz überflüssig zu seyn, und nur gar zu oft stößt man auf solche Druckfehler, wovon ein akademisches Lehrbuch so viel als möglich frey seyn sollte. So ist die S. 1. angegebene Definition der Geschichte offenbar zu weit, oder vielmehr ganz unrichtig. Besser und bestimmter findet man sie bey Sulzer, Schlözer und Beck. S. 3. heißt es: „Die Numismatik ist die Wissenschaft, von allen Gattungen der Münzen, besonders der Alten, (warum besonders dieser?) richtig zu urtheilen, und dieses Urtheil anzuwenden.“ Die Quellen der Geschichte theilt der Verf. S. 1. f. in ungeschriebene und geschriebene. Ungeschriebene sind ihm: stumme Denkmale, Fest- und Erinnerungstage, feyerliche Gebräuche, Benennungen der Orte und Personen von Begebenheiten, mündliche Ueberlieferungen und Sagen in Liedern und Gedichten. Geschriebene sind: Inschriften, Urkunden, Staatsjahrbücher, Schriften von gültigen Augenzeugen. Weit richtiger würde der Verf. die Quellen getheilt haben: in Quellen vom ersten und vom zweyten Range. Zu jenen gehören Urkunden, Denkmäler, Staatsschriften, (die bey dem Verf. ganz fehlen,) und gleichzeitige einheimische Schriftsteller; zu diesen spätere Annalisten und Chronisten, historische Sammler und eigentliche Geschichtschreiber, die unmittelbar aus jenen Quellen schöpften. Die historische Kritik ist zwar, wie es S. 3. heißt, die Wissenschaft, die Quellen der Geschichte gehörig zu erforschen (zu prüfen) und

zu

zu gebrauchen; aber daß sie auch „eine Geschichte zu schreiben lehre,“ widerlegt sich dadurch, daß es bekanntlich mehrere historische Kritiker oder Geschichtsforscher giebt, die keine Geschichtschreiber in der wahren Bedeutung des Wortes sind. S. 5. findet man den Namen Ptolomäus, statt Ptolemäus. Von dem bekannten Werk: L'art de verifier les dates des faits hist., hätte wohl (S. 7.) der Name des Verf. *Dom Clement* und die Ausgabe von 1783. sq. Fol. III. Voll. angezeigt werden sollen. S. 14. steht die Jahrzahl 125. für 325. Ebendas. das Jahr 1777. für 1770. Auch sollte es hier nicht heißen, daß sich „die Deutschen mit den Katholiken konformirt haben.“ Was S. 15. über den Sonntagsbuchstaben gesagt wird, ist für den Anfänger nicht deutlich genug. Der Ausdruck *Liberi* (S. 54.) zeigt nicht den hohen Adel, und das Wort *Ministeriales* nicht den niedern Adel an; denn diese Benennungen kommen, wie der Verf. wissen muß, in Urkunden aus solchen Zeiten vor, wo die Abtheilung des Adels in den hohen und niedern noch nicht existirte. Diesen und andern Mängeln und Unrichtigkeiten wird der Verf. bey einer neuen Auflage des sonst brauchbaren Buchs leicht abhelfen können.

Km.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Vollständiges Handbuch der neuesten politischen Geographie, nebst einem Abrisse der mathematischen und physikalischen Geographie, von Ad. Friedr. v. Röpert. Herausgegeben von Joh. Christian Fick, Lect. der englischen Sprache zu Erlangen. Leipzig, bey Schwickert. 1801. 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Der Verf. hat die Absicht, ein eigentliches Handbuch der gesammten Geographie zu liefern, welches sich von dem ganz vollständigen und weitläuftigen Systeme durch gedrängte Kürze und Darstellung des Wesentlichen unterscheiden, und doch nicht bloß ein Lehrbuch oder Leitfaden zum mündlichen Unterricht

terricht bleiben soll. Er umfaßt in dem Begriffe der politischen Geographie die Erdbeschreibung, Völker- und Staatenkunde, so weit sich diese drey Zweige einer Wissenschaft für den ersten Unterricht vereinigen lassen, und auch nothwendig vereinigt werden müssen. Es soll dabey alles vorgelegt werden, wie es ist, die Resultate der geographischen und statistischen Untersuchungen sollen als solche gegeben werden, ohne sich in diese Untersuchungen, in statistische und staatsrechtliche Reflexionen und Vergleichungen einzulassen. Für das ganze Werk ist der Umfang von drey Bänden bestimmt, und in diesem ersten werden, nach einer ausführlichen Einleitung, die Staaten von Großbritannien, Irland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Preußen, Schlesien, Gallizien und Lodomirien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien, Croatien, Dalmatien und das Osmanische Reich in Europa abgehandelt. Der Verf. hat diese um deßwillen zuerst vorgenommen, weil er bey ihnen keine wesentliche Veränderungen durch Friedensschlüsse und ähnliche neuere Ereignisse nahe bevorstehen sah, wie dieses mit den übrigen europäischen Staaten der Fall war. Wir halten diese Ordnung oder vielmehr Unordnung dem Plane des Handbuchs für nachtheilig; denn gerade für den Zweck, für welchen es bestimmt ist: den ersten Unterricht in der Geographie, ist eine systematische Anlage, eine Anordnung der einzeln abzuhandelnden Staaten nothwendig und fast unentbehrlich. Es wäre daher zu wünschen gewesen, er hätte noch den nächsten Zeitpunkt einer allgemeinen Befestigung der europäischen Staatenverhältnisse abgewartet, und wäre erst nach demselben mit diesem, sonst gewiß recht zweckmäßig und brauchbar eingerichteten Handbuche hervorgetreten, wo er dann ein besser aneinander gereihetes Ganze hätte liefern können. Es ist zwar wahr, daß unaufhörlich mit mehreren Staaten einige Veränderungen vorgehen, welche zu jedem erscheinenden geographischen Werke im kurzen einige Zusätze und Berichtigungen nöthig machen; aber so kritische Zeiten kommen doch nicht immer vor, wie die gegenwärtige ist, und diese hätte wenigstens der Verf. eines Handbuchs der allgemeinen politischen Geographie vorübergehn lassen sollen. Denn selbst die von ihm ausgewählten Staaten empfanden in dem Jahre nach Erscheinung des Handbuchs, die Folgen der neuesten europäischen Staatenverhältnisse, und es giengen in ihnen einige Veränderungen vor, welche in näher oder

fernerer

fernerer Verbindung mit diesen Verhältnissen standen. Die Union von Irland mit Großbritannien, die neueste Veränderung in der Staatsverfassung von Rußland gehören hierher; und wie unangenehm ist es nicht, die Provinzen der österreichischen und preußischen Monarchieen zerrissen, und in verschiedenen Theilen des Handbuchs abgehandelt zu sehen!

Die Einleitung enthält die mathematische und physische Geographie in einem ausführlichen, faßlichen und interessanten Vortrag. Im Ganzen ist dieser Theil zwar nicht so ausführlich und vollständig, als man denselben in dem ersten Theile von Gaspari's Handbuch findet; aber in einigen Theilen, besonders der physischen Geographie, übertrifft sie die Gasparische Darstellung noch an Vollständigkeit, z. B. in der Materie von der Ebbe und Fluth, und von der Atmosphäre. Bey beyden vermißt man die zur deutlichen Vorstellung durchaus nothwendigen Kupfertafeln, ohne welche sich ein Anfänger daraus nicht leicht wird selbst belehren können. Die Art, wie die einzelnen Staaten abgehandelt werden, ist zwar ganz zweckmäßig, die Nomenklatur ist vollständig, und die statistischen Zahlen sind in Menge angeführt; auch ist bey jedem Reiche, bey jeder Provinz, und bey jedem besonders merkwürdigen Orte, das was ihn besonders auszeichnet, mit guter Auswahl ausgehoben. Allein die große Ungleichheit in Ausdehnung des Raums, den ein jeder Staat einnimmt, ist ein Hauptfehler des Buches. Die in diesem Theile abgehandelten Provinzen der österreichischen Monarchie nehmen 124 Seiten ein; da das großbritannische Reich auf 26, und das europäische Rußland auf 29 Seiten abgefertigt wird. Der Verf. hat diese Inkonsequenz gefühlt, und entschuldigt sich in der Vorrede mit einer während der Ausarbeitung des Buches ihm eingefallenen Abänderung des Plans. Gewiß eine sehr unhaltbare Entschuldigung! Man kann doch wohl von jedem Schriftsteller fordern, daß er ein und dasselbe Werk durchaus nach einem und demselben Plane bearbeite, und von dem Verleger, daß er nicht, um eine Messe nicht zu versäumen, den Autor selbst zu Lieferung unreifer Produkte veranlasse. Dem Verleger fällt auch die ungeheure Menge der Druckfehler zur Last, die dieses Werk verstellen, da sich der Verf. mit der Entfernung vom Druckorte entschuldigt. Sie sind in den Zahlen und eigenen Namen so häufig, daß sie dem Buche die Hälfte seiner Brauchbarkeit nehmen, weil fast jeder einmal

falsche

[illegible] wie-
der falsch gedruckt; so Jylland statt [illegible], [illegible] statt
Tweed, Agre statt Acre, u. s. w.

Aa.

Historische und philosophische Skizze der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer in Nord- und West-Afrika am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Englischen übersetzt von C. St. Bremen, bey Seyffert. 1802. XVIII und 462 Seit. 8. 1 Rg. 12 gr.

Bey der Menge von Nachrichten, welche nach und nach, besonders in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts von Nord- und West-Afrika bekannt geworden sind, war eine allgemeine Uebersicht der Fortschritte der Entdeckungen der Europäer in diesen Gegenden schon längst wünschenswerth. Aber eine solche erforderte auch einen Mann, der eben sowohl eine genaue Kenntniß von den ältern und neuern Quellen besaß, als auch mit einer richtigen Beurtheilungskraft und einem kritischen Sinn begabt war, um sowohl das Falsche von dem Wahren, als auch das Interessante von dem minder Wichtigen zum Besten der Leser sondern zu können. Der Verf. dieses Werks zeigt sich als einen solchen Mann; er kannte die besten Quellen und benutzte sie gut. Seine Absicht war, in dieser Skizze die Fortschritte und Entdeckungen von Nord- und West-Afrika am Ende des 18ten Jahrhunderts darzustellen. Diese Absicht hoffte der Verf. am besten zu erreichen, wenn er einen Umriß von der Ansicht des Landes, die Schilderung der Erzeugnisse desselben, die Beschreibung der besondern Gebräuche der afrikanischen Stämme, und die Erzählung der Begebenheiten der Reisenden, die diese Untersuchungen angestellt hatten, an einander reihte. In der Geographie folgt er größtentheils dem gelehrten Rennel. Mit Bescheidenheit spricht der Verf. von seinem Werke, und dieß schon erweckt ein gutes Vorurtheil für ihn; aber Fleiß, ein richtiger Ueberblick, und eine sorgfältige Aus-

wohl ist auch überall schöner. Auch die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Mm.

Briefe über Italien, in den Jahren 1792 bis 1798, von Mariane Stark. Aus dem Englischen von Valentini. Gießen, bey Tasche und Müller. 1802. 260 Seit. 1 Rt. 8 gr.

Die Uebersetzungssucht der Deutschen erstreckt sich in unsern Tagen nun einmal über Alles, was das Ausland gebiert; ohne diesen, oft doch wohl sehr undankbaren, und in jedem Fall kleinlichen Spekulationsgeist, möchte das vorliegende Werk auch wohl unverdeutscht geblieben seyn. Aber Romane und kleine Reisebeschreibungen gehören nun einmal zur Tagesordnung der Alltagsleser: folglich! — Außer einigen Uebersichten der Kriegsbegebenheiten in Italien, und verschiednen, jedoch nie großen Bruchstücken von Lokalnachrichten, enthält dieses Werk wenig oder gar nichts über Italien, (nur Oberitalien) das nicht schon längst vollständiger bekannt wäre. Das relativ Merkwürdigste dieser funfzehn, übrigens ziemlich fließend übersetzten Briefe, ist im 3ten Br. das Urtheil über den damals (1796) die große Bühne eben betretenden Konsul Bonaparte, das, aus der Feder einer Brittinn geflossen, hier ausgehoben zu werden verdient. „Bonaparte ist vielleicht der beste Ingenieur (?) in Europa; „ihn beschenkte die Natur mit hohen Geistesgaben und einem „fähigen Verstand; er besitzt eine unersättliche Begierde nach „Kenntnissen, einen unerschrocknen Muth und Entschlossenheit in allen Unternehmungen; eine außerordentliche Geistesgegenwart, wodurch er bey jedem Zufall immer den rechten Punkt trifft; dabey gründet er seinen stets feurigen „Muth auf die Ueberzeugung, daß ein braver" (tapfrer) „Mann nicht eher fällt," (als) „bis der Augenblick seiner „Bestimmung da ist." Die, in einer Anmerkung des Uebersetzers hierbey angegebene Anekdote, Bonaparte hätte vor seinen Eintritt in französische Dienste, sich England zu Kriegsdiensten angeboten, ist falsch. Bonaparte kam als Knabe in die

die französische Kriegsschule, und machte dort die gewöhnliche Carriere.

Kp.

Merkwürdige Reisen in fremde Welttheile, zunächst für die jüngere Jugend, herausgegeben von Jakob Glatz. Zürch, im Büreau für Litteratur. 1802. 15 Bog. 8. 20 gr.

Der Verf. sucht der Kollision mit der Campischen Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend dadurch auszuweichen, daß er diese für die erwachsene Jugend veranstaltet zu seyn glaubt: er hingegen die seinige für die jüngere Jugend bestimmt. Wirklich ist hier auch der erzählende Ton durchgehends so überaus deutlich und faßlich, daß ihn jedes lesende Kind wird verstehen können. Der Verf. hat seine Sammlung nur auf drey bis vier Bändchen zugeschnitten — hat es aber immer in seiner Gewalt, wenn sie Beyfall finden sollte, woran wir fast nicht zweifeln, sie so lange fortzusetzen, als es Reisebeschreibungen nach andern Welttheilen geben wird. Es enthält aber dieses erste Bändchen I. die Schiffbruchsgeschichte der Juno, an der Küste von Arrakan. Der Verf. hatte nämlich sein Manuskript schon abgegeben, als er diese nämliche Geschichte in Campens neuen Sammlung von Reisebeschreibungen, für die Jugend bearbeitet fand. II. Einiges über Afrika, nebst einer Erzählung (Nehala, das unglückliche Negermädchen, von dem Herrn von Halem). Die allgemeine Nachricht von Afrika ist für ihre Absicht sehr befriedigend. III. Anfang eines Auszugs aus Mungo Parks Reisen ins Innere von Afrika. Druck und Papier empfehlen sich vorzüglich.

Gi.

Reise eines Ungenannten durch Deutschland und die Schweiz. In den Jahren 1799 — 1801. Breslau und Leipzig, bey Buchheister. 1802.

210 Seit. gr. 8. Mit 6 kolorirten Ansichten. 1 Rthlr. 22 gr. Ohne Kupfer 12 gr.

Diese Reisebeschreibung ist das Werk eines blossen Dilettan-ten, der, seinen Versicherungen zu Folge, nur durch seine Freun-de zu der Bekanntmachung bewogen ward. Sie enthält mehrere ganz gute, doch im Ganzen eben nicht viel neue, oder tiefeindringende Bemerkungen; kann aber demungeach-tet zu einer ganz angenehmen Lektüre dienen. Der Verf. reist von Leipzig über Gera, Hof, u. s. w. nach Nürn-berg; geht von da über Ulm nach Feldkirch, und macht nun von S. 59—79 eine ziemlich interessante Gebirgsreise in das Veltlin. Er geht hierauf über Bellinzona und den St. Gotthardt, wo er das Hospitz verlassen fand, nach Luzern, Zürich und Schafhausen, und kehrt endlich über Kostanz, Stuttgard, Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, u. s. w. nach Nürnberg zurück. Ein besserer Beobachter würde nun freylich noch ganz andere Bemerkun-gen geliefert haben; aber der Verf. scheint wohl nur als blos-ser Kaufmann oder dergleichen, und noch überdem zuweilen sehr schnell gereist zu seyn. Er übergiebt indessen dem Publi-kum sein kleines Werk mit zu vieler Bescheidenheit, als daß es die Kritik sehr strenge mit ihm nehmen könnte. Wenn er aber von Nicolais zu grosser Genauigkeit spricht: so hat er für sich selbst eben kein gutes Vorurtheil erregt. Möchte er nur den zehnten Theil so genau, und so unterhaltend ge-wesen seyn! Von den Kupfern kann Rec. nicht urtheilen, da ihm bloß ein ordinäres Exemplar ohne die genannten An-sichten mitgetheilt worden ist.

Gh.

Kurze Uebersicht des neufranzösischen Kalenderwe-sens, der Maaße, Münzen und Gewichte, im-gleichen der neuen Landeseintheilung in Departe-menter. Zugleich als nöthige Beylage zu den mehrsten französisch-deutschen Wörterbüchern für Geschäftsmänner und Kaufleute, von Johann Frie-

Friedrich Memmert, Rektor der Stadtschule zu Schwabach. Erlangen, bey Palm. 1802. XVI Seit. und 5 Bog. 8. 8 gr.

Dieses kleine Buch entspricht vollkommen der Absicht des Verf., und verdient seiner Brauchbarkeit wegen empfohlen zu werden. Die Einleitung giebt eine kurze historische Nachricht von der Einrichtung des neufranzösischen Kalenders, von den verschiedenen Berechnungen der Volksmenge der Departementer, von den Namen und Verhältnissen der alten Maaße und Gewichte, besonders nach Bugge's Angabe; und dann von den neuen Maaßen, Gewichten und Münzen. Dann folgt der neue Kalender von dem 10ten Jahre, und der allgemeine Reichskalender auf das Jahr 1802, in Vergleichung mit dem 10ten und 11ten Jahre des republikanisch-französischen Kalenders; ferner eine alphabetarische Uebersicht der 83 Departementer von Frankreich nach der ersten Eintheilung des Abbe' Sieyes, mit Bemerkung der Zusätze und Abänderungen; eine systematische Tafel der neuen französischen Maaßabtheilung vom 3ten Jul. 1793; und dann eine vergleichende Tafel in Ansehung der durch den Konsular-Beschluß vom 4ten Novemb. 1800 wieder angenommenen alten Namen; endlich auch noch ein neufranzösischer hundertjähriger Kalender mit dem Gregorianischen verglichen, nebst einer Erläuterung.

Mn.

Haushaltungswissenschaft.

Der landwirthschaftliche Baumeister; oder die unentbehrlichsten Kenntnisse der Landbaukunst. Ein Taschenbuch für Gutsbesitzer, Pächter, und andere Landwirthe. Von F. Meinert, Königl. Preuß. Ingenieurkapitain. Mit 2 Kupfertafeln. Halle, bey Schimmelpfennig. 1802. 253 Seit. 8. geh. 18 gr.

Dieses Buch hat uns außerordentlich gefallen, und wünschen, daß dasselbe in den Händen eines jeden Bau-lers und Oekonomen wäre. Es erfüllt alle Forderun-die man von einer solchen praktischen Anleitung für die la-wirthschaftliche Baukunst verlangen kann; und es n-solches gewiß Niemand unbefriedigt aus den Händen leg-Ihr Verf. hat dieses sein Werk so eingerichtet, daß es Rücksicht vieler Kenntnisse, die mit denen, welche in sein-größern Werke über die landwirthschaftliche Bauw-senschaft vorgetragen sind, dem Inhalte nach übereinsti-men, ohne ein Auszug aus dem genannten Werke zu seyn viele Lehren sind aber demselben eigenthümlich. Fremd Angaben hat Herr M. zwar auch benutzt; aber der Kür-halber nicht namentlich angeführt. So viel es uns behagt so glauben wir auch, daß es jeder Landwirth bey seinen G-schäfften zu brauchen im Stande sey. Besonders kann es j-den Anfänger, wenn er nur mit den ersten Kenntnisse bekannt ist, auf die Erweiterung derselben aufmerksa-machen.

Mehr darüber zu sagen, wäre Ueberfluß, da wir wün-schen, daß sich recht Viele, von dem Nutzen dieses Werke selbst überzeugen mögen, und der würdige Verf. uns noc mit mehreren solchen unterrichtenden Schriften beschenke wolle. Vorzüglich ist auch sein Unternehmen mit vorgeleg-ter Reduktion des rheinländischen Fußes in den Alt-Hal-leschen und Breslauischen, S. 248 — 255 ungemein schätzbar, dem wir dann zusetzen können, daß die Berech-nung des erstern auch für den Leipziger, besonders den Dresdnischen Fuß angenommen werden können. Wir bemerken bey der Güte dieses Buches endlich nur noch die-ses: daß man darinnen wirklich einen treuen Leitfaden, wie man einen Bau mit Vorsicht und Nutzen anzuordnen, und zu vollenden habe, vorfinde; daß des Verf. 14 Kapitel und deren Unterabtheilungen sich über die wirthschaftlichen größern und kleinern Gebäude verbreiten. Noch sagt der Verf. über Bauanschläge, Baumaterialien, derselben Auswahl und vortheilhaften Ankauf, über Reparatu-ren, Feuerversicherungsanstalten und mehr andere Ge-genstände, die im Bauwesen vorkommen, und den Bau-

enden

andern von entschiedenem Werthe sind; alles Wichtige und Wissenswerthe ist nie versäumet.

Wg.

Schutz vor Nahrungssorgen, oder gründliche Anleitung zur Erhaltung und Verbesserung des häuslichen Wohlstands. Leipzig, bey Kummer. 1801. VIII und 268 Seit. 8. 20 gr.

Die Absicht dieser gutgemeinten Schrift giebt ihr Verf. (S. 13) folgendergestalt an: „allen denen, die sich mit „Sorgen der Nahrung quälen, sie mögen viel oder wenig be„sitzen, eine vernünftige Anleitung zu geben, wie sie dieser „Sorgen sich entledigen können, sobald es ihnen nicht an „gutem Willen fehle, sich der Sache ernstlich anzunehmen, und „an Beharrlichkeit, ihre Vorsätze zur wirklichen Ausführung „zu bringen.“ Um diesen Zweck zu erreichen, nimmt er folgenden Gang: I. Ein Jeder, der sich der Nahrungssorgen entledigen will, muß von seinem Vermögenszustande eine wahre und deutliche Vorstellung erlangen: dazu ist ein genaues Inventarium erforderlich — dessen Verfertigung und Einrichtung beschrieben wird! — II. Ist der Schritt geschehen, daß wir die wahre Lage unsers Vermögens kennen: so müssen wir ferner vorzüglich untersuchen, wozu haben wir bisher unsere Einnahmen verbraucht? Dahin führen uns genaue Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben, bey welchen sehr Vieles auf die zweckmäßige Anlage der dazu zu haltenden Bücher ankömmt. Wie diese geführt werden können, wird gleichfalls vom Verf. umständlich angegeben. — III. Aus den genauen Rechnungen lassen sich nun die in unserer Vermögens-Verwaltung gemachten Fehler entwickeln, und zwar ist hierzu vielleicht schon eigene Untersuchung hinlänglich; vielleicht aber müssen wir uns auch fremden Raths bedienen, dessen wir uns niemals schämen dürfen. Diese Untersuchung muß vor allen Dingen auf die Frage gerichtet seyn: ob alle unsere Ausgaben zweckmäßig und nothwendig waren? — IV. Kennen wir erst die Quellen unserer Einnahmen und die Beschaffenheit unserer Ausgaben; so können wir denn zu der Verbesserung unsers häuslichen Wohlstands

 selbst

Dieses Buch hat uns ausserordentlich gefallen, und wir wünschen, daß dasselbe in den Händen eines jeden Baukünstlers und Oekonomen wäre. Es erfüllt alle Forderungen, die man von einer solchen praktischen Anleitung für die landwirthschaftliche Baukunst verlangen kann; und es wird solches gewiß Niemand unbefriedigt aus den Händen legen. Ihr Verf. hat dieses sein Werk so eingerichtet, daß es in Rücksicht vieler Kenntnisse, die mit denen, welche in seinem grössern Werke über die landwirthschaftliche Bauwissenschaft vorgetragen sind, dem Inhalte nach übereinstimmen, ohne ein Auszug aus dem genannten Werke zu seyn; viele Lehren sind aber derselben eigenthümlich. Fremde Angaben hat Herr M. zwar auch benutzt; aber der Kürze halber nicht namentlich angeführt. So viel es uns behagte, so glauben wir auch, daß es jeder Landwirth bey seinen Geschäfften zu brauchen im Stande sey. Besonders kann es jeden Anfänger, wenn er nur mit den ersten Kenntnissen bekannt ist, auf die Erweiterung derselben aufmerksam machen.

Mehr darüber zu sagen, wäre Ueberfluß, da wir wünschen, daß sich recht Viele, von dem Nutzen dieses Werks selbst überzeugen mögen, und der würdige Verf. uns noch mit mehreren solchen unterrichtenden Schriften beschenken wolle. Vorzüglich ist auch sein Unternehmen mit vorgelegter Reduktion des rheinländischen Fußes in den Alt-Halleschen und Breslauischen, S. 248—253 ungemein schätzbar, dem wir dann zusetzen können, daß die Berechnung des erstern auch für den Leipziger, besonders den Dresdnischen Fuß angenommen werden können. Wir bemerken bey der Güte dieses Buches endlich nur noch dieses: daß man darinnen wirklich einen treuen Leitfaden, wie man einen Bau mit Vorsicht und Nutzen anzuordnen, und zu vollenden habe, vorfinde; daß des Verf. 14 Kapitel und deren Unterabtheilungen sich über die wirthschaftlichen grössern und kleinern Gebäude verbreiten. Noch sagt der Verf. über Bauanschläge, Baumaterialien, derselben Auswahl und vortheilhaften Ankauf, über Reparaturen, Feuerversicherungsanstalten und mehr andere Gegenstände, die im Bauwesen vorkommen, und den Bauenden

etwas von entschiedenem Werthe sind; aber Alles ein Wissenswerthe ist nie versäumet.

Wg.

Schutz vor Nahrungssorgen, oder gründliche Anleitung zur Erhaltung und Verbesserung des häuslichen Wohlstands. Leipzig, bey Kummer. 1801. VIII und 268 Seit. 8. 24 gr.

Die Absicht dieser gutgemeinten Schrift giebt ihr Verf. (S. 13) folgendergestalt an: „allen denen, die sich mit „Sorgen der Nahrung quälen, sie mögen viel oder wenig be„sitzen, eine vernünftige Anleitung zu geben, wie sie dieser „Sorgen sich entledigen können, sobald es ihnen nicht an „gutem Willen fehlt, sich der Sache ernstlich anzunehmen, und „an Beharrlichkeit, ihre Vorsätze zur wirklichen Ausführung „zu bringen." Um diesen Zweck zu erreichen, nimmt er folgenden Gang: I. Ein Jeder, der sich der Nahrungssorgen entledigen will, muß von seinem Vermögenszustande eine wahre und deutliche Vorstellung erlangen: dazu ist ein genaues Inventarium erforderlich — dessen Verfertigung und Einrichtung beschrieben wird! — II. Ist der Schritt geschehen, daß wir die wahre Lage unsers Vermögens kennen: so müssen wir ferner vorzüglich untersuchen, wozu haben wir bisher unsere Einnahmen verbraucht? Dahin führen uns genaue Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben, bey welchen sehr Vieles auf die zweckmäßige Anlage der dazu zu haltenden Bücher ankömmt. Wie diese geführt werden können, wird gleichfalls vom Verf. umständlich angegeben. — III. Aus den genauen Rechnungen lassen sich nun die in unserer Vermögens-Verwaltung gemachten Fehler entwickeln, und zwar ist hierzu vielleicht schon eigene Untersuchung hinlänglich; vielleicht aber müssen wir uns auch fremden Raths bedienen, dessen wir uns niemals schämen dürfen. Diese Untersuchung muß vor allen Dingen auf die Frage gerichtet seyn: ob alle unsere Ausgaben zweckmäßig und nothwendig waren? — IV. Kennen wir erst die Quellen unserer Einnahmen und die Beschaffenheit unserer Ausgaben; so können wir dann zu der Verbesserung unsers häuslichen Wohlstands

 selbst

selbst [illegible] Wir [illegible], wie unsre Er-
werbmittel sich verhalten? ob diese so, wie es möglich wäre,
von uns benutzt werden? ob es nicht noch Erwerbmittel giebt,
die wir bisher übersahen? wir erwägen ferner, ob unser
Fleiß seine gehörige Richtung und seine mögliche Spannung
habe? ob wir in unserm Ordnungssystem Alles das beobach-
ten, was die Erhaltung und Begründung unsers Wohlstands
erheischt? ob wir alle Sachen auf die wirthschaftlichste Art
uns verschaffen, und sie eben so zweckmäßig erhalten und be-
nutzen? Der Verf. legt dann ferner dar, wie die, dem
Hauswirth zur Seite stehende Personen, vor allen die Haus-
frau, und zunächst das Gesinde und Andre, die Hülfe lei-
sten, mit eingreifen müssen; wie durch eine wechselseitige
Hülfeleistung von Freunden; durch die Benutzung zufälliger
Belehrungen von Andern; durch kleine mechanische Kunstgrif-
fen, Vieles erworben und erspart werden kann. — Alles
dieses, was bisher erinnert war, hatte noch keine nähere Be-
ziehung auf Hauswirthe, die bey ihrer Vermögensverwal-
tung bereits in Schulden gerathen waren; auch für diesen
traurigen Fall wird noch Belehrung hinzugefügt. — End-
lich ist V. auch die Frage beantwortet: wie können schon die
Kinder zur häuslichen Ordnung und Wirthschaftlichkeit früh
gewöhnt werden? und in einem Anhange holt der Verf. Be-
trachtungen: „über das falsche Ehrgefühl, als einen vor-
züglichen Veranlassung zu der Zerrüttung des häuslichen
Wohlstandes,“ nach.

Im Ganzen darf man mit der Ausführung der einzel-
nen Sätze, die wir bis jetzt angegeben haben, wohl zufrie-
den seyn. Was wir etwa gegen den Verf. und die Abhand-
lung seines Gegenstandes zu erinnern hätten, können unsre
Leser schon zum Theil aus vorstehender kurzen Darstellung
errathen. Denn schon in ihr werden mancherley Fehler der
Anordnung sichtbar: so ist es offenbar einseitig, wenn der
Verf. die Quelle aller Nahrungssorgen auf Mangel an
Kenntniß des Vermögenszustands und der Wirthschaftsfüh-
rung bezieht: er selbst gesteht diesen Mangel ein, indem er
den oben erwähnten Anhang hinzufügt; und es sollte aller-
dings auf gleiche Weise über die mancherley andre Quellen
der Nahrungssorgen, außer den angedeuteten, Etwas ge-
sagt seyn; um das, was versprochen wird — Schutz für
solche, — zu leisten. So könnte ferner die Stellung der
eine-

einzelnen Abtheilungen systematischer seyn, da bey der gewählten Anordnung manche Wiederholungen nicht zu vermeiden waren, oder auch Dinge da, wo sie abgehandelt werden, nicht immer gesucht werden dürfen. Die Unzweckmäßigkeit der Ausgaben, z. B., die im vierten Abschnitte erwogen wird, gehört, dem Plane nach, schon in den dritten.

Manchen Lesern wird vielleicht das, was über die einzelnen Gegenstände gesagt wird, höchst trivial scheinen; in gewisser Rücksicht ist es das auch wirklich! denn freylich besteht Alles, was hier gelehrt wird, in so allgemein bekannten und wiederholten Wahrheiten, daß sie billig gar nicht mehr gesagt zu werden brauchten. Aber wie Wenige üben und befolgen sie? und ist es also wohl Fehler des Verf. oder des leichtsinnigen Geschlechtes, zu welchem er spricht, wenn er ihnen keine außerordentliche und neue Dinge predigt? Leider! bedarf das, was der Verf. lehrt, und was Andre vor ihm gelehrt haben, einer nur allzuöftern Wiederholung, um Eingang zu finden und beherzigt zu werden!

Mit mehrerm Grunde könnte man die Oberflächlichkeit tadeln, die in der Behandlung einiger Abschnitte sich verräth, und ein tieferes Eindringen in einige einzelne Lehren sowohl, als überhaupt mehr Feuer und Leben im Vortrage wünschen, der zuweilen etwas rednerischen Schmuck um so mehr vertragen könnte, als der Verf. die Dürre des Kathedertons allerdings vermeiden zu wollen scheint, und der Gegenstand selbst erlaubt, daß man über ihn zum Verstande sowohl, als zum Herzen spricht. Doch werde diese Schrift nur gelesen und beherzigt: so wird sie, ohngeachtet jener kleinen Mängel, noch immer Nutzen genug stiften.

Lächeln mußte Rec., daß dem Lobredner der Mäßigkeit, die Uebereilung entwischt war, unter die Ausgaben des 1sten Januars, „Erdbeeren“ anzusetzen. Wer würde die, zu dieser Jahrszeit, auf seiner frugalen Tafel suchen?

M.

 Wer-

Versuch einer Physiognomik der Erde (,) oder die Kunst, aus der Oberfläche der Erde auf ihren obern Inhalt zu schließen (,) von D. Karl Friedrich Struve, Amts- und Land-Physikus zu Borna. Ex sola inspectione plantarum dignoscitur subjecta terra et solum. Linn. Leipzig, bey Kleefeld. 1802. 174 Seit. 8. 16 gr.

Da das Werkchen zwar mit einem Register versehen ist; ihm aber die Inhaltsanzeige fehlt: so wollen wir solche unsern Lesern mittheilen. Einleitung S. 1—16. I. Zeichenlehre der Brennfossilien: Zeichenlehre des Torfs S. 17—29. Zeichenlehre der Braunkohlen, des unterirdischen Holzes und der Umbererde S. 29—46. Zeichenlehre der Steinkohlen S. 47—54. Zeichenlehre der unterirdischen Schwefelquellen, der Schwefelberge, und des gediegenen Schwefels. S. 55—59. II. Zeichenlehre der Erdarten; Zeichenlehre des Thons S. 60—67. Zeichenlehre des Lehms S. 67—72. Nach S. 71 soll er wegen des Kalkes mit Säuren brausen. Nach Rec. Bemerkung thut der reine Lehm dieses nicht; und wenn es geschieht: so gehört er wegen der Menge des Kalkes zu dem thonartigen Mergel. Zeichenlehre des Mergels S. 72—78. Zeichenlehre des Kalks S. 78—82. Zeichenlehre des kreidigen Bodens S. 82—84. Zeichenlehre des Gypses S. 84—87. Zeichenlehre des Sandbodens S. 88—95. Zeichenlehre des kiesigen und steinigen Bodens. S. 95—100. Zeichenlehre der Salzquellen S. 100—109. Zeichenlehre des Ochers, (der) Eisenerde, Gelberde, (des) Berggelb (es) S. 109—111. Zeichenlehre des erzhaltigen Bodens S. 112—116. Zeichenlehre des Kupfers S. 116—117. Zeichenlehre des Eisens. S. 117—120. III. Zeichenlehre der Quellen oder des unterirdischen Wassers, welche bey vorhabendem Brunnengraben nützlich ist; Zeichenlehre des gemeinen Brunnenwassers S. 121—124. Zeichenlehre der Gesundbrunnen S. 125—129. IV. Zeichenlehre verschiedener Boden; Zeichenlehre des leichten Bodens S. 130—131. Zeichenlehre des schweren Bodens S.

131. Zeichenlehre des magern Bodens S. 130 — 131. Zeichenlehre des mittelmäßigen Bodens S. 133. Zeichenlehre des fruchtbaren Bodens S. 133 — 136. Zeichenlehre des nassen Bodens S. 136 — 141. Von der Veränderung ein und eben desselben Gewächses in Absicht der Farbe, der Größe, des Geruchs, des Geschmacks, der Arzneykräfte, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens. S. 141 — 144. (Der Verf. hätte noch viele andere Früchte anführen können, z. B. die Verwandlung des Kolbenwaizens und Spießwaizens.) Oekonomische Bemerkungen S. 145 — 152. Pflanzen, die ihren Namen von dem Boden, wo sie eigentlich wachsen, bekommen haben S. 153 — 156. Anhang einer Semiotik verschiedener anderer, eigentlich nicht hierher gehöriger unterirdischer Dinge, als: der Arnen; der inländischen Kochenille, der Erdnuß, S. 157 — 160; worauf das Register S. 161 — 174 folgt.

Wg.

I. Abbildung und Beschreibung einer ökonomischen Maschine, zum Ausrotten der Baumstöcke. Erfunden von Saint-Victor. Aus dem Französischen. (Mit 1 Kupfer.) Leipzig, bey Fleischer. 1803. (HbstM. 1802). 8 Seit. gr. 4. 8 gr.

II. Abbildung und Beschreibung einer ökonomischen Maschine, um Kartoffeln, Rüben, ꝛc. klein zu schneiden, und ein gesundes Viehfutter daraus zu bereiten. Von Tessier. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Fleischer. 1803. (HbstM. 1802). 12 Seit. gr. 4. Mit 1 Kupfer. 8 gr.

Beyde Schriften haben einen gemeinnützigen Endzweck, indem sie zwey ökonomische Werkzeuge beschreiben und abbilden, an denen es bisher in Deutschland mangelte. Denn die in

Nr. I. ist eine Maschine, die aus Eisen besteht, etwas Petarden ähnliches hat, und mit Pulver gefüllt, eine Explosion erzeugt, die bey der Entzündung des Pulvers im Zündloche, vermöge einer langen Lunte, den Stock oder Strunk des Baumes, der an der Erde abgesägt worden, so fort aus der Erde heraus hebt; vorausgesetzt, daß der Stock an einer Seite untergraben, von Erde befreyet, und alsdann, wenn die Maschine applicirет ist, recht dicht mit Steine und Erde das gegrabene Loch zugedämmet worden. Rec. hat etwas Aehnliches im Sommer 1795 den Gutsbesitzern und Landleuten in der Provinz seines Wohnorts empfohlen, wo die französischen Kriegesheere im Winter 17⅞ alle Alleen an der Heerstraße auf 4 Meilen Weges Baum an Baum abgestämmet, und zu Brandholz verbraucht hatten. Diejenigen, welche die Kosten der Maschine nicht anlegen wollten, ließen nachher die Stämme von dürftigen Tagelöhnern doch so ausraden, daß die Grundeigner, von drey klein zerhakten Holzstämme-Meilern, jedesmal einen frey erhielten.

Nr. II. entspricht ebenfalls der Erwartung aller, Oeconomie im Großen treibenden Gutsbesitzer. Indessen ist die Erfindung nicht französischen, sondern englischen Ursprungs, wie aus den Boards of Agricultures — mit mehrern ersehen werden kann.

A.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der König hat die Professoren Herrn Hofrath Schütz und Herrn Ersch aus Jena, erstern als ordentlichen Professor der Literargeschichte, und letztern zum ordentlichen Professor der Geographie und Statistik nach Halle berufen. Zugleich ist der Sohn des Herrn Hofrath Schütz zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Halle ernannt.

Herr Advokat Ehlers zu Britzow im Mecklenburg-Schwerinschen, auch als Schriftsteller bekannt, hat den Hofrathscharakter erhalten.

Der zeitherige Assessor Herr Wilhelm Hoppenstedt zu Göttingen, Herausgeber von seines Schwiegervaters, des Geheimen Justizraths Georg Wilhelm Böhmer, Rechtssprüchen, wird Regierungsrath mit Sitz und Stimme bey der Regierung zu Gotha.

Herr Christian Heinrich Ludwig Wilhelm Spiller von Mitterberg, bis jetzt Sachsen-Saalfeld-Koburgischer Geheimer Regierungsrath und Landshauptmann, ist zum Oberamtshauptmann des Amts Ichtershausen im Fürstenthume Gotha angestellt worden.

Der ordentliche Professor der Rechte, Herr Friedrich Ernst Karl Mereau zu Jena, ist Amtmann des Her-

zogl.

zogl. Sachsen-[illegible] und Saalfeld-Koburgischen Amts Themar geworden.

Der Pfarrer zu Bienstedt im Gothaischen, Herr Friedrich Heinrich Gebhard, ist als Pfarrer nach Hörselgau versetzt.

Herr .... Hahn, Verf. der Kampanologie, (zu Illeben im Gothaischen, ohngefähr 1779 geboren) ist zum Accessist beym Forstamt Zella im Gothaischen befördert worden.

Herr Hofprediger Pischon zu Potsdam, ist Inspektor der dasigen reformirten Diöces geworden.

Herr Mag. Pöhlmann zu Erlangen, ist Direktor der Rathsschule in Koburg geworden.

Der Subdiakonus Herr J. G. Kapp zu Baireuth, ist Archidiakonus, und der Pfarrer zu St. Johannis daselbst Herr T. C. Ellrod, Subdiakonus geworden.

Der Syndiakonus und Rektor des Gymnasiums zu Erlangen, Herr J. B. Lippert, ist an des verstorbenen Schweigger Stelle zum Archidiakonus ernannt.

Der Pfarrer zu Arzberg im Fürstenthum Baireuth, Herr E. F. Vogel, ist Superintendent zu Wunsiedel geworden.

Die philosophische Fakultät in Tübingen, hat dem Göttingischen Privatdocenten Herrn J. Stützmann, die Doktorwürde ertheilt.

Der Professor Herr Reinhard zu Kölln, ist Professor der Philosophie in Moskwa geworden.

Der Kurfürst von Sachsen hat für die Zueignung des neuen, vom Herrn B. K. Döring zu Gotha herausgegebenen Horaz, demselben eine große goldene Medaille, mit der Umschrift: *Scientiis et virtutibus*, senden lassen.

Die philosophische Fakultät zu Jena, hat dem Bibliothekar Herrn Vulpius in Weimar die Doktorwürde ertheilt.

Herr

Herr Dr. Jordan zu Zellerfeld am Harz ist [illegible]ralarzt in Wetzlar geworden.

Der bisherige Regierungsrath und ordentliche Professor der Rechte zu Erfurt, Herr Dr. F. W. [illegible], und der dortige Kammerrath Herr G. S. F. Trott, sind als Kriegs- und Domainenräthe in Heiligenstadt angestellt.

Der praktische Arzt Herr Dr. Ruland zu Würzburg, ist als Privatdocent der Medicin auf der dortigen Universität angestellt.

Todesfälle.

Am 17ten Junius starb zu Grevesmühlen im Mecklenburg. der dortige Präpositus und Prediger Herr B. C. Kosegarten, (Vater des bekannten Dichters,) im 82sten Lebensjahre. Er war Verf. einiger theologischen Schriften, die ihm, angeblicher Heterodoxie wegen, im sechsten Jahrzehend des vorigen Sekulums in Streitigkeiten verwickelten.

Am 1sten August zu Darmstadt Herr G. C. Stockhausen, Dr. der Rechte und Geheimer Regierungsrath, [illegible] Jahre alt.

Am 6ten August zu Salzdahlen, der dortige Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Gallerie-Inspektor, Herr P. J. F. Weitsch, im 80sten Lebensjahre.

Am 18ten August zu Kiel, Herr A. F. Trendelenburg, Professor Primarius der Juristenfakultät, und Königl. Dänischer Etatsrath, Kaiserl. Pfalzgraf, 65 Jahre alt.

Chronik

Chronik deutscher Universitäten.

Würzburg, 1803.

Am 20sten Jul. ward Herr D. Wolframm zum Doctor der Arzneykunde kreirt, nachdem er Theses selectas ex universa medicina, öffentlich vertheidigt hatte.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt, 1803.

Am 26sten Mai hielt die Akademie nützlicher Wissenschaften eine Sitzung, in welcher besonders über die Angelegenheiten der Akademie berathschlagt wurde. Hierauf wurden einige Briefe vom Herrn Professor Erich zu Kasan, und Herrn Dr. Tilesius zu Leipzig vorgelesen.

Am 6ten Jul. las in der damals gehaltenen Sitzung Herr Buchholz „Versuche über die Zerlegung des „Borax“ vor. Diese Abhandlung wird in dem Taschenbuche für Scheidekünstler und Apotheker auf 1804 abgedruckt werden.

Verbesserungen.

Im LXXX. Bd. 1. St. S. 110. Z. 8. st. Johann Heinrich Forster l. Johann Reinhold Forster.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten; von C. Meiners, Hofrath und Professor in Göttingen. Zweyter und letzter Band. Göttingen, bey Röver. 1802. VIII. und 448 Seiten. gr. 8. 1 Rh. 12 gr.

Im ersten Bande (der in dem LXXVIn Bande S. [illegible] ff. der N. A. D. B. angezeigt ist;) waren hohe Schulen als privilegirte, mit eignen Fonds versehene, und ihrer eignen Verwaltung mehr oder weniger überlassene Korporationen vorzüglich betrachtet worden. Im vorliegendem wird von ihnen als Lehr- und Erziehungsanstalten gehandelt. Lehrer also, und auf Universitäten Lernende, sind hier die beyden Hauptgegenstände; wobey Herr M. noch Willens war, einige Nachrichten und Gedanken über öffentliche akademische Anstalten, besonders der Georgia-Augusta, beyzufügen; aus Mangel an Raum aber es am Ende wieder aufgeben mußte. Zwar verweist er deßhalb an die von dem Hannöverschen Kommerzrath, Herrn Brandes, unlängst erschienene Schrift, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen; *) zu bedauern indeß bleibt doch immer, daß nicht ein akademischer Veteran selbst es ist, der seine Meinung über Anstalten abgiebt, denen die meisten Universitäten ei-

nen

*) Man s. N. A. D. Bibl. LXXIX. 2. St. S. 470 ff.

nen so hohen Werth beyzulegen anfangen. Leicht möglich, daß gerade dieser Umstand seine Feder für jetzt zurückhielt; weil nämlich bey Vergleichung des Wichtigern und Unwichtigern tausenderley Schwierigkeiten sich zeigen; und schon die im ersten Bande nur im Vorbeygehn angedeutete Rangordnung solcher akademischen Anstalten Widerspruch gefunden hatte.

Unter den XIV. Abschnitten, worin dieser zweyte Band verfällt, erklärt Herr M. sich im ersten über die Bestimmung und Bildung der Professoren. Was für Fehlern und Gebrechen ein Universitätsgelehrter hauptsächlich ausgesetzt sey, wird mit großer Unpartheylichkeit dargestellt, und Stolz, oder übermäßige Schätzung eigner Verdienste, als der am häufigsten ihm gemachte Vorwurf. Das kräftigste Mittel dagegen, so wie gegen Alles, was nach Einseitigkeit oder Pedanterey schmeckt, wären Reisen; wobey denn die Stiftung von Reisestipendiis dringend empfohlen wird. Daß der Rathgeber, auch ohne dergleichen Unterstützung, hier mit gutem Beyspiele voranging, ist bekannt; obgleich seine letztern im Jahre 1803. herausgekommenen Reisen nach Stuttgard und Strasburg zeigen, daß es nicht frommet, wenn man allzulange und allzuspät noch reisen will. Unmäßigkeit im physischen Genuß, schmutziger Geitz, unersättliche Habsucht, sollen unter Gelehrten weit seltner als in andern Menschenklassen sich finden lassen; welches nun der Rec., welcher außer dem gelehrten noch mehrere Stände kennt, eben nicht gefunden hat. — Zweyter Abschnitt. Ueber Wahl, Prüfung und Ernennung von öffentlichen Lehrern. — Heut zu Tage sey es auszukundschaften weniger schwer, als in ältern Zeiten, ob der anzustellende Lehrer die nöthigen Geistesgaben, und eine vollständige Kenntniß seines Faches besitze; selten oder niemals würde nunmehr einer gewählt, der nicht in literarischen Produkten schon den Maaßstab seiner Fähigkeit und Gelehrsamkeit angäbe. Daß diese Beurkundung auch trügen könne, und der junge Mann vielleicht in der Folge nie wieder etwas dergleichen liefere, wird nicht geläugnet. Ueberhaupt aber scheint in dem ganzen Abschnitte auf schriftstellerischen Kredit doch ein wenig zu viel gebaut; indem es ja gar nichts Seltenes ist, mittelmäßige Scribenten sich auf dem Katheder durch Lehrgaben desto vortheilhafter ausnehmen zu sehen; und durch das

einige

ewige Schriftstellern mancher schreibfertigen Professoren, der ächten Gelehrsamkeit wohl eben so viel ist geschadet, als durch die Schriftstellerey anderer Personen geholfen worden. Wer am Ende soll Kollegien lesen, wenn Alles schreiben will? Die Methode des Konkursus bey Besetzung von Professoraten ist höchst unsicher, wie hier recht gut auseinander gesetzt wird; auch darum schon, weil alles von einem einzigen Akt abhängt. Nicht ohne Grund werden einheimische Privatdocenten für die beste Pflanzschule des akademischen Unterrichts erklärt; (wie kömmt es aber, daß in Göttingen ziemlich selten einheimische Privatdocenten hervorgezogen werden, hingegen fast immer auf Auswärtige gesehen wird? wo man doch in der Wahl wohl nicht immer glücklich gewesen ist.) Auch ist es sehr richtig, daß es zuträglicher sey, öffentliche Lehrer von den Vorstehern hoher Schulen, und nicht von den Senaten oder Fakultäten der letztern erwählen zu lassen. Antrittsreden wären abzuschaffen; allenfalls Programme beyzubehalten. — (Warum das letztere? Eins ist wohl ein opus operatum wie das andere!)

Im IIIten Abschnitte wird von Belohnungen und Strafen akademischer Lehrer gehandelt; und im Eingange schon die Lage eines mit Beyfall gehörten und hinreichend besoldeten Universitätsgelehrten so reizend geschildert, daß man am Ende gar zu lesen bekömmt: aller ihnen etwa noch anklebenden Schwachheiten ungeachtet, wär' es so gut als ausgemacht, daß man nirgend so viele Menschen von Kopf, von Kenntnissen und trefflichen Herzen beysammen finde, als auf berühmten hohen Schulen. Wer die deutschen Universitäten, und verschiedene ihrer zum Theil berühmten Lehrer, aber auch manche andere deutsche Städte, und die daselbst befindlichen Männer von Kopf, von Kenntnissen und trefflichem Herzen kennt, wird vielleicht ein wenig lächeln. Er wird zwar Hrn. Hofrath Meiners die Zufriedenheit gönnen, die ihn glücklich zu machen scheint; aber auch vielleicht bemerken, es sey möglich, daß selbst durch Reisen nicht alle Einseitigkeit und Pedanterie von manchen Universitätsgelehrten möge seyn abgeschüttelt worden. Ueberdieß kann auch der Beyfall, (worauf Hr. Hofr. Meiners sehr viel zu rechnen scheint; der aber eigentlich doch größtentheils von unwissenden Studenten abhängt,)

welche oft dreiste Schwätzer oder Possenmacher lieber hö-
ren, als gründliche und bescheidene Lehrer,) nach und nach
aufhören; die Besoldung nicht mehr zureichen; und was
der leidigen Nebenumstände mehr sind, wodurch diese aka-
demische Glückseligkeit oft genug erschüttert wird. Allen
Regierungen also müsse daran liegen, die Verdienste öf-
fentlicher Beamten, und die Belohnung dieser Verdienste
in ein natürliches Verhältniß zu bringen, als dasjenige ist,
worin nunmehr beyde durch die übermäßige Konkurrenz
von Kandidaten, (und Privatdocenten,) durch die Vermin-
derung des Geldwerths, oder durch das Steigen aller Arten
von Bedürfnissen gekommen sind. Notorisch wären die Sa-
larien berühmter Gelehrten im 14. 15. und 16ten Sec. un-
gleich höher als jetzt gewesen. Unter das viele sehr Beher-
zigenswerthe, was hier über Belohnungen vorkommt, ge-
hört auch das zu rechter Zeit und mit der rechten Art.
Die meisten Regierungen belohnen auch das akademische
Verdienst nicht eher, als sie müssen. Was entsteht daraus?
Daß man kein Mittel unversucht läßt, sie hierzu zu nöthi-
gen. Wirklich ist es mit Erschleichung, auch wohl nur
Vorspiegelung auswärtiger Rufe zum Skandal, und
mit Professoraten zu einer Art von Schleichhandel gewor-
den, der weder den Universitäten, noch ihren Vorstehern,
und am wenigsten dem Gelehrtenstande selbst Ehre bringen,
und über die trefflichen Herzen einiger berühmten Univer-
sitätsgelehrten, einigen Zweifel erregen kann. — Mi-
chaelis, in seinem oft angeführten Buche über Universi-
tätswesen, war und blieb für Besoldungen in baarem Gel-
de. Aus leicht begreiflicher Ursache, und die seit jener Zeit
sich fühlbar verstärkt hat, ist Herr Meiners für Natura-
lien; wenigstens eines Theils der Besoldung. — Daß ein
Gelehrter, der selbst einen Hofrathstitel führt, so was
als Ehrenbezeigung ansieht, versteht sich von selbst. Zu
läugnen aber ist doch eben so wenig, daß durch die ärger als
je überhand genommne Begierde nach Auszeichnung durch
kahle Titel, die mit dem an sich selbst schon so ehrwürdi-
gen Titel eines öffentlichen Lehrers gar nichts gemein
haben, die Gelehrten in den Augen des aufgeklärten Publi-
kums, und selbst der Höfe, welche oft mit geheimem Ach-
selzucken über die Eitelkeit gelehrter Leute, dergleichen lee-
re Titel bewilligen, unmöglich gewinnen können. Hoffent-
lich indessen wird bald dieser Schwindel [illegible] mit

einer

einer Krise sich endigen, die dem simpeln, und durch sich selbst schätzbaren Professortitel wieder zu Ehren hilft. In Rücksicht auf Bestrafung öffentl. Lehrer, läuft hier Alles auf Grade von Verweisen hinaus, auf Remotion, Suspension, und endlich förmliche Entlassung. Letzte würden jedoch seltner verhängt, als vielleicht geschehen sollte; wie denn überhaupt in diesem Abschnitte noch Manches vermißt wird, worüber nicht-akademische Leser, welche unsere Universitäten und deren Lehrer aufmerksam und unparteyisch beobachten, sich Belehrung wünschen möchten.

Vierter Abschnitt. Ueber Vorlesungen, Lehrarten, und Ferien. — Daß die unentbehrlichsten Wissenschaften nicht öffentlich, das heißt unentgeltlich, sondern privatim, d. i. gegen Bezahlung, vorzutragen wären, sey auf protestantischen Univ. seit Michaelis (der bekanntlich sehr für's Honorar eiferte,) zum Grundsatz geworden, und selbst die katholischen fiengen über diesen Punkt andern Sinnes zu werden an. Wie Hr. M. hierin gesinnt ist, weiß man schon aus dem ersten Bande; und in vorliegendem trägt auch Er kein Bedenken, den Flor einer Universität, größtentheils in Privatvorlesungen zu suchen. (Man sollte freylich denken, die Professoren würden von der Regierung hauptsächlich für das Lehren der unentbehrlichsten Wissenschaften, die Arme und Reiche lernen müssen, bezahlt; aber Hr. M. hat einen andern Gesichtspunkt, und meint vielleicht, wer nicht bezahlen kann, müsse das Unentbehrlichste zuerst entbehren!) Auf mehrern hohen Schulen, (wenn doch einige genannt wären!) und auch in Göttingen soll es Sitte seyn, das ganze Honorar bey Belegung der Plätze voraus zu bezahlen. Das Lesen in die gesetzlichen Ferien hinein, und das sogenannte Dupliren und Tripliren sey auf's strengste zu untersagen. Abkürzung hingegen der bisherigen Ferien wird widerrathen. — Vielleicht auch deßhalb schon, damit öffentlichen Lehrern, denen es noch an Bescheidenheit und äusserer Politur fehlt, die nöthige Zeit bleibe, sich auf Reisen dergleichen zu verschaffen. — Zu Göttingen finden sich, (wie Hr. M. versichert,) im ganzen Jahre keine Zeiten schuldloser, als die der größern Ferien, weil alsdann, — glückliche Universität! — die Zurückbleibenden eben so fleißig, oder noch fleißiger, als in der Zeit der Vorlesungen sind. Mi-

chaelis war hierin andrer Meinung, und sah die (damals) sehr eingeschränkten Ferien als eine Hauptsache des Flors dasiger Universität an; was aber hier aus dem Umstand erklärt wird, weil die bey'm Dociren gewonnene körperliche Bewegung ihm zum Bedürfniß geworden wäre! (Sollte denn den Göttingischen Professoren die körperliche Bewegung beym Dociren zum Bedürfniß geworden seyn!) Auch war diese Einschränkung von kurzer Dauer, und hat bis diesen Augenblick sich noch nicht wieder herstellen lassen! Was Lehrarten, Lehrbücher und Lehrsysteme betrifft, sey es nunmehr allgemein anerkannt, daß es besser wäre, über gedruckte Kompendia, als über sogenannte Diktate; besser über eigne, als fremde Lehrbücher zu lesen; und ein freyer Vortrag der (doch wirklich allenthalben längst abgekommen.) Diktirmethode sehr weit vorzuziehen sey. Von gesetzlicher Bestimmung der Lehrstunden, von Lehrkursen, Studienplanen, u. dergl. ist der Verf. kein Freund; und, wie er meint, sind die meisten jungen Leute schon gebildet genug, um bey ihrer Ankunft auf der Univ. beurtheilen zu können, welche Vorlesungen, und in welcher Ordnung sie dieselben zu hören haben. Wir bekennen, daß wir von Hrn. M. gern näher hätten mögen belehret seyn, wodurch wohl Gymnasiasten, so gebildet seyn können, zu welcher von den Wissenschaften, die sie noch gar nicht kennen, sie sich wenden, und in welcher Ordnung sie dieselben lernen sollen? Hier findet sich wohl die Einseitigkeit, welche in diesem Buche so oft sichtlich ist, in vorzüglichem Maaße. Hr. M. hat wohl sehr oft die Vorzüge und die Behaglichkeit der Lehrer lebhafter vor Augen, als die der Schüler! Und doch sollte man denken, wären die Lehrer wegen der Schüler hauptsächlich berufen!) Ueber die Dauer des akadem. Aufenthalts, meint Hr. M. lasse sich nichts Bestimmtes angeben. Auf gut eingerichteten Universitäten, (welche sind es, welche nicht?) leiste der Wetteifer der Lehrer mehr, als sich durch Schemata erzwingen ließe. Mit den Prüfungen ankommender und abgehender Lehrlinge sey und bleib' es eine höchstzweideutige Sache; und da die auf protestantischen Universi. Studierenden im Durchschnitt älter, gebildeter und liberaler behandelt wären, als auf katholischen, würden auf jenen die Prüfungen ungleich weniger nöthig; oft nicht einmal ausführbar. An Landeskollegia werden dergleichen also wie-

[illegible] — Ueber die unerlaubten Künste sich Zuhörer zu verschaffen, und Andern abzulocken, manches Kuriosum, welches in die Rubrik der trefflichen Herzen berühmter Universitätsgelehrten gehört. Blinde Sektirerey habe in G. nie festen Fuß gefaßt; (worüber freylich Mancher der auch Göttingen kennt, nicht ganz einverstanden seyn dürfte.) Bey aller der heilsamen und wünschenswerthen Lehrfreyheit indeß, die man in neuern Zeiten den Professoren zugestanden hat, müsse doch immer stillschweigend vorausgesetzt werden, daß diese Freyheit nicht zum Schaden der hohen Schule ausarten dürfe. Höchst traurig wäre es, (wie auf mehr als einer deutschen Univ. doch anitzt leider wirklich der Fall ist!) wenn Eine Sekte, Ein System so ausschließlich herrsche, daß die Lehrer andrer Systeme gar kein Gehör fänden.

Fünfter Abschnitt. Ueber Privatlehrer, besonders Exercitienmeister, Kunst- und Sprachlehrer. — Für Privatlehrer würden jetzt alle diejenigen gehalten, denen man den Professortitel nicht ertheilt hat; gesetzt auch, daß sie von den Vorstehern hoher Schulen angestellt, und für den zu ertheilenden Unterricht mit Besoldungen versehen, oder, wie hier gar steht, begnadigt wären. (Bey dieser Eintheilung, worauf Hr. M. besonderes Gewicht zu legen scheint, mag wohl dem unparteyischen Beobachter Manches auffallen. Es giebt öffentliche, ordentliche Lehrer, also sollte man denken, die außerordentlichen Lehrer, wären nicht öffentliche, d. h. Privatlehrer. Das soll aber nicht seyn, wenigstens nicht in Göttingen nach Hrn. Hofr. Meiners Plan. Das Außerordentlichste in diesem Plane ist aber wohl, daß die öffentlichen Lehrer die unentbehrlichsten Wissenschaften, keinesweges öffentlich, sondern als Privatdocenten lehren sollen.) In G. hat der Universitätsstallmeister seinen Rang gleich nach den ordentlichen Professoren, und also vor den außerordentlichen rc.; darf aber weder in der Universitätskirche, noch im öffentlichen Hörsale auf den Bänken der Professoren Platz nehmen; warum? weil das Korpus der akad. Lehrer an diesen Orten nicht ohne Unschicklichkeit getrennt werden kann. Welch gute Pflanzschule die Reihe brauchbar gewordner Privatdocenten für die Univ. selbst werden könne, wird hier abermals berührt; aber auch der Nach-

theil nicht verschwiegen, der von ihrer zu grossen Zahl zu befürchten ist; (wie groß muß denn ihre Zahl seyn, das hätte sollen bestimmt werden,) oder wenn Privatdocenten (wie sich wohl ereignen mag,) ihre Wissenschaft besser vortragen, als der öffentliche Lehrer. (Rec. dächte, das letztere wäre kein Nachtheil, sondern ein Vortheil für die Universität; denn so lernt doch die Jugend etwas, wenn der öffentliche Lehrer schlecht ist und sich doch, eben wie der Privatdocent privatim bezahlen lässet.) Sprachmeister sollen scharf geprüft, ihre Sittlichkeit beobachtet, für ihr Fortkommen aber auch besser gesorgt werden; weil unter ihnen gerade die am meisten verarmten, und der Univ. daher am Ende zur Last fallenden Mitglieder sich fänden. Daß man statt deutscher Sprachmeister noch keine Professoren der vaterländischen Sprache und Literatur auf unsern hohen Schulen angestellt habe, müsse nicht nur den Ausländer befremden; sondern sey schon an sich selbst auffallend.

Vom sechsten Abschnitte an, über Prüfung nämlich und Aufnahme von Studierenden, ihre Rechte, Freyheit und Einschränkung derselben, u. s. w. faßt Hr. M. die Angelegenheiten und Bedürfnisse des Lernenden wieder schärfer in's Auge; denn auf Manches war schon früher, und mehr als einmal Rücksicht genommen worden. Wie alt der Ankömmling sey, ob er Zeugnisse mitbringen, oder neue Prüfung bestehen müsse, ob man in specielle Aufsicht ihn zu nehmen habe: in Beantwortung aller dieser Fragen, und viel andrer mehr, weicht die Meinung des Verfassers fast durchgängig von den Vorschlägen der Reformatoren ab, die auch das Universitätswesen seit ein paar Jahren, und in bedeutender Menge mit ihren Einsichten bedienen wollen. Unter diesen patriotischen Rathgebern, hat der Göttingische Professor es häufig mit dem noch unbekannten Beobachter zu thun, dessen Buch: **Ueber die höhere Kultur** ꝛc. 1799 zum Vorschein gekommen, und im 68ten Bande unsrer N. A. D. Bibl. mit Beyfall angezeigt worden. Noch häufiger mit dem gleichfalls Ungenannten: **Ueber die Universitäten in Deutschland**, 1798.; dessen Vorschläge im 46ten Bande empfohlen, hier aber meist als seltsam und unausführbar verworfen werden; obgleich ihr Urheber sich als akademischen Veteran angekündigt hätte. Die Meinungen Beyder mit der des Dritten zu vergleichen, fehlt es hier

schlech-

schlechterdings an Raum; aber Rec. kann nicht bergen, daß ihm Hrn. M. Einseitigkeit sehr klar zu werden scheint, dem nichts ausführbar scheint, was in Göttingen nicht ausgeführt ist. In Hinsicht auf Prüfung der Ankömmlinge will Hr. M. die Professoren, als die genug Anderes zu thun hätten, (das Unterrichten der Jugend ist doch ihr eigentliches Geschäffte, und dabey ist wohl etwas sehr Wesentliches, zu untersuchen, ob sie genug vorbereitet sind, den Unterricht zu nützen. Sollte es etwa wesentlicher zum Flor einer Universität seyn, daß die Professoren die Zeit verschwenden, um Sonntags die Kur von reichen wohlgeputzten Studenten anzunehmen?) damit verschont wissen will; und es für's Klügste hält, die Beurtheilung der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit junger Leute zum Studieren, den Aeltern und Vormündern derselben zu überlassen, als die hierin sich seltner täuschen, als man vielleicht dächte. (Es ist unbegreiflich, wie ein sonst so einsichtsvoller und vernünftiger Mann etwas so ganz Ungereimtes behaupten kann, bloß um die Gemächlichkeit der Universitätsgelehrten zu schonen. Es fällt doch wohl in die Augen, daß der größte Theil der Aeltern und Vormünder gar nicht darüber urtheilen können, und in der Regel eher für partheyisch zu halten sind, als gelehrte Männer.) Desto behutsamer sollte man bey Aufnahme von Subjekten seyn, die schon auf andern Univ. verweilt hätten, oder wohl gar von solchen relegirt werden. Das Zudrängen notorisch Armer wäre viel schwerer zu verhüten. (Soll es denn verhütet werden? Arme sind oft treffliche Köpfe und Muster für Andere;) weil der Ruf einer großen Theurung, auch die Unvermögendsten von stark besuchten Universitäten nicht im geringsten abschrecke. Schon vor beynahe 30 Jahren hatte Michaelis 400 Thaler jährlich als das Wenigste angegeben, was ein junger Mensch in Göttingen brauche; (desto schlimmer!) Hr. M. dagegen versichert, daß ein sparsamer Studiosus mit 300 ausreichen könne; und mit, wie natürlich, noch wenigerm, wenn er Freitische genießt, und Kollegia frey bittet. Die strengere Aufsicht betreffend, worunter man junge Leute auch auf der Univ. zu nehmen, jetzt so dringend verlange, wird für unausführbar, und im Ganzen für nachtheilig erklärt. Die Nothwendigkeit für sich zu handeln, und die damit verbundene Stärkung oder Bildung des Charakters, sey eine der am wenigsten erkann-

ten, und zugleich größten Wohlthaten, welche die deutschen Universitäten unsrer auserlesensten Jugend gewährten; eine Wohlthat, die ganz verschwinden würde, wenn man die Zöglinge hoher Schulen als unmündige Knaben behandeln wollte. Und doch heißt es ein paar Blätter drauf: Studierende sind Minderjährige, die auf hohen Schulen sich erst zu Volljährigen ausbilden sollen! Auf welche Art bilden sie sich denn zu Volljährigen aus, wenn nicht gehörige Aufsicht ist? Was hier von den Vorrechten akademischer Bürger, und der Nothwendigkeit eines eignen Forum's gesagt wird, ist etwas weniger zweifelhaft; eben daher aber auch schon zur Gnüge bekannt. Große Lobeserhebungen der sogenannten Logisverzeichnisse, die zu Göttingen mit ungemeiner Genauigkeit besorgt werden, und tausenderley Vortheile gewähren sollen. Bey dem allen hört man doch von Auswärtigen Klagen über Logis in Göttingen, und nirgend, daß, wo dergleichen Logislisten nicht üblich sind, die Univ. wesentlich dabey leiden sollten.

Der siebente Abschnitt enthält allgemeine Betrachtungen über akademische Gesetze und Disciplin; auch etwas über Promulgation der erstern. Hier nimmt nach einem kurzen Präludium der Verf. gar keinen Anstand, die vom Hrn. Prof. Runde entworfnen, mit den Votis mehrerer dasigen Lehrer ausgestatteten, vom Kommerzrath Brandes (Sekretair des Departements) in Hannover ausgearbeiteten, und mit Anfange des Jahres 1797. in Kraft gegangenen neuen Disciplinargesetze für so kurz, klar, vollständig, angemessen, und so weise unbestimmt zu erklären, (Der Rec. bekennt, daß es ihm eine ganz neue Lehre ist, daß ein Gesetz weise seyn könne, in sofern es unbestimmt ausgedruckt worden,) als ihm unter allen Verfügungen deutscher Univ. noch keine vorgekommen wären. Eine fünfjährige Erfahrung habe die Trefflichkeit derselben, (doch wohl die Treflichkeit durch die Unbestimmtheit derselben, es müßte denn die Weisheit des beständigen Beysitzers der Universität das Unbestimmte so genau bestimmt haben, daß es trefflich geworden wäre!) bewährt; und das Wenige, was vielleicht noch zu ergänzen, oder zu verbessern seyn möchte, wird in den folgenden Abschnitten nicht verschwiegen.

Bey so bewandten Umständen ergiebt sich, wie dieß auch schon im ersten Bande der Fall war, daß der Samm-

ler dem Hauptzweck seines Buchs, als welches von der Verfassung deutscher Universitäten überhaupt handeln sollte, auch hier nur sehr unvollständig treu geblieben sey, die ihm Brodt und Ruhm gebende Univ. zum Mittelpunkt Deutschlands gemacht, und ihrer Schwestern nur da werde gedacht haben, wo die Vergleichung zum Vortheil Göttingens auszufallen schien; ohne zu fühlen, daß diese Einseitigkeit ihn in den Augen unparteyischer Leser sehr herabsetze. Gleich im folgenden achten Abschnitte wird dieses abermals ersichtlich; als der größtentheils uns nur belehrt, was zu Göttingen Sitte ist. Dieser nämlich handelt von den akademischen Gesetzen über die Aufnahme von Studierenden; über den Empfang oder die Ertheilung des akad. Bürgerrechts; über die Dauer und den Verlust desselben; über die Verhältnisse neuer Mitbürger gegen ihre Obrigkeit, die Unterbedienten der Obrigkeit, so wie gegen ihre Lehrer und Wirthe. — Sehr weise, z. B. wenn das mit der Matrikel ertheilte akad. Bürgerrecht auf nicht länger als vier Jahre lautet, und von der Landesregierung nur dann verlängert wird, wenn die akad. Obrigkeit das Ersuchen darum unterstützt. Ueberjährige Studenten, (meist eine wahre Last für Universitäten, wo sie entweder auf Kosten Andrer sich fortfristen, oder Geld und Zeit unnütz verschwenden,) werden dadurch zu rechter Zeit entfernt. Das Pereat rufen, soll etwas in G. schon seit vielen Jahren Unerhörtes seyn. Da die Honoraria für Privatkollegia dem Gesetze zu Folge voraus bezahlt werden müssen; wenn anders der Zuhörer sich mit dem Lehrer über den Aufschub nicht versteht: so hat ein dasiger Professor das Recht, einzelnen jungen Leuten, die weder bezahlen noch ihr Unvermögen darthun, den Zutritt zu seinen Vorlesungen zu versagen: ein Recht, das man in Göttingen von Zeit zu Zeit wirklich ausüben soll!! — Hr. M. scheint keinen Sinn dafür zu haben, da diese Strenge auszuüben nicht zum Lobe der Göttingischen Professoren gereichen kann. Denn, es ist doch wahrlich dem gemeinen Besten mehr daran gelegen, daß arme junge Leute etwas lernen, als daß ein schon reichlich bezahlter Professor sein Honorarium bis auf den letzten Heller bezahlt erhalte. Es macht doch gewiß dem Patriotismus und dem guten Herzen eines Professors schlechte Ehre, der ein Kollegium 50 ihn bezahlenden Studenten lieset, und 5 armen, (und allenfalls auch wenn man will, nur leicht-

sinni-

sinnigen,) aber doch fleißigen Studenten den Zutritt versagt, weil sie nicht vorausbezahlen können. Pfui!

Höchst wichtige Gegenstände enthält der neunte Abschnitt: die gesetzlichen Verfügungen nämlich gegen das Schuldenmachen und den unnützen Aufwand von Studierenden; gegen nachtheilige oder unerlaubte Verbindungen mit Personen des andren Geschlechts; gegen verbotne Spiele, und gegen Unfleiß. — Daß unter hundert jungen Leuten, und die mit dem Gelde meist erst umgehen lernen sollen, keine fünf eigentlich gute Wirthe sind, oder auch nur seyn können, ist mehr als zu bekannt; und da man leider! diese Lehrlinge immer jünger auf Univ. schickt, wird die Gefahr alle Tage größer. Wie dem Uebel abhelfen? Hr. M. verlangt reichliche Abschiedswechsel; weil Aeltern und Vormünder zum voraus darauf rechnen sollten, daß bey'm Abzuge der Söhne oder Mündel von der Univ. ein mehr oder minder beträchtlicher Nachschuß zu thun seyn werde. Wie mißlich, oft unmöglich es mit Befolgung dieses guten Raths stehe, braucht keiner Erinnerung. Dieß heißt nicht den Knoten auflösen, sondern ihn zerhauen. Es heißt ungefähr: Ihr Aeltern und Vormünder! In Göttingen mag man die Studenten nicht als unmündige Knaben traktiren, sonderlich in Absicht aufs Geldausgeben; macht Euch also darauf gefaßt, daß sie mehr ausgeben, als Ihr ihnen aussetzt, und schickt freywillig beym Abschiede einen guten Nachschuß!!! In G. sah es auch eine Zeitlang mit dem Schuldenmachen der Studiosen so leichtsinnig, und mit deren Bezahlung für die Anverwandten so drückend und zudringlich aus, daß man endlich auch hier zu Kreditgesetzen schreiten mußte. Erst im XIVten Abschn. ist von dem neuesten 1796. deßhalb erlassenen umständlich die Rede. Die akademische Obrigkeit, glaubt Hr. M. thut Alles, was von ihr zu verlangen ist, wenn sie den Kredit der Studierenden erschwert; die Aeltern aber oder Verwandten benachrichtigt, daß ihre Pfleglinge in eine bedeutende Verwirrung des Hauswesens gerathen sind. Im Punkte des Aufwandes muß in Göttingen, (was sehr zu loben ist, wenn es wirklich gehalten wird,) ein junger Mensch erst die Erlaubniß seiner Aeltern oder Vormünder beybringen, wenn er z. B. Pferd oder Bedienten halten will. Was unerlaubten Verkehr mit Weibspersonen betrifft: so sind die

geseh=

gesetzlichen Verfügungen dagegen, zu G. weder besser noch schlechter als anderwärts; also auch hier noch, hat über die Frage der Vaterschaft, der so bedenkliche Reinigungseid statt; und daß junge Leute in Schwängerungssachen vor Gericht erscheinen, nunmehr weniger Scheu haben als sonst, scheint doch auch kein Umstand zu seyn, der ihre bessere Sittlichkeit beurkundet. Bey Erörterung aller dieser Gegenstände, mithin auch des verbotnen Spiels, u. s. w. werden die davon handelnden Paragraphen der Göttingischen akad. Gesetze wörtlich eingerückt, von Hrn. M. sodann erläutert, und, wie schon gesagt, mit Vorschlägen begleitet, dieß und jenes noch anwendbarer zu machen. In Hinsicht auf's Spiel, lassen dergleichen Raubnester an Ort und Stelle sich bald zerstöhren; durch was für Mittel aber die jungen Schlachtopfer von benachbarten Plätzen abzuhalten, wo man sie mit offnen Armen empfängt: ist eine Aufgabe, die man in Göttingen eben so wenig zu lösen weiß. Faulenzer zum Fleiße zu bekehren, hält Hr. M. für desto leichter. Dergleichen werden in G. vor das akad. Gericht gefordert, bekommen Verweise, erhalten Frist zur Besserung, und läuft jene fruchtlos ab, das Konsilium abeundi. Von letzterm wird kein Beyspiel angezeigt; denn in G. hat man — die eignen Worte des Verf. — »seit zwey »Jahren das Vergnügen gehabt, bey den angestellten Un»tersuchungen nicht einen einzigen Ueberflüssigen zu ent»decken; und sogar die Zahl der des Unfleißes nur Ver»dächtigen, habe sich in den letztern Jahren sehr vermin»dert.« Help Gott mer Gnaden! Welch eine hohe Schule ganz Europens wird eines so erfreulichen Befundes in gleichem Maaße sich zu rühmen wagen?

Zehnter Abschnitt: Ueber die Gesetze gegen Landsmannschaften, Kränzchen, Unionen und geheime Orden. — Daß dergleichen nicht mehr in G. gelitten wird, kann man sich vorstellen; und die dagegen genommenen Maaßregeln sind von andern hohen Schulen, theils früher, theils später ebenfalls befolgt worden. Dennoch fanden im October, 1791. vermuthlich, sich auch in G. schon wieder Spuren eines neuen Studentenordens! den man hoffentlich aber gleich in der Wiege wird zu ersticken gewußt haben; denn die den geheimen Orden Ergebene gehören ja sehr oft zu den Unfleißigen, welche sich in G. gar nicht finden!

Eilf.

Eilfter Abschnitt: Ueber die Stöhrer der häuslichen und öffentlichen Ruhe und Sicherheit. — Daß dieser 47 Seiten kostende Abschnitt so lang wurde, hat zur Veranlassung, weil ein paar Pariser Tagblätter die im Anfange des Jahres 1802. in G. vorgefallenen Unruhen aufs lächerlichste übertrieben, und der dasigen Univ. eine Menge Vorwürfe gemacht hatten. Hier nun die wahre Geschichte des jugendlichen Lärms, und der dagegen getroffenen Vorkehrungen; an welchen letztern sich auch nichts von Belange tadeln läßt. Bey einem ähnlichen Vorfalle des Jahres 1790. hatte man sich unvorsichtiger benommen, und den jungen Brauseköpfen zu viel nachgegeben. Daß übrigens G. als eine von meist wohlhabenden Jünglingen besuchte Universität, wo man den notorisch Armen nicht ganz erlaubt sich zuzudrängen, sich selten nur durch dergleichen Unfug ausgezeichnet hat, ist bekannt.

Zwölfter Abschnitt: Ueber die Gesetze und Strafen gegen thätliche und wörtliche Injurien, und deren Folge, die Zweykämpfe. — Was letztre betrifft, sehr von den vorgeschlagenen Maaßregeln derer abweichend, die den Zweykampf völlig ausgerottet verlangen. Ungeachtet also die dasigen Gesetze in Vergleichung mit denen auf andern hohen Schulen, sowohl gegen Duellanten als Sekundanten sehr milde sind, hält Hr. M. sie doch für noch etwas zu hart. Auf was für Ansichten aber der Dinge und ihrer Folgen er seine Meinung gründet, läßt, ohne halb nur zu befriedigen, sich nicht in's Kürzere bringen. Fast möchte es scheinen, da man bisher in Göttingen meist mit adelichen und reichen Studenten zu thun hat, und diesen das Duelliren, (mitunter auch das Todstechen,) nicht hat abgewöhnen können: so hat man lieber Gesetze machen wollen, welche bey jenem nicht zu vermeidenden Unfug durch die Finger sehen. Wer den Gegenstand bisher gar zu einseitig in's Auge gefaßt, und nie bedacht hat, was daraus entstehen würde, wenn junge Leute nur durch Faust- und Rippenstöße ihrem Unwillen Luft machten, oder einander verständigten, wird sehr wohl thun, sich das Durchblättern dieses Kapitels nicht verdrießen zu lassen, als welches viel Neues und nie Erhörtes enthält, Universitäten betreffend.

Drey-

Dreyzehnter Abschnitt. Ueber akademische Strafen, und geringere Policeyfälle. — Jene haben es hauptsächlich mit dem leidigen Karcer und den Graden der Verweisung zu thun, und sind, wie sich's denken läßt, im Ganzen wohl überdacht; obgleich, was schon bey frühern Abschnitten zu erinnern gewesen wäre, der Geldstrafen noch immer viel zu viel vorkommen; und hierdurch ja nicht der Beutel des Strafbaren, sondern der des Vaters oder andrer Verwandten in Anspruch genommen wird.

Der Vierzehnte und letzte Abschnitt. Ueber die Kreditgesetze in Göttingen, — füllt wiederum 46 Seiten; weil das neueste Kreditgesetz vom Jahre 1796. mit seinen 44 Paragraphen sich vollständig darin gedruckt findet. Da die auf andern Univ. bisher versuchten Kreditkommissionen gegen das Schuldenmachen von Studenten so wenig gefruchtet, ja nicht einmal benutzt worden, scheint es allerdings mit dergleichen Administrationskollegien seine sehr mißliche Seiten zu haben; und ob der, indem Rec. dieses schreibt, auf der preußischen Univ. Halle unlängst wieder angestellte Versuch besser ausfallen werde, muß die Zeit lehren. Wichtig genug wenigstens ist der Gegenstand, um der neuen Anstalt den besten Erfolg zu wünschen. Das Göttingische jüngste Kreditedikt soll von den ältern sich vorzüglich darin unterscheiden, daß es höhere Summen als bisher zu kreditiren verstattet; die Zeit, während welcher man kreditiren darf, einschränkt; die Rechtshülfe gegen muthwillige Schuldner beschleunigt, alle ediktwidrige Schulden für null und nichtig erklärt, (thaten die früheren Edikte dieß denn nicht auch? das wäre doch arg gewesen!) und allem Wucher, so weit als nur immer möglich, vorbeugt. Da laut S. 203. der Entwurf des neuen Kreditedikts dem Hrn. M. selbst aufgetragen gewesen: so kann man sich vorstellen, daß solcher auch die Vorzüge desselben in ihr gehöriges Licht zu setzen, am besten im Stande war. Schade nur, daß der enge, noch übrige Raum des Bandes ihm nicht mehr erlaubt hat, Alles so umständlich zu erläutern, daß unbefangenen Lesern keine Zweifel übrig bleiben, welches hier doch in der That doppelt nöthig gewesen wäre. Nur eine Frage, z. B.! Laut S. 441. ist das wucherhafte Leihen auf Pfänder fast ganz aufgehoben worden. Was hat es mit diesem Fast ganz für Bewandtniß?

und was für eine mit dem Leihhause, wonach der Student mit seinem Pfande sich im Nothfalle wenden soll? Was ist für Aufrechthaltung des Kreditedikts gesorgt worden? und wie für Beseitigung des ärgerlichen Umstandes, daß die- sige Gläubiger jedes Mittel zu Beytreibung auch ediktwidriger Schulden, nach wie vor in der Folge hervorsuchen?

Auch in diesem Bande ist für die Bequemlichkeit des ein solches Buch wirklich benutzen wollenden Lesers so wenig gesorgt worden, daß die Inhaltsanzeige nicht einmal die Anfangsseiten der neuen Abschnitte darbietet, oder sonst die mindeste Erleichterung des Nachschlagens sich vorfindet. Dagegen enthält die Vorrede einige Berichtigungen und Zusätze; worunter das Erheblichste: die in Göttingen seit Jahr und Tag abgeschafften Feyerlichkeiten beym Prorektoratswechsel; das Unwichtigste aber der Umstand, daß von Ostern 1802. an, die dasigen Herren Prorektoren wenigstens neun Thaler mehr werden einzunehmen haben, als ihre letzten Vorgänger! Ein Umstand, der doch wahrlich Niemanden zu wissen nöthig seyn kann, als demjenigen der das Glück hoffen kann, einmal in Göttingen Prorektor zu werden, und auch diesem wird hoffentlich der Zuwachs von neun Thalern nicht sehr interessant seyn. Herr Hofrath Meiners hätte sich aber erinnern sollen, daß in einem Buche, das die Verfassung der deutschen Universitäten betrifft, die minutissima von Göttingen viel zu unbedeutend sind, um angeführt zu werden.

Sg.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Vorschriften zu einer verständigen Uebung in der deutschen Rechtschreibekunst für das Haus und die Schule, (für den Haus- und Schulunterricht) von D. J. T. L. Danz, Rekt. an der Stadtschule zu Jena. Weimar, bey Gädike. 1802. 10 Bogen. 8. und Fol. 12 gr.

Unge

Ungeachtet es der Vorschriften und Anleitungen zur deutschen Rechtschreibekunst in unserm Zeitalter viele giebt: so sind die vorliegenden nicht so sehr in den Regeln selbst, als in ihrer Art, Eintheilung und Anwendung neu. Denn der Verf. liefert hier, wie einige Neuern in der Kalli- und Epistoligraphie bereits geleistet haben, 120 Vorschriften auf 6 Foliobogen, die in der Höhe durch zwey Theilungsstriche in 3 Kolumnen getheilt worden, wovon jede Vorschriftsnummer, wenn zuvor das Ganze auf steife Pappen geklebt, und alsdann zerschnitten wird, einem Schüler zur Uebung und zum Selbstgebrauche vorgeleget werden kann. Rec. findet diese Einrichtung zweckmäßig; doch die Anleitung zum Gebrauche dieser Tafeln zu kurz, und für manchen Schulmann in Volksschulen, dem es bisweilen sowohl an natürlichen Fähigkeiten, als grammatisch-theoretischen Vorkenntnissen fehlt, viel zu allgemein abgefaßt. Von der Unzulänglichkeit der nöthigsten Schulwissenschaften, die man in unsern Tagen mit Recht von denen verbessert fodert, welchen die Bildung der Jugend, und die Entwickelung ihrer intellektuellen Kräfte anvertrauet wird, scheint der Verf. ebenfalls überzeugt zu seyn, indem er darüber in der Einleitung laute Klagen führt, und mit Recht versichert, daß in manchen Staaten, ein tüchtiger Jagdhund einem tüchtigen Schullehrer vorgezogen würde, und daß auf die öffentlichen Schulanstalten nichts weiter als Vorschriften und Befehle verwandt würden, indem man nach Rousseau's und Pestalozzi's Vorstellungen, viele öffentliche Schulen als Erstickungsmaschinen ansähe. Rec. setzt hinzu: So lange der Staat nicht für den zweckmäßigen und hinlänglichen Unterhalt der Schullehrer, und für bequeme Schulgebäude sorgt, wird weder die Absicht, gute Volksschulen zu bilden, erreicht; noch die Lust, rechtschaffene Schulmänner zu ihrem beschwerlichen Amte völlig zu bilden, befördert, weil Nahrungssorge der gewöhnliche Begleiter des Schulunterrichts ist. — Uebrigens sind die vom Verf. ertheilten Vorschriften und Beyspiele trefflich gewählt, und von dem Nutzen in ihrer Anwendung sind wir völlig überzeugt; nur müssen wir die vom Verf. S. 28. gegebene Regel, jedem Lehrer, der davon Gebrauch machen will, bestens empfehlen.

Ar.

schen Principien zur Begründung der Rhetorik und Poetik 8) Gedrängte Darstellung der Rhetorik. 9) Deßgleichen der Poetik. 10) Kurze Theorie der Deklamation. Dann gehet er zu den praktischen stylistischen Wissenschaften über. 11) Interpretation. 12) Analysis, wozu er Beyspiele aus deutschen Klassikern in Prosa und Versen gebraucht.

D.

Auswahl der besten klassischen Schriften der berühmtesten englischen Schriftsteller, mit einem erklärenden Wortregister, zum Selbstunterricht, von *Johann Heinrich Emmert*, Prof. in Tübingen. *Erstes Stück*: Letters written between Yorick and Eliza. Giesen, bey Tasché u. Müller, 1802. 8.

Der Hr. Prof. Emmert hat nicht für gut befunden näher zu bestimmen, für welches Alter diese Auswahl der englischen Schriftsteller eigentlich gehören soll. Wenn diese Auswahl darauf berechnet ist, ein Schulbuch zu werden: so geben dem Rec. große Zweifel gegen die Wahl dieses ersten Stückes bey. Die süße Schwärmerey, die diese Briefe athmen, verlangen eine Empfänglichkeit im Gemüthe des Lesers, um in ihrem ganzen Werthe aufgenommen und verstanden zu werden. Diese Empfänglichkeit findet sich nicht in den Gemüthern der jungen Leute, die die Schule besuchen; und es ist wohl gut, daß sie sich noch nicht bey ihnen findet; aber ohne diese Empfänglichkeit für gleiche Gefühle ist diese Leserey eine langweilige, und keineswegs anlockend. Viel zweckmäßiger würde in dieser Rücksicht eine Auswahl von Stellen aus den drey großen englischen Geschichtschreibern, Hume, Robertson und Gibbon, gewesen seyn. Abgesehen aber auch von der Wahl der Stücke, verdient der Herausgeber den gerechtesten Tadel, in Ansehung des sogenannten erklärenden Wortregisters zum Selbstunterricht. Den Tadel, der ihn hier trifft, hat er mit Mehreren gemein, die ihren Schulbüchern jedesmal Wörterbücher anhängen. Indessen trifft dieser Tadel doch den Hrn. Prof. E. ganz vorzüglich. Wenn man sehr wenige Erklärung

[illegible] abrechnet, die sehr gut ihren Platz unter dem Text hätten finden können: so hat dieses erklärende Wörterbuch über nichts vor einem andern Wörterbuch voraus. Jeder, der eine Sprache gründlich erlernen will, muß sich vor allen Dingen ein gutes Wörterbuch anschaffen; durch diese dem Text angehängten Wörterbücher werden aber die Bücher ganz unnöthiger Weise vertheuert. Andere Verfasser haben solche Wörterbücher noch nach dem Alphabete eingerichtet, und so lief der Käufer nicht Gefahr, ein und dasselbe Wort mehr als einmal bezahlen zu müssen. Allein Hr. E. hat den unglücklichen Einfall gehabt, die Wörter in der nämlichen Reihe, wie sie in den Briefen aufeinander folgen, aufzuführen, und ist nicht damit zufrieden gewesen, ein Wort einmal zu erklären, oder die Bedeutung davon anzugeben; sondern so oft beynahe, als es vorkommt. So kommen gleich von S. 73. bis 75. die Wörter *at* zu, *to be* seyn, *that* daß, u. s. w. jedes zweymal vor; und diese Summe würde sich ansehnlich vermehren lassen, wenn man sich die Mühe geben wollte, auf diese Weise das ganze Wörterbuch durchzugehen. Das Aufschlagen in einem allgemeinen Wörterbuche hat auch viele Vorzüge vor der bequemen Art, über jeden Abschnitt des Textes die Wörter beysammen zu finden. Unter eine ganz andere Kategorie gehört eine Clavis Ciceroniana von Ernesti, und damit will ohne Zweifel auch Herr E. gar nicht verglichen seyn.

Lm.

Erziehungsschriften.

Gespräche von Gott und Jesu; von D. Georg Friedrich Seiler, Erlangen. 1801. 196 S. 8. 6 gr.

In diesen Gesprächen ist allerdings manches Gute für diejenigen vorzüglich enthalten, welche sich einmal an die Vorstellungsart des Verf. gewöhnet haben. Nur dürften die Kinder nicht immer so antworten, als der Verf. sie antworten läßt. Eine fortlaufende Lebensgeschichte Jesu aus den drey ersten Evangelisten, harmonisch zusammengesetzt, für junge Kinder zum Lesen, kann Rec. keinesweges billigen. Eine freye Behandlung derselben würde zweckmäßiger seyn,

 wenn

wenn solche Darstellung doch einmal zum Grunde gelegt werden sollte.

Die Begriffe sind von dem Hrn. Verf. nicht vollständig entwickelt, und einige sind fehlerhaft, S. 4. und 8. Dieß führet nur auf falsche Vorstellungen.

Christliche Sittenlehre für Kinder, ehe sie aus der Schule austreten, von M. Rumpler, Kanonikus und Konsistorialaccessisten in Salzburg. Salzburg, bey Mayer. 1802. 114 S. 8.

Der Unterricht des Verf. ist für seinen bestimmten Zweck zu trocken, und in die Entwickelung der Begriffe greift er nicht tief genug ein. Wie kann er sagen, S. 16., daß »das Gewissen ohne unser Zuthun in uns gelegt sey!« Das Gewissen ist doch nichts anders als Sache der Erziehung und Gewöhnung. Hier müssen die Erkenntnisse, welche aus der Natur, Erfahrung und Nachdenken geschöpft werden, zum Grunde liegen. Alsdenn erst kann das Gewissen auf den Glauben an Gott führen. Die neuere Schule bleibt noch immer den Beweis schuldig, daß eine andere Operation statt finden könne.

Der Verf. verwechselt S. 33. Affekten und Leidenschaften. Gefühle des Behagens und Mißbehagens, die er zu Leidenschaften umwandelt, sind nur Affekten; schwächer oder stärker, je nachdem sie das Gemüth alteriren, und es schwer, oder gar unfähig machen, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben. Leidenschaften sind aber Begierden, welche eine große Kraft gewonnen haben. Sie sind schwächer oder stärker; je nachdem sie die Reaktionen der Vernunft verschmähen, oder wohl gar dieselben zu Werkzeugen gebrauchen, um die Begierden zu befriedigen.

Je mehr der Verf. seine Begriffe berichtiget haben wird, desto mehr wird er bey seinem guten Willen nützlich werden.

Bd.

1. Helvetische Schulmeisterbibliothek rc. von J. R. Steinmüller rc. Zweytes Bändchen. St. Gallen, bey Huber und Komp. 1801.

2. Uebung der Seminaristen oder künftigen Lehrer der Elementarschulen in ihrer Selbstbildung, von K. G. Horstig, Schaumburg-lippischem Konsistorialrathe rc. Halle, bey Gebauer. 1801. 80 Seiten.

3. Lehr- und Unterrichtsbuch für die Jugend, in Bürger- und Landschulen rc. von J. Ph. Schellenberg. Zweyter Theil. Arnstadt und Rudolstadt, bey Langbein und Klüger. 1802. 213 S.

4. Allgemeines methodisches Lehrbuch für Volksschulen, von H. Hinrichsen, Lehrer an dem Berkelschen Erziehungsinstitute in Flensburg. Ersten Bandes, erste Abtheilung, welche den Leitfaden zum Unterrichte in der deutschen Sprachlehre, und im schriftlichen Gedankenausdrucke enthält. Schleswig, bey Röhß. 1802. 432 S.

Auch unter dem Titel:

Methodischer Leitfaden bey dem Unterrichte in der deutschen Sprachlehre rc., mit besonderer Rücksicht auf das größere, in einem Sokratischen Vortrage erschienene praktische Methodenbuch abgefaßt.

Von der helvetischen Schulmeisterbibliothek ist der erste Band in dieser unserer N. A. D. Bibl. LXX. 503 ff. angezeigt. Die Einrichtung ist dieselbe geblieben; auch der Name, der mit Schullehrerbibliothek vertauscht werden sollte. — Daß man in der Schweiz so gut, wie überall sich Neuerungen in Schulsachen widersetze, beweist unter andern folgende Geschichte S. 335. Ein alter Schulmeister erbot sich, die Schule auch den Sommer über zu halten,

 (die

(die Sommerschulen waren da auch eben erst eingeführt,) in sofern er bey den gewöhnlichen Schulbüchern, — dem Katechismus, dem Psalmenbuch von Lobwasser, und dem Kalender, — verbleiben könne; sollte er aber nach dem Willen des Pfarrers das Steinmüllersche Lesebüchlein gebrauchen müssen, worin allerhand Neuerungen vorkommen, und nachdem man sogar das V. nicht mehr für ein U., sondern für ein Fau lesen solle: so wolle er die Schule nicht behalten. Auf dieses hin giengs nun unter der Versammlung an ein Berathschlagen. Der Municipalitätspräsident, — der wirklich auf die Tagsatzung des Kantons ernennt ist, — nahm als erster Vorgesetzter das Wort, und stellte der Gemeine mit Nachdruck vor: »wie unschicklich solche Neuerungen seyen; er könne auch lesen, aber habe in seinem Leben nichts von einem Fau gehört ꝛc. er gehe daher mit seiner Meinung dahin, die alten Schulbücher zu behalten, und den alten Schulmeister zu ersuchen, die Schule auch den Sommer durch, zu halten.« Mit großer Mehrheit der Stimmen wurde dieser Vorschlag angenommen, und jede Anträge von Verbesserung damit abgelehnt: daß das V. auf dem Grabserberg (so heißt der Ort, beständig U. und *nicht* Fau heißen solle. — Dabey fallen mir dem Rec. die Gelehrten ein, die noch immer dem Herkommen, oder dem Cellarius zu Lieb, vua statt uva schreiben; wovon aber die Zweybrückischen Herausgeber der Klassiker eine rühmliche Ausnahme machen.

Ueberhaupt ist dieses Buch interessant durch die Darstellung des Kampfs, den in der Schweiz — wie überall — das Licht mit der Finsterniß zu bestehen hat. Es fehlt da, wie überall, an zweckmäßig unterrichteten, und gehörig besoldeten Lehrern, an Fonds zu diesen Besoldungen, an tauglichen Lehrbüchern, u. s. w. es fehlt aber auch da so wenig als anderswo, an Männern, die gesunde Ideen in Umlauf zu bringen suchen, z. B. über Schulmeisterseminarien, deren zweckmäßigste Einrichtung hier sehr lichtvoll dargelegt wird. — Von Pestalozzi kömmt dießmal nichts vor, als eine kurze Anzeige seiner Anweisung zum Buchstabiren und Lesenlernen. Vielleicht will der Herausgeber nicht eher über Pestalozzi's Lehrart etwas sagen, bis er in den Geist derselben völlig eingedrungen ist. Daß er dieß noch nicht sey, scheint mir unter andern daraus zu erhellen, daß

er

er unter den Lehrgegenständen noch die Verstandesübungen unter einer besondern Rubrik aufstellt, als machten sie einen abgesonderten Theil des Unterrichts aus; welches mir unverträglich dünkt, mit Pestalozzi's Lehrart, die den Verstand überall mitarbeiten läßt, und ihn also nicht besonders zu üben braucht. Aber auch außerhalb der Schweiz verfährt man wie Hr. St. mit den Verstandesübungen. In einer berühmten Schule in Deutschland theilt man die in die vorbereitenden Klassen aufzunehmenden Lehrgegenstände in Sprachkenntnisse, wissenschaftliche Kenntnisse und Künste. Die wissenschaftlichen Kenntnisse sind: 1) Religion und Moral. 2) Das Gemeinnützigste aus der Naturgeschichte und Naturlehre. 3) Geographie rc. 4) Das Wissenswürdigste aus der Geschichte. 5) Arithmetik bis zur Fertigkeit in Berechnungen allerley Art des gemeinen Lebens. 6) Das Gemeinnützigste aus der reinen und angewandten Mathematik. 7) Etwas aus der Mythologie. 8) Verstandes- und Stylübungen, so wie die gemeinnützigsten anthropologischen Kenntnisse, werden theils durch den ganzen Unterricht verwebt, und theils sind diesen Objekten besondere Stunden bestimmt. — Aber wozu denn noch besondere Stunden, da die Verstandesübung schon durch den ganzen Unterricht verwebt ist? darüber giebt man folgende Auskunft:

»Der wichtige Zweck dieser Lektionen, den aber auch der übrige Unterricht zu erreichen suchen muß, geht ganz vorzüglich dahin, die Fähigkeiten der Schüler zu entwickeln, die Aufmerksamkeit zu wecken, das Nachdenken zu üben, die Gesinnung zu veredeln, den Verstand zu gewöhnen, nach deutlichen Vorstellungen und Begriffen zu streben, und sich von der Wahrheit zu überzeugen.«

Da auch der übrige Unterricht, wie billig, diese wichtigen Zwecke zu erreichen suchen soll: so scheint für die zwey Stunden, welche wöchentlich zu diesen sogenannten Verstandesübungen ausgesetzt sind, nichts übrig zu bleiben, als die Lücken auszufüllen, welche man in den andern Stunden läßt. Aber warum läßt man denn da welche? warum sucht man nicht durch den Unterricht in der Religion und Moral ganz vorzüglich die Gesinnung zu veredeln? warum nicht durch den Unterricht in der reinen und angewand-

ten Mathematik ganz vorzüglich das Nachdenken zu üben, den Verstand zu gewöhnen, nach deutlichen Vorstellungen und Begriffen zu streben, und sich von der Wahrheit zu überzeugen? warum nicht durch den gesammten Unterricht ganz vorzüglich die Fähigkeiten der Schüler zu entwickeln und die Aufmerksamkeit zu wecken? Doch nicht etwa darum, damit man dem Verstande in der Aufzählung der Lehrgegenstände honoris causa seine besondere Rubrik geben könne? aber einmal muß es der Verstand übel nehmen, daß er, ein Erkenntnißvermögen, nicht unter seines gleichen, Vernunft, Anschauungsvermögen, u. s. w. sondern unter Kenntnisse, seine Geschöpfe, gesetzt wird; und dann kommt der übrige Unterricht dadurch in den Verdacht, daß er dem Verstande abhold sey, daß er ihn wenigstens nicht ganz vorzüglich begünstige. Auch die Bücher, nach welchen der übrige Unterricht gegeben wird, können sich beschweren, daß man nur bey Sulzers Vorübungen den Verstand ganz vorzüglich in Thätigkeit setzt.

Nr. 2. Ein guter pädagogischer Geist weht den Leser aus dieser kleinen Schrift an. »Bey einem gleichen Maasse von Zeit- und Kraftverwendung: (so lautet der Anfang) würde in unsern Schulen- und Bildungsanstalten, so wie im Privatunterrichte, unstreitig viel mehr geschehen, als bisher wirklich geschehen ist, wenn die Schüler mehr angeleitet würden, ihre Kräfte und Fähigkeiten durch ihre eigene Sorgfalt zu entwickeln, und durch selbstthätiges Bestreben das Ziel zu erringen, welches bey den viel umfassenden Bedürfnissen unserer Zeit durch den Genuß des Unterrichts in nützlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten öfters nur unvollkommen erreicht wird. Die praktische Anwendung (warum praktische? kann es eine andere geben? eine theoretische Anwendung ist etwas Undenkbares, dasselbe gilt von der praktischen Ausführung, S. 9.) von diesem Grundsatze habe ich zuerst versucht, bey unsern künftigen Landschullehrern zu machen.« Diese Bogen liefern nun den Entwurf, den der Verf. sich dazu gemacht hat. Es ist nicht nur nichts Nöthiges darin vergessen; sondern es könnte sogar hin und wieder scheinen, — aber nur flüchtigen Lesern — als wenn die Landschullehrer über ihren Beruf hinaus veredelt und verfeinert werden sollten. Freylich wird nicht jeder Konsistorialrath für seine Landschullehrer thun können

oder

über wollen, z. B. in der Musik, was Hr. H. für die sich eigen thut; aber das ist eine Sache für sich; unzweckmäßig wäre es nicht, wenn es überall geschähe. Von S. 18. an wird die Methode beschrieben. Ihre Vorzüge sind zu einleuchtend, als daß sie nicht den Beyfall selbst derer gewinnen sollte, denen sie bisher noch fremd war, wenn sie sie nur recht ins Auge fassen. Was S. 56 f. über das Katechisiren gesagt wird, ist durchaus treffend. »Man verlangt sehr viel von unsern Landschullehrern, wenn man verlangt, daß sie durchgehends gute Katecheten seyn sollen. Mit dem Katechisiren überhaupt, dünkt mir, muß es noch ganz anders werden, wenn es seinem Zweck entsprechen soll. Von schlechten Katecheten, die sich selbst nicht verstehen, die alle Begriffe untereinander wirren, und ihren Kindern Fragen vorlegen, die — ich nicht beantworten möchte, ist hier nicht die Rede. Aber man nehme nur einmal die Muster unserer besten Katechisationen; man lese oder höre sie mit unbefangenem Sinne, und urtheile dann, ob eine solche Dialektik nicht dazu gemacht sey, alle Offenheit des Geistes zu verschüchtern, dem Menschen sein natürliches Gewand auszuziehn, und ihm einen Putzrock umzuwerfen, worin er nicht zu bleiben und sich zu lassen weiß. Was würden wir von einem Menschen denken, der uns über Gegenstände des gemeinen Lebens, oder auch über wissenschaftliche Gegenstände so examiniren wollte, wie man über Religion und Psychologie die Kinder zu examiniren pflegt? Nein, das heißt fürwahr nicht den Geist des Menschen, noch weniger den Geist des Kindes kennen und ehren, wenn man über seine wichtigsten Angelegenheiten, mit ihm nicht eben so natürlich und ungekünstelt sprechen will, als man mit ihm von allen andern Dingen spricht.«

Nr. 3. Der erste Theil von diesem Lehrbuche ist Band LXXII. S. 267 f. angezeigt. Von dem, was der Verf. dort versprach, liefert er hier bloß den ersten Unterricht im Rechnen und die Technologie. Das Uebrige soll künftiges Jahr nachkommen.

Nr. 4. Dieser Leitfaden bezieht sich, laut der Vorrede, auf ein von dem Verf. herausgegebenes Werk, unter dem Titel: Versuch eines Sokratischen Unterrichts in der deutschen Sprachlehre, und im schriftlichen

Gedankenausdruck, welches ich nicht kenne. Er ist zunächst als Anleitung und Hülfsmittel für den Lehrer bestimmt, weil der Verf., und mit Recht, der Meinung ist, daß die Leitfäden oder Lehrbücher bloß in die Hände des Lehrers gehören, und daß die Schüler dagegen sich die ihrigen aus dem Vorgetragenen und Gelernten selbst niederschreiben müssen. Das Ganze ist in 51 Stunden getheilt, wovon 3 der Einleitung, 16 der Rechtschreibung, und die übrigen dem bestimmt sind, was der Verf. die Sprachlehre im engern Sinn nennt. In jeder von diesen Lektionen schickt der Verf. immer Beyspiele und Redensarten voran, woraus die zu suchenden und zu lernenden Regeln und Begriffe, welche darauf folgen, abstrahirt sind. Stets sucht er einen Begriff aus dem andern zu entwickeln, und Alles so zu ordnen und zu stellen, daß es dem Schüler leicht werde, von einem Begriff zum andern fortzugehn, und ihn selbst zu finden. So oft es nöthig schien, sind die gefundenen Begriffe und abstrahirten Regeln wiederum durch eine Menge Beyspiele und Redensarten entwickelt und erläutert worden. Die einer jedem Stunde beygefügten Aufgaben zur Uebung im schriftlichen Gedankenausdruck beziehen sich, so viel möglich, auf das aus der Sprachlehre so eben Vorgetragene, und sind übrigens nach einer gewissen Stufenfolge, die vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichtern zum Schwerern führet, geordnet und abgefaßt worden. Sie können und sollen den Schülern vornehmlich zur Beschäfftigung ihres Privatfleißes dienen. Ich habe bisher mit des Verf. eigenen Worten erzählt; er setzt S. 9. hinzu: »Wenn man auf diese Art beym Unterricht verfährt: so leitet man die Schüler zur Beobachtung und Erfindung, wodurch sie nicht allein deutliche und gründliche Kenntniß erlangen, sondern auch zugleich ihre sämmtlichen Seelenkräfte harmonisch üben und entwickeln.«

Alles wahr und gut; aber wie ist die Ausführung gelungen? Der Verf. giebt zu, daß Manches hätte anders seyn müssen. Ich will von dem, was mir aufgefallen ist, nur die Hauptsache hier anführen.

Zugegeben, daß sich die möglichste Deutlichkeit (S. 9.) nicht immer mit gedrängter Kürze vertrage: so bedarf sie doch keinesweges die Weitschweifigkeit, wie der Verf. meint; diese

diese kann vielmehr der Deutlichkeit eben so nachtheilig werden, als die Kürze. Nach meiner Ansicht hätte dieß Buch wenigstens um zwey Drittel kürzer seyn können, ohne daß die Deutlichkeit darunter gelitten hätte. Zum Beweise will ich die erste Seite aus der fünften Stunde hersetzen.

Fortsetzung der vierten allgemeinen Regel, der deutschen Rechtschreibung, oder Anführung des Unterschiedes zwischen gleichlautenden Wörtern, von verschiedener Abstammung und Bedeutung.

(Praktisches Methodenbuch. I. B. S. 76 — 103.)

1. Aufsuchung des Unterschiedes zwisches den Wörtern Aal und Ahle.

Einleitungsgedanken. Wenn ich sage: »Der Aal lebt im Wasser:« so bezeichnet das Wort Aal eine Fischgattung. Sage ich aber: »der Schuster sticht mit der Ahle in das Leder:« so bedeutet das Wort Ahle eine Schusterpfrieme. Die beyden Wörter Aal und Ahle unterscheiden sich also in der Bedeutung dadurch von einander, daß Aal eine Fischgattung, und Ahle eine Schusterpfrieme bezeichnet. In der Schreibart unterscheiden sie sich dadurch von einander, daß in dem Worte, welches eine Fischgattung bezeichnet, ein doppeltes a, aber kein h; hingegen in dem Worte, welches eine Schusterpfrieme bezeichnet, nur ein einfaches a, aber auch ein h vorkömmt.

Dieß läßt sich füglich in folgende drey Zeilen bringen:

Fortsetzung der vierten Rechtschreibungsregel.

Aal, der bekannte Fisch dieses Namens.

Ahle, eine Schusterpfrieme.

Jede von den acht folgenden Seiten, die gleiches Inhalts mit dieser sind, läßt sich, da die Ueberschrift nicht wiederholt zu werden braucht, in zwey, höchstens drey Zeilen bringen, so daß statt neun Seiten dießmal nur eine nöthig wäre. Und diese Kürze scheint hier um so eher erwartet werden zu können, da auf das praktische Methodenbuch hingewiesen wird, wo die Lehrer wahrscheinlich alles, was uns hier zu viel scheint, noch einmal, und noch viel ausführlicher finden werden.

Der

III. Von der Fischerey, besonders der Teichfischerey S. 89—124. IV. Von der wilden Fischerey S. 124—151. V. Von der Anlegung und Bauart der ländlichen Wohnungen und Wirthschaftsgebäude, S. 151—340. Nach Lokalumständen kann hiervon Manches genutzt werden. Dieser letzte Abschnitt ist am weitläuftigsten gerathen, man findet jedoch gute Bemerkungen hin und wieder. Die Fertigung der nützlichen Lehmschindeln hat der Verf. S. 305. besonders deutlich und richtig beschrieben. Da dem Verf. nicht zuzumuthen ist, daß er in allen Zweigen der Landwirthschaft gleich stark seyn soll; so hinkt er freylich manchmal, und Rec. hätte hin und wieder, besonders im 4ten Abschnitte, seine Gegenerinnerungen beyfügen können. Die Kupfertafel enthält die Risse der Wirthschaftsgebäude; die eben nichts Besonders, vielleicht auch nur des Verf. Ideen und Gebäude sind. Wegen Provinzialwörtern versteht man Manches auch nicht; z. B. was ist S. 338. bis Ende: ein Trüpfhaus?

Wg.

Auf dreyßigjährige Erfahrung sich gründender praktischer Unterricht der ganzen Landwirthschaft (,) zur Belehrung, nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, sondern auch für unerfahrne Landwirthe. Herausgegeben von C. F. Gaudich. Dritter Band, (Dritten Bandes) erste Abtheilung. Leipzig, bey Rein. 1802. 294 Seiten. gr. 8. 1 Rg.

Die Absicht des Verf., dieses beynahe ganz allein aus andern Büchern zusammengestoppelten Machwerks, ist gar nicht zu errathen, noch weniger, was er mit seinem auf dreyßigjährige Erfahrung, sagen will; denn nicht allein dieser Band, sondern auch alle vorhergehenden, wie die bereits abgefaßten und darüber ausgestellten Recensionen ebenfalls beweisen, und klar an den Tag legen, sind nichts weiter und nichts mehr, als aus andern Büchern, und das obendrein mit oft unrechter Auswahl zusammengeschmiert. Dieser dritte Band handelt von der Pferdezucht, und be-

steht bloß aus Auszügen, — und oft noch aus elenden, wie es bey Behandlung der Krankheiten der Fall ist; zum Glücke hat er noch Kerstingen, oder einen Abschreiber von der Schrift: Kersting's nachgelassene Manuskripte geritten; man halte nur hin und wieder die 25 und 58 Seite in Kerstingen gegen S. 137 und 139. des Hrn. Gaudichs! Eben so S. 63. Kersting's mit S. 141. Gaudich's Kurart. Von Kersting S. 65. schrieb Hr. Gaudich bloß das Doppelte des Gewichts hinzu. Wofür also vom Oekonom das Doppelte veröconomisirt? der Oekonom sollte eher ersparen als theurer machen: halbirt wäre rühmlicher gewesen. Der Verf. wollte aber thun, als hätte ers nicht abgeschrieben: dachte, Kersting sey vergessen! Daß er aus Bouwingshausen, Frenzels praktischem Handbuch 2ten Th., Sind, Prizelius, Weber, u. a. m. abgeschrieben habe, hat er eben so verheelet! Kurz er wollte hier als Pferdearzt ganz erscheinen; was er als Kuh- oder Schaafarzt, — was noch so halb und halb hingehen mögen, — nicht vermochte. Es gehört eine ungeheure Frechheit dazu, dreyßigjährige Erfahrung auf den Titel zu setzen, und die Käufer auf diese Art um ihr Geld zu prellen, das sie besser, und auf solche Schriften verwenden können, die noch nicht gedruckt worden sind. Jeder Liebhaber wird daher gegen diese Arbeit mit allem Rechte gewarnt. — Gaudiche und Kohlwese verdienen, so wie andere Erzkompilatoren, keine weitere Beurtheilung noch Aufmerksamkeit!!!

Jo.

Sammlung neuer Erfahrungen und Versuche im Gebiete der Oekonomie, Manufakturen und Kunstgärtnerey. Nebst Vorschlägen zur Verbesserung derselben. Vom Verfasser des Buchs vom Aberglauben. Leipzig, bey Koch. 1801. 164 S. 8. 1 Rg.

Auch unter dem Titel:

Bauernphilosophie, oder Belehrungen über mancherley Gegenstände des Aberglaubens und andere nützliche Kenntnisse. — Drittes Bändchen.

Rec. findet zu dem, was schon über das 1ste und 2te Bändchen dieses nützlichen Buches gesagt worden ist, nichts weiter hinzuzufügen nöthig, als den Beweis, daß dieser dritte Theil der Bauerphilosophie besonders reichhaltig ist; diesen Beweis wird am besten die Inhaltsanzeige führen: 1. Etwas über die Kälberzucht. 2. Ein Mittel wider den Maulwurf. 3. Benutzung des Markes der Sonnenblume. 4. Mittel zur Vertilgung der Blüthenraupen. 5. Anwendung des Kupfers zur Grünspanbereitung. 6. Ursprung des Mutterkorns, und Mittel dawider. 7. Vertilgung der Maulwürfe. 8) Lederbereitung durch Torfmoor. 9. Ueber das Bleichen des leinenen Zeuges, mit dephlogistisirter Salzsäure. 10. Spelzbau. 11. Mittel wider die Ratzen. 12. Der Seidenhase. 13. Nöthige Regeln bey dem Versetzen junger Obstbäume. 14. Mittel wider die bey Levkoyen, dem Blumenkohle und andern Pflanzen auf warmen Mistbeeten, so gewöhnliche Fäulung und Vertrocknung des Stängels. 15. Anbau des Kalmus. 16. Ueber die sogenannte Gänsepest. 17. Ueber das allgemeine Säen des Mohns. 18. Ueber das Spargelschneiden. 19. Dauer des braunen Kohls. 20. Anbau des Honiggrases. 21. Vom Baumkrebse. 22. Zwiebeln von außerordentlicher Größe zu ziehen. 23. Beschreibung, wie der Hanf im Stifte Osnabrück gebauet und bereitet wird. 24. Ueber den Nutzen des Brahmis als eines Schaaffutterkrautes. 25. Vom Viehstiche. 26. Vom Winterblumenkohle. 27. Kurze zerstreute Beobachtungen verschiedener Hausleute über das Perllauch. 28. Vom Bleichen des Leinenen. 29. Nachricht von der Stallfütterung des Rindviehes, wie solche in den Gegenden geschieht, wo das Rindvieh nicht auf die Weide, sondern erst nach der Aerndte in das Stoppelfeld getrieben werden kann. 30. Kartoffelbrodt. 31. Erfahrungen von Raubbienen. 32. Anweisung, ohne anderweitige Hülfe eine gute Seife zu kochen. 33. Wie mit den Gartenbohnen zu verfahren, daß sie mehr Schoten ansetzen, als gewöhnlich geschiehet; ob es von Nutzen sey, sie abzustechen, und zu welcher Zeit es geschehen müsse. 34. Bemerkungen vom Kleebau. 35. Wie die Güte des Saamens zu erkennen. 36. Ueber die Schädlichkeit des Taxus bey Thieren. 37. Von der Kälberzucht. 38. Erfahrungen aus angestellten Versuchen mit einigen fremden Kornarten. 39. Soll man die Frösche ohne Unterschied aus den Gärten vertreiben?

den? 40. Ueber den Vorschlag, Erbsen zwischen die Kartoffeln zu pflanzen. 41. Lassen sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen anführen, daß in Jahren, worin die Witterung dem Wunsche der Bienenwärter gemäß ausfällt, dennoch die Honigärndte oft weit unter der Erwartung ist? 42. Versuche und Erfahrungen vom Kartoffelbau. 43. Einige alte Behauptungen von der Wartung, und einigen Heilmitteln des Viehes. 44. Der Sibirische Erbsenbaum.

Hier und da scheint der Sammler dieß Volksbuch aus Volksbüchern zusammen gesetzt zu haben, welches Rec. für sündlicher hält, als wenn es aus Büchern zusammen getragen wäre, deren Verfasser nicht geradezu für die gemeine Volksklasse schrieben. Man vergleiche, zur eigenen Ueberzeugung, daß dieß wohl nicht bloß nur so scheine, das beliebte Volksblatt der ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam.

Pm.

Abhandlungen, die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend. Herausgegeben von der K. K. ökon. patriotischen Gesellschaft im Königreich (e) Böhmen. Für das Jahr 1801. Prag, bey Herrl. [illegible]. 8. 120 S.

Eine Fortsetzung der vor 4 Jahren her erschienenen Abhandlungen, die bisher mit Vergnügen aufgenommen worden. Es ist nur zu beklagen, daß manche unsrer ökonomischen Gesellschaften nicht Schritt und Ordnung halten, wie doch andre ihnen besseres Beyspiel, z. E. die ökonomische Müttergesellschaft in Sachsen und St. Petersburg, welche auszeichnend die Liefländische nachahmet, geben. Hier an diesen Abhandlungen steht auf dem Titelblatte: Abhandlungen ꝛc. für das Jahr 1801, und sollte doch heißen: für das J. 1799, nur gedruckt 1801, und ausgegeben 1802, wie weiter unten, und in der Dedikation zu sehen ist. Welcher Mißverstand muß daraus entstehen, und was werden die Ausländer darüber denken?

Wir wollen dieß nun bey Seite setzen, und den Inhalt beurtheilen. Der vorliegende Jahrgang enthält in der ersten Abtheilung: Eigene Verhandlungen der Gesellschaft, vom 1ten Jänner bis letzten December 1799. Warum aber diese erst 1801 erschienen, und in der Dedikation doch Beyträge für das 1802te Jahr genannt werden, ist etwas räthselhaft und unschicklich! Warum bleibt man mit den alten Sachen so lang zurück?

Zweyte Abtheilung: Nr. I. S. 49—57. Beyträge und Arbeiten der Mitglieder, und andrer Mitarbeiter, bestehen erstens in: von Schramets Abhandlung, a) über einige Mittel, die Verminderung der schädlichen Waldinsekten zu fördern; b) Bemerkung über eine Art kleiner Würmchen, welche bey dem ausgeschossenem Getraid (e) einen beträchtlichen Schaden verursachen. Die erste Abhandlung ist deutlich, die letzte nicht so; der Verf. sagt nur: Wie das Getraide zu schießen anfieng, mußten diese Würmer den Waizen und die Gerste angegriffen haben. Er könne keine Bestimmung geben, weil man hier keine Gelegenheit habe, sich mit den großen Linne'ischen Werken zu berathschlagen. Die Gesellschaft fand unter 5 der Insekten, die der Verf. eingesendet hatte, dreyerley Insekten: zwey gehörten zur Gallwespe, und waren: Cynips caprea Lin; Zwey zu den Fliegen Musca Melanchrysa genannt; und ein Insekt, sagte man, sey eine Rüsselfliege, und zwar: Conops atra, gewesen. Die Gesellschaft machte manchelley Anmerkungen darüber, die wir übergehen und den Naturforschern überlassen, ob sie an der Quelle das Uebrige lesen wollen.

Nr. II. S. 59—67. Versuch mit der gewöhnlichen Pottasche, wie verfälscht dieselbe (,) theils Orten verändert wird, nebst Mitteln, dieselbe zu prüfen — — — von Franz Schmidt, Königl. Professor der Physik. Die Ueberschrift ist etwas unverständlich, man muß daher den wahren Sinn in der Abhandlung suchen.

Nr. III. S. 69—76. Chymische Untersuchung der ungarischen Soda — — von e. d. Diese Versuche verdienen die Prüfung der Chymiker.

Nr. IV.

Nr. IV. S. 77 — 85. Abhandlung über die Schädlichkeit des zu wenigen feuchten (seichten) und flachen Pflügens. Von Franz Stark, K. Kreisschulkommissär. Ist eine sehr gründliche Abhandlung, die man den Oekonomen empfehlen darf.

Nr. V. S. 87 — 94. Versuch über die Mittel, wie der Genuß des ausgewachsenen Getraides — — unschädlich gemacht werden könne. Vom D. Trzebitzky. — — Hat Bezug auf einen Bericht, wovon die Resultate angezeigt werden, die zum lesen und befolgen empfehlbar sind.

Nr. VI. S. 95 — 105. Anbau und Nutzen der Mohrhirse, *Dora* genannt. Vom D. Trzebitzky. Enthält bekannte Sachen über diesen Mohrhirse, theils nach Parmentier, theils Tschiffeli, Rajus, Beckmann, Münchhausen, Schreber, u. s. w.

Den Beschluß macht der Stand der Gesellschaft mit Ende Decembers 1801. Protektor, Präses und Mitglieder werden namentlich aufgeführt: so wie es alle Jahre geschiehet, und worunter nur 7 Auswärtige gefunden werden.

Hier liegt noch ein Beweis, daß alle Abhandlungen alt und von 1799, die Dedikation und Aufstellung der Mitglieder aber allein von 1802. sind. Wie konnte man also in der ohne Datum vorgesetzten Dedikation die Abhandlungen und Beyträge betiteln: für das 1802te Jahr, zumal der Stand der Mitglieder nur bis Ende 1801 gehet?

Wg.

Vermischte Schriften.

Scenen aus dem Geisterreiche von Heinrich Stilling. (Hofrath, Joh. Heinr. Jung.) Zweyter Band. In meines Vaters Hause giebts viele Wohnungen. Frankfurt am M., bey Varrentrapp. 1801. VIII. und 293 Seiten. kl. 8. 1 Rh. 2 gr.

Den Vorläufer dieser Schrift (1795) hat der Rec. einst angezeigt. (Anhang zum 1—28. Bande, 4. Abtheil. S. 622.) In der Vorrede dieses Bandes sagt der Verf.: »der erste habe viel Beyfall gefunden, und hin und wieder so viel Segen gestiftet, daß er bewogen und aufgefordert worden sey, diese Arbeit fortzusetzen.« »Aus gewissen merkwürdigen Erscheinungen, deren Wahrheit apodiktisch bewiesen werden könne, ward es dem Verf. zur Pflicht, seine Theorie über Geistererscheinungen, Ahnungen, u. s. w. öffentlich zu erklären. Darüber haben ihm aber Andere, welches er von weitem nicht ahnete, (!) Vorwürfe gemacht, gegen seine Aeußerungen geprediget, und davor gewarnt; worauf er öffentlich erklärte, er wolle dieser Sache nicht mehr gedenken;« (das denn auch wohlgethan gewesen wäre.) »Da er sich indeß jetzt genöthiget findet, noch ein ganzes Buch über diesen Gegenstand zu schreiben: so bittet er alle diejenigen, welchen seine Vorstellungen vom Hades; (dem Todtenbehälter im Geisterreiche, nach Offenbar. Joh. 20, 13. 14.) von der Geisterwelt, von Himmel und Hölle, u. s. w. unglaublich, oder gar sündlich vorkommen, (der Rec. stimmt für das Unglaubliche,) das ganze Werk bloß als eine nützliche Dichtung, als ein moralisches Gedicht, anzusehen.« (Das ist billig gefodert, wenn es ihm nur, wegen der gedachten höchstmerkwürdigen Erscheinungen, Ernst damit ist. Wirklich ist dieß Buch ein Pendant zu Swedenborgs Visionen.) In diesen zehn Scenen kommen vor: der Selbstmörder; der Sieg des Glaubens; Lohn der Treue; Jesus Christus in seinem menschlichen Charakter; die Seligkeit der Kinder; verschiedene Wirkung der Bekehrung am Ende des Lebens; ein pantomimisches Drama in der Geisterwelt; die Pietisten; Eickels Verklärung; die ewige Ehescheidung. Hier Einiges daraus zur Probe: Im Hades giebts ein Zuchthaus der Ewigkeit, für Selbstmörder. Es giebt da einen Kerkermeister mit seiner Dienerschaft, und Scharfrichter, welches die bösen Todesengel sind. Dieß erfährt der Leser in der ersten Scene durch die dem Verf. erschienene himmlische Weisheit, Siona. Dagegen macht der Dichter diese wieder mit den Ursachen des Selbstmordes bekannt; z. B. »Dort wird ein Knabe von 8 bis 10 Jahren durch geile Weibspersonen, oder schon im Keim vergiftete Gassenbuben, mit dem gefährlichen Geheimniß des Geschlechtstriebes bekannt;

kaput; — er raube seinem himmlischen Vater das kostbare Werkzeug der Menschenzeugung — spielt damit, — und siehe! ein Basilisk schlüpft aus dem Ey! — Sein bis auf Haut und Knochen ausgemergelter, siecher, stinkender, Körper ist ihm nun ein quälender Kerker, und eine Folterbank, auf welcher er ausgespannt ächzt, und wo seine Lüste, als so viele höllische Furien, an seinen Eingeweiden nagen,« u. s. w. (Diese Gegenstände sind in pädagogischen und medicinischen Schriften schon oft berühret! Und wird eine Vorstellung, wo die Farben so stark aufgetragen sind, gehörig beherzigt werden, und Frucht bringen? Für moralische Dichtung kann sie nicht gelten; ästhetisch schön ist sie wahrlich nicht! Und wie mag man einer Siona, die zwar ein Geschöpf der Imagination ist, so etwas vorsagen? Doch, ihr selbst wird dergleichen in den Mund gelegt!) Siona erzählt, ein Gegenstück, » von einem stillen, gutartigen, wollüstigen Dienstmädchen, das sich eines zehnjährigen Knabens bediente, gewisse Reize zu befriedigen! daß dieser hernach bey seines gleichen Buben, in Satansschule unterrichtet, Geheimnisse der Bosheit gelernet habe, die weder Feder noch Zunge auszudrücken wagt. « Der Verf. wohnt im Hades dem Urtheil über Selbstmörder bey. Einer wird begnadiget, in einen sechsjährigen Knaben verwandelt, vorläufig in die Schule, in's Kinderreich der Geisterwelt, in das Reich des Unterrichts, geschickt. Siona erzählt nun, wie jener Bube, Merab, zum Selbstmorde kam: » Es war nun an dem, daß er die hohe Schule beziehen sollte, und seine Aeltern hofften ihn nach wenigen Jahren als einen würdigen Religionslehrer wiederkommen zu sehen, wozu er ihnen auch durch sein äußeres heuchlerisches Betragen hinlänglichen Grund zu geben schien. Allein es gieng ganz anders, als sie erwarteten; er bezog die Universität zu X...z, studierte vorzüglich Philosophie, die ihn bey seinem unbändigen Hang zum sinnlichen Genusse jeder Art bald zum vollendeten Freygeist umschuf, und las dann die schlüpfrigsten Romane der größten Meister, u. s. w. « (Man sieht beyläufig aus dieser Probe, daß die himmlische Weisheit ziemlich fade und langweilig erzählt.) Es kommen in der Folge noch manche dergleichen Historien vor, die sich wohl auf wahre Begebenheiten gründen. Kurz — denn wir müssen den umständlichen Bericht der Siona zusammenziehen — Merab ward — Illuminat, und Hofmeister fürstlicher

Kinder, mit dem geheimen Auftrage, die Fürsten zu verdunkeln, hingegen die Dienerschaft, soweit er nur reichen konnte, zu erhellen. Aber er fand — in der französischen Revolution ein größeres Feld für seine Bubenstücke. Zuletzt entleibte er sich. Das Urtheil verdammte ihn zum Sklaven der niedrigsten Höllenbewohner. Der Verf. sagt: »Mir standen die Haare zu Berge, und ich wünschte mich aus dem Hades wieder in's Land der Lebendigen zurück; allein Siona befahl mir, u. s. w.« — Wir können dem Verf. in seinen langweiligen Grillen unmöglich weiter folgen. Indeß wollen wir hier noch einige Stellen ausheben. S. 41. »Ich. (Stilling.) Satan hat in unsern Zeiten zwey Meisterstücke gemacht: das erste ist, daß er die Philosophen und philosophischen Religionsverkehrer zu bereden gewußt hat, (die armen Leute sind also wohl, unwissend, in einem Bunde mit dem leidigen Satan!) er, der Satan, existire gar nicht, das sey nur so ein Geschwätz von Christo und seinen Aposteln, das ihnen nicht Ernst gewesen sey; (ein listiger Vogel ist er, das muß wahr seyn!) und das zweyte ist, daß er sie demonstriren gelehrt hat, das Beten könne gar nicht helfen; denn Gott thue doch, was er wolle, u. s. w« — »Siona. Deine Bemerkung ist sehr richtig, u. s. w.« Stilling äußert nun den Wunsch, daß eine gewisse Loschabeth, eine modern erzogene Selbstmörderinn, Erbarmen finden möge. »Siona. So, wie Loschabeth jetzt ist, und in der Gesinnung würde sie's im Himmel keine Stunde aushalten, weil sie sich in die dortigen Gesellschaften noch weit weniger schicken würde, als ein grober ungeschliffner Bauer, der keine zwey Stunden ohne Branntwein leben kann, in eine Versammlung gelehrter Belletristen, die über Kosegartens, Matthisons, und andere alte und neue Meisterstücke in Entzückung gerathen können.« (Die himmlische Freundinn weiß, wie man siehet, vielerley!) In dem Zweyten Gesicht, der Sieg des Glaubens, kommt ein Engel, Ammiel, vor, im Leben August Herrmann Franke. Er holt von der Erde den Geist eines frommen Predigers in einer großen Stadt, (er heißt jetzt Thamin,) der mit Beten, Ringen und Kämpfen nicht nachzulassen beschlossen hatte, bis er durch sinnliche Erfahrungen von Jesu Christo, und seiner Wahrheit vollkommen überzeugt war. Das Bedingniß seines Glaubens ward nie sinnlich erfüllet; und doch

doch ward sein Glaube immer stärker. (Gieng es nicht Lavatern so?) Nicht so gut wird es einem andern ansehnlichen Religionslehrer, Alnabon, in der Unterwelt Philophraft, der ein gelehrter Philosoph war, und die Göttlichkeit Christi nicht annahm. Er wird von dem Engel Malachiel, (Spangenberg, Bischof der Brüdergemeine,) eines bessern belehret, und Bruder Thamiri, dessen Freund er war, bekommt beyläufig einen Verweis, daß er durch diese Freundschaft mit am Joch der Ungläubigen gezogen habe. Thamin entschuldiget sich mit seiner Eigenliebe, (!) er habe es mit den großen allgemein geschätzten Männern nicht verderben (also Allen alles seyn?) wollen, habe auch irrig geglaubt, dadurch besser auf die großen Modemänner wirken zu können.« (Solche Züge erheben diese Visionen fast zur Satyre.) Lavater heißt nun (vierte Scene S. 116.) Israel. »Die Umarmung des Königs aller Wesen, an dem er sich zu Tode geliebt hatte, erhob ihn zur Größe des Seraphs. »Ihm entgegen kommt Jesanjah, (Heinrich Heß,) und bringt einen Gruß von Maria, der Mutter und Erzieherinn Christi, jetzt Königinn des Kinderreichs; sie wünscht L. zu sehen und zu sprechen. Israel Lavater, und Jesanjah Heß, schweben zu ihr hinüber. Umarmungen und Gespräch zwischen Lavater und Maria (S. 122–153.) Lavater fragt nach Christus: »War er auch körperlich schön?« Maria. »Jesus war ein wohlgebildeter Mann; an seinem ganzen Körper war kein Fehl; er war etwas länger, als mittler Statur, mehr hager, als stark, hatte die Physiognomie des Davidischen Hauses; sein Haar war blondgelblich, sein Angesicht röthlich, seine Augensterne glänzend-blau und schön, das Haar hieng in sanftwallenden Locken um Hals und Schultern.« Lavater fragt, wie er sich als Kind betragen habe? Auch hievon giebt Maria Nachricht: »er habe geweint, wie andere Kinder; aber nie ärgerlich, oder zornig, auch gespielt; aber der Zweck seiner Spiele sey immer groß und wohlthätig gewesen; sie unterwieß ihn; im fünften Jahre konnte er schon lesen; (was andere Kinder mitunter auch können; aber nach Pestalozzi hat Christus zu früh gelesen!) In der siebenten Scene S. 200. sagt der Verf.: »die menschliche Gesellschaft drücke mich! — Da freuet man sich des Friedens, hofft goldene Zeiten, schwärmt von einer Lustparthie zur andern, und freuet sich der Aufklärung und seines eignen Daseyns! —

Man zuckt die Achseln über mich, und sagt, ich sey ein schwermüthiger Schwärmer! darum betraure ich meine Zeitgenossen; denn es ist nicht lange mehr hin: so werden sie trauren; ich aber, und alle Schwärmer meines Gleichen, werden uns dann hoch freuen.« (Vermuthlich hatte der Verf. eine Erscheinung vom nahen Untergange der Welt, oder doch unsers Planeten!) »Darum wähle ich auch so gerne einsame Spaziergänge, tröste mich mit der Zukunft, und freue mich, daß mich der Herr würdiget, in diesen letzten Zeiten einer seiner letzten Zeugen und Boten an seine Christenheit zu seyn. Mag mir dann auch wiederfahren, was allen meines Gleichen, und meinem Herrn und Meister, auch wiederfahren ist!« Am Schluß dieser Scene (S. 240.) ruft er: »Freunde und Freundinnen! — Brüder und Schwestern! denkt über diese Bilderschrift ruhig nach! Ihr werdet keiner nähern Erklärung bedürfen!« (Vermuthlich hält der Verf. Konventikeln.) Die neunte Scene: Eickels Erklärung, (S. 261.) enthält ein Gedicht, das der Verf. 1788. auf den Tod des Pfarrers E. zu Elberfeld unter dem Titel: Eickels Verklärung, eine Scene aus der Geisterwelt, drucken ließ, und welches überall wohl aufgenommen seyn soll. Um es der Vergessenheit zu entreissen, erscheint es hier wieder abgedruckt. Etwas zur Probe: Elim und Salem, zwey Engel, unterreden sich auf ihrer Reise zu Eickels Sterbebette.

Elim.

— — — Wo eilst du hin?

Salem.

Zu Eickels Tod.

Elim.

Zu Eickels Tod? zu ihm, dem Menschenfreund?
— — — — —
— — — ists der gemeint?

Salem.

Der ists! Ich hab Befehl den Todeskampf zu mildern,
Vor seinem Geist die Ehrenkron zu schildern,
Die seiner harrt.

Elim.

Ich geh mit dir!

Salem.

Salem.

Jehovah wills — komm Bruder, Folge mir!

Elim.

— — Sieh, wie der Kranke stöhnt!

Salem.

Hilf, Bruder, hilf! damit er nicht erliege.

Elim.

Ich habe Arzeney von Golgatha zum Siege.

Salem.

Die wirkt!! — — —

Eickel stirbt. Der Ausdruck seiner Empfindung, verglichen mit denen, vierzig Jahre früher von Cramer geschilderten, in der Auferstehung: *)

„Bald schwingt mein Geist sich auf vom Staube, u. s. w.

insonderheit die achte Strophe:

»Wie ist mir dann? — Welch süßes Leben!
Wer gießt in meinen Staub das Leben? —
Was schauert sanft durch mein Gehirn? u. s. w.«

scheinen, als Reminiscenzen, dem Verf. vorgeschwebt zu haben. Man höre unsern Stilling!

Eickel.

»Wo bin ich jezt? — Was hört mein Ohr? — Was fährt
So süß und schauervoll — durch alle meine Glieder? —
Doch, Glieder hab ich nicht — ich glänze — höre Lieder! —
Gott! welche Majestät! — Welch Wohlthun! — Welche Ruh! —
— — — — Herr Jesus! Welche Freude!
So ists denn wahr, was ich geglaubet habe!
Und was ich ahndete jenseits dem Grabe?
O! laßt mich, Brüder! laßt noch einmal Starke
Mich auf der Kanzel stehn! Jezt könnt' ich reden.«

Salem.

»Das geht nicht an!« — — — — —

Diese

*) Anmerk. Zuerst abgedruckt in den vermischten Schriften von den Verfassern der Brem. Beyträge, Band 1. Seite 339. Leipz. 1748. 8.

Diese erbärmlich-komische Reimerey soll überall wohl aufgenommen seyn? Läßt sich das denken? — In der That! der Verf. muß krank seyn! »Die menschliche Gesell»schaft, sagt er, drückt ihn; man nennt ihn einen schwer»müthigen Schwärmer!« — Wäre ihm nicht, statt einsamer Spaziergänge, und des Bücherschreibens, ein geselliges thätiges Leben zu empfehlen? Den Nutzen desselben wird er, als Arzt, doch nicht bezweifeln? Unter seinen frühern Schriften zeichnen sich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, und Wanderschaft, vorzüglich doch das erste, aus. Man las sie mit einigem Interesse. Aber überall schimmerte schon der Hang zu religiöser Schwärmerey durch. Vormals beschäfftigte sich der Verf., nicht ohne glücklichem Erfolg, mit der Operation des grauen Staars! Hierauf mit den Kameralwissenschaften. Er hätte nicht aus dem thätigen Leben in das beschauliche, aus der wirklichen Welt in das Gebiet der Phantasie, hinüber gehen sollen! — Wenn er doch noch umkehrte! — Wenigstens doch das viele Bücherschreiben unterließe! Es kommt mit solcher Schreiberey wirklich nichts heraus.

Wl.

Janus. Eine Zeitschrift, auf Ereignisse und Thatsachen gegründet. Jahrgang 1801. Nr. I.-XII. Jena, bey Göpfert. 1801. Etwas über 2½ Alph. gr. 8. 4 Rt.

Dasselbe Urtheil, welches wir in dieser Bibliothek (LIX. Band, Seite 245 f. und Anh. zum XXIX-LXVIII. Bande Seite 765.) über den vorigen Jahrgang dieses Journals gefällt haben:

Daß er, nebst wenigen vorzüglichen Aufsätzen, viele mittelmäßige und schlechte enthalte, gilt auch von dem vorliegenden zweyten, mit welchem diese, von dem bekannten Polygraphen Vulpius in Weimar, herausgegebene Zeitschrift geschlossen worden ist.

R.

Denk-

Deutsche Encyklopädie (,) oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften (,) von einer Gesellschaft Gelehrten. Zwey und zwanzigster Band. Von Ko — Kraz. Frankfurt am M., bey Varrentrapp. 1802. 812 S. kl. Folio. 6 Rt. 18 gr.

Von diesem zwar langsam erscheinenden, aber sich noch immer gleich bleibenden Werke haben wir bisher in der Allg. D. Bibl. mit dem ihm gebührenden Lobe Nachricht gegeben. Der vorliegende Band enthält viel Gutes, und, wie bisher immer der Fall gewesen, mehr naturhistorische als technische Artikel, wobey wir wiederholentlich den Wunsch äußern, daß letztere mit jenen so viel als möglich, doch gleichen Schritt halten möchten! — Die vorzüglichsten und ausführlichsten der hierin vorkommenden Artikel sind: Kobalt — Kobaltvitriol S. 2—31. (Die Kobalttinte — sympathetische Tinte, von der S. 9—11. ausführlich gehandelt wird, hat sich zwar in unsern Kunstbüchern und ähnlichen Lexikographischen Werken, wie in Halle's Magie oder Zauberkr. der Natur, 1r Th. Seite 238 fg. und mehrern andern erhalten, wovon die Schriften, die davon handeln, in Weigel's Chemie, S. 284 fg. angeführt werden; man hat aber in neuern Zeiten viel schönere erfunden. Uebrigens findet man über den Kobalt und den daraus zu fördernden Produkten, eine schätzbare Abhandl. in Beckmann's Gesch. der Erfindung, 3r Band, S. 202—224., die eben nicht recht bekannt, wenigstens nicht gebraucht zu seyn scheint. —) In allerley Hinsicht sind die Ueberschriften Koch — Kochzucker S. 41—75. lehrreich, wobey die neuesten Schriften mit Auswahl benutzt worden. — Die hydrotechnischen Artikel werden gewöhnlich zu kurz abgefertigt; so hätten z. B. S. 80. im Art. Kock, dergleichen Art Verträge, die ein Deichpolder mit dem andern, oder mit den zunächstgelegenen Deichschauen schließt, aus *Jodoci Hackmanni* tract. jurid. de jure aggerum, Cap. VII. p. 158. §. 76 seq. aus dem Kolaas van Waterwerken — wie aus den Clevischen und Geldrischen Deichordnungen von den Jahren 1323 — 1786 geschehen, wenigstens darauf Bezug genommen werden können! Uebrigens scheinen nicht immer die neuesten Erfahrungen im Wasserbauwesen dabey

benutzt

benutzt zu seyn; denn von Brüning's, Konrad's, Bey-
erink, Woltmann, Gilly, Eitelwein und Gugliel-
mini, kommt nirgend ein Wort vor, das diesen grossen Hy-
drotekten ähnlich sey; und wie viel hat nicht die Hydrotech-
nik diesen Männern zu verdanken! — Was für ein Ge-
wicht mag der ungenannte Verf. S. 84. im Art Köllnisches
Markgewicht, das er mit dem französischen vergleicht,
verstanden haben: alt oder neu französisches? Wahrschein-
lich alt; denn nach dem Gesetz von 13 Brüm. IX. J., wor-
nach zwar das metrische System bey der Decimaleintheilung
des Gewichts blieb, wurden aber die gräco-lateinisch-galli-
schen Namen vom 18 Germ. 3 J. aufgehoben, und die al-
ten Benennungen von Livre, Once, Gros, Denier, Grain,
wieder einzuführen verordnet, wornach die Myriogramme
== 10 Liv. Decimal, oder 20 Pfd. 7 Unz. alt Pariser Ge-
wicht 1 Decimal Pfd. == 1 Kilogramme, oder 2 Pfd. 5 $\frac{3}{4}$
Gros Köln. Gew.; 1 Once == 1 Hectogramme, oder 3 Un-
zen 2 Gros Köln. Gewicht; 1 Gros oder Quentchen == 1
Decagramme, oder 2 Gros 44 Gran; 1 Denier == 1
Gramme, oder 18$\frac{7}{8}$ Gran; 1 Gran == 1 Decigramme, oder
1$\frac{7}{8}$ Gran Köln. Gewicht, nach den Bestimmungen des Mi-
nisters vom Innern, la Place, verglichen und festgesetzt
worden. Ueberhaupt wird es Nothwendigkeit, in neuen
Lexikographischen und andern Werken, wo vom französ.
Maaß und Gewichte die Rede ist, die neuern Verhältnisse
neben den der Alten aufzuführen, und dabey die Angaben
von la Place und la Borde zum Maaßstabe anzunehmen.
— König — Königszucker S. 86—148. Hierinnen
finden sich viele trefflich bearbeitete Gegenstände, die in hi-
storischer, antiquarischer, chemischer und naturgeschichtlicher
Hinsicht Aufmerksamkeit verdienen. — Im Art. Körper
(philosophisch betrachtet) S. 156—158 wird die Materie
mehr in atomistischer als dynamischer Hinsicht erkläret (Nach
dem dynamischen Systeme, vermöge welchem das Wesen
der Materie in zurückstoßenden und anziehenden Kräften be-
stehet, über und unter welchen größere und kleinere Kräfte,
bis ins Unendliche, gedacht werden können, ist kein Körper
absolut undurchdringlich; folglich die Materie ins Unend-
liche theilbar. Daraus folgt aber noch nicht, daß ein Kör-
per, im bestimmten Raume, aus einer unendlichen Menge
Theile bestehe). Die folgenden Ueberschriften von der Lehre
der Körper S. 158—184 geometrisch, physisch, naturhi-
storisch,

storisch, anatomisch, physiologisch und technisch betrachtet, enthalten viel Gutes und Lehrreiches. Dahin können wir auch die einzelnen Beschreibungen S. 187 — 228 Kohl — Kohlwurm rechnen, die aber doch meistens naturhistorisch sind. Im Art. Hydraulischer Kolben S. 232 — 234 vermissen wir die englischen Erfindungen und die Erfahrungen des Hrn. Baders ungern. — Sehr ausführlich werden S. 238 — 254 sieben und sechzig Arten vom Kolibri, dem sogenannten Fliegenvogel, beschrieben. — Dem mit vieler Wahrheit angefüllten Artikel: Kolonie S. 259 könnten wir noch manche Beyspiele hinzufügen, wenn hier der Ort wäre, dergleichen Sachen aufzunehmen. In dem vorliegenden Artikel ist von den nach Preußen eingerufenen Kolonien die Rede, worüber von Lamotte in einer eignen Abhandlung (Berl. 1793. 8.) die gerechtesten Klagen führt. — Vielumfassend ist die Abhandlung: Kombinationslehre, S. 264 — 295, mit etwas Historischem vermischt; wobey aber Fischer's und Langsdorf's Verdienste um die analytische Kombinationsmethode, vermisset werden. — Der Art. Kompositionssteine ist wörtlich aus dem Ludovici entlehnt; Schedel hat ihn in der neuen Ausgabe der Akad. der Kaufl. 3r Th. S. 1816, ebenfalls unverändert gelassen. — In Kontermarsch S. 318 — 322, wobey auf griechische Taktik Bezug genommen wird, hat man Potter und Guichard, die hier stark gebraucht wurden, gänzlich verschwiegen. — S. 325 ist Kop, als Getraidemaaß, wörtlich nach Savary und Ludovici abgeschrieben. Es ist aber unrichtig, daß das Kop-Maaß dem Pariser Litron (la Litre) gleich sey. Dieses hält im neuen metrischen Systeme, als Urhohlmaaß, eine neue Pariser Pinte (Kanne), die = $1\frac{1}{24}$ Kön. Pinte, oder $\frac{1}{2}$ Maaß Köllnisch ist. Denn sie ist = $\frac{1}{1000}$ Theil Kubikmetre von 443, 296 nach den Bestimmungen von la Place und Mechain, worauf der Konsularbeschluß vom 13 Brüm. IX. J. gegründet worden. Vergl. Manuel pratique des poids et mesures, par *S. A. Tarbé*. à Paris. Thermid. an IX. p. 298 suiv. — Die Art. Kopf — Kopfzieher, S. 326 — 370, sind sehr ausführlich. — Nicht weniger Koppelwirthschaft, Koran, Korb bis Kornmaschiel. — Die Gründe, die S. 410 im Art. Korinthisches Erz, für die Unmöglichkeit der Münzen aus diesem goldfarbigem Metalle, angeführet werden, sind unzulänglich. Rec. glaubt

viele

vielmehr, daß ein großer Theil derselben aus dem eigentlichen Stannum gemacht sind, welches wegen Beymischung von Silber und einiger strengflüssigen Metalle, zum Gebrauche beym Vermünzen etc. bequemer und sicherer als Garkupfer mit Gold vermischt war. — Daß, im Art. Korkeiche, der Gebrauch in der Schifffahrtskunde desselben S. 410—413 nicht erwähnt wird, ist auffallend, da doch Beckmann in seiner Gesch. der Erfind. 2r Bd. S. 479—482 u. Berghaus Gesch. der Schiff. bey den vornehmsten Völkern des Alterth. 2r B. S. 437 ff. davon umständlich Nachricht geben. — Korn — Kornzopfen, S. 416—443. — Kosten — u. Erhaltungs-Kosten der Kriegesbedürfnisse, S. 447—460; sind gut ausgeführt; dagegen ist der Art. Krämer S. 493—495 und Krämer-Innung S. 496—499 von Wort zu Wort aus der Schedelschen Ausg. von Ludovici Akd. der Kaufl. 2r Bd. S. 1890—1914 abgeschrieben. Der Verf. von allen Handlungsartikeln, die am Ende mit (14) unterzeichnet stehen, hat noch keinen einzigen Aufsatz geliefert, der nicht aus besagter Quelle entlehnt sey. Wann wird man doch einmal aufhören, zehnmal gedruckte Sachen zum eilften Male in einem Realwörterbuche von neuem, ohne die mindeste Aenderung abzudrucken? — Die naturhistorischen, geschichtlichen und einige andere damit verwandten Gegenstände, sind noch immer die besten Artikel, die am wenigsten sinnlos abgeschrieben, dagegen am meisten mit Sachkenntniß bearbeitet worden.

Kr.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. Fünfter Band.

Auch unter dem Titel:

Neue Ruhestunden u. s. w. Erster Band. Frankfurt a. M., bey Wilmans. 1805. 394 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Die Herausgeber der vier ersten Bände (Nachtigal und Hoche) scheinen von dieser Fortsetzung sich zurückgezogen zu haben. Ihres Namens wird auf dem Titel nicht mehr erwähnt,

erwähnt, und eben so wenig sind Beyträge von ihnen hier vorfindlich. Auch kündigt der Geist, der besonders aus dem dritten und vierten Bande wehte, sich in dem vorliegenden nur selten an. Mehrere Aufsätze, namentlich die vier Jahreszeiten, das bunte Tuch, der Räuber und Rodrigo, sind wahre Lückenbüßer, die nur in ihrer polirten Form noch etwas Anziehendes haben. Der Verfasser des Gesanges: Herrmann und Robert, ermüdet den Leser durch die Monotonie seines Hexameters. In der poetischen Erzählung: die Wahl des Herkules, kontrastiren Sprachfehler, wie: »die Musik entrückt dich deiner selbst,« Härten des Reims, wie: Nachtigalln und falln, und Worte, wie: ungehudelt, mit der Reinheit des Geschmacks, die sonst hier unverkennbar ist. Allein es würde ungerecht seyn, wenn man übrigens diesem Bande allen Werth absprechen wollte. Das Zaubermährchen: Jarmora, von F. H. v. Einsiedel, ist reizend; nur fehlet ihm innere Haltung. Denn der Deus ex machina, den der Vf. zuletzt hervortreten läßt, ist doch nicht die Tugend, wodurch allein die Entzauberung bewirkt werden sollte. Die Geständnisse eines Weiberfeindes — Alwina — und die älterliche Liebe von Gittermann, und so auch Louise von einem Ungenannten zeichnen sich, besonders durch ihr zartes Kolorit, vortheilhaft aus. Auch die chinesische Erzählung: der wandelnde Mond von Einsiedel, gewährt Unterhaltung, obgleich man die poetische Gerechtigkeit in Hinsicht auf das Muttersöhnchen nicht sonderlich gehandhabt siehet. Uebrigens wäre zu wünschen, daß auf die Hauptbestimmung des Werks: für Frohsinn und häusliches Glück, in den folgenden Bänden schärfer geachtet werden möchte.

Sw.

Neue Sammlung von Sprüchwörtern, zur Unterhaltung und Belehrung, von Sylvester Jakob Ramann, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurtischen. Erstes Bändchen. Altenburg, bey Rink. 1801. 207 S. und 16 Vorrede. 8. 12 gr.

Der Verfasser nimmt ein Sprüchwort zum Thema, liefert alsdann gewöhnlich eine Erzählung, worin er Gelegenheit nimmt, den Sinn des Sprüchworts nicht nur genau zu bestimmen, sondern auch allerley Belehrendes einzumischen. Die Sprüchwörter, welche man hier findet, sind: Zehn Jahre ein Kind, zwanzig Jahre ein Jüngling. Es hackt keine Krähe der andern ein Auge aus. Wer bald giebt, giebt doppelt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Geradezu ist der Wahrheit Straße, und guter Weg um ist keine Krümme. Tugend und Handwerk sind der Kinder bestes Erbtheil.

Rec. hat das Büchlein mit Vergnügen gelesen. Die letzte Erzählung hat ihm am wenigsten gefallen, weil so sehr Vieles darin gesagt wird, was auf das Sprüchwort gar keine Beziehung hat. Man findet hier einen gewöhnlichen, eben nicht schlechten, aber weitschweifigen Roman, der noch das Unangenehme hat, daß er plötzlich abbricht, und die Fortsetzung erst künftig verspricht. Solche Unterbrechungen einer Erzählung haben immer etwas Unangenehmes für den Leser, und erregen gegen den Verfasser doch wohlbegründeten Verdacht, als wolle man dadurch den Leser des ersten Theils zwingen, auch den zweyten zu kaufen. Gute Schriftsteller haben zu solchen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen nicht nöthig.

Mehrere unangenehme Druckfehler sind eingeschlichen, z. B. Muh statt Kuh, und dgl. So ist auch S. 86 das Sprüchwort: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, in umgekehrter Ordnung, ganz wider den Sinn desselben, abgedruckt, und S. 87 heißt es: »Die Gerechtigkeit, die alles vor ihren Richterstuhl zieht, hebt nun die Strafe auf, schiebt sie aber nicht ganz auf.« Soll heißen: die Gerechtigkeit schiebt nur die Strafe auf, hebt sie aber nicht ganz auf. Daß das Laster immer am Ende seine Strafe erhalte, wie S. 87 Hr. Guthelm seinen Sohn lehrt, bey Gelegenheit, da ein, zu Ungerechtigkeiten verbündeter, Amtsrath und Dorfschulze auf die Festung kommen, sollte wohl nicht, wie es hier geschieht, ohne Einschränkung nähere Bestimmung und Hinweisung auf die, freylich immer gewiß erfolgende Bestrafung des Gewissens, und die schreckliche Erwartung einer Bestrafung im zukünftigen Leben, wenn sie im jetzigen ausbliebe, einen jungen Menschen gelehrt werden. Mit solchen Begriffen in die weite Welt hinaus, müßte ein Mensch

Mensch doch sehr traurige, niederschlagende, und seiner Moralität leicht sehr nachtheilige Erfahrungen machen. In unsrer Welt geht es doch wirklich so nicht zu. Hier kommen bey weitem nicht alle ungerechte Amtsräthe, Dorfschulzen und — und — und — auf die Festung. Und wohl uns! wohl unsrer moralischen Natur, daß dieß so ist! Was wäre Tugend — was wäre Laster — wenn die Folgen von beyden auch schon für dieses Leben mit mathematischer Gewißheit zu berechnen wären? — Gestraft wird der Lasterhafte gewiß. Er trägt ja seinen Zuchtmeister, der ihn oft mit eiserner Hand faßt, immer mit sich umher; auch Gott wird sein Schuldner nicht bleiben. Daran laßt uns genügen! Die Bestrafungen des wirklichen, oft wohl gar nur vermeintlichen Lasterhaften, immer hier schon in seinen Schicksalen suchen und finden wollen, kann schreckliche Urtheile über unsre Nebenmenschen, und sehr beunruhigende Täuschungen unsrer selbst veranlassen, erniedrigt die moralische Natur des Menschen, und verhunzet unsre Jugend, die wir zu edlern Motiven für ihre Handlungsweisen gewöhnen müssen, wenn das Reich Christi noch je einmal zu uns kommen soll.

Pm.

Stephan, oder der Handwerker, wie er seyn soll. Von J. S. Ramann. Altenburg und Erfurt, bey Rink und Schnupphase. 1802. 231 S. 8. 16 gr.

Wenn die Verleger im Jahre 1801 in der für die A. D. Bibliothek bereits angezeigten Neuen Sammlung von Sprüchwörtern unter der Aufschrift: Tugend und Handwerk sind der Kinder bestes Erbtheil; das Bruchstück eines Romans feil boten, und dann ein Jahr später das nämliche Bruchstück mit einem Theile der Fortsetzung (nach dem langweiligen Tone und dem Einmischen sogar dessen, was ein Jeder in dieser und jener Lage gedacht hat, kann dieser Roman auf viele Bände ausgezerret und ausgedehnt werden) unter dem obigen neuen Aushängeschilde: Stephan, oder der Handwerker, wie er seyn sollte — noch einmal zu Markte bringt: was soll dann aus dem Buchhandel werden?

Rec. holt hier nach, was die Herren vergessen haben, dem neuen alten Romane vor der Stirn zu setzen: practica est multiplex. Und noch sollte für die der lateinischen Sprache unkundigen Leser die freye Uebersetzung beygefügt seyn: „Das nämliche Buch, welches gutmüthige Käufer uns schon einmal unter einem andern Titel bezahlt haben.“ Ohne diese Warnung bleibt in der That hier eine Unbilligkeit in dieser Handels-Procedur, die kein rechtlicher Buchhändler in Schutz nehmen wird. Ja Rec. ist fest überzeugt, daß sie, wenn sie jemals allgemeiner werden könnte, dem ohnehin sinkenden Buchhandel den Gnadenstoß zu versetzen, mit beytragen würde. Auch sollte kein Schriftsteller seinen Namen zu dergleichen Täuschung des Publikums mißbrauchen lassen! Denn was auch die Vorrede zur Entschuldigung dieser, leider! schon oft wiederholten Verlegersünde herstottern mag: nie wird ein — angeblicher oder ernstlich gemeinter — guter Zweck ein an sich verächtliches Mittel heiligen.

Pm.

Die Freuden der Kinderzucht. Dritter und vierter Theil, oder meine Lustreisen und Spaziergänge mit Kindern in einigen Gegenden des Niederharzes. Erstes und zweytes Heft. Ein nützliches Handbuch für junge Schullehrer und edeldenkende Aeltern, und belehrendes Lesebuch für Kinder. Von Heinrich Hauer, Schullehrer zu Suderode im Fürstenthum Halberstadt. Quedlinburg, bey Ernst. 1802. 128 und 154 S. 8. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Meine Lustreisen und Spaziergänge mit Kindern in den Gegenden des Niederharzes. Erstes und zweytes Heft.

Auf diesen Lustreisen und Spaziergängen nimmt der Verf. Gelegenheit, seiner Jugend, bald in Erzählungen, bald durch wechselseitiges Fragen und Antworten, auf mancher-

ley

ley Art nützlich zu werden. Rec. glaubt versichern zu können, daß dieß auf eine nicht uninteressante glückliche Art bewirkt werde.

Einen Auszug der in diesem kleinen Buche enthaltenen Belehrungen zu geben, erlauben die Gränzen unsrer Bibliothek nicht.

Was hier von dem, den Schullehrern gemeiniglich karg zugetheilten Gehalte gesagt wird, steht durchaus nicht am rechten Orte; so sehr auch das, was hier und in vielen andern Büchern über diese wichtige Angelegenheit in unsern Tagen gesagt wird, ernstlicher Beherzigung werth ist.

Einigemal ihn, statt ihm, und mich, statt mir, will Rec. nur für arge Druckfehler halten; indessen ist doch Veranlassung zu dem Wunsche da, daß der Verf. noch mehr Sorgfalt auf Ausdruck und Sprachrichtigkeit wenden möge, wenn er fortfahren sollte, zu schriftstellern; damit Niemand sagen mag: Schuster bleibe beym Leisten.

In der Vorrede sagt der Verf.: »Ein hiesiger ideoti»scher Mann glaubte zu jener Zeit, da ich die Schwanger»schaft dieser Lustreisen ankündigte, durch eine sehr niedrige »und große Schmähschrift das Kind in der Geburt zu er»sticken. Die Lustreisen erschienen nicht, und — der elende »Mann empfand hohe triumphirende Freude, « (woher mag der Verfasser das wissen?) »seinen Endzweck erreicht zu »haben. Und sollte ich denn einen (einem) solchen elen»den Manne nicht einige Jahre diese Freude gönnen? Muß »man nicht mit jeden (jedem) Elenden Mitleid haben? »Diese schwarze Schmähschrift könnte mir vielen Stoff zu »einer langen Vorrede geben; da die Ausdrücke aber so pö»belhaft sind, daß sie jedes Ohr vernünftiger Menschen be»leidigen würden: so will ich sie lieber in das Buch der »Vergessenheit schreiben, (?) und jeder gutdenkende Leser, »wird mit mir einen solchen Mann, welcher sich selbst dar»innen (darin; und worin denn?) für einen Gelehrten »ausgiebt, bemitleiden, daß er eine so verdorbene (ver»derbte) Seele hat.«

Diesen Stoff in einer langen Vorrede ausführlicher zu bearbeiten, wie hier der Anfang gemacht worden ist, wäre gewiß das Schlimmste gewesen; weil der Verf. hätte ihm

können. Wem soll so viel, und so viel Hartes über jenen Mann frommen? Für Suderode, höchstens für die Menschen zwey oder drey Quadratmeilen da herum, wo man unsern Verf. und seinen Beleidiger kennen mag, kann dieß allenfalls einiges Interesse haben; aber in dem übrigen großen Deutschlande? — Möchten doch unsere Schriftsteller endlich einsehen lernen: daß das, was sie angeht, darum noch nicht das große Publikum angehe; daß so Etwas dem bey weitem größesten Theile der Leser anekelt; und daß das Publikum sehr geneigt ist, in solchen Fällen, Beyde, den Schmäher und Wiederschmäher, für schlecht zu halten. Der Verf., ein denkender, und nach der größtmöglichsten Nützlichkeit strebender Schullehrer, sollte seiner Jugend vielmehr durch sein Beyspiel sagen: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltworten, am wenigsten schreiet in die weite Welt hinaus: der — der hat mich beleidigt, darum hat er eine verderbte Seele! Man glaubt auch das nicht immer; und immer waget ihr selbst viel dabey.

Kam das Buch, wie der Verf. sagt, der Schmähschrift wegen, später heraus: so konnte das sehr zum Vortheile des Buches gereichen.

Der Pächter Martin und sein Vater. Dritter Band.

Auch unter einem zweyten Titel wird es ausgegeben:

Vermächtniß zur Beförderung des Schönen und Guten. Von dem Pächter Martin. Leipzig, bey Göschen. 1802. 308 S. 8. 1 Rg. 4 gr.

Die Manier des Verf. ist aus den beyden ersten Theilen bekannt. Der Zweck des Verf. ist, nützliche Wahrheiten unter diejenigen Klassen zu verbreiten, denen der wissenschaftliche Weg, sich über Religion und Moral zu belehren, zu mühsam ist. Der Leser hat daher hier zwar keine neue Ausbeute für das Feld der Wissenschaften zu erwarten; allein er findet dagegen die dort aufgefundenen Wahrheiten in so gefälligen Darstellungen vorgetragen, daß ihre Verbrei-

tung

tung und Befolgung erweitert werden muß. Und auch dieses ist gewiß ein Verdienst. Dieser dritte Theil kann auch für sich bestehen, ohne der vorhergehenden Theile nöthig zu haben; deßwegen ist er mit einem besondern Titel noch versehen worden. Es werden in 18 Abschnitten viele gute, und zur Erlangung einer vernünftigen Glückseligkeit nothwendige Lehren dem Menschen gegeben. Der Verf. geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Aufklärung nicht aufzudringen ist. Dadurch, daß dieser einfache Grundsatz nicht befolgt worden ist, hat schon mancher wohlmeinende Regent den Kummer gehabt, seine besten Absichten mißverstanden und ohne guten Erfolg zu sehen. Die Gegenstände, die in diesem Theile durch angenehme und unterhaltende Darstellungen behandelt werden, betreffen vorzüglich die Flüchtigkeit der Zeit, der weise Gebrauch des Lebens, die zweckmäßige Einrichtung des Hauswesens, die Erziehung der Jugend, die Beurtheilung des Nebenmenschen, und die Aussichten des Menschen nach dem Tode. Auch über eine bessere Einrichtung der Beichte und des Abendmahls werden Vorschläge gethan. Der Rec. muß aber bekennen, daß ihm diese Vorschläge zu sehr gekünstelt vorkommen, und daß diese beyden geistlichen Handlungen, wenn sie allgemein eine gute Wirkung noch hervorbringen sollen, nicht dahin berechnet werden dürfen, auf die Sinne, sondern immer mehr auf die Vernunft zu wirken. Bey diesen beyden kirchlichen Handlungen sollen wir nicht als Bürger des Staates, sondern als Menschen erscheinen; wir sollen bekennen, daß wir außer den Banden des Staates auch noch in andern Verhältnissen, in denen der Menschheit, einander angehören, durch diese einander noch näher verwandt sind, als durch jedes andere Verhältniß; und daher sind die lauten öffentlichen Bekenntnisse in jedem Jahre nöthig, daß wir alle von einem Stamme sind, daß wir alle schwache und dem Irrthum und dem Laster unterworfene Menschen sind, daß uns nichts dagegen wahrhaft sichern und bessern kann, als unsere eigene Vernunft und unsere Sittlichkeit.

Lm.

1. Oldenburgische Zeitschrift, herausgegeben von G. A. von Halem und G. A. Gramberg.

1sten Bandes 1stes und 2tes Stück. Oldenburg, bey Schulze. 1803. Jedes Stück 6 Bog. 8. Der Jahrgang aus 6 Stück bestehend 1 Rg. 20 Kr.

2. Mecklenburgische Provinzial-Blätter. Herausgegeben von J. C. M. Wehnert (Professor und Rektor der Parchimschen Stadtschule). Neustrelitz, bey Albanus 1801 und 1802. 2 Jahrgänge in 4 Bänden 8. Jeder Jahrgang von etwas über 2 Alphabet 3 Rg. 8 Kr.

3. Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für alle Stände, zur Verbreitung reeller Grundsätze und wahrer Aufklärung. Herausgegeben von Julius Stendro und Fritz Bürger. Erster Jahrgang. 1802. Altona, bey Bechtold. 2 Alph. 6 Bogen. 8. 3 Rg. 8 Kr. — Zweyten Jahrg. 1stes Heft. Herausgeg. von Julius Stendro. 11 Bogen 8. Der Jahrg. 3 Rg. 8 Kr.

4. Der Genius von Bayern unter Maximilian IV. Herausgegeben von G. Freyh. von Aretin, Kurfürstl. Oberpfälzischem Landes-Direktions Direktor. Ersten Bandes 1stes, 2tes u. 3tes Stück. m. K. München bey Seidel 1802. 31 Bogen. gr. 8. 2 Rg. 12 Kr.

5. Libussa. Eine vaterländische Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von J. G. Meinert. Ersten Bandes 1stes u. 2tes Stück. M. 2 Kupf. Prag, bey Calve 1802. 21 Bog. 8. 1 Rg. 8 Kr.

Nr. 1. schließt sich an die, sonst von dem einen Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift, dem würdigen Kanzley-Rath v. Halem, redigirten Oldenburgischen Blätter, an, und

uns verspreche, wenn der Inhalt der folgenden Hefte dem der beyden ersten an zweckmäßiger Auswahl und Reichhaltigkeit gleich kömmt, eins der vorzüglichsten deutschen Provinzial-Journale zu werden. Unter den hier mitgetheilten Aufsätzen haben uns vorzüglich nachstehende gefallen.

Heft I. Geschichte des Umtausches des Gottorpischen Antheils am Herzogthum Holstein, gegen die Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst.

Sehr lehrreich und interessant, nicht nur für die Bewohner der vertauschten Länder, sondern für Jeden, dem die Kenntniß der neuesten deutschen Staatsveränderung wichtig ist.

Klagen eines Abfindlings. Von C. A. Runde.

Geschichte eines äußerst merkwürdigen Rechtsstreits; auf welchen das *summum jus, summa injuria*, recht eigentlich Anwendung leidet.

Alt und Neu. Von C. A. Gramberg.

Ein wichtiges Kapitel aus der Lebensphilosophie, das eben so reich an erheblichen, erwägungswerthen Wahrheiten, als anziehend vorgetragen ist.

Heft II. Also sollte man das Näherrecht ganz abschaffen? Von Runde.

Eine sehr vollständige, von gründlicher Sachkunde zeigende Auseinandersetzung der Nachtheile des Näherrechts.

Nachricht von landwirthschaftlichen Verbesserungen im Oldenburgischen.

Beschreibung neuerfundener und wesentlich verbesserter Ackergeräthschaften.

Nr. 2. ist nach einem sehr wohl durchdachten, dem Zwecke einer Provinzialzeitschrift angemessenen Plane angelegt. Man findet hier geographische, historische und statistische Nachrichten von den beyden Herzogthümern Mecklenburg, Nachrichten von dem Zustande der Künste, Manufakturen, der Industrie, Handlung, Schifffahrt, des Ackerbaues, Notizen über den Zustand des Kirchen- und Schulwesens, Vorschläge, das Policey- und Medizinalwesen betref-

treffend, Nachrichten von der vaterländischen Literatur, Mecklenburgische Chronik und vermischte Aufsätze aus dem Staats- und Privatrecht, der Kameralwissenschaft, Oekonomie, insofern sie besonderes Interesse für Mecklenburg haben, u. s. w. — Die Ausführung dieses Plans ist wohl gerathen: so daß diese Provinzialblätter nicht nur für jeden gebildeten Bewohner Mecklenburgs ein vielseitiges mannichfaltiges Interesse haben müssen; sondern auch für Jeden, dem es darum zu thun ist, jenes Land, seine itzige Lage, Einrichtung, den dort herrschenden Grad der Kultur und Aufklärung, u. s. w. kennen zu lernen, ein willkommner Beytrag zur Erlangung dieser Kenntnisse seyn werden.

Nr. 3. ist ein ohne Plan und Zweck zusammengeraffte Gemengsel schlechter Gedichte und mittelmäßiger prosaischer Aufsätze, historischen, moralischen, und soi-disant philosophischen Inhalts, Anekdoten, die zum Theil, wie die S. 1. 207 u. 208 unzähligemal gedruckt sind; Räthsel, die der Mühe des Errathens nicht verlohnen, kleine Erzählungen, u. s. w. Wir haben nichts gefunden, was über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit hinausgienge; wohl aber Viel, was tief darunter steht. Die hier gelieferte Geschichte der Jesuiten, so wie die Nachrichten von der spanischen Inquisition, enthalten zwar auch allgemein bekannte, tausendmal gesagte Dinge; sind aber doch noch das Beste in diesen korpulenten Heften.

Nr. 4. enthält sehr brauchbare Materialien zur Geschichte der Regierung des preiswürdigen Kurfürsten von Baiern, Maximilian des Vierten. Gleich der erste Aufsatz, welcher einen Ueberblick der Lage Baierns bey dem Tode des letzten Kurfürsten Karl Theodor, und eine Parallele zwischen ihm und dem jetzigen Kurfürsten enthält, liefert höchst interessante Data, und führt zu sehr merkwürdigen, für die Wohlfahrt Baierns erfreulichen Resultaten. Der Aufsatz: Erste Schritte der neuen Regierung, giebt ein sehr ehrenvolles Zeugniß von der Weisheit des Kurfürsten und seiner unermüdlichen Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen. — Der von G. H. Mayser herrührende Aufsatz: Ueber den wissenschaftlichen Geist in Baiern, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für dieses von der Natur so reichlich ausgestattete und gesegnete Land, das so lange unter dem Joche des Pfaffen-

Feudaldespotismus, welchen sein jetziger Regent so muthig bekämpft, schwächtete. — Nicht minder erfreulich sind die Nachrichten von den neuen Verfügungen zur Verbesserung des Geschäfftsganges. — Ueberall verdrängt die Morgenröthe des schönsten Tages die dicke Finsterniß, die sonst über Baiern schwebte! —

In Nr. 5. findet man Aufsätze zur Kenntniß der böhmischen Geschichte und Landesverfassung, Nachrichten von nützlichen Erfindungen; Fabriken, Abhandlungen über Gegenstände der Policey- und Kameralwissenschaft, Beyträge zur Kenntniß böhmischer Sitten und Gebräuche, nebst vielen kleinen Gedichten vom Herausgeber, von Birkenstock, Dambeck, A. J. Richter u. a. m.

Man kann dem Herausgeber das Verdienst einer guten Auswahl nicht absprechen; doch bitten wir ihn, bey Aufnahme von Gedichten strenger als bisher zu seyn, und sich nicht etwa durch persönliche Rücksichten leiten zu lassen. Er äußert S. 85 die Meinung: seine Leser würden es billigen, wenn er hier gelungene Arbeiten seiner Schüler abdrucken ließe. Wir zweifeln daran; auch die gelungenste Schülerarbeit taugt selten für den Druck!

X.

Die Spaziergänge, oder die Kunst, spazieren zu gehen. Von Karl Gottlob Schelle. Leipzig, bey Martini 1802. 283 S. 8. 1 Rthl.

Den Einfluß der Philosophie auf das Leben einleuchtend zu machen, ihre Sätze auf Gegenstände der Welt, die uns umgiebt, praktisch hinzuleiten und anzuwenden, ist ein Verdienst, das einen Garve und Engel unsterblich macht, und den Dank der Nachwelt gegen einen Feder und Kant erhöhen. Der Verf. dieser Schrift folgt den Fußstapfen dieser edlen Männer, und zwar auf einem noch wenig betretenen Wege; der aber jedem vernünftigen Denker, und besonders jedem Freunde der Natur, und des Schönen überhaupt, lieb seyn muß. Er verdient ihren Dank, so wie sein interessantes Handbüchlein hier eine ausführliche Anzeige

zur

zur concentrirt darstellenden Entwicklung seines praktischen Inhalts.

Körperbewegung ist, sowohl in Absicht auf den Körper selbst, als auch in Absicht auf den Geist, ein nothwendiges Erforderniß des Wohlseyns (der körperlich-geistigen Gesundheit); eben sie selbst ist, an sich selbst betrachtet, nur mechanischer Art, und erfüllt so keinen geistigen Zweck. Es kömmt darauf an, diesen eingeschränkten Werth zu erhöhen, und mit einem günstigen Zweck ihr auch einen geistigen Werth zu geben.

Lustwandeln ist nur für den ungebildeten Menschen eine bloß physische Bewegung des Körpers, wobey der Geist unthätig bleibt; der Mann von gebildetem Kopf und Herzen hingegen nährt dabey höhere Bedürfnisse. Körperliche Bewegung soll für den Geist Erholung; aber auch für den Körper ein Beförderungsmittel der Gesundheit werden. Daher muß methodisches angestrengtes Denken dem Lustwandeln fremd seyn. Die dabey verwandte Aufmerksamkeit des Geistes ist mehr für Spiel als für Ernst anzusehen; dieser muß den Stoff seiner unangestrengten Thätigkeit in dem Kreise des Lustwandelns selbst finden. Die Gegenstände dazu müssen sich ihm von selbst darbieten, und er muß die Eindrücke derselben mit offner Empfänglichkeit mehr ruhig aufnehmen, als sich darüber leidenschaftlich erhitzen. Auf diesem Wege tritt der Geist in unmittelbare Gemeinschaft mit Natur und Menschheit, welche die zartesten Saiten seines Wesens berührt.

Natur also und Menschheit sind der Schauplatz und die Gegenstände des Lustwandlers; die Natur in ihrer erhabenen oder in ihrer einfachen Gestalt; die Menschheit in ihrer heitern und prunklosen Würde. Doch darf kein intellektuelles Interesse an diese Gegenstände den Geist anstrengen, und folglich den Körper ermatten.

Nur mit ästhetischem Interesse muß der Lustwandler die Natur und auch die Menschheit betrachten. Unbefangenheit des Gemüths ist dabey unablässige innre Bedingung; äußre Bedingungen, die nicht von ihm abhängen, sind, ein nicht zu enger Bekanntenkreis auf dem Spaziergange, Unbeschränktheit der Freyheit. Dann erheitert schon der bloße Anblick der Menschen das Gemüth.

Spa-

Spaziergänge in freyen natürlichen Gegenden und in öffentlichen Lustgängen müssen abwechselnd mit einander verbunden werden. Große und freye Ansichten der Natur entfesseln von den kleinlichen Verhältnissen des städtischen Zwanges. Ein kurzer Spaziergang, auf einer öffentlichen mit Menschen angefüllten Wandelbahn, bewirkt baldige Zerstreuung und Erholung von Geschäfften. Doch muß jener Anblick nicht alltäglich und diese Zerstreuung nicht zu häufig werden.

»Die eigne Natur, die eignen Gedanken des Menschen »entwickeln sich nur in Stunden, wo er, von fremden »Geistern unberührt, seinen Geist sich selbst wiedergiebt.« Einsames Spazierengehen im Freyen befördert dieses Sammeln seiner selbst, wobey die Betrachtung und der Genuß der Natur, die zum Geist und Herzen spricht, immer Hauptzweck bleiben muß.

»Da, wo es vor Städten an öffentlichen Spaziergängen fehlt, wo man sich auf die leichteste Art durch den Anblick lustwandelnder Menschen zerstreuen könnte, fehlt es »an dem unentbehrlichsten Bedürfniß einer gebildeten »Stadt.« Das Lustwandeln auf solchen Mittheilungspunkten der Geselligkeit, vereinigt den doppelten Eindruck von Natur und Menschheit. Jene belebt diese, und der gemischte Eindruck äußert sich durch Wohlgefallen an Menschen, ihrem Seyn und Thun, und wird, durch ungezwungne Unterhaltung, erhöhet.

Mit Geschmack angelegte öffentliche Lustgärten laden zum gesellschaftlichen Genuß der Natur ein, und eine zweckmäßige (nicht zu rauschende und lärmende) Musik vermehrt das gesellschaftliche Vergnügen in denselben. So hat die Ansicht von den die Stadt umgebenden Privatgärten, durch den Abstich mit den Verhältnissen der Stadt, einen eignen Reiz. Große mit den vereinten Sinn für Natur und Kunst angelegte Gärten, von bedeutendem Umfange, sind, so lange solche Anlagen in einem untergeordneten Verhältniß zur Natur erscheinen, als verschönerte Landschaften anzusehen, die den angenehmen Genuß durch Mannichfaltigkeit vervielfachen.

Spazierengehen ist die natürlichste Art des Lustwandelns, weil sie ganz von uns selbst abhängt, uns ganz uns selbst überläßt. Nicht ganz diese volle Freyheit hat der Geist

beym

[illegible] Spazierenreiten und Fahren. Viele Gegenstände der Betrachtung, denen der Gehende sich nach Willkühr nähern und sie genießen kann, gehen im letztern Falle verloren. Dahingegen wird bey diesem Ermüdung durch Gehen erspart; das Verweilen auf unanmuthige Strecken, wird durch Reiten oder Fahren vermindert, und die Vorzüge des geselligen Genusses treten bey dem Fahren, auf offnen, zweckmäßig eingerichteten Wagen, so wie die des größern Ueberblicks u. s. w. bey dem Reiten ein. Wasserfahrten sind von allem Zwange frey, und begünstigen die Geselligkeit in vollem Maaße.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verf. zu den besondern, den Spaziergängen im Freyen (d. h. nicht in Gärten und Lustgängen; sondern in der freyen Natur), und zu den wohlthätigen Eindrücken, welche die sich hier darstellenden Gegenstände auf den Geist machen, über. — Oeftere Spaziergänge im Freyen erhalten den Sinn für die Natur, unterhalten und vermehren die Bekanntschaft mit ihr. — Hier folgen nun ästhetische und psychologische Betrachtungen über die verschiedenen, mannichfaltigen und wohlthätigen Eindrücke, welche die Ansichten und die Uebersichten, von Bergen, in Thälern, auf Feldern, Wiesen, in Wäldern, verschaffen.

Es folgen nun mit eben so vielem ästhetischen Gefühl und Beobachtungsgeist, als mit neuen Ansichten, und einer glücklichen Darstellungsgabe, geschriebene Bemerkungen über die Phänomene der Natur an den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, die keines Auszugs fähig sind.

Die noch übrigen beyden Abschnitte enthalten Reflexionen über das Verhältniß der Eindrücke der Natur zu unserer Aufmerksamkeit und zu dem Sinn, welchen wir zu ihrer Betrachtung mitbringen; über den eigenthümlichen Charakter einzelner Gegenstände derselben; über Ruhe und Bewegung in der Natur; endlich, über die zum Lustwandeln nothwendige gesunde und behagliche Beschaffenheit des Körpers und Stimmung der Seele.

Die Erläuterungen, mit welchen diese lesenswürdige Schrift beschließt, enthält, außer verschiedenen nähern Bestimmungen einiger, in den einzeln Abschnitten ausgeführten, Sätze, aus den Werken von bekannten Schrift-

stellern

[illegible] angezogenen Stellen, entweder zur Unterstützung des Gesagten, oder als Beyspiele glücklicher Darstellungen aus der Natur, oder berühmter Villen und Spaziergänge großer Städte und andere Ansichten von einem Kant, Wieland, Garve, Rousseau, Meyer, Düpaty, Schulz, Brydone, Matthison, Büffon u. a.

Genug, zur Empfehlung dieser Geist- und Gefühlvollen Schrift, die in dem Taschenbuch jedes Lustwandlers und Freundes der Natur einen Platz finden sollte, und dazu auch durch das bequeme Taschenformat geeignet ist.

Rp.

Das Grabmahl, an meinen Friedrich von Bernhard. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 5½ Bogen Kl. 8.

Eine interessante kleine Schrift. Veranlassung und Ueberschrift dankt sie einem Grabmale, das ein begüterter Holländer auf seinem reizenden Landsitze in einer schönen Rheingegend für seine verewigte Gattinn und sich errichtet hat. Die durch die Wallfahrt dahin und durch die Beschauung desselben erregten Gefühle und Bemerkungen geben den Inhalt. Der Pilger selbst, ein junger Wahrheit suchender und Wahrheit liebender Denker; aber noch uneins mit sich selbst, mit seinem Wollen, Wirken und Wünschen, und immer mehr aus den Gefilden der spekulativen Philosophie, in denen er für sich kein Heil sieht, zurückkehrend, sieht einem beruhigenden Ende des innern Kampfs zwischen Wissen und Glauben, Philosophie und Offenbarung entgegen. In dieser Geistes- und Gemüthsstimmung nun tritt er seine Wanderschaft an. Dadurch erhält dann der Gang seiner Ideen, wie seiner Empfindungen, eine rührende Feyerlichkeit, die mit dem Verstande auch das Herz des Lesers anzieht, und ihn für die mitgetheilten Gefühle und Wahrheiten um so empfänglicher macht. Auch ist der Styl leicht und edel, klar und bestimmt, blühend, ohne Prunk, und warm ohne Spannung. Mit Vergnügen macht daher Rec. den Verfasser, der hier zum erstenmal auftritt, als einen Schriftsteller bekannt, von dessen Kopf und Herzen sich mancher

schöne

schöne Gewinn für Wahrheit und Beförderung des Guten und Nützlichen hoffen läßt.

Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen. Mit einem Anhange aus Hume's Geschichte von England. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Berlin, bey Sander. 1802. 9½ Bog. kl. 8. 12 gr.

Eine sehr einfache und ungekünstelte Darstellung der Wundergeschichte, deren Heldinn Voltaire's sarkastische Laune blasphemirt, und Schillers Muse apotheoisirt hat. Für den aufmerksamen Leser ist es interessant, zu bemerken, wie selbst in den altfranzösischen Erzählungen dieser wunderbaren Ereignisse Johanna von Orleans mehr als eine enthusiasmirte als inspirirte Heroine erscheint, und wie sehr ein großer Theil ihrer sogenannten Wunder sich als ganz natürliche Vorfälle erklären lassen. Vorzüglich zieht uns in Johannen die hohe Reinheit und Einfalt ihres Charakters an, die stille Demuth, mit der sie die Würde ihrer vermeinten außerordentlichen Gottgesandtschaft trägt, die weibliche Schaam und Züchtigkeit bey ihrer Fülle von männlicher Kühnheit und unerschrocknem Heldengeist; Eigenschaften, die sie recht eigentlich zur Heldinn eines Drama's qualificiren, besonders, wenn, nach der Humeschen Ansicht, alles Mirakulöse von ihren Thaten abgesondert, und bloß religiöser Enthusiasmus zur Quelle derselben gemacht wird.

Pl.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Johann Gottfr. Hanisch Wittwe in Hildburghausen ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten.

Laurop, C. P., Grundsätze der natürlichen und künstlichen Holzzucht. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat auf seinen vielen Reisen die Holzzucht in verschiedenen Klimaten und Erdarten studiert, und giebt nun in diesem Werke die Resultate dieses Studiums. Jeder Forstmann, das Klima und die Erdart mögen nun auch seyn welche sie wollen, findet daher in diesem Werke Belehrung und Anwendbarkeit der darin befindlichen Grundsätze.

Archiv skizzirter Religionsvorträge für denkende Prediger. 6s und 7s Bändchen. gr. 8. 1803. 1 Thlr. 8 Gr.

Mit dem 8ten Bändchen schließt sich dieß Werk, und umfaßt dann die ganze Moral in allen ihren Zweigen.

Ernesti, J. H. M., Geographisch-statistisch-historischer Ueberblick von Sachsen. Das ist von dem Zustande und Veränderungen der Kur- und Herzogl. Sächsischen Länder. Mit Tabellen zum öf-

 fent-

fentlichen und Privatgebrauch. Voraus Deutschlands Geschichte. 8. 1803. 20 Gr.

Todesfälle.

1803.

Den 19ten September starb zu Bremen, im kaum angetretenen 71sten Lebensjahre, nach einer kurzen Krankheit, der, in der gelehrten Welt durch mehrere, mit Beyfall aufgenommene Schriften aus dem Fache der Handlungswissenschaften, imgleichen durch verschiedene Uebersetzungen rühmlichst bekannte Dispacheur, Herr Johann Andreas Engelbrecht, geboren zu Hamburg den 6ten September 1733. Die A. D. Bibl. verliert an ihm einen thätigen Mitarbeiter, der schon seit dem Jahre 1788 an diesem Werke Antheil hatte. Seine, aus mehr denn 10,000 Bänden bestehende Bibliothek, worauf er sehr viele Kosten verwandte, verdient, wenn sie einst versteigert wird, die Aufmerksamkeit des Publikums.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das Institut der Allgemeinen Litteraturzeitung, welches bisher in Jena bestand, wird, mit ansehnlicher Königl. Unterstützung, nach Halle verlegt.

